Geschichte

des

Preußischen Staates und Volkes

unter den

Hohenzollern'schen Fürsten.

Nach den besten Quellen bearbeitet

und den

Gebildeten aller Stände des preußischen und deutschen Volkes gewidmet

von

C. von Cosel,
Königlich Preußischer Oberst.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.

Geschichte

des

Preußischen Staates und Volkes

unter

den Hohenzollern'schen Fürsten.

Geschichte

des

Preußischen Staates und Volkes

unter

den Hohenzollern'schen Fürsten.

Nach den besten Quellen bearbeitet und den Gebildeten aller Stände
des preußischen und deutschen Volkes gewidmet

von

E. von Cosel,
Königl. Preuß. Oberstlieutenant.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker und Humblot.
1869.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Band.

Erstes Buch.

Die Herrschaft der Hohenzollern bis zum Regierungsantritt des großen Kurfürsten. 1411—1640.

Capitel I.

Die Herrschaft der Hohenzollern bis zum Eintritt der Reformation, 1411—1535.

Capitel II.

Von der Einführung der Reformation bis zum Ausbruch des 30jährigen Krieges, 1535—1618.

Capitel III.

Die Zeit des 30jährigen Krieges, 1619—1640.

Zweites Buch.

Die Herrschaft der Hohenzollern vom Regierungsantritt des großen Kurfürsten bis zur Erlangung der Königswürde. 1640—1701.

Capitel I.

Die Regierung des großen Kurfürsten, 1640—1688.

Capitel II.

Die Regierungszeit Friedrich's III. als Kurfürst, von 1688—1701.

Drittes Buch.

Die Herrschaft der Hohenzollern von der Erlangung der Königswürde bis zum Regierungsantritt Friedrich's II. 1701—1740.

Capitel I.

Die Regierung König Friedrich I. (als Kurfürst Friedrich III.), von 1701—1713.

Capitel II.

Die Regierung König Friedrich Wilhelm's I., 1713—1740.

Einleitung.

Die Mark Brandenburg ist das Stammland des heutigen preußischen Staates und bezeichnen wir mit diesem Namen im Allgemeinen das Land zwischen zwei großen deutschen Strömen, der Elbe und der Oder.

Das Land selbst ist kein von der Natur begünstigtes zu nennen; noch heutigen Tages ist der Boden in großen Strecken leicht und undankbar, das Klima vielfach rauh und unfreundlich. Aber dieses rauhe Klima, dieser sandige und die mühseligste Arbeit erfordernde Boden haben in den Bewohnern des Landes ein Geschlecht von Männern erzeugt, welche, wohl geeignet, die großen Thaten zu vollbringen, die wir in den folgenden Blättern zu schildern unternehmen, aus der kleinen und mißachteten Mark Brandenburg im Laufe der Jahrhunderte und unter der weisen und kräftigen Führung eines hochgesinnten Herrscherhauses den jetzigen großen und mächtigen preußischen Staat geschaffen haben.

Es war das ritterliche Fürstengeschlecht der dem Süden Deutschlands entsprossenen Hohenzollern, welches, nachdem diese Mark Brandenburg unter baierschen und luxemburgischen Fürsten so herunter gekommen war, daß Niemand mehr das Land haben wollte und handhaben konnte, da ein räuberischer Adel das letzte Mark des Landes aussog, mit kräftiger und weiser Hand die Zügel ergriff, mit schonungsloser Strenge, aber auch mit weiser Mäßigung und Gerechtigkeit, Ordnung herstellte, das zerrüttete Land vor gänzlichem Verfall rettete und zu dem Kern einer neuen germanischen Staatsbildung umschuf.

Als Jahrhunderte später Luther seine Stimme gegen die vielfachen Irrthümer und Mißbräuche der mittelalterlichen Kirche erhob; als der blutige dreißigjährige Krieg die Gauen Deutschlands verheerte und die Mark Brandenburg fast zur Wüste machte; auch da war es ein Fürst des Hauses Hohenzollern, der Kurfürst Friedrich Wilhelm, von der dankbaren Nachwelt mit Recht der Große genannt, welcher die Mark Brandenburg und das mit ihr vereinigte Land des deutschen Ordens, das von polnischer Oberhoheit durch ihn befreite Herzogthum Preußen an die Spitze des sich verjüngenden protestantischen Deutschlands stellte.

Sein prachtliebender Nachfolger erhob dieses souveräne Herzogthum zum Königreich Preußen und gab damit dem von seinem erhabenen Vater aufgerichteten Gebäude den würdigen Schlußstein.

Die feste Gestaltung aber verdankt es dem Ordnungssinn und wirthschaftlichen Schöpfergeiste des Hausvaters unter den deutschen Fürsten, des starken, eigenwilligen Friedrich Wilhelm I. und seiner als auf einem

rocher de bronce stabilirten Königskraft. Die Festigkeit dieses Gebäudes, sie erprobte sich in den Riesenkämpfen Friedrich's des Großen gegen das vereinte Europa und erhob den preußischen Staat, den Führer des ganzen deutschen Nordens, auf nie geahnte Höhe, stellte das preußische Volk, während die übrigen Deutschen in staatlose Nichtigkeit versanken, zum Trost und Ruhme Deutschlands in die erste Reihe der Nationen.

Als am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts eine neue Ordnung der Dinge hereinbrach, als zu Anfang des neuen Jahrhunderts Napoleon's Riesengestalt geharnischt über Europa hinwegschritt, Monarchien zertrümmernd und die ganze Welt seinem unersättlichen Ehrgeiz unterwerfend, als auch der preußische Staat nur noch auf der letzten Scholle deutschen Landes mit halb zerbrochener Kraft sich frei vom Rheinbund und kaum noch selbständig erhielt, aber mit äußerster Anstrengung sich innerlich regenerirte: da war es wiederum das so tief gedemüthigte preußische Volk und sein Herrscherhaus, von welchen zuerst der Widerstand gegen den Weltunterdrücker ausging; da war es das preußische Volk, welches sein Gut und Blut, sein Alles einsetzte zum Kampfe um die verlorene Freiheit; da waren es preußische Feldherren und Staatsmänner, welche nicht nachließen im Streite, welche die oft zagenden und fast abtrünnigen Bundesgenossen zu kühnen Thaten mit fortrissen und nicht ruhten, bis der hehre Preis des Kampfes, die Befreiung des Vaterlandes vom fremden Joche, erreicht war.

Und endlich, als das von der Fremdherrschaft erlöste deutsche Vaterland durch seinen Zusammenhang mit dem auf Ausgleichung deutscher und ausländischer, slavischer und magyarischer Lebensinteressen angewiesenen Oestreich von der Erreichung des Zieles und Zweckes aller Nationen, von der Herstellung einer einheitlichen Staatsordnung, für ewig ausgeschlossen schien, als die besten Patrioten über unfruchtbare und unmögliche Hirngespinnste nie und nirgends hinaus kamen: da war es abermals der preußische Staat und sein Regentenhaus, dessen Kraft und Geistesmacht im Zollverein ein von Oestreich unabhängiges nationales Wirthschaftsgebiet schuf, das die Wurzel des Daseins für den größten Theil des deutschen Volkes geworden ist, und dann in unsern Tagen „mit Blut und Eisen", in gewaltigem Kampfe auf Tod und Leben, jenen unheilvollen und unnatürlichen Zusammenhang zerriß, Oestreich auf eigene Füße stellte und dem übrigen Deutschland freie Bahn machte, um (zunächst nach dem Vorbilde des Fürstenbundes Friedrich's des Großen) aus ureigenem Geiste der Nation die Wiedergeburt eines deutschen Reiches zu begründen.

Die Geschichte dieses Volkes und Staates, unzertrennlich von der Geschichte seiner erhabenen Herrscher, ist es, in welche die folgenden Blätter einführen sollen.

Erstes Buch.

Die Herrschaft der Hohenzollern bis zum Regierungsantritt des großen Kurfürsten.

1411—1640.

—

Capitel I.

Die Herrschaft der Hohenzollern bis zum Eintritt der Reformation, von 1411—1535

§. 1.

Die älteste Geschichte des Hauses Hohenzollern.

Die ersten bestimmten und nicht blos auf historischen Vermuthungen und nur zu oft bedenklich kühnen Hypothesen beruhenden Nachrichten über das edle Geschlecht derer von Zollern führen bis in den Anfang des 11. Jahrhunderts, also bis in die Zeit zurück, wo überhaupt erbliche Familiennamen in Deutschland, und zwar nach den Wohnsitzen der Familien gewählt, eingeführt wurden.

So finden wir in den Brüdern Burchard und Wezil von Zolorin, welche etwa im Jahre 1061, vermuthlich in einer der vielen blutigen Fehden, welche während der Regierung des minderjährigen Königs Heinrich IV. Deutschland und besonders Schwaben erfüllten, getödtet wurden, die ersten in zuverlässiger Weise erwähnten Glieder des Geschlechtes von Zollern, so genannt nach der auf der Höhe des Zollerberges bei Hechingen am westlichen Abhange der schwäbischen Alp gelegenen Burg, dem Stammhause des preußischen Königsgeschlechts.

So verschieden die Annahmen und Muthmaßungen über den Ursprung des Geschlechtes von Zollern selbst sind, eben so weit gehen die Ansichten der verschiedenen historischen Schriftsteller, welche sich in der eingehendsten Weise mit diesem für jeden Preußen so hoch interessanten Gegenstande beschäftigt haben, über die Entstehung des von der Familie angenommenen Namens aus einander.

In der Meinung, daß bei dem hell strahlenden Ruhme, welcher gar bald und in nicht anzuzweifelnder Weise die Gestalten dieses edlen Geschlechtes umgab, um so eher von unzuverlässigen Conjecturen und geschichtlichen Fabeln abgesehen werden darf und daß echter Glanz und wirkliches Verdienst nur durch strenge Wahrheit und positive Gewißheit verliehen werden kann, gehen wir über alle diese Hypothesen und Muthmaßungen, sowohl über die ersten Ahnherren des Geschlechtes selbst, wie über den Ursprung des Familiennamens gleich flüchtigen Schrittes hinweg.

Wir erwähnen einige dieser oftmals höchst abenteuerlich klingenden Mythen hier aus keinem anderen Grunde, als weil in dem Bestreben einer längst vergangenen Zeit, den Ursprung des edlen Geschlechtes derer

von Zollern bis in das graueste Alterthum zurückzuführen, ein gewichtiger Beweis für die hohe Bedeutung und das allgemeine Ansehen gefunden werden darf, zu welcher dasselbe sich bereits frühzeitig aufgeschwungen hatte.

So will eine dieser Vermuthungen, gestützt auf die Aehnlichkeit im Wappen der Kurfürsten von Brandenburg mit dem der römischen Patrizierfamilie Colonna, hieraus auf gleichen Ursprung beider edlen Geschlechter zurückschließen; eine gewagte Hypothese, welche nach unserem Dafürhalten durch den Umstand, daß der dem Hause Colonna entsprossene Papst Martin V. im Jahre 1421, als er den König von Polen zur Verlobung mit einer brandenburgischen Prinzessin beglückwünschte, diese gemeinsame Abstammung beider Familien als eine alte Tradition seines Hauses bezeichnete, keine größere Wahrscheinlichkeit erhalten kann. Daß auch der spätere Kurfürst Albrecht Achilles in einem Schreiben vom Jahre 1466 behauptet, das Geschlecht der Hohenzollern stamme eigentlich von Troja her, sei, von dort vertrieben, nach Rom gekommen, habe daselbst die fürstliche Würde errungen und sei dann nach Schwaben übergesiedelt, zeugt, aller historischen Beweise ermangelnd, nur dafür, daß auch Mitglieder des Hohenzollernschen Hauses an den gemeinschaftlichen Ursprung desselben mit der Familie Colonna glaubten.

Noch weniger historisch erwiesen ist die auf das stetige Vorkommen gleicher Vornamen (Burchart, Albrecht und Adalbert) gegründete Annahme gleicher Abstammung der Zollern und des gräflichen Hauses Nellenburg von dem Herzoglichen Hause der Burchardinger, welche, falls sie begründet nachgewiesen werden könnte, den Ursprung des preußischen Königshauses allerdings bis in die Zeiten Kaiser Carl's des Großen zurückführen dürfte.

Wenn neuere Forschungen sich dafür aussprechen, das Haus der Hohenzollern sei ein ursprünglich gothisches Geschlecht, von gemeinsamer Abstammung mit dem noch heute in Italien lebenden gräflichen Hause Colalto, sei mit dem Uebertritt zum Christenthum nach Rhätien und von dort in einzelnen Zweigen der Familie nach Schwaben übergesiedelt, woselbst es sich auf dem Hohenberg und dem Zollerberg neue Wohnsitze gegründet und seinen italienischen Familiennamen in die Sprache der neuen Heimath übertragen habe, so fehlt zwar auch für diese Annahme jede irgend zuverlässige Grundlage; jedoch wird durch diese Forschungen, abgesehen von der gemeinsamen Abstammung mit den Grafen v. Colalto, mit großer Wahrscheinlichkeit die Einwanderung der Zollernschen Familie von der Lombardei her nachgewiesen.

Was nun den Familiennamen betrifft, welchen das auf dem 2600 Fuß über der Meeresfläche und 800 Fuß über der Umgegend hervorragenden Zollernberg hausende edle Geschlecht annahm, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Familie, dem allgemein werdenden Gebrauche folgend, im Anfange des 11. Jahrhunderts ihren Namen entlehnte von der steilen und mächtigen Höhe, auf welcher sie sich einen festen und gegen alle Angriffe gesicherten Wohnplatz gewählt hatte.

Während des ganzen Mittelalters führte die auf dem Kalkfelsen bei Hechingen erbaute Burg den Namen Zoler, auch Zolr, Zolre, Zolra,

zuweilen auch Zolar, Zollar, Zoller, Zolere, Zulra, Zollera und in ähnlichen, im Wesentlichen geringfügigen Verschiedenheiten geschrieben. Erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts wird es, unzweifelhaft durch die die ganze Umgegend hoch überragende Lage der Burg hergeleitet, gebräuchlich, dem einfachen Namen Zoller das Wort Hohen vorzusetzen; allmählich schwindet von da an der erstere gänzlich und auch das auf der Burg hausende ritterliche Geschlecht änderte seinen Familiennamen in den der Hohenzollern um.

Auch über die Entstehung des Namens Zoller finden wir die verschiedenartigsten Versionen verbreitet. Diejenigen, welche den Ursprung der auf dem Zollern hausenden Familie von Rom aus hergeleitet wissen wollen, finden eine willkommene Unterstützung dieser ihrer Ansicht, indem sie, die alte Zollerburg für einen ursprünglich römischen Bau ausgebend, das Wort von collis (Hügel, Anhöhe) ableiten; andere suchen die Abstammung des Namens in dem deutschen Worte Zoll und vermuthen, den auf der Zollernburg wohnenden Grafen sei vom Kaiser das Recht der Erhebung von Zöllen auf den vorüberführenden Landstraßen, vielleicht auch auf dem Rhein, verliehen worden; ihre Grafschaft sei daher als eine Zollgrafschaft, sie selbst als Zollgrafen zu betrachten.

Noch weniger Wahrscheinlichkeit als diese Annahmen, deren Irrthümlichkeit leicht nachgewiesen werden kann, hat die auf eine Trier'sche Urkunde aus dem Jahre 955 gestützte Behauptung, daß ein weiblicher Eigenname Zolera, auf die neu erbaute Burg übertragen worden und daher der Name Zollern entstanden sei.

Wir begnügen uns um so mehr über diese gewagten und wenig wahrscheinlichen Conjecturen flüchtig hinwegzustreifen, als die Annahme eines neueren Werkes, welche nach unserer Meinung die richtige zu sein scheint, und nach welcher der Name Zoller einfach von dem deutschen Worte Soller oder Söller, im mittelalterlichen Hochdeutsch Solar, Soler, Solre, in schwäbischer Mundart Zoler gesprochen, herstammt, dem Sinne ganz entsprechen dürfte.

Auch muß sich der Verfasser versagen, die Vorgeschichte des edlen Hauses Hohenzollern von da an, wo die Geschichtsforschung dieselbe in festen, durch unzweifelhafte Thatsachen und Beweismittel in ununterbrochener Reihenfolge erhaltenen Zügen zu schildern vermag, bis zu dem Zeitpunkte, an welchem das inzwischen mächtig emporgeblühte und zu hohem Ansehen im Reiche gelangte Fürstengeschlecht der Hohenzoller'schen Burggrafen von Nürnberg selbstthätig in die verworrenen Geschicke des Stammlandes der preußischen Monarchie eingriff, unserem Leser anders als in flüchtigen und nur die bedeutenderen Ereignisse derselben hervorhebenden Umrissen vorzuführen.

So nennen wir denn als den ersten mit voller Sicherheit nachzuweisenden Stammvater des Zollern'schen Hauses, mit welchem eine bis in die gegenwärtige Zeit ununterbrochene Geschlechtsfolge beginnt, den Grafen Burchard den Zweiten von Zollern, einen Zeitgenossen Kaiser Heinrich's IV. und in engem Freundschaftsverbande mit Friedrich von Staufen stehend, welchem Kaiser Heinrich IV. das Herzogthum Schwaben verlieh

und seine einzige Tochter zur Gemahlin gab, 1079. Hauptsächlich diesem Freundschaftsbunde mit dem berühmt gewordenen Schwabenherzoge muß es zugeschrieben werden, daß Graf Burchard einem seiner vier Söhne den Namen Friedrich beilegte und so den in der Geschichte des preußischen Königshauses zur höchsten Bedeutung gelangten Namen Friedrich zuerst im Geschlechte der Hohenzollern einbürgerte.

Der ältere Bruder dieses ersten Grafen Friedrich, Graf Burchard III., stiftete in seinen Nachkommen die Gräflich Hohenberg'sche Linie des Zollern-schen Hauses; doch starb dieser ältere Zweig der Zollern, nachdem eine wenig weise Verwaltung der demselben zugefallenen Besitzungen, die fortgesetzte Theilung derselben unter die vorhandenen Erben, Veräußerung derselben an Fremde in Fällen der Noth, schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts Macht und Ansehen desselben in so hohem Grade zum Sinken gebracht hatten, daß die männlichen Glieder desselben meistens ihren Unterhalt im geistlichen Stande suchen oder doch ehelos bleiben mußten, schon im Jahre 1486 gänzlich aus. Der letzte dieses einst hoch berühmten Stammes der Hohenberger, Graf Siegmund, starb 1486 als würtembergischer Rath in den kümmerlichsten Umständen, seiner einzigen Tochter Margaretha nichts als eine äußerst dürftige bewegliche Habe hinterlassend.

Einer um so glücklicheren Entwickelung und Zunahme an Macht und Ansehen erfreute sich dagegen der jüngere, im Besitz der Stammburg und mit ihr des Familiennamens verbliebene Zweig der Hohenzollern, welchen wir demgemäß als den eigentlichen Stamm der Grafen von Hohenzollern, sowie der späteren Burggrafen von Nürnberg anzusehen haben. Mehrere Male nennt die Geschichte den oben erwähnten Grafen Friedrich I. von Zollern, welcher etwa im Jahre 1115 gestorben ist, bei den wichtigsten Reichsverhandlungen als einen der vertrautesten Räthe Kaiser Heinrich's V. und von gewichtigstem Einflusse auf denselben, bezeichnet denselben auch als einen der Begleiter des Kaisers auf dessen Zuge zur Kaiserkrönung nach Italien im Jahre 1111.

Ein Enkelsohn dieses ersten Grafen Friedrich, Friedrich III., war es, welcher, seinem Vater zwar erst spät und nach dem Tode mehrerer älterer Brüder in den Zollern'schen Besitzungen folgend, nicht allein den dem Aussterben nahen Hohenzollernstamm fortpflanzte, sondern auch durch seine Vermählung mit der reichen Erbtochter des Burggrafen Conrad II. von Nürnberg, Gräfin Sophie von Raabs, dieses reiche und blühende Besitzthum und mit ihm den Titel der Burggrafen von Nürnberg für den Stamm der Hohenzollern erwarb und so den Grund für die spätere hohe Macht und Größe seines Hauses legte.

Graf Friedrich III. wird als einer der vertrautesten Räthe des großen Hohenstaufen-Kaisers Friedrich I. genannt; hauptsächlich seinem innigen Anschluß an dies große Kaiserhaus hatte der Graf allem Vermuthen nach das Gelingen seiner Vermählung mit der reichen Gräfin von Raabs, über deren Hand nach damaliger Sitte dem Reichsoberhaupte, zumal in solchen Fällen, in welchen zugleich wichtige Reichslehen auf den

künftigen Gemahl übergehen sollten, wenigstens eine nicht unerhebliche Mitverfügung zustand, zu verdanken.

Nach dem im Juni 1190 auf dem Kreuzzuge erfolgten Tode des Kaisers Friedrich I. und dem wenige Monate später eintretenden Ableben des Burggrafen Conrad II. von Nürnberg wurde Graf Friedrich im Jahre 1192 feierlich von dem neuen Kaiser Heinrich VI., an dessen Regierung des Reiches er wiederum hervorragenden Antheil nahm, als Burggraf von Nürnberg eingesetzt. In seiner Hand fanden sich somit nicht allein die schwäbischen Besitzungen des Hauses Hohenzollern sämmtlich vereinigt, sondern auch durch den Erwerb der reichen Burggrafschaft Nürnberg, sowie des anderweitigen Besitzes seiner Gemahlin, einer Grafschaft in Oestreich, nebst mehreren österreichischen und fränkischen Herrschaften auf mehr als das Doppelte ihrer bisherigen Höhe gestiegen. Die Burggrafen von Nürnberg gehörten von dieser Zeit ab zu den reichsten, mächtigsten und angesehensten Fürsten des deutschen Reiches.

Uebrigens blieb Burggraf Friedrich bis an sein Lebensende 1201 ein treuer und bewährter Anhänger und vertrauter Diener der Hohenstaufischen Kaiser und nahm an den wichtigsten Reichsgeschäften hervorragenden Antheil; auch als Kaiser Heinrich VI. im September 1197 zu Palermo starb, leistete er dem Nachfolger desselben, Philipp, die ersprießlichsten Dienste und den wirksamsten Beistand gegen den von den Feinden Philipp's aufgestellten Gegenkaiser Otto und den Onkel desselben, den berühmten König Richard Löwenherz von England.

Burggraf Friedrich's Söhne, der ältere zu Ehren seines Großvaters mütterlicher Seite Conrad, der jüngere nach dem Vater Friedrich geheißen, befanden sich beim Tode des Letzteren noch in minderjährigem Alter, behielten bis zu dem etwa im Jahre 1218 erfolgenden Tode ihrer Mutter nicht allein die sämmtlichen reichen Besitzungen ihres Hauses, sondern auch die mit denselben verbundenen Titel und Würden im gemeinsamen Besitz; wenigstens findet man beide Brüder in verschiedenen Urkunden sowohl Grafen von Zollèrn, als auch Burggrafen von Nürnberg genannt. Dies änderte sich jedoch in der Folge; die Brüder schritten zu einer Trennung von Wohnsitz und Hofhalt, sowie zu einer Theilung des gesammten Besitzstandes und der damit verbundenen Titel und Würden. Hiermit war die Scheidung des Hohenzoller'schen Fürstenhauses in zwei für ewige Zeiten von einander getrennte Linien, die fränkische und die schwäbische Linie, ausgesprochen, etwa 1227.

Conrad erhielt die Burggrafschaft Nürnberg mit den in Oestreich und Franken gelegenen Besitzungen und wurde somit der Gründer der in Nürnberg fortbestehenden fränkischen Linie der Hohenzollern, der Burggrafen von Nürnberg; Friedrich, welchem die sämmtlichen Stammgüter und Besitzungen des Hohenzoller'schen Hauses in Schwaben zufielen, führte fortan ausschließlich den Namen eines Grafen von Hohenzollern und ist der Ahnherr der schwäbischen Linie des Hohenzoller'schen Geschlechts.

Beide Linien dieses edlen fürstlichen Hauses leben noch heutigen Tages in zahlreicher, kräftiger Nachkommenschaft fort; die fränkische in den nachmaligen Kurfürsten von Brandenburg, den jetzigen Königen von Preußen, die schwäbische in den Grafen, nachmals Fürsten von Hohenzollern.

Wir haben in diesem kurzen Abriß der Geschichte des Hauses Hohenzollern es fortan nur mit der fränkischen Linie, den Burggrafen von Nürnberg, zu thun; nennen aber aus der großen Reihe der ritterlichen Burggrafen, welche sich fast ohne Ausnahme durch Klugheit und Tapferkeit auszeichneten und mehr oder weniger große Verdienste um Kaiser und Reich erwarben, nur einige der hervorragendsten.

So war es ein Burggraf Friedrich III., welchem, nachdem der letzte Hohenstaufe, Prinz Conradin, sein kühnes Unternehmen, die untergegangene Herrschaft der Hohenstaufen wieder herzustellen, in Italien auf dem Schaffot hatte büßen müssen (29. October 1268), der Graf Rudolf von Habsburg vorzugsweise seine Wahl zum deutschen Kaiser zu verdanken hatte. 1273. Dieselbe Treue und Anhänglichkeit, welche die Grafen von Zollern und die späteren Burggrafen von Nürnberg mit einer nur kurzen Unterbrechung dem Hohenstaufischen Kaiserhause bewiesen hatten, bis der letzte edle Sprosse desselben auf so beklagenswerthe Weise sein Leben geendet hatte, übertrug Burggraf Friedrich nunmehr auf den edlen Grafen von Habsburg, welchen er mit Recht als den der Kaiserkrone Würdigsten erkannte, und mit welchem ihn übrigens auch Bande persönlicher Jugendfreundschaft und verwandtschaftliche Beziehungen verknüpften.

Aus dem thatenreichen Leben dieses vortrefflichen Fürsten erwähnen wir nur noch, daß ungeachtet der Unwirthschaftlichkeit seines Bruders und Vorgängers Conrad IV., unter ihm die Burggrafschaft Nürnberg durch Friedrich's kluge Sparsamkeit, durch geschickte Benutzung aller in sein Leben fallenden Ereignisse, besonders aber durch seine Vermählung mit einer Tochter des mächtigen und reichen Herzogs Otto von Meran, einen gar mächtigen Schritt auf dem Wege zur Vergrößerung, sowie zu erhöhetem Glanze und Ansehen that.

Noch größere Verdienste, als durch die Erhebung auf den Kaiserthron, erwarb sich Burggraf Friedrich um seinen kaiserlichen Freund und Verwandten durch seine klugen und energischen Bemühungen, dem neugewählten, bisher in verhältnißmäßiger Dürftigkeit lebenden Kaiser auch den Besitz einer ansehnlichen Hausmacht zu verschaffen, ohne welche die kaiserliche Würde jegliches Ansehen im Reiche entbehren mußte. In der blutigen Schlacht auf dem Marchfelde, am 26. August 1278, war es vor Allem die heldenmüthige Tapferkeit des greisen Burggrafen von Nürnberg, welche den schwankenden Sieg über den übermüthigen König Ottokar von Böhmen an die Fahnen des Kaisers fesselte und dem Hause Habsburg nicht allein die Krone rettete, sondern auch den Besitz der Länder Oestreich Steiermark und Kärnthen, welche Ottokar widerrechtlich an sich gerissen hatte, für immer sicherte.

So war es in der That ein Fürst aus dem Hause Hohenzollern, welchem das Haus Habsburg vorzugsweise seine Erhebung auf den Kaiserthron, seine Erhaltung auf demselben, die Erwerbung und Behauptung seiner Hausmacht verdankte, und diese Verdienste bleiben Thatsache, so viel Mühe man sich auch gegeben haben mag, dieselbe geflissentlich zu verdunkeln.

Die ganze, höchst wohlfeile Belohnung, welche der Kaiser dem Burggrafen für so glänzende Verdienste zu Theil werden ließ, bestand in dem

feierlich verbrieften Zugeständniß, daß nach dem Tode des Burggrafen Friedrich, dessen beide Söhne in jugendlichem Alter auf jämmerliche Weise umgekommen waren, *) auch die Töchter desselben zur Nachfolge in der Burggrafschaft berechtigt sein sollten, sowie in dem Ueberlassen einiger unbedeutender Herrschaften und Besitzungen in Franken und Niederöstreich.

Die feierliche Zusage des Kaisers wegen der weiblichen Succession, so wichtig sie dem Burggrafen zur Zeit gewesen sein mag, wurde völlig werthlos, als derselbe sich, bereits in hohem Alter, im Jahre 1279 zum zweiten Male vermählte und die unerwartete Freude hatte, von seiner Gemahlin Helene, einer Schwester des Herzogs Albert von Sachsen, mit zwei Söhnen beschenkt zu werden, von welchen zwar der Aeltere, Johann, bereits 1300 wieder starb, der jüngere, kräftige Friedrich aber, geboren 1287, die Succession in dem Hause der Burggrafen von Nürnberg fortsetzte.

Einen würdigen und bedeutungsvollen Platz in der Reihe der Zollernschen Burggrafen von Nürnberg nimmt eben dieser Graf Friedrich IV. ein, welcher nach dem Tode seines älteren Bruders Johann, nur 12 Jahr alt, die Zügel der Regierung übernahm und mit Weisheit und Kraft führte.

Schon im Alter von 18 Jahren sehen wir den jugendlichen Helden im Jahre 1306 vom Kaiser Albrecht an die Spitze eines zahlreichen Kriegsheeres gestellt und ihm die selbständige Leitung eines Feldzuges gegen die Söhne des Landgrafen Albrecht von Thüringen übertragen, welche sich der Markgrafschaft Meißen bemächtigt hatten.

Die ungeheure Uebermacht, auf welche das Heer des Burggrafen stieß, sowie sein durch keine Erfahrung geläuterter jugendlicher Muth machten das gefahrvolle Unternehmen scheitern; am 31. Mai 1307 wurde das Reichsheer im Lager von Lucka bei Altenburg mit achtfacher Ueberzahl angegriffen und nach heldenmüthiger Gegenwehr völlig geschlagen und vernichtet; der jugendliche Burggraf selbst rettete sich mit einem geringen Ueberreste durch eilige Flucht.

Größeren Kriegsruhm erwarb sich Burggraf Friedrich IV. in seinem folgenden Feldzuge, 1310, als er von dem zum römischen Könige erhobenen Graf Heinrich von Luxemburg beauftragt ward, dessen mit dem Königreich Böhmen belehnten 14jährigen Sohn Johann mit einem großen Heere in sein neues Königreich einzusetzen.

Der Burggraf drang mit einem großen Heere in Böhmen ein, eroberte Prag und brachte in kurzer Zeit in ganz Böhmen die Herrschaft des jungen Königs zur Anerkennung.

Als nach dem Tode des luxemburgischen Kaisers, im Jahre 1313 abermals ein Streit über die Kaiserwahl ausbrach, und die Kurfürsten des Reiches theils den Herzog Ludwig von Baiern, theils den Herzog

*) Des Burggrafen Friedrich beide Söhne, Conrad und Friedrich, sind nach alter Sage noch als Knaben, da sie zu einem Jagdzuge durch Nürnberg hinaus ritten und nachlässig gekoppelte Jagdhunde das Kind eines Sensenschmiedes zerrissen, in einem dadurch erregten Aufstande erschlagen worden.

Friedrich von Oesterreich an die Spitze des zerrissenen deutschen Reiches beriefen, erklärte sich Burggraf Friedrich für den erstgenannten Fürsten, erkannte denselben förmlich als römischen König an und verpflichtete sich in einem förmlichen Vertrage vom Jahre 1315, demselben mit aller seiner Macht und allen seinen Festen getreulich zu dienen.

Das Versprechen wurde in glänzender Weise gehalten. Nicht allein verstärkte der Burggraf die Macht Kaiser Ludwig's durch Verträge mit mehreren unabhängigen Grundherren Frankens, welche deren Streitkräfte und Festen zu seiner Verfügung stellten, sondern er nahm auch hervorragenden Antheil an der wichtigen Entscheidungsschlacht bei Mühldorf am 28. September 1322; sein überraschender Reiterangriff im Augenblick der höchsten Gefahr war es vornehmlich, welcher den Sieg an die baierschen Fahnen fesselte und Ludwig die auf seinem Haupte wankende Krone sicherte. Friedrich von Oesterreich selbst fiel gefangen in die Hände des Burggrafen, dem es zu hoher Ehre gereicht, daß er den Gefangenen nicht eher in die Hände Ludwigs überlieferte, bis demselben Schonung seines Lebens zugesichert war.

Die vortrefflichen Dienste, welche der Burggraf dem Kaiser geleistet, wurden übrigens von demselben dankbar anerkannt. Er stand im Rathe des Kaisers im allergrößten Ansehen, nahm an allen Hof- und Reichstagen, an allen wichtigen Staatsverhandlungen und Feldzügen als vertrauter Freund und Rathgeber des Kaisers den einflußreichsten Antheil und stand mit diesem fast ganz in demselben Verhältniß, wie es zwischen dem Kaiser Rudolf von Habsburg und dem Vater des Burggrafen bestanden hatte. Die materiellen Belohnungen dagegen, welche Burggraf Friedrich für seine Treue und Hingebung vom Kaiser empfing, dürfen nur als äußerst geringfügig bezeichnet werden und rechtfertigen in keiner Weise die hier und da vorkommende Behauptung, der Kaiser habe die Dienste des Burggrafen theuer genug bezahlen müssen. Die Geschichte weist mit Bestimmtheit nur wenige, kaum nennenswerthe Besitzungen und Flecken, so z. B. die Stadt Hof, den Platz der niedergerissenen Burg Stauf mit dem Rechte, dieselbe wieder aufzubauen, endlich die Verzichtleistung des Kaisers auf das Recht des Bergbaues in den burggräflichen Besitzungen als einzige Entschädigungen nach, welche Burggraf Friedrich jemals vom Kaiser erhalten.

Demungeachtet verging fast kein Jahr in Friedrich's 32jähriger Regierungszeit, in welchem die weise Sparsamkeit desselben es nicht verstanden hätte, die Burggrafschaft auf dem Wege privatrechtlicher Erwerbung um eine oder die andere schöne Besitzung zu vergrößern. Als die bedeutendste derselben nennen wir hier nur die Erwerbung der Stadt Ansbach, in späteren Zeiten die Hauptstadt des nach ihr benannten Fürstenthums unter dem Gebirge, welche Burggraf Friedrich im Jahre 1331 für 23,000 Pfd. Heller von seinem Neffen, dem Grafen Ludwig von Oettingen, ankaufte. Der Bereich der burggräflichen Besitzungen auf allen Seiten der Stadt Nürnberg erlangte mehr und mehr die Gestalt eines geschlossenen zusammenhängenden Territoriums.

Von der Regierung der Söhne des Burggrafen Friedrich IV., Johann II., Conrad V. und Albrecht, von welchen Conrad bereits im Jahre

1334 starb, erwähnen wir zunächst, daß auf Antrieb des älteren Johann zum ersten Male der Versuch gemacht wurde, durch Abschluß eines Hausvertrages im burggräflichen Hause der Gefahr zu begegnen, durch fortgesetzte Theilungen der Besitzungen bei Todesfällen das väterliche Erbe schließlich in viele unbedeutende Theile zersplittern zu sehen.

Der zwischen Johann II. und Albrecht im Jahre 1341 zu Burghausen abgeschlossene Hausvertrag setzt fest, daß beide Brüder ihre Herrschaften und Güter, Lande und Leute wenigstens noch sechs Jahre hindurch, wo möglich noch länger, in Gemeinschaft besitzen, inzwischen beisammen leben, alle Angelegenheiten gemeinsam behandeln und —, wie Brüdern gezieme, — Lieb und Leid mit einander theilen wollten.

Wirklich regierten beide Brüder ganz im Sinne dieses Hausvertrages in brüderlicher Liebe und Eintracht gemeinsam bis zum Jahre 1357, in welchem Burggraf Johann starb.

Vielfache Zerwürfnisse und Mißhelligkeiten mit dem Kaiser Ludwig, besonders herbeigeführt durch des Kaisers habsüchtige, stets auf Vermehrung seiner Hausmacht gerichtete Erwerbungspläne, sowie durch seine Weigerung, die gegen den Burggrafen Friedrich IV. eingegangenen Zahlungsverbindlichkeiten zu lösen oder wenigstens anzuerkennen, konnten die tief eingewurzelte Anhänglichkeit der Söhne Friedrich's IV. an das Haus des Kaisers nicht völlig ausrotten. So sehen wir denn auch die beiden Brüder treu bei dem längst mit dem päpstlichen Bannfluch belegten Kaiser aushalten, und den Burggrafen Johann dem Sohne des Kaisers, Ludwig von Brandenburg, wirksamen Beistand in dem Besitz dieses, von äußeren und inneren Feinden schwer bedrohten Kurfürstenthums leisten; als Markgraf Ludwig im Jahre 1345 sich gänzlich aus der Mark Brandenburg entfernte, übernahm Burggraf Johann sogar das Amt eines obersten Statthalters oder Hauptmanns der Mark und blieb für längere Zeit mit seinem Kriegsvolke in dem verwaisten Lande zurück.

Auch als Kaiser Ludwig durch fortgesetzte Mißachtung der Kirchengewalt und durch die offenkundige Ueberschreitung seiner kaiserlichen Befugnisse sich am Abend seines Lebens selbst in die schwerste Bedrängniß gebracht hatte, wie unsere Leser in der folgenden älteren Geschichte der Mark Brandenburg, wenn auch nur flüchtig angedeutet, finden werden, wankte Burggraf Johann nicht in seiner Treue gegen den Fürsten, dessen Partei er einmal ergriffen hatte. Als schon die Heere des zum Gegenkaiser erwählten Markgrafen Carl von Mähren, des späteren Kaiser Carl IV., sich in Böhmen sammelten und der Anhang desselben immer bedrohlicher für Ludwig's Sache anwuchs, da waren es vor Allem die beiden Burggrafen von Nürnberg, welche sich auf's Engste mit dem schwer bedrängten Kaiser verbanden und ihm gelobten, sich durch keine Noth von ihm scheiden zu lassen.

Der plötzliche Tod Kaiser Ludwig's, am 11. October 1347, verhinderte zwar den Ausbruch des Kampfes, brachte aber die Burggrafen von Nürnberg dem nunmehr unbestritten als römischer König dastehenden Carl gegenüber in die gefahrvollste Lage; auch mußten sie mit Recht befürchten, daß kein Nachfolger des unter dem Bannfluche der Kirche gestorbenen Lud-

wig ihre Ansprüche und Forderungen an denselben als zu Recht bestehend anerkennen werde.

So nahmen die Burggrafen, zu schwach, um mit der ganzen Macht Kaiser Carl's allein den Kampf zu bestehen, bereitwillig die überaus gemäßigten Friedensvorschläge desselben an, erkannten ihn als Oberhaupt des Reiches an und leisteten ihm die Huldigung; Carl dagegen, zufrieden damit, seine Partei durch den Zutritt der mächtigen Burggrafen von Nürnberg, ohne Anwendung von Waffengewalt, so wesentlich verstärkt zu sehen, ließ dieselben gern im Besitze aller ihrer Länder und Besitzungen, ihrer Ehren und Würden, versprach ihnen und ihren Nachkommen Schutz und Beistand, so wie strenge Innehaltung der von Kaiser Ludwig eingegangenen Verpflichtungen und zahlte ihnen noch 14000 Mark Silbers als Belohnung für die rasche Anerkennung seiner Würde als Reichsoberhaupt. Eine große Gefahr für das burggräfliche Haus war durch die kluge Mäßigung der Burggrafen glücklich vermieden worden. —

Eine vollständige Aussöhnung mit dem Kaiser erfolgte jedoch erst durch Vermittelung der Herzöge von Baiern im Mai 1350, nachdem das unwürdige Gaukelspiel, welches Kaiser Carl im Frühjahr 1348 durch den falschen Waldemar in der Mark Brandenburg aufführen ließ, die Burggrafen zu einem Bündnisse mit den Söhnen des verstorbenen Kaiser Ludwig und deren Partei getrieben und so den Ausbruch eines Krieges herbeizuführen gedroht hatte.

Im Sommer 1351 wurde sogar zwischen dem Kaiser, als König von Böhmen, dem Kurfürsten Rudolf von der Pfalz und den Burggrafen von Nürnberg zu Pirna ein sogenannter ewiger Bund geschlossen, durch welchen diese Fürsten sich gegenseitig für sich, ihre Erben und Erblande Hilfe und Beistand zu leisten versprachen, durch welchen der arglistige Carl im Grunde aber nur die dereinstige Vergrößerung seines Königreichs Böhmen durch die Oberpfalz und die ihm sehr passend gelegenen Nürnberg'schen Besitzungen vorzubereiten und anzubahnen gedachte.

Die Ausführung dieser seiner Lieblingsidee nahm Kaiser Carl in Bezug auf die Burggrafschaft Nürnberg erst nach dem Tode des Burggrafen Johann mit dessen Sohne Friedrich V. und in ganz veränderter Weise wieder auf, nachdem es ihm in der That gelungen war, den größten Theil der Oberpfalz nach dem Tode des Kurfürsten Rudolf 1353 mit der Krone Böhmen zu vereinigen.

Wir erwähnen schließlich noch, daß auch unter der Regierung des Burggrafen Johann II. die Besitzungen des Hauses in nicht unbeträchtlicher Weise vermehrt wurden, so daß spätere Geschichtsschreiber ihm sogar nicht selten den Beinamen des Conquästor (Erwerbers) beigelegt haben. So brachte der Tod des letzten Grafen Otto von Orlamünde, eines Abkömmlinges Albrecht's des Bären, welcher, selbst ohne Kinder, seinen Onkel, den Burggrafen Johann, zum Nachfolger in seinem Besitze ernannt hatte, die wichtige Herrschaft Plassenberg mit der Stadt Culmbach an das burggräfliche Haus. Weniger erheblich war die Erwerbung, welche der Burggraf aus seinem erst nach langem Prozesse beendeten Streit mit Conrad von Schlüsselberg machte. Ein von Kaiser Carl IV. im Jahre 1347 dem Burggrafen zugesprochenes Recht, alle Festen und Burgen, von welchen

Wegelagerei betrieben wurde, wegzunehmen und als Reichslehen zu behalten, führte nicht allein zur Besitznahme der Feste Eckprechtstein, sondern erhöhte auch, was wichtiger war, das Ansehen und die Machtstellung der Burggrafen, welche mit Eifer für die Freiheit des Handels und die Sicherheit der Landstraßen sorgten, ungemein. Auch Ankäufe kleinerer Besitzungen mit baarem Gelde kommen mehrfach vor.

Mit dem Tode des Burggrafen Johann II., 1357, ging die Regierung der Burggrafschaft auf seinen einzigen Sohn Friedrich V. und auf seinen ihn überlebenden jüngeren Bruder Albrecht, einen Fürsten, den wir bisher nur beiläufig erwähnten, weil sein Leben wenig politisches Interesse darbietet und er den größten Theil desselben auf abenteuerlichen Ritter- und Kriegszügen, zu welchen ihn sein romantischer Sinn hinzog, zubrachte, über.

An den Staatsverhältnissen seiner Zeit nahm Burggraf Albrecht, in dessen Person sich der ganze Glanz des damaligen Ritterthums verherrlicht zeigt, wenig oder gar keinen Antheil; doch zeugt es von dem bei aller Romantik in ihm herrschenden gesunden practischen Sinn, daß er das verlockende Anerbieten der Kaiserkrone Seitens der baierschen Partei nach dem plötzlichen Tode des Kaiser Ludwig zurückwies.

Von um so größerem Interesse ist dagegen das Leben des Burggrafen Albrecht für die Poesie und Romantik jener Zeit; und an seine Person knüpft sich jene uralte Mythe, welche dem Erscheinen der weißen Frau in den Königsschlössern des Hohenzollern'schen Hauses zu Grunde liegt, die wir aber mit Rücksicht auf den Zweck dieses Werkes hier nur in einer Anmerkung berühren können.*)

Die Vermählung des Burggrafen Albrecht im Jahre 1348 mit der Gräfin Sophie von Henneberg führte, als fünf Jahre später die Mutter seiner Gemahlin, die verwittwete Gräfin von Henneberg starb, zu einer so beträchtlichen Vermehrung der burggräflichen Besitzungen, daß Graf Albrecht, obgleich der mit seinem Bruder Johann 1341 zu Burghausen abgeschlossene Vertrag auch mit seinem Neffen erneuert worden war, sich doch jetzt in Rückblick auf den ihm inzwischen geborenen Sohn Johann zu einer Theilung des Burggrafenthums entschloß.

1358 scheint dieselbe bereits zu Stande gekommen zu sein; dem Burggrafen Albrecht fielen außer den bedeutenden Besitzungen seiner Gemahlin in Obersachsen, namentlich Schmalkalden, Hildburghausen, Kissingen und anderen Städten und Schlössern, zusammen das Land Grabfeld ge-

---

*) Nach einer Sage soll der schöne und ritterliche Burggraf Albrecht in einer jugendlichen Wittwe aus dem gräflichen Hause Orlamünde Hoffnung auf eine Vermählung mit ihm erregt, bei Gelegenheit aber die Aeußerung hingeworfen haben, es ständen dieser Vermählung nur 4 Augen im Wege, wobei der Burggraf selbstredend seinen bereits verheiratheten Bruder und dessen Sohn im Auge gehabt und gemeint hat, daß diese seine Vermählung wegen der Theilung der Burggrafschaft nicht gerne sehen würden. Die Gräfin aber bezog seine Aeußerung auf ihre beiden Kinder erster Ehe und tödtete dieselben, um das vermeinte Ehehinderniß aus dem Wege zu räumen. Für diese schreckliche That von dem empörten Burggrafen eingekerkert und hingerichtet, soll der Geist der unglücklichen Frau noch heute als weiße Frau in den Schlössern des preußischen Königshauses erscheinen und Todesfälle oder sonstiges Familienunglück vorher verkündigen.

nannt, von dem fränkischen Besitzthume das Gebiet von Ansbach und Langenzen mit der Residenz zu Kadolzburg, sowie die Herrschaft Baireuth zu, gewiß die Hälfte der fränkischen Gebietstheile.

Aber diese Theilung sollte zum Glück keinen langen Bestand haben. Bereits im August 1359 starb der einzige Sohn des Burggrafen Albrecht, zwei Jahre später er selbst und die fränkischen Besitzungen des burggräflichen Hauses von Hohenzollern fanden sich somit von Neuem in der Person eines Fürsten, des Burggrafen Friedrich V., vereinigt. Auf die durch seines Onkels Verheirathung diesem zugefallenen Güter und Herrschaften leistete Burggraf Friedrich in der uneigennützigsten Weise freiwillig Verzicht. —

Friedrich V., der Vater des Fürsten, welchen wir demnächst als Statthalter und Landeshauptmann in die Mark Brandenburg werden einziehen sehen, besaß weder hervorragende glänzende Eigenschaften des Geistes, noch zeichnete er sich, wie sein Onkel Albrecht, durch kühne kriegerische Thaten aus; dagegen wird derselbe als ein Mann von großen Kenntnissen und gelehrter Bildung, sowie von lebhaftem Rechtssinn, politischer Klugheit und milder versöhnlicher Denkungsart geschildert. Vornehmlich diese Eigenschaften waren es, welche dem Burggrafen nicht allein die Achtung und das Zutrauen seiner Zeitgenossen erwarben, sondern auch die Veranlassung wurden, daß Burggraf Friedrich in seiner, durch keinerlei Großthaten ausgezeichneten Regierung für sein Burggrafenthum in wenigen Jahren mehr erlangen konnte, als mancher seiner Ahnherren in viel längerem Zeitraum durch die glänzendsten Thaten.

Die Veranlassung dazu war der Ehrgeiz und die Habsucht Kaiser Carl's IV., welcher, als ihm im Jahre 1361 ein Sohn, der nachmalige römische König Wenzel, geboren worden, seinen alten Plan, die Burggrafschaft Nürnberg mit Böhmen zu vereinigen, jetzt wieder aufnahm. Die Verlobung des neugeborenen Prinzen mit Elisabeth, der ältesten Tochter des Burggrafen Friedrich V., sollte das Mittel hierzu bieten; und so sicher betrachtete der Kaiser Carl, in der festen Ueberzeugung, daß der spät in die Ehe getretene Burggraf keine Söhne mehr erhalten werde, die Burggrafschaft bereits als eine böhmische Provinz, daß er im Einverständniß mit dem Burggrafen dem verlobten Paare schon im zartesten Kinderalter die eventuelle Huldigung leisten ließ.

In demselben Glauben aber wendete Kaiser Carl nun auch Alles an, um das Ansehen und den Rang des Burggrafenthums im Reiche zu erhöhen, seine Einkünfte zu vermehren und seinen Besitzstand zu vergrößern. Die reichen Einkünfte, welche Burggraf Friedrich aus den ihm verliehenen Aemtern eines Reichshauptmannes in Franken, eines Reichsvogtes im Elsaß bezog, wurden von dem ökonomischen Burggrafen gewissenhaft zur Vergrößerung seines Besitzstandes, z. B. zum Ankauf der Herrschaften Kammerstein, Schwabach und Kornburg von den Grafen von Nassau verwendet. Auch erließ der Kaiser am 17. März 1363 unter Zustimmung des Erzbischofs von Mainz, des Kurfürsten von der Pfalz und mehrerer anderer bedeutender Fürsten des Reiches ein Patent, welches die Burggrafen von Nürnberg als Reichsfürsten anerkannte und dem Burggrafenthume, „als einem edlen, würdigen Gliede des heiligen römischen Reiches“,

alle die Vorzüge zu Theil werden ließ, welche ein Attribut größerer geschlossener Fürstenthümer bildeten.

Die ungemessene Habsucht des Kaisers hob übrigens im Jahre 1365, als dem Könige Ludwig von Ungarn eine Tochter geboren wurde und der Kaiser in dieser, der künftigen Königin von Ungarn, eine noch ungleich vortheilhaftere Partie für seinen Sohn erblickte, mit nicht ganz leicht zu erlangender Zustimmung des Burggrafen und nicht ohne bedeutende Opfer, diese Verlobung wieder auf.

Unter diese gehört vor Allem das feierlich gelobte Zugeständniß, daß der Burggraf, falls er ohne männliche Erben sterben sollte, sowohl über alle seine Reichslehen wie über seine Allodialbesitzungen frei zu Gunsten seiner Töchter verfügen könne. Als eine gerechte Nemesis muß es betrachtet werden, daß der Burggraf bereits im Jahre 1366 seine Tochter Elisabeth mit dem Pfalzgrafen Ruprecht bei Rhein und Herzog in Baiern verlobte und ein Jahr später vermählte, daß es grade dieser Fürst sein mußte, welcher später den Sohn des Kaisers, Wenzel, der römischen Königskrone beraubte und daß die Tochter des Königs von Ungarn noch während der Verlobungsverhandlungen starb.

Der gänzliche Mißerfolg, welchen seine habsüchtigen Pläne erlitten, schreckte den Kaiser nicht ab, einen zweiten Versuch zu machen, als ihm im Jahre 1368 ein zweiter Sohn, der spätere Kaiser Sigismund, geboren ward. In der That gelang es Carl, den heftig widerstrebenden Burggrafen zu einem zweiten Verlobungsvertrage zu bewegen, nach welchem der Prinz Sigismund mit des Burggrafen Tochter Katharina, und, falls dem Burggrafen binnen 5 Jahren ein Sohn geboren werden sollte, dieser mit einer allerdings auch noch zu erwartenden Tochter des Kaisers vermählt werden sollte.

Zum zweiten Male sollte sich Kaiser Carl in seinen Erwartungen getäuscht sehen. Nach 18jähriger Ehe schenkte die Burggräfin Elisabeth ihrem Gatten zwischen den Jahren 1368 und 1372 noch zwei Söhne, die späteren Burggrafen Johann III. und Friedrich VI.; alle auf das Ableben des Burggrafen ohne männliche Erben berechneten Pläne sanken vor diesem Ereigniß hoffnungslos und für immer in den Staub, und, was für den Kaiser am schmerzlichsten war, um dieselbe Zeit, wo er die Hand seines Sohnes, in allzu gieriger Hast, umsonst vergeben hatte, eröffnete sich ihm in Ungarn von Neuem durch die Geburt einer Prinzessin die Aussicht auf eine vortheilhafte Verheirathung desselben.

Niemals bedenklich in der Wahl seiner Mittel, scheute der Kaiser daher auch jetzt weder Mühe noch Opfer, um die eingegangene Verpflichtung abermals zu lösen. Es gelang ihm nicht ohne große Schwierigkeit und erneuerte Zugeständnisse. Die Verlobung Sigismunds mit der Gräfin Katharina ward aufgehoben, diese selbst nahm den Schleier, und nur die Uebereinkunft in Bezug auf die Vermählung des Sohnes des Burggrafen mit der Tochter des Kaisers blieb in Kraft, wurde auch später durch die Vermählung des Burggrafen Johann III. mit der Prinzessin Margarethe wirklich erfüllt.

Ein Beweis von der bereits erwähnten milden und versöhnlichen Denkungsart des Burggrafen Friedrich ist es, daß ungeachtet aller Krän=

kungen, welche demselben durch Kaiser Carl's wechselnde ränkevolle Politik erwachsen, doch nicht allein bis zum Tode des Kaisers, 1378, ein gutes Einvernehmen zwischen dem Kaiserhause und dem Burggrafenthum erhalten blieb, sondern der Burggraf Friedrich auch dem Könige Wenzel von Böhmen gute Dienste bei seiner Erhebung zum römischen Könige, sowie mehrfach bewaffneten Beistand, so gegen die widersetzlichen Reichsstände Schwabens, so bei der Unterdrückung des höchst gefährlichen Städte-Aufstandes leistete.

Burggraf Friedrich starb, nachdem er bereits im Jahre 1397 den Besitz des Burggrafenthums seinen beiden Söhnen übertragen, und sich nach der Plassenburg zurückgezogen hatte, am 21. Januar 1398.

Mit dem jüngeren Sohne des Burggrafen, Friedrich VI., geboren 1372, welcher nach den Bestimmungen des Vaters, schon bei Lebzeiten desselben, nach vorher festgesetztem Plane einer Theilung mit seinem Bruder Johann III., die Regierung des Burggrafenthums übernommen hatte, kommen wir nunmehr zu der Zeit, in welcher die Vorsehung dem ruhmreichen Geschlechte der Hohenzollern, nachdem dasselbe in Franken aus einem ursprünglich unbedeutenden Burggrafenthum ein umfangreiches Fürstenthum geschaffen, eine andere welthistorische Aufgabe zugewiesen hatte, in welchem dieses Fürstenhaus von Neuem Gelegenheit fand, seine schöpferische Kraft zu bewähren.

Wir wenden uns daher auch nunmehr dem eigentlichen Zwecke unseres Werkes und zwar zunächst der Geschichte der Mark Brandenburg zu, uns mit einigen wenigen Bemerkungen über die Verwaltung der Burggrafschaft durch die beiden fürstlichen Brüder begnügend.

Beide Burggrafen, schon in früher Jugend vom Vater sowohl zu Staatsgeschäften als zur Kriegführung angeleitet, wozu auch ihr wiederholter Aufenthalt in der Umgebung des Königs Wenzel von Böhmen, sowie des Königs Sigismund von Ungarn vielfache Gelegenheit bot, mit welchen verwandtschaftliche Beziehungen sie verbanden, leisteten dem Letzteren, dem jungen feurigen Ungarnkönige treuen und tapferen Beistand auf seinem unglücklichen Kriegszuge gegen die Türken im Jahre 1396.

In der großen Entscheidungsschlacht bei Nicopolis war es ein Graf Herrmann von Cillei, sowie einer der Nürnbergschen Burggrafen — ob Johann oder Friedrich, ist nicht mit Sicherheit festgestellt, — welche, nachdem die Schlacht trotz der glänzenden Tapferkeit des christlichen Heeres für dieses verloren gegangen, den fast allein noch fortkämpfenden König Sigismund mit Gewalt aus dem Schlachtgetümmel auf ein Schiff in der Donau retteten.

Nach der Rückkehr aus diesem unglücklichen Feldzuge war es, daß der alternde Vater ihnen im April 1397 das Burggrafenthum Nürnberg, und zwar in Rücksicht auf die schon frühzeitig hervortretende Abneigung der Brüder gegen gemeinschaftliches Regiment, in vorher festgesetztem getrennten Besitzstande übergab.

Johann, der ältere Bruder, erhielt den nördlichen Antheil, das spätere Fürstenthum Baireuth mit der Residenz Plassenburg, Friedrich den südlichen Theil des Burggrafenthums, das spätere Ansbach mit der Residenz gleichen Namens.

Der unheilvolle Streit, welcher in Folge der gänzlichen Unfähigkeit und Gleichgültigkeit König Wenzel's gegen das Wohl des Reiches am Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts ganz Deutschland in zwei feindliche Lager spaltete und schließlich die rheinischen Kurfürsten zu der förmlichen Absetzung Wenzel's und zur Wahl eines neuen römischen Königs in der Person des Pfalzgrafen Ruprecht, des Schwagers der Burggrafen, veranlaßte, fand beide Brüder, nachdem sie sich lange vergeblich bemüht hatten, den Streit der Parteien auszugleichen, auf verschiedenen Seiten. Burggraf Friedrich, von Muth, Thatkraft und patriotischer Begeisterung für die Besserung der traurigen Lage des Reiches durchdrungen, schloß sich mit Hintenansetzung seiner persönlichen Freundschaft für Wenzel dem durch Einsicht, Besonnenheit und Thätigkeit ausgezeichneten, dabei sittenstrengen und gottesfürchtigen Pfalzgrafen Ruprecht an, während Johann dem Bruder seiner Gemahlin, König Wenzel, treu ergeben blieb und fortfuhr, demselben als Rathgeber, Botschafter und Vertreter zur Seite zu stehen; rühmlichst muß es von beiden Brüdern hervorgehoben werden, daß diese Trennung ihrer politischen Ansichten zu keiner gegenseitigen persönlichen Entfremdung derselben führte.

Erst im Februar 1401 verließ auch Burggraf Johann die Partei des immer tiefer in Abhängigkeit und Unfähigkeit versinkenden Wenzel und erkannte Ruprecht als allein rechtmäßigen römischen König an; noch im September desselben Jahres empfing auch er von diesem die Mitbelehnung mit dem Burggrafenthume, welche bisher ausschließlich seinem Bruder Friedrich zu Theil geworden war.

Vorübergehend möge dabei erwähnt werden, daß bei derselben feierlichen Gelegenheit die Vermählung des Burggrafen Friedrich VI. mit der Prinzessin Elisabeth von Baiern-Landshut, einer Prinzessin von seltener Schönheit und Anmuth, so wie von den edelsten Geistesgaben, im Munde des Volkes gemeinhin „die schöne Else" genannt, gefeiert wurde.

Nach dem unerwartet frühen Tode des vortrefflichen Königs Ruprecht, 1410, war es vor Allem der Burggraf Friedrich VI von Nürnberg, dessen thatkräftigen und umsichtigen Bemühungen Sigismund, ohnehin durch so manchen tapferen und hingebenden Dienst dem Freunde verpflichtet, seine Wahl zum römischen Könige, seine Erhebung auf den deutschen Kaiserthron verdankte.

Burggraf Friedrich war es, welchem sein Kaiser und Freund, im vollen Vertrauen auf die hervorragenden Eigenschaften desselben, die schwierige Aufgabe zutheilte, die arme, schwer geprüfte Mark Brandenburg aus ihrem Elende zu reißen. Von seinen Zeitgenossen als der schönste Fürst seiner Zeit, als das volle Bild edelster Ritterlichkeit geschildert, dabei von hoher persönlicher Tapferkeit, schon im jugendlichsten Alter von großer Kriegserfahrung, von ausgezeichneten Geistesgaben, von hoher, für die damalige Zeit ungewöhnlicher Bildung und gründlicher Gelehrsamkeit, begabt mit glänzender Beredtsamkeit, außer seiner Muttersprache der lateinischen, französischen und italienischen Sprache vollkommen mächtig, war Burggraf Friedrich in Wahrheit ein Fürst, den alte Chroniken jener Zeit mit Recht unter den übrigen Fürsten als einen Morgenstern inmitten der Wolken bezeichnen konnten, welcher seine Strahlen nach allen Seiten hin sendet.

Berücksichtigt man, daß der Burggraf mit allen diesen hohen und glänzenden Eigenschaften Klugheit und Besonnenheit, weise Mäßigung, bescheidenen, von Mißgunst und Neid gänzlich freien Sinn, ein Herz voll Mitgefühl für seine Untergebenen, voll Milde für seine Feinde, aber auch voll Ernst und Strenge gegen alle diejenigen verband, welche sich ihm in hartnäckiger Verblendung widersetzten, so muß man dem klaren richtigen Blick des Kaisers Sigismund, welcher einen solchen Fürsten mit seinem vollsten Vertrauen beschenkte, ihn bei jeder wichtigen Angelegenheit des Reichs zu Rathe zog und gewissermaßen als seine rechte Hand betrachtete, vollste Anerkennung zollen. Daß Kaiser Sigismund endlich ihm, als dem einzig und allein Befähigten, die Verwaltung eines Landes anvertraute, welches nur ein starker Arm, ein unverzagtes Herz und ein weiser Sinn aus dem Elende zu reißen vermochte, in welches dasselbe versunken war, ist in Wahrheit die größte Wohlthat, welche der Kaiser der Mark Brandenburg erweisen konnte.

Burggraf Friedrich wurde diesem schwer geprüften Lande, dessen ältere Geschichte wir in dem folgenden Abschnitt in flüchtigen Zügen zu schildern unternehmen, in der That nicht blos ein sanft leuchtender Morgenstern; sein Erscheinen bedeutete für dasselbe das Aufgehen einer neuen, einer schöneren Sonne.

§. 2.

Die älteste Geschichte der Mark Brandenburg, bis 1411.

Um die ganze Größe der welthistorischen Aufgabe richtig würdigen zu können, welche das fürstliche Geschlecht der Hohenzollern übernahm, als Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg im Jahre 1411 als Belohnung für seine dem Kaiser Sigismund geleisteten treuen Dienste die Statthalterschaft der im jammervollsten Zustande befindlichen Mark Brandenburg antrat; um die Weisheit und Mäßigung, die Festigkeit und Thatkraft, mit welcher das Hohenzollernsche Fürstengeschlecht diese Aufgabe zu lösen verstand, ihrer ganzen Bedeutung nach schätzen zu können, wird es zuvor nöthig sein, daß der Leser mit uns einen kurzen und flüchtigen Blick auf die älteste Geschichte des Landes wirft.

Die ältesten Bewohner unserer Mark Brandenburg, oder richtiger ausgedrückt, des Landstriches zwischen der Havel, Spree und Oder, waren die Semnonen, einer jener zahlreichen germanischen Volksstämme, welche vor der großen Völkerwanderung Deutschland bewohnten, deren beständiges, durch Jagd- und Kriegszüge bedingtes Hin- und Herwandern es aber selbst der fleißigsten Forschung fast unmöglich macht, über die Wohnplätze der einzelnen Stämme auch nur einigermaßen zuverlässige Nachrichten zu geben.

Bei der Spärlichkeit und geringen Zuverlässigkeit der Schilderungen, welche über diesen alt germanischen Volksstamm bis auf die heutigen Zeiten gekommen sind, dürfen wir um so mehr völlig mit Stillschweigen über denselben hinweg gehen, als noch vor dem Jahre 375, um welche Zeit

die Sturmfluth der großen Völkerwanderung ihren Höhepunkt erreichte, und das wilde Volk der Hunnen von Asien aus Europa überschwemmte, die Semnonen bereits ihre Wohnplätze in der heutigen Mark Brandenburg verlassen hatten und, fortgerissen durch den Strom der Völkerwanderung, dem schöneren Süden zugewandert waren.

An ihre Stelle rückte ein nicht germanischer Volksstamm, die Wenden, dem überaus zahlreichen und, wie alle Naturvölker, aus einer großen Zahl von einzelnen, nach ihren Häuptlingen oder nach den von ihnen bewohnten Landstrichen benannten Stämmen bestehenden Volk der Slaven angehörig.

Dieses große Volk, von den Schriftstellern des Alterthums auch Sarmaten oder Skythen genannt, und vermuthlich durch die Völkerwanderung wie fast jedes andere Volk der damaligen Welt von seinen Wohnplätzen in Asien aufgescheucht, theilte sich in zwei Hauptstämme, den südöstlichen und den nordöstlichen, von welchen nur der letztere von Interesse für unsere Geschichte ist.

Ihm gehörte das Volk der Chrobaten oder Czechen, welche Böhmen, Mähren und Oberschlesien bevölkerten, der Stamm der Sorben, welche sich in der heutigen Lausitz niederließen, an. Ferner zählen wir dazu die Ljächen oder Lechen, welche Masovien, Polen und den nordöstlichen Theil der Ostseeküste besetzten; derjenige Theil des slavischen Volkes aber, welcher sich längs der Ostseeküste, in dem heutigen Preußen, Pommern, Mecklenburg und Brandenburg niederließ, führte speciell den Namen: Wenden, ein Name, welcher vermuthlich aus dem Worte Wanda (Wasser, am Wasser Wohnende) gebildet ist; als die Tapfersten des Wendenvolkes aber galten die Völkerschaften des Wilzenbundes, welche speciell das Land zwischen der Havel, Spree und Oder besetzten.

Auch die Völkerschaft der Wenden, über welche nur wenig genaue, meist unzuverlässige und oft einander widersprechende Nachrichten bis auf die heutige Zeit gekommen sind, gewinnt ein Interesse für unsere Geschichte erst mit der Zeit, in welcher Kaiser Carl der Große das Schwert zog, um die heidnischen Sachsen seinem Szepter zu unterwerfen und sie nach der traurigen Auffassung jener Zeit mit Gewalt zur Annahme des Christenthums zu zwingen.

In dem 30jährigen blutigen Kampfe, welchen die oftmals besiegten Sachsen mit echt deutscher Zähigkeit und ungebeugtem Heldenmuthe immer wieder erneuerten, sehen wir besonders die zwischen der Oder und Elbe wohnenden wendischen Stämme, also die Völker des Wilzenbundes, den Sachsen tapferen Beistand gegen den Frankenkaiser leisten, wohl wissend, daß nach der Niederwerfung derselben auch sie die gleiche Heimsuchung mit Kreuz und Schwert treffen werde. Andere wendische Volksstämme, namentlich die Sorben und Obotriten, machten dagegen die Sache des Kaisers zu der ihrigen und beschleunigten so das eigene Verderben.

In der That zögerte Kaiser Carl, als er nach 30jährigem riesigen Ringen das Volk der Sachsen völlig besiegt, ihre heidnischen Altäre umgestürzt und ihnen die Segnungen des Christenglaubens mit Feuer und

Schwert aufgezwungen hatte, nicht lange, zur Züchtigung und Unterwerfung der Wilzen zu schreiten.

Zu Ostern des Jahres 789 brach ein mächtiges fränkisches Heer von Aachen, der Residenz Kaiser Carl's, auf, verstärkte sich beim Durchzuge durch das Gebiet der eben unterworfenen Sachsen durch sächsische Streiterschaaren und drang, wahrscheinlich in der Gegend von Werben die Elbe überschreitend, in das Gebiet der Wenden ein. Das Resultat dieses Kriegszuges war die völlige Unterwerfung der Wenden; sie gelobten dem Kaiser, den Sachsen im Falle eines erneuerten Aufstandes keinen ferneren Beistand zu leisten und versprachen die Zahlung eines jährlichen Tributs. Dagegen ließ der Sieger, zufrieden mit den errungenen Vortheilen, wohl auch in der Besorgniß, durch zu weit gehende Forderungen ein Bündniß sämmtlicher slavischer Völkerstämme gegen sich herauf zu beschwören, die Wenden vor der Hand ungestört in der Ausübung ihres heidnischen Götzendienstes und begnügte sich, an den Grenzen des Sachsenlandes feste Burgen zum Schutze gegen etwaige Angriffe der Wenden anzulegen; die Städte Magdeburg, Zelle, Erfurt, Halle verdanken, wie mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen werden darf, diesen von Carl dem Großen angelegten Grenzfestungen ihren Ursprung (um das Jahr 800).

Unter des großen Kaisers schwachen Nachfolgern und den inneren Streitigkeiten, welche unter ihnen das fränkische Reich heimsuchten, ging die Herrschaft über die Wenden gar bald völlig wieder verloren und ungestraft durften dieselben das ihnen auferlegte, nur widerwillig ertragene Joch abwerfen, Raubzüge über die Elbe unternehmen und die gegen sie angelegten Grenzburgen zerstören. Daß sich in diesen über ein Jahrhundert währenden Kämpfen der an und für sich friedliche Charakter des wendischen Volkes mehr und mehr zu einem kriegerischen umgestalten mußte, sollten die deutschen Kaiser, als sie endlich zur völligen Unterwerfung des Wendenvolkes Zeit und Kräfte fanden, zu ihrem Nachtheil erfahren.

Erst Kaiser Heinrich I., der Finkler genannt, unternahm im Jahre 925 von Neuem einen Zug gegen die Wenden, stellte die zerstörten Grenzburgen wieder her, drang sodann im Herbste mit einem zahlreichen deutschen Heere über die Elbe und schlug das sich ihm entgegenstellende wendische Heer unter seinem Fürsten Tugumir in der Gegend von Brannybor, dem heutigen Brandenburg, siegreich zurück. Ein zu Heinrich's Glück unerwartet frühzeitig eintretender Frost erleichterte die Eroberung dieser Hauptfeste des wendischen Landes und mit dem Falle Brannybor's beeilte sich Fürst Tugumir, seine völlige Unterwerfung anzubieten; seinem Beispiel folgten die meisten zunächst wohnenden Wendenfürsten. Auch Kaiser Heinrich besaß Mäßigung genug, von den Besiegten nicht die Annahme des Christenthums zu fordern; er begnügte sich mit Unterwerfung und Tributpflichtigkeit, stiftete aber, zum Schutze der deutschen Grenzen, die **Ostmark**, auch Markgrafschaft **Lausitz** genannt, mit dem Hauptsitze zu Meißen, und die **Nordmark**, auch Markgrafschaft **Soltwedel** (Salzwedel), und in viel späterer Zeit **Altmark** genannt, aus welcher letzteren sich im Laufe der Zeiten die Markgrafschaft Brandenburg, der erste Anfang unseres heutigen preußischen Staates, bildete. Als Schützer der Nordmark setzte Kaiser Heinrich den tapferen und weisen **Markgrafen Bernhard**,

aus edlem sächsischen Geschlechte entsprossen, ein, und schon wenige Jahre später, 929, sah sich dieser genöthigt, einen Aufstand der über ihre rasche Niederlage beschämten und durch ihre Priester zur Rache entflammten Wendenschaaren, welche mit Feuer und Schwert in die sächsischen Länder eingefallen waren und den festen Ort Wallislewi (das heutige Walsleben) zerstört hatten, blutig zu bestrafen.

Markgraf Bernhard schlug das zahlreiche und wuthentflammte Heer der Wenden in der blutigen Schlacht bei Lukin (das heutige Lenzen) so vernichtend in die Flucht, daß nach alten Chroniken mehr als 100,000 Wenden in der Schlacht den Tod fanden; er eroberte kurz darauf Lukin und der aus dem Kriege gegen die Normannen zurückkehrende Kaiser Heinrich vollendete die abermalige Unterwerfung der wendischen Stämme durch die Erstürmung der damals sehr bedeutenden und starken Veste Lebusa.

Kaiser Heinrich's Sohn und Nachfolger, Otto I., auch der Große genannt, setzte das Werk des Vaters fort und fand dabei eifrige Unterstützung in dem von ihm zum Hüter der Ostmark eingesetzten Markgrafen Gero I., einem in Kriegsstürmen ergrauten tapferen Manne, der aber den Ruhm seiner Tapferkeit durch schwarze Verrätherei befleckte, indem er dreißig der vornehmsten wendischen Häuptlinge unter dem Vorgeben, eine Versöhnung herbei zu führen, zu einem Gastmahle einladen und die Berauschten meuchlings ermorden ließ.

Kaiser Otto's Bemühungen, die Wenden mit Waffengewalt dauernd zu unterwerfen, blieben indessen eben so vergeblich, als seine Versuche, die christliche Lehre unter ihnen zu verbreiten und so eine Annäherung zwischen dem deutschen und dem wendischen Volksstamme von Innen heraus zu bewirken.

Zwar gründete der Kaiser, um den mit der Bekehrung beauftragten Priestern feste Stützpunkte für ihre Wirksamkeit zu verschaffen, im Jahre 946 die Bisthümer Oldenburg und Havelberg, im Jahre 949 den Bischofsstuhl zu Brannybor; aber die Wenden fanden in sich weder Hinneigung zu einem Glauben, welchen sie an seinen Früchten, an dem Thun und Treiben seiner Bekenner für keinen besseren zu erkennen vermochten, als den eigenen Glauben an ihre heidnischen Götzen, noch konnte die Art und Weise, wie man ihnen diesen christlichen Glauben mit Feuer und Schwert aufzwang und welcher schon Hunderttausende ihrer Landsleute zum Opfer gefallen waren, Zutrauen zu ihren Unterdrückern erwecken.

Fort und fort erhoben sich, so oft sie auch blutig niedergeworfen wurden, von ihren Priestern zum Schutze der heimischen Götter, von ihren Fürsten zur Rache gegen ihre Besieger aufgerufen, die wendischen Volksstämme zu wildem Aufstande, verjagten die christlichen Priester und zerstörten die ihnen verhaßten Tempel, oder weihten sie zu heidnischen Götzentempeln um und vernichteten jede Spur des ihnen mit Gewalt aufgezwungenen Christenthums. Erwägt man, daß gleichzeitig die Wenden, besonders die zwischen Elbe und Oder wohnenden Stämme, auch von Osten her gewaltsame Bekehrungsversuche abzuwehren hatten, nämlich von dem großen Polenreiche, in welchem schon längst das Christenthum von Griechenland her Eingang gefunden und Wurzel geschlagen hatte, so kann man dem Heldenmuth und der Opferwilligkeit, mit welcher das wendische Volk seine

theuersten Güter, Freiheit und den Glauben seiner Väter, vertheidigte, seine gerechte Bewunderung nicht versagen.

Noch volle 150 Jahre währten diese Kämpfe, von beiden Seiten mit gleich wilder Grausamkeit geführt, und jeden Fußbreit unseres märkischen Bodens reichlich mit Blut tränkend. Länger als 100 Jahre hindurch schien sogar das wendische Land gänzlich für das Christenthum und für Deutschland verloren zu sein; denn nachdem unter Kaiser Otto II. ein neuer Aufstand der Wenden, furchtbarer und allgemeiner wie je zuvor, jede Spur des Christenthums bis zur Elbe hin gänzlich vertilgt hatte, vermochten es die folgenden Markgrafen trotz aller Anstrengungen nicht, die Grenzen der Mark wieder bis an die Oder auszudehnen; die von ihnen gemachten Eroberungen waren entweder nur unbedeutend oder blieben nur vorübergehend in ihren Händen; die Bischofsitze zu Havelberg und Brandenburg bestanden nur noch dem Namen nach.

Einen glücklicheren Erfolg für die Ausbreitung des Christenthums hatten, leider auch nur vorübergehend, die Bestrebungen des selbst zum christlichen Glauben übergetretenen Slavenfürsten Gottschalk in Mecklenburg, mit welchen derselbe zweifellos die gleichzeitige Gründung eines großen allgemeinen christlichen Slavenreiches beabsichtigte. Schon war es ihm gelungen, den größeren Theil des wendischen Gebietes seiner Herrschaft zu unterwerfen und seine Bewohner auf friedlichem Wege zu Bekennern des Christenglaubens zu machen, als eine Verschwörung der fanatischen Heidenpriester ihn auf seinem Wege aufhielt; Gottschalk wurde, als er mit wenigen Begleitern in der Kirche zu Lenzen seine Andacht verrichtete, überfallen und ermordet.

Noch einmal wurden im ganzen Wendenlande die christlichen Altäre umgestürzt, wendische Götzenbilder traten an seine Stelle und auf lange Zeit schien das Christenthum für jene Gegenden gänzlich verloren. — —

Im Jahre 1134 ernannte Kaiser Lothar II. seinen Vetter und Freund, den ritterlichen, durch Körperkraft und Schönheit, wie durch Tapferkeit und unbeugsamen Muth ausgezeichneten Grafen Albrecht von Ballenstädt, von seinen Zeitgenossen wegen seiner Wohlgestalt mit dem Beinamen „der Schöne“, wegen seiner Stärke und Tapferkeit häufiger noch mit dem Namen: „Albrecht der Bär“ belegt, zum Markgrafen der Nordmark, zum Dank für den tapferen Beistand, welchen ihm Albrecht gegen seine Feinde geleistet, als der Kaiser noch Herzog von Sachsen war, und in hochherzigem Vergessen, daß der frühere Freund ihm noch vor Kurzem den Krieg erklärt hatte, als Lothar nach seiner Erhebung zum Kaiser nicht Albrecht den Bären, sondern seinen Schwiegersohn Heinrich mit dem Herzogthum Sachsen belehnt hatte.

Dem tapferen Albrecht sollte gelingen, was so Viele vor ihm vergeblich versucht hatten, die dauernde Unterwerfung der Wenden, der Sturz der heidnischen Götzenbilder und die Einführung des Christenglaubens für immer.

Nicht unwesentlich sah sich Albrecht der Bär in dieser Aufgabe unterstützt durch seine Freundschaft mit dem bereits dem Christenthum angehörenden wendischen Fürsten Pribislav und dessen Gemahlin Petrussa, einer norwegischen Prinzessin, den Beherrschern des Havellandes und der

Zauche, mit dem fürstlichen Sitze in Brandenburg. Nachdem der tapfere Markgraf mit Gewalt der Waffen nicht allein die Einfälle der Wenden in das sächsische Gebiet zurückgeschlagen, sondern auch einen großen Theil ihres eigenen Landes erobert hatte, gelangte er durch Hilfe des kinderlosen Pribislav und nach dessen Tode, durch Vermittlung seiner Wittwe, auf friedlichem Wege in den Besitz des größten Theiles des Landes an der Havel und der wichtigen Veste Brandenburg. Einige Jahre vorher war daselbst das genannte wendische Fürstenpaar öffentlich zum Christenthum übergetreten, welcher Feierlichkeit Markgraf Albrecht als Taufzeuge beiwohnte; der auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg stehende wendische Triglaf-Tempel wich einer in byzantinischem Styl erbauten christlichen Kirche, der Marienkirche, und zu vielen Tausenden folgte das wendische Volk dem Beispiele seiner Fürsten.

Mit der Besitznahme von Brandenburg nahm Markgraf Albrecht den Titel eines Markgrafen von Brandenburg an; gleichzeitig verlieh ihm der Kaiser die Würde eines Erzkämmerers und mit dieser verbunden die eines der sieben Kurfürsten des heiligen römischen Reiches. In diesem Ereignisse erblicken wir den eigentlichen Anfang des brandenburgischen Staates, denn mit ihm war die Würde des Markgrafen, welche bisher nur die Bedeutung eines zum Schutze der Marken, Grenzen angestellten Schutzherren gehabt hatte, in eine wirklich landesherrliche übergegangen; der Markgraf von Brandenburg hatte damit das Recht gewonnen, sein Besitzthum in seinem Stamme forterben zu lassen. —

Wir erwähnen hier nur noch flüchtig, daß der Markgraf von nun an mit allen Kräften bestrebt war, die Grenzen seines Landes bis zur Oder auszudehnen, daß er, nicht zufrieden, in seinen Ländern das Christenthum verbreitet zu haben, mit einem großen Heere, in welchem sich unter vielen Grafen und Edlen des Reiches auch die Bischöfe von Halberstadt, Münster, Merseburg, Brandenburg, Havelberg und Ollmütz befanden, in das heutige Vorpommern eindrang und dort zwar, Dank der im Heere herrschenden Uneinigkeit, keine großen kriegerischen Erfolge errang, von den Pommernherzögen aber das immerhin bedeutungsvolle Versprechen erzwang, binnen zwei Jahren mit ihrem ganzen Volke zum Christenthum überzutreten, ein Versprechen, welches denn auch mit alter pommerscher Treue erfüllt wurde.

Wir erwähnen ferner, daß Markgraf Albrecht, ebenso groß als Staatsmann wie als Feldherr und in beiden Eigenschaften die meisten seiner Zeitgenossen überragend, nach völliger Unterwerfung der Wenden und nach blutiger Unterdrückung eines im Jahre 1157 während seiner Abwesenheit ausgebrochenen Aufstandes der Wenden, des letzten derselben, die wirksamsten Mittel ergriff, um die Gegensätze zwischen dem deutschen und wendischen Volksstamme schwinden zu machen, deutsche Kultur und Gesittung in dem letzteren zu verbreiten und mit sorgsamer Hand die Wunden zu heilen, welche Jahrhunderte lange blutige Kämpfe dem fast verödeten Lande geschlagen. Er stellte nicht allein den alten wendischen Adel völlig gleich mit den neu eingewanderten deutschen Edeln, welche von ihm mit Grundbesitz reichlich beschenkt wurden, sondern begünstigte mit großer Vorliebe Heirathen zwischen Beiden und erreichte so in kurzer Zeit, daß wendische

Adelsgeschlechter sich in freundlichem Verkehr mit den deutschen vermischten und deutsche Sitte mehr und mehr eine Stätte im wendischen Volke fand. Nach einer in Folge eines Gelübdes gethanen Wallfahrt nach Jerusalem zog Markgraf Albrecht Tempel- und Johanniter-Ritter, deren hohe Bedeutung er während seines Aufenthaltes im Morgenlande erkannt hatte, nach Brandenburg und wies dort den ersteren die Stadt Müncheberg, den letzteren die Stadt Werben mit reichem Grundbesitz an. Endlich erwarb sich der Markgraf ein nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst, indem er tüchtige Colonisten in großer Zahl aus Holland, Seeland und Flamland in die Mark berief, welche durch ihren Fleiß nicht wenig zum schnelleren Aufblühen des Landes beitrugen und dem Volke das Beispiel nützlicher Gewerbethätigkeit gaben.

Albrecht der Bär übergab im Jahre 1168 die Regierung seinem Sohne Otto und endete zwei Jahre später seine ruhmvolle Laufbahn in stiller Zurückgezogenheit.

Fast 200 Jahre lang herrschte das ruhmreiche Fürstengeschlecht der Askanier, so genannt wegen der ihnen als Eigenthum gehörenden Grafschaft Aschersleben, deren lateinischer Name Ascharia in Ascania verstümmelt ward, in der neu gegründeten Mark Brandenburg, und unter der eben so kräftigen wie weisen und fürsorglichen Regierung dieses vortrefflichen Fürstenhauses gewann das Land nicht allein äußerlich bedeutend an Umfang, sondern gedieh auch im Inneren zu einer zuvor nicht geahnten Blüthe.

Als im Jahre 1319 der letzte Fürst aus dem heldenmüthigen Geschlecht der Askanier oder Ballenstädter in sein zu frühzeitiges Grab sank, finden wir die Grenzen des eigentlichen Brandenburgs nicht allein nach allen Richtungen hin bedeutend hinausgerückt, von Pommern bis nach der Lausitz, von Quedlinburg bis nach Polen hinein; wir finden auch bei der aus Deutschen und Wenden gemischten, sich Jahrhunderte lang im schroffsten Gegensatze gegenüberstehenden Bevölkerung eine durch die weiteste Verbreitung deutscher Sitte und Bildung, deutschen Rechtes und der humanen Lehren des Christenthums bewirkte allmähliche Verschmelzung fast vollständig erreicht. Wir finden ferner die Machtstellung der Markgrafen von Brandenburg unabhängiger und selbständiger, wie die der meisten anderen Fürsten des deutschen Reiches, die Fürsten selbst nach schweren aber siegreichen Kämpfen mit neidischen und habgierigen Nachbaren geachtet und gefürchtet, im höchsten Ansehen stehend im ganzen Reiche.

Wir finden endlich die inneren Zustände des Landes und seiner Bevölkerung im Vergleich zu benachbarten Staaten in hohem Grade vortheilhaft, die Lage der Bauern, welche ihren Grund und Boden erb- und eigenthümlich besaßen, so trostlos sie auch nach den Begriffen unserer heutigen Zeit noch immerhin war, doch glänzend gegen die in anderen Ländern herrschende Leibeigenschaft; Handel und Gewerbe, zumal in den rasch emporblühenden Städten, im wachsenden Gedeihen; das ganze Land in steigendem Wohlstand und in der vielversprechendsten Entwickelung begriffen.

Dies vorausgeschickt, genügt es für den Zweck dieses flüchtigen Blickes auf die älteste Geschichte der Mark Brandenburg, die einzelnen Fürsten

des askanischen Hauses, sowie die hauptsächlichsten Begebenheiten, durch welche die Regierung eines Jeden derselben sich auszeichnet, hier ganz in der Kürze zu erwähnen. —

Unter der Regierung Otto's I., des Sohnes und Nachfolgers Albrecht's des Bären (von 1164—1184) wurden die Markgrafen von Brandenburg vom Kaiser Friedrich I. (Barbarossa) mit einer Art von Lehnshoheit über Pommern betraut, in der Absicht, dieses Land, auf welches die kriegslustigen und ruhmbegierigen Fürsten Dänemarks Ansprüche erhoben, durch den mächtigen Schutz der Markgrafen von Brandenburg dem deutschen Reiche zu erhalten. Es wurde diese Belehnung für die brandenburgischen Markgrafen die Veranlassung zu vielen, sich durch Jahrhunderte hindurch immer wieder erneuernden, blutigen Fehden mit Dänemark und den Herzögen von Pommern selbst.

Bei dem wohlverdienten Sturze des übermüthigen Herzogs von Sachsen und Baiern, Heinrich's des Löwen, wurde Graf Bernhard von Anhalt, der jüngste Bruder des Markgrafen Otto, mit der Herzogswürde von Sachsen belehnt. War der Zuwachs an Landgebiet, welchen das askanische Fürstenhaus durch diese Verleihung erhielt, auch, durch das gewissenlose Verfahren der Erzbischöfe von Magdeburg und Halberstadt geschmälert, von keiner sehr großen Bedeutung, und mußte derselbe überdem von Markgraf Otto erst durch einen Krieg mit Heinrich dem Löwen und den von diesem zu Hilfe gerufenen Pommern erstritten werden, so war doch durch den endlich mit vereinter Macht bewirkten Fall Heinrich's von Sachsen ein starker und gefährlicher Feind von der Westgrenze Brandenburgs entfernt worden.

Wie sein großer Vater darauf bedacht, Asyle der Mildthätigkeit, Pflanzstätten zur Belebung und Erhaltung christlich frommen Sinnes und zugleich Vorbilder für den beim märkischen Volke noch auf sehr niedriger Stufe stehenden Ackerbau zu gewinnen, gründete Markgraf Otto im Jahre 1180 das berühmt gewordene Kloster Lehnin, dessen Trümmer noch heute bestehen, einige Jahre später das Kloster Arendsee. —

Die Regierung Otto's II., Bruder des verstorbenen Markgrafen (1184—1205), zeichnet sich durch ruhmvoll geführte Kriegszüge gegen die Dänen, deren Einfälle er blutig zurückwies, besonders aber durch seinen Streit mit dem Erzbischof von Magdeburg aus. Durch Kaiser Heinrich VI. zu dem Gelübde, den Kaiser auf einem Kreuzzuge zu begleiten, veranlaßt, nahm Markgraf Otto vernünftiger Weise Anstand, sein eigenes, von allen Seiten bedrohtes Land auf längere Zeit zu verlassen; er suchte indessen vergeblich bei dem Erzbischofe von Magdeburg eine Lösung seines unbesonnenen Gelübdes nach und wurde schließlich, als er die wiederholten Aufforderungen des Erzbischofs unbeachtet ließ oder mit Spott erwiederte, von diesem mit dem Bann der Kirche belegt. Das unbegrenzte Ansehen, in welchem die Kirche und ihre Diener bei dem bigotten Volke jener Zeit standen, machten die Lage des Markgrafen Otto in der That zu einer äußerst bedenklichen, und schon begannen die hämischen Gerüchte, welche der Erzbischof im Volke über den Markgrafen verbreiten ließ, einen großen Theil der Unterthanen desselben in ihrer Treue wankend zu machen, als der ebenso kluge wie tapfere Fürst, schnell entschlossen und die üblen Folgen, welche der ver-

drießliche Streit für ihn und sein ganzes Geschlecht haben konnte, erkennend, das richtige Mittel fand, den erbitterten Priester zu versöhnen. Er trug dem Erzbischofe den ganzen, größtentheils im Bereiche des Erzbisthums liegenden Familienbesitz des askanischen Fürstenhauses mit der Bedingung zum Eigenthum an, daß derselbe ihm und seinen Nachfolgern wiederum als Lehen übertragen werden solle. In Folge dieser Schenkung, welche freilich in späterer Zeit die Ursache zu so mancher Fehde mit den Erzbischöfen von Magdeburg ward, wurde Bann und Interdict aufgehoben, Markgraf Otto seines Gelübdes feierlich entbunden. Er konnte sich erst nun ohne Besorgniß mit der Bekämpfung seines gefährlichsten Feindes, der Dänen, beschäftigen. —

Von der Regierung Albrecht II., des dritten Bruders der beiden vorhergehenden Markgrafen (1205—1220), erwähnen wir hier nur, daß derselbe eine Aussöhnung des askanischen Fürstenhauses mit dem Enkel Heinrich des Löwen, als Gegenkaiser des Hohenstaufen Friedrich II. unter dem Namen Otto IV. bekannt geworden, bewirkte und diesem die versprochene Treue und Hilfe auch dann noch unverbrüchlich hielt, als Kaiser Friedrich in raschem Siegeslaufe seinen Gegner vernichtete. Erst nach Otto's Tode suchte und fand Markgraf Albrecht beim Kaiser Versöhnung; die den Markgrafen verliehene Lehnshoheit über Pommern wurde, trotz des Einspruchs des Dänenkönigs, feierlich bestätigt.

Reicher an bedeutungsvollen Ereignissen gestaltete sich die nächstfolgende Regierung, die der zur Zeit des Todes ihres Vaters noch minderjährigen Markgrafen Johann I. und Otto III. (von 1220—1267.)

Von ihrer klugen und entschlossenen Mutter, der Markgräfin Mathilde, vortrefflich erzogen, führten beide Brüder, anfänglich unter der Leitung der Mutter, und nach erlangter Großjährigkeit selbständig, gemeinschaftlich die Regierung des Landes und gaben der Welt das Beispiel seltener, niemals durch Eifersucht und Neid gestörter brüderlicher Liebe und Eintracht.

In vielfachen, rühmlich geführten Fehden mit den Bischöfen von Magdeburg und Halberstadt, sowie mit dem Markgrafen von Meißen und den Herzögen von Pommern bewiesen die trefflichen Brüder die Tapferkeit und Stärke ihres Armes, die Ritterlichkeit ihres Geschlechtes; von den letzteren erzwangen sie sogar nach hartem Kampfe im Jahre 1244 die Anerkennung der bis dahin streitig gemachten Lehnshoheit über Pommern, sowie die völlige Abtretung der Uckermark und des Landes Stargard.

Sehr zu Statten kam es den Markgrafen dabei allerdings, daß ihr mächtigster und gefährlichster Gegner, König Waldemar von Dänemark, im Anfange ihrer Regierung in anderweitige Fehden verwickelt und schließlich in einem Streit mit seinem trotzigen Vasallen, dem Grafen Heinrich von Schwerin, von diesem drei Jahre lang in Gefangenschaft gehalten (1223) und erst gegen schweres Lösegeld und völlige Verzichtleistung auf die wendischen Ostseeländer entlassen, außer Stande war, seine Macht gegen Brandenburg zu wenden.

Wie ihre Vorfahren bestrebt, die Grenzen ihrer Macht nach Osten auszudehnen, drangen die Markgrafen im Jahre 1257 mit einem Heere

in das rechts von der Oder gelegene, waldige und sumpfige Land Slavien, den Gegenstand beständigen Streites zwischen Polen und Pommern, ein, schlugen die sich ihnen entgegenstellenden polnischen Heerhaufen in die Flucht und legten in dem eroberten Gebiet, der jetzigen Neumark, die Städte Landsberg, Arnswalde, Königsberg und Bärwalde an. Bereits vorher hatten die von Albrecht dem Bären nach der Mark berufenen Tempelritter Niederlassungen in dieser Gegend gegründet, welchen die Städte Soldin und Cüstrin ihren Ursprung verdanken.

Aber auch auf friedlichem Wege sorgten die fürstlichen Brüder für die Vergrößerung ihres Gebietes. So wurde von ihnen durch Kauf von den Herzogen von Schlesien das Land Lebus erworben und daselbst die Stadt Frankfurt an der Oder gegründet. Ebenso ward in Folge der Vermählung des Markgrafen Otto mit der Tochter des Königs Wenzel von Böhmen das Gebiet der Städte Bautzen, Görlitz, Löbau und Lauban mit Brandenburg vereinigt.

Und nicht blos für die Vergrößerung, auch für die Beförderung der inneren Wohlfahrt des Landes sorgten beide Markgrafen mit gleichem Eifer. Handel und Gewerbe blühten unter ihrer Fürsorge kräftig auf, die neu gewonnenen Landstriche wurden mittelst deutscher Einwanderer schnell kulturfähig gemacht, das Wachsthum und die Bedeutung der Städte durch weise Einrichtungen befördert. Unter ihrer Regierung wurde auch das Kloster Chorin gegründet.

Beide Brüder starben, wie sie im Leben eng vereint gewesen waren, fast gleichzeitig, Markgraf Otto im Jahre 1266, Johann nur ein Jahr später.

Von dem im askanischen Fürstenhause herrschenden vortrefflichen und fast wunderbaren Familiengeiste legt es ein beredtes Zeugniß ab, daß der eben erwähnten Doppelregierung abermals, ohne zum Schaden des Landes zu gereichen und ohne zu inneren Streitigkeiten zu führen, eine vielgliedrige Herrschaft folgen konnte. Die Mark Brandenburg wurde nämlich im Jahre 1267 beim Tode Markgraf Johann's unter seine und seines verstorbenen Bruders Söhne getheilt, wobei jedoch dem ältesten Sohne des Markgrafen Otto, Otto IV. mit dem Pfeile, als dem Oberhaupt der Familie, die Würde des Markgrafen und Erzkämmerers des deutschen Reiches vorbehalten blieb.

Den Beinamen „mit dem Pfeile" hatte Markgraf Otto von dem Umstande erhalten, daß ihm bei der Belagerung von Staßfurt ein Pfeilschuß in den Kopf gedrungen war und das Eisen trotz aller, zu jener Zeit allerdings ziemlich geringen Kunst der Aerzte nicht wieder aus der Wunde entfernt werden konnte, bis es nach etwa Jahresfrist von selbst herausfiel.

Markgraf Otto IV. war nicht nur ein tapferer und entschlossener Mann von unbeugsamem Charakter, der überall sein gutes Recht mit dem Schwerte verfocht, sondern auch ein großer Freund der Wissenschaften, und umgab sich mit gelehrten Männern, Mathematikern, Baumeistern, Sternkundigen und Minnesängern; er selbst hat sich in letzterer Beziehung Ruhm erworben.

Auch er war, wie alle seine Vorfahren, in vielfache Fehden mit den

Pommern, Mecklenburgern und Polen verwickelt, welche indessen, trotz der unleugbaren Tapferkeit des Markgrafen, nicht vom Glücke begünstigt waren und jedenfalls für alle Theile keine Entscheidung brachten. Wichtiger für die Mark Brandenburg war es, daß unter der Regierung Otto's mit dem Pfeile die Mark Landsberg, die Pfalz Sachsen und die Niederlausitz von den Herzögen von Meißen käuflich erworben und so das Gebiet der Mark abermals um ein Beträchtliches vergrößert wurde.

Den alten Streit seines Hauses mit dem Erzbisthum Magdeburg suchte Otto IV. dadurch beizulegen, daß er sich bei Erledigung des Bischofssitzes für seinen Bruder Erich um denselben bewarb. Als diese Bewerbung fehlschlug, erklärte der erzürnte Markgraf an Magdeburg den Krieg, wurde jedoch von den durch ihren Erzbischof Günther auf's Höchste begeisterten Magdeburgern geschlagen, er selbst mit 300 Rittern und Knappen gefangen genommen und in unwürdigem Rachegefühl von dem erbosten Priester in einem aus Balken und Sparren erbauten Käfig auf öffentlichem Platze gefangen gehalten. Aus dieser schmachvollen Lage, welche indessen den Muth Otto's nicht beugen konnte, befreite ihn die Hingebung und Treue seiner Gattin, sowie eines alten, früher in Ungnade entlassenen Dieners, des Ritters Johann von Buch. Dieser entdeckte der Markgräfin das Vorhandensein eines ihm von dem verstorbenen Fürsten für den Fall der höchsten Noth anvertrauten, in der Kirche zu Angermünde verborgenen Schatzes, mit dessen Hilfe die Mitglieder des Magdeburger Domkapitels bestochen wurden und das auf 4000 Mark Silbers festgesetzte Lösegeld des Markgrafen gezahlt werden konnte. Kaum befreit, erneuerte der unverzagte Markgraf die Fehde gegen Magdeburg, ohne indessen einen besseren Erfolg erringen zu können.

Erst als es ihm nach dem Tode Günther's dennoch gelang, die Wahl seines Bruders Erich zum Erzbischof durchzusetzen, begab sich der Markgraf des Streites.

Markgraf Otto IV. starb im Jahre 1308. —

Mit dem Markgrafen Waldemar (1308—1319), welcher alle glänzenden Eigenschaften seiner Vorfahren in sich vereinigte, erlosch das askanische Fürstengeschlecht. Von großer persönlicher Tapferkeit, energischem Charakter, dabei aber auch von ruhiger Besonnenheit und Mäßigung, und dabei wenig bedenklich in der Wahl seiner Mittel, wenn sie ihm nur die Erreichung seines Zweckes versprachen, war Waldemar's ganzes Bestreben darauf gerichtet, die bereits zu hoher Bedeutung und beträchtlichem Umfange angewachsene Mark Brandenburg zu einem großen mächtigen Mittelreiche zwischen dem skandinavischen Norden und den südlichen Staaten zu erweitern, ein Gedanke, zu dessen Verwirklichung Markgraf Waldemar in der That hinreichend befähigt war, und der nur an der Ungunst der Zeitverhältnisse scheiterte, bis nach Hunderten von Jahren das ruhmreiche Geschlecht der Hohenzollern ihn zur Ausführung brachte.

Waldemar's ehrgeizige Pläne und sein kühner Thatendurst mußten ihn nothwendiger Weise in unaufhörliche Kämpfe mit seinen Nachbaren verwickeln und die Tapferkeit, mit welcher der Markgraf dieselben bestand und sich gegen alle Angriffe behauptete, erfüllte bald seine Anhänger mit Bewunderung, seine Feinde mit Furcht und Schrecken. Am bedeutendsten

ist unter diesen vielfachen Fehden der Krieg Waldemar's gegen das vom Könige von Dänemark gegen Brandenburg hervorgerufene Bündniß der Könige von Schweden, Norwegen, Polen und Ungarn, der Herzöge von Mecklenburg, Lauenburg und Meißen, sowie mehrerer anderer Fürsten weltlichen und geistlichen Standes, unter welchen der alte Feind Brandenburgs, der Erzbischof von Magdeburg, nicht fehlte.

Dieser furchtbaren Coalition gegenüber schien der Untergang des alleinstehenden brandenburgischen Markgrafen nur zu gewiß zu sein; aber Waldemar griff, noch ehe seine Feinde ihre Rüstungen vollendet hatten, ungebeugten Muthes das ihm an Zahl vielfach überlegene feindliche Heer an und verrichtete in der mörderischen Schlacht bei Gransee solche Wunder der Tapferkeit, daß seine Feinde, wenngleich ihnen schließlich der Sieg blieb, doch fernere Angriffe auf das brandenburgische Heer nicht wagten. Als kurz darauf der Dänenkönig, die Seele des Bündnisses, durch einen Aufstand nach seiner Heimath abberufen, das Heer verließ, entsank auch den übrigen Mitgliedern der Coalition der Muth, und der Frieden zu Templin, 1317, sicherte dem kühnen Markgrafen die fernere Rechtsbeständigkeit seines ganzen Gebietes zu.

Ganz in dem energischen und eisenfesten Charakter Markgraf Waldemar's lag es, daß er auch der geistlichen Macht entschieden entgegentrat, sobald sie die Grenzen ihres Berufes überschritt. Waldemar starb 1319, bewundert von ganz Deutschland, betrauert von seinen Unterthanen, für welche mit seinem Tode gar bald eine traurige Zeit anbrach. —

Mit dem Erlöschen des askanischen Fürstenhauses trat für die Mark Brandenburg, sowie im weiteren Sinne auch für das ganze deutsche Reich, eine Zeit des schmählichsten, das so frisch emporgeblühte nationale Leben völlig vernichtenden Verfalles ein, aus welchem erst nach fast 100 Jahren der starke Arm, der eiserne Wille, der besonnene Muth des ersten der Hohenzollern'schen Fürsten unser armes Vaterland befreien sollte.

Wir führen auch diese trübe Zeit, mit welcher man füglich nur das Elend vergleichen kann, welches mehr als 300 Jahre später der 30jährige Krieg über die deutschen Länder brachte, unserem Leser nur in kurzem Abrisse vor.

Kaum hatte Markgraf Waldemar die Augen geschlossen, als von den benachbarten Fürsten von allen Seiten Ansprüche auf die Mark Brandenburg oder auf einzelne Theile derselben erhoben und ohne Bedenken, zum Theil mit Waffengewalt, geltend gemacht wurden. Fehlte doch dem wehrlosen Lande der starke Arm, das tapfere Herz, welche es bisher mit so glorreichem Erfolge geschützt hatten, und wenig oder nichts konnte es nützen, daß Kaiser Ludwig IV., der Baier genannt, den letzten minderjährigen Erben des askanischen Hauses, Heinrich den Jüngeren von Landsberg, für mündig erklärte; derselbe starb kaum 1 Jahr nach seinem großen Onkel.

Ebenso vergeblich war es, daß die Stände der Mittelmark der kinderlosen Wittwe Waldemar's huldigten und ihre Rechte auf die Altmark, Landsberg und die Pfalz Sachsen anerkannten; sie vermählte sich kurze Zeit darauf auf's Neue mit dem Herzoge von Braunschweig, übertrug

auf diesen alle ihre Rechte und Ansprüche, und somit war nur ein beutegieriger Prätendent mehr in die Reihe der Fürsten getreten, welche das arme Land in Stücke zu zerreißen trachteten.

Wir nennen unter diesen vor Allem den Herzog Rudolf von Sachsen, einer Seitenlinie des askanischen Fürstenhauses angehörend, welchem es, obgleich rechtlich ohne alle Ansprüche auf die Erbfolge in Brandenburg, doch durch sein kluges und kräftiges Auftreten gelang, einen großen Theil des Landes zur Huldigung zu bewegen.

Der Herzog Heinrich von Schlesien-Jauer forderte das von seinen Vorfahren an die Markgrafen Johann und Otto III. verkaufte Land Lebus mit der Stadt Frankfurt zurück, trat jedoch seine vermeintlichen Ansprüche an den mächtigen König Johann von Böhmen ab und erhielt dafür Theile der Oberlausitz. Die Herzöge von Mecklenburg und Pommern stritten sich um den Besitz der Uckermark und der Priegnitz und verheerten beide Länder in blutiger Fehde; die Herzöge von Glogau nahmen ohne Weiteres Sagan, Crossen, Meseritz, Schwiebus und Züllichau in Besitz, und endlich auch die Herzöge von Pommern-Wolgast, der König von Polen, der Erzbischof von Magdeburg, sie Alle stritten sich um Theile eines Landes, auf welches Keiner von ihnen den geringsten Anspruch hatte. In wenigen Jahren war der einst so blühende Wohlstand des Landes vernichtet, an die Stelle von Ordnung und Recht, welches die dahingeschiedenen Markgrafen mit so kräftigem Arm gehandhabt hatten, Willkür und Gesetzlosigkeit getreten, Krieg, Plünderung und das schreckliche Unwesen der Raubritter erfüllten das Land.

Kaiser Ludwig, zu jener Zeit auf dem Gipfel seiner Macht stehend, machte endlich zu Gunsten seines eigenen Hauses dem Streite ein Ende, erklärte die Mark Brandenburg als ein eröffnetes Reichslehen und übertrug dasselbe von Neuem seinem erst 9jährigen Sohne Ludwig, sich selbst die Vormundschaft über denselben vorbehaltend; so kamen für den Zeitraum von etwa 50 Jahren baiersche Markgrafen auf den Fürstenstuhl der Mark Brandenburg (1324—1373).

Zunächst war es die mühevolle Aufgabe Kaiser Ludwig's des Baiern — denn nur mit diesem als dem eigentlichen Beherrscher der Mark haben wir es vorläufig zu thun — dem Lande Ruhe zu verschaffen, die verwegenen Raubritter, welche von ihren meist unzugänglichen Schlupfwinkeln aus das Land verheerten, zu züchtigen, die maßlosen Ansprüche der Prätendenten zu beseitigen. Der Kaiser unterzog sich dieser schweren Aufgabe mit redlichem Willen und rühmenswerther Thätigkeit, und nur dem Herannahen größerer Gefahren darf es zugeschrieben werden, daß es ihm nicht vollkommen gelang, das Unwesen der ritterlichen Räuber zu unterdrücken. Auch mit den oben genannten Fürsten vermochte der Kaiser theilweise nur mit großen Opfern ein Abkommen zu treffen. Zwar der Herzog Rudolf von Sachsen sah sich, von seinen Anhängern verlassen, bald genöthigt, seine Ansprüche gänzlich aufzugeben und war zufrieden damit, daß der Kaiser ihm später die Niederlausitz überließ; aber die Herzöge von Mecklenburg und Glogau, sowie der König von Böhmen blieben trotzig auf ihren Forderungen bestehen und der Kaiser sah sich im Hinblick auf die neue Gefahr, die von Polen her dem Lande drohte, genöthigt, sie

durch Abtretung der streitigen Gebietstheile zu befriedigen. Die Beendigung des Streites mit Pommern wegen der Uckermark blieb dem Sohne des Kaisers, dem Markgrafen Ludwig I., vorbehalten, welcher vergeblich versuchend, sein Recht mit dem Schwerte zu erkämpfen, nur gegen Zahlung von 6000 Mark Silber den ferneren Besitz der Uckermark erlangen konnte. Die an Brandenburg verliehene Lehnshoheit über Pommern erkannten die Herzöge von Pommern nur für den Fall des Aussterbens ihres Geschlechtes als zu Recht bestehend an.

Wichtiger für den Kaiser und zugleich verderblicher für das Land war der verheerende Einfall, welchen König Wladislaus von Polen im Jahre 1325 mit einem zahlreichen Heere unternahm. Aufgestachelt von Papst Johann XXII., welcher in blindem Rachedurst gegen den seiner päpstlichen Bannstrahlen spottenden Kaiser es nicht für unverträglich mit seiner Würde als geistliches Oberhaupt der Christenheit, als Stellvertreter Gottes auf Erden hielt, die Völker zu Mord und Blutvergießen gegen einander zu hetzen, brach ein äußerst zahlreiches, durch pommersche und litthauische Schaaren verstärktes polnisches Heer unter persönlicher Führung des Polenkönigs in die erschreckte Neumark ein und verwüstete dieselbe mit Feuer und Schwert, dabei Gräuel ausübend, wie sie nur Unmenschen auszudenken und auszuüben im Stande sind. Nicht weniger als 150 Dörfer wurden von den Barbarenhorden geplündert und verbrannt, die wehrlose Bevölkerung auf's Grausamste hingeschlachtet, Kirchen und Klöster verwüstet und zerstört.

In Folge der begangenen Gräuelthaten stand schließlich das ganze Land, Ritter, Bürger und Bauern, zu kräftiger Gegenwehr auf und verband sich mit dem inzwischen gesammelten markgräflichen Heere; der Polenkönig aber vermied die offene Feldschlacht und zog sich, mit reicher Beute beladen und über 6000 brandenburgische Männer als Sklaven mit sich fortführend, über die Oder zurück.

Bemerkt möge dabei noch werden, daß die Bewohner der Stadt Frankfurt an dem Bischofe von Lebus, den sie nicht mit Unrecht des Landesverraths und geheimen Einverständnisses mit den Polen bezüchtigten, schwere Rache nahmen. Der Sitz des Bischofs, Göritz, wurde gestürmt und völlig zerstört, der Bischof selbst über ein Jahr lang von den erbitterten Frankfurtern in der engsten Haft gehalten; den päpstlichen Bannstrahl achtete die Stadt nicht.

Zu seinem und seines Sohnes, des nunmehr in das Mannesalter getretenen Markgrafen Ludwig von Brandenburg (seit 1324) Unglück, ging der Kaiser in seiner Nichtachtung der päpstlichen Gewalt zu weit. Hatte er gleich die Mehrzahl der Fürsten des deutschen Reiches auf seiner Seite, so lange er nur die unberechtigte Einmischung des Papstes in rein weltliche Angelegenheiten zurückwies, und durfte er die deshalb gegen ihn erlassenen Bannflüche Roms mit Gleichmuth ertragen, so sollte er doch zu seinem Schaden die Erfahrung machen, daß der größte Theil des Volkes von ihm abfiel, als er sich verleiten ließ, die Kirche selbst und ihre Einrichtungen gering zu schätzen, und neue, schwere Bedrängniß sollte daraus für Brandenburg entstehen.

Die Prinzessin Margaretha, die reiche Erbin von Kärnthen und Tyrol,

eine häßliche, übermüthige, launische Frau und wegen ihres unförmlichen Mundes mit dem Spottnamen Margaretha Maultasche belegt, ungeachtet dieser Eigenschaften aber mit dem Prinzen Johann Heinrich, dem Sohne des Königs von Böhmen vermählt, und mit demselben in Zwietracht lebend, hatte mit Hilfe der von ihr aufgerufenen Tyroler ihren Gemahl verjagt und sich sodann unter den Schutz Kaiser Ludwig's begeben.

Der Wunsch der launischen Frau, die Gemahlin des zu dieser Zeit etwa 26jährigen, ritterlichen und schönen Markgrafen Ludwig von Brandenburg zu werden, paßte zu den auf die Vergrößerung seiner Hausmacht gerichteten Plänen des Kaisers zu gut, um nicht die bereitwilligste Unterstützung bei demselben zu finden.

Ein von Kaiser Ludwig zusammenberufenes Gericht erklärte in unerhörter, alle kirchlichen Gesetze verhöhnender Weise, die Ehe des Prinzen Johann Heinrich mit der Prinzessin Margaretha für aufgelöst und dieselbe wurde im Jahre 1342 mit dem Markgrafen von Brandenburg vermählt.

Der begangene Gewaltakt des Kaisers sollte indessen zu seinem Verderben gereichen; Vater und Sohn wurden von Neuem mit dem Bannfluche der Kirche belegt, und den Intriguen des schlauen Markgrafen Carl von Mähren, eines Bruders des Königs von Böhmen, gelang es, die Kurfürsten von Mainz, Trier, Cöln, Sachsen und Böhmen zur feierlichen Absetzung des Kaisers und zur Wahl eines neuen Kaisers zu bewegen, welche selbstredend auf Niemand anders als ihn selbst, der sowohl an körperlichen wie geistigen Gaben alle anderen Fürsten überragte, fiel. Er ist in der Geschichte unter dem Namen Carl IV. berühmt geworden.

Kaiser Ludwig starb noch, während er mit seinem Nebenbuhler um die Kaiserkrone ritterlich kämpfte, im Jahre 1347 ganz plötzlich; ob, wie man seinem Feinde nachsagt, an Gift, welches ihm jener beigebracht haben soll, möge hier dahingestellt bleiben.

Die Feinde des Hauses Baiern richteten jetzt ihre Anstrengungen gegen den Markgrafen von Brandenburg allein; und um ihn, den man mit Waffengewalt zu beseitigen nicht stark genug war, in's Verderben zu stürzen, ward mit wahrhaft höllischer Bosheit ein Gaukelspiel ersonnen, welches ohne Gefahr und Mühe zum Ziele zu führen schien, dessen wahrer Zusammenhang aber noch heutigen Tages nicht mit völliger Sicherheit aufgeklärt ist.

Den Umstand geschickt benutzend, daß der baiersche Markgraf, durch anderweitige Sorgen in Anspruch genommen, dem märkischen Volke fast ein Fremdling geblieben und in diesem noch immer die Erinnerung an seine alten Fürsten aus dem Hause Anhalt, namentlich an den Markgrafen Waldemar lebendig geblieben war, ließ man im Frühjahr 1348, nachdem schon vorher im Lande das Gerücht verbreitet worden, Waldemar lebe noch und sei nur nach dem heiligen Grabe gepilgert, diesen oder vielmehr seinen ihm täuschend ähnlich sehenden Doppelgänger von dort zurückkehren. Der von Kaiser Carl IV. mit pfäffischer Schlauheit ersonnene Betrug täuschte den größten Theil des brandenburgischen Volkes, welches mit Jubel den geliebten Fürsten zurückkehren sah; Markgraf Ludwig's Feinde, der

Erzbischof von Magdeburg, der Herzog Rudolf von Sachsen und viele Ritter und edle Herren bedurften der Täuschung nicht. Sie erklärten sofort den zurückgekehrten Pilger für den echten Markgrafen Waldemar, nahmen sich seiner Sache an und forderten in seinem Namen von Ludwig die Mark Brandenburg zurück.

Auch Kaiser Carl IV. zögerte nur zum Scheine eine Zeit lang, den Betrüger anzuerkennen. Als aber ein von ihm selbst zusammengesetzter Gerichtshof die Ueberzeugung aussprach, der Pilger sei wirklich der echte Markgraf Waldemar von Brandenburg, da machte auch Carl dessen Sache zu der seinigen, verlieh dem falschen Waldemar auf's Neue alle Hoheitsrechte über die Länder, welche er zuvor besessen, jedoch, wie nicht übersehen werden darf, nicht ohne dem Herzog von Sachsen und den Fürsten von Anhalt die Anwartschaft auf die Mark nach Waldemar's Tode zuzusichern, und zog mit einem großen Heere vor Frankfurt, in welche Stadt sich Markgraf Ludwig mit der kleinen Schaar ihm treu Gebliebener zurückgezogen hatte, fest entschlossen, sein gutes Recht mit dem Schwerte zu vertheidigen.

Das plumpe Gaukelspiel erreichte sehr bald sein Ende, um nichts weniger schmählich und verächtlich, als es der Anfang gewesen war. Die treuen Frankfurter schlugen die wiederholten Stürme des kaiserlichen Heeres mit so großer Tapferkeit zurück, daß Kaiser Carl, einsehend, er werde mit Waffengewalt nichts ausrichten, und überdem besorgt gemacht durch die Wahl eines Gegenkaisers Seitens seiner Feinde, abermals den Weg der Unterhandlung einzuschlagen beschloß, auf welchem er erfahrungsmäßig zu allen Zeiten seines Lebens größere Vortheile erreicht hatte, als mit dem Schwerte. Demgemäß schloß der Kaiser noch im Jahre 1349 Frieden mit dem Markgrafen Ludwig, erkannte diesen als den rechtmäßigen Herrn von Brandenburg, seine Ehe mit der Prinzeß Margaretha als gesetzlich an, entsagte seinen Ansprüchen auf Tyrol, und versprach seinen Einfluß beim Papste behufs Aufhebung des über Ludwig und die Mark Brandenburg verhängten Kirchenbannes, sowie zur Gültigkeitserklärung der Vermählung desselben geltend zu machen. Ludwig erkannte als Gegenleistung dafür die Wahl des Kaisers an und lieferte ihm die in seinem Gewahrsam befindlichen Reichskleinodien aus.

Der mit so vieler Feierlichkeit als echt bestätigte Waldemar aber, wahrscheinlich ein früherer Müller, Namens Jakob Rehbock, welcher in langjährigen Diensten des wirklichen Waldemar dessen Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten genau kennen gelernt hatte und eine wunderbare Aehnlichkeit mit dem Verstorbenen besaß, wurde jetzt von dem gewissenlosen Kaiser mittelst eines zweiten Gerichtsspruchs für einen Betrüger erklärt,*) die Mark Brandenburg von Neuem mit ihren Unterthanenpflichten an Markgraf Ludwig gewiesen. Es verging indessen noch geraume Zeit, ehe der durch diese Vorgänge im märkischen Volke hervorgerufene Sturm der Aufregung sich völlig beruhigte; viele Städte des Landes konnten erst durch

*) Er lebte, wie hier zur Ehre der Fürsten von Anhalt bemerkt sein möge, noch mehrere Jahre an deren Hofe, bis zu seinem Tode in fürstlichen Ehren gehalten; sei es nun, daß diese ihn wirklich für echt hielten oder sich schämten, ihre Theilnahme an einem Betruge einzugestehen.

wiederholte Versicherungen des Kaisers zur Rückkehr zu ihrer Pflicht bewogen werden. Von des Markgrafen Ludwig Besonnenheit und Mäßigung legt es ein schönes Zeugniß ab, daß er das treue Festhalten der getäuschten Städte an dem falschen Waldemar nicht strafte, sondern denselben, nachdem sie sich unterworfen, Sühnebriefe verlieh, in welchen er feierlich versprach, das Geschehene zu vergeben und zu vergessen.

Die letzten Ereignisse jedoch hatten in dem Markgrafen die Ueberzeugung befestigt, daß es ihm trotz seiner Bemühungen nicht gelungen sei, die Zuneigung des brandenburgischen Volkes zu gewinnen; überdem verleidete der traurige Zustand des Landes, in welchem Handel und Gewerbthätigkeit stockten, dessen Fluren verwüstet darnieder lagen, dem Markgrafen die Lust zum ferneren Regieren. Es gelang ihm, seine Brüder Ludwig und Otto zu einem Tausche zu bewegen; im Jahre 1351 trat er beiden die Herrschaft über die Mark Brandenburg ab und zog sich nach seinen Besitzungen in Baiern zurück.

Sein Bruder Ludwig II., auch der Römer genannt, weil er in Rom geboren war, führte zunächst die Regierung des Landes allein, weil der jüngere Bruder Otto zur Zeit noch in minderjährigem Alter stand. Die leider zu kurze Regierung dieses vortrefflichen, tapferen und edel denkenden Fürsten, welcher nach Kräften bemüht war, Ordnung und Gesetzlichkeit im Lande wieder herzustellen und mit vieler Milde und Mäßigung die dem baierschen Fürstenhause noch immer feindlich gesinnten Städte zu versöhnen trachtete, fällt in die Zeit, in welcher Kaiser Carl IV. durch ein von ihm 1356 erlassenes Reichsgrundgesetz — von der goldenen Kapsel, in welcher dasselbe aufbewahrt wurde, die goldene Bulle genannt, die Rechte der sieben Kurfürsten*) des heiligen römischen Reiches genau feststellte.

Die ernsten Streitigkeiten, welche nicht lange darauf, und zum Theil wegen der in der goldenen Bulle enthaltenen Festsetzungen, zwischen den brandenburgischen Markgrafen und ihren Verwandten, den baierschen Herzögen ausbrachen, wußte der schlaue und ränkevolle Kaiser Carl IV. auf's Trefflichste zu seinem Vortheil zu benutzen. Schon längst von dem sehnlichen Wunsche erfüllt, durch Erwerbung der Mark Brandenburg die Macht seines Hauses, des luxemburgischen oder lützelburgischen Fürstenhauses vermehrt zu sehen, gelang es den Intriguen und Ränken des Kaisers, mit den Markgrafen von Brandenburg im Jahre 1363 einen Erbverbrüderungsvertrag zu Stande zu bringen, welchem zufolge die Mark nach dem Ableben Ludwig's und seines Bruders Otto ohne leibliche Erben, nicht an ihre Vettern in Baiern, sondern an das Haus des Kaisers fallen sollte.

Schon zwei Jahre später, 1365, starb Markgraf Ludwig und mit seinem kaum 19jährigen Bruder Otto, einem schwachen, unritterlichen und schon in jugendlichem Alter durch Völlerei und sinnliche Lüste entnervten Knaben, deshalb auch von seinen Zeitgenossen mit dem wenig ehrenvollen

*) Die sieben Kurstimmen des Reiches hatten inne: die Erzbischöfe von Mainz, Cöln und Trier, die Fürsten von Böhmen, Sachsen, der Pfalz und Brandenburg. Seit dem Erlaß der goldenen Bulle wurden auch die Markgrafen von Brandenburg in allen öffentlichen Urkunden Kurfürsten genannt.

Namen Otto der Finner oder der Faule belegt, hatte der schlaue und gewissenlose Kaiser ein leichtes Spiel. Willig überließ Otto dem Kaiser die Sorge für die Regierung seines Landes und führte am Hofe desselben ein Leben voller Ausschweifungen und Liederlichkeit; gehorsam dem Gebote Kaiser Carl's verlobte er sich sogar mit dessen fünfjähriger Tochter Elisabeth gegen das Versprechen einer Mitgift von 20,000 Schock Prager Groschen und ließ es in größter Indolenz, gleichgültig gegen die ihn treffende Schande, zu, daß der Kaiser ihn förmlich für unmündig erklären ließ und einstweilen die Vormundschaft über ihn übernahm. — Ebenso willenlos fügte sich Otto, als Kaiser Carl die Verlobung mit der Prinzessin Elisabeth wieder aufhob und den Markgrafen mit seiner älteren Tochter Margaretha, der Wittwe des Herzogs Rudolf von Oesterreich vermählte, deren frühere zwölfjährige kinderlose Ehe dem Kaiser die Hoffnung einflößte, daß auch dieser neuen Verbindung mit Otto keine Nachfolger entsprießen würden. Indessen die Ereignisse entwickelten sich schneller und anders, als Carl IV. gedacht hatte; er hatte nicht nöthig, das Resultat seiner schlauen und gewissenlosen Berechnung abzuwarten, um seinen Lieblingswunsch, die Erlangung der Herrschaft über die Mark Brandenburg für sein Haus, erfüllt zu sehen.

Argwöhnisch und eifersüchtig gemacht auf die wachsende Hausmacht des Kaisers, dessen ränkevolle Absichten auf die Mark für jedes einigermaßen klar sehende Auge nur zu deutlich waren, weckten endlich andere Fürsten des Reiches den in Faulheit und Genußsucht versunkenen Otto aus seiner Trägheit, und klärten ihn, freilich zu spät für das Interesse des baierschen Fürstenhauses, über die Zwecke des Kaisers auf.

In einer augenblicklichen Anwandlung von Energie entzog sich Markgraf Otto der Beaufsichtigung des Kaisers, warb, unter dem Vorwande eines Kriegszuges gegen Pommern, Kriegsvölker, verband sich mit dem Sohne seines Bruders Stephan, Friedrich, welcher ihm auf weiten Umwegen durch Ungarn und Polen baiersche Kriegsvölker zu Hilfe führte, sowie mit mehreren anderen, dem Kaiser grollenden Fürsten des Nordens und sagte sich, so gerüstet, im Jahre 1371 feierlich von dem Vertrage mit dem Kaiser los. Indessen, die Aufwallung ging eben so rasch vorüber, als sie entstanden war. Als Kaiser Carl mit einem großen böhmischen Heere in die Mark einbrach und dieselbe mit Raub, Brand und Mord auf die entsetzlichste Art heimsuchte; als es den Ränken des Kaisers abermals gelang, Mißtrauen und Zwietracht unter die Verbündeten zu säen und Otto sich schließlich in der Stadt Frankfurt vom Heere des Kaisers belagert sah, da entsank dem feigen Markgrafen der Muth. Als reuig Bittender erschien er im Lager des Kaisers, trat gegen ein Jahrgeld von 3000 Schock Prager Groschen alle seine Rechte auf die Mark Brandenburg feierlich an die Söhne des Kaisers ab und endete wenige Jahre später sein unwürdiges Leben in Armuth und Dürftigkeit.

Mit Markgraf Otto dem Faulen verschwindet das Haus der baierschen Fürsten für immer aus der Mark, über welche dasselbe nur 50 Jahre, und, wie man hinzusetzen muß, nicht zum Segen des Landes, geherrscht hatte.

An seine Stelle trat das Haus der luxemburgischen Markgrafen, zunächst als Vormund seines noch unmündigen Sohnes Kaiser Carl IV. selbst.

Die Gerechtigkeit des Geschichtsforschers erfordert es, anzuerkennen, daß Kaiser Carl IV., auf wie gewissenlose und ränkevolle Weise er sich auch in den Besitz der Mark Brandenburg gesetzt haben mochte, doch andererseits redlich und ernstlich bestrebt war, das Wohl und das Glück seiner Unterthanen nach jeder Richtung hin zu befördern, daß seine ganze Thätigkeit während seiner für das Wohl Brandenburgs leider zu kurzen Regierung (1373—1378) ihn als einen Fürsten von großer Schärfe und Feinheit des Geistes, vielseitiger Bildung und klarer Beurtheilung der Verhältnisse kennzeichnet, welchen nicht blos der Ehrgeiz, Völker zu beherrschen, sondern auch der Wunsch, sie glücklich zu machen, beseelte.

Von diesem Streben des Kaisers zeugt die energische Art und Weise, mit welcher er, nachdem er in einer feierlichen Versammlung der Stände zu Tangermünde die Huldigung des Landes für sich und seinen unmündigen Sohn Wenzel, den künftigen König von Böhmen, entgegen genommen und dabei die Vereinigung Brandenburgs mit Böhmen für ewige Zeiten und als unauflösbar erklärt hatte, Ruhe und Frieden in das Land zurückzuführen wußte. Mit einer ansehnlichen Macht zog Kaiser Carl persönlich in der Mark umher, zerstörte die Burgen der Raubritter und ließ die räuberischen Edelleute, die in seine Hände fielen, zur Warnung ohne Gnade aufhängen; in kurzer Zeit war dem Unwesen, welches unter der traurigen Regierung der baierschen Fürsten eine unglaubliche Ausdehnung gewonnen hatte, ein Ende gemacht, Ordnung und Sicherheit wieder hergestellt. In gleicher Weise thätig und umsichtig sorgte der Kaiser für die Förderung des arg darniederliegenden Ackerbaues, wobei ihm besonders die Cistercienser-Mönche, längst als tüchtige Landwirthe bekannt, vortreffliche Dienste leisteten, ferner für Hebung des Gewerbfleißes und des in Folge der unsicheren Zustände im Lande ganz stockenden Handels, zu welchem Zwecke er enge Handelsverbindungen mit mehreren Städten des Hansabundes anknüpfte, endlich für die Wiederherstellung einer gesicherten und geordneten Rechtspflege, die unter seinen Vorgängern gänzlich geschwunden war. Alle Jahre hielt sich Kaiser Carl längere Zeit in der Mark auf, und bewohnte dann das von ihm mit kaiserlicher Pracht ausgeschmückte Schloß zu Tangermünde an der Elbe, welche Stadt er bestrebt war zu einem Mittelpunkte des Handels nach der Nordsee zu machen.

Zu früh für das Wohl des Landes, welches unter seiner kräftigen und dabei milden und weisen Herrschaft neu emporzublühen begonnen hatte, starb Kaiser Carl IV. schon 1378; unter der Regierung seines Sohnes Sigismund sollte die von der umsichtigen Hand des Vaters gestreute und kaum emporgeschossene Saat gar bald verdorren und verderben, und schließlich Zustände über die Mark Brandenburg hereinbrechen, finsterer und grauenvoller, wie je zuvor.

Auch für seine drei noch unmündigen Söhne, von welchen der älteste, Wenzel, beim Tode des Vaters 17 Jahre, der zweite, Sigismund, 11, und der dritte, Johann, erst 9 Jahre zählte, war Kaiser Carl IV. zu früh in

die Gruft gestiegen. Die Früchte der guten und sorgfältigen, ganz besonders auf ihre Pflichten als künftige Beherrscher ihrer Völker gerichteten Erziehung, welche der Vater den Söhnen gewissenhaft hatte zu Theil werden lassen, sollten niemals zur Reife gelangen, so trefflich auch die natürlichen Anlagen der jungen Prinzen sein mochten; die völlige Ungebundenheit, in welche die Söhne des Kaisers zu früh und ehe noch ihr Charakter die nöthige Einsicht und Festigkeit erlangt hatte, geriethen, sollte die guten Keime ersticken, welche Erziehung und des Vaters vortreffliches Beispiel gelegt hatten.

So bildete denn der 11jährige Sigismund, welcher nach den letzten Bestimmungen des Kaisers, die Regierung der Mark Brandenburg, und zwar, wie es scheint, ohne Vormundschaft übernahm, sich zu einem zwar äußerst glänzenden und würdevollen, durch Geist und Beredtsamkeit ausgezeichneten, dabei aber leichtsinnigen und verschwenderischen Fürsten aus, welcher wenig nach dem Wohl und Wehe seines Landes und seiner Unterthanen fragte, wenn sie ihm nur die Mittel lieferten, um am Hofe König Ludwig's von Polen und Ungarn, mit dessen ältester Tochter er sich frühzeitig verlobte, ein üppiges und glänzendes Leben zu führen. Nur ein einziges Mal während seiner ganzen Regierung, im Jahre 1381, nahm Markgraf Sigismund für einige Zeit seinen Wohnsitz in der Mark Brandenburg; um die Verwaltung des Landes, welche den Händen theils sorgloser, theils ohnmächtiger Statthalter anvertraut war, kümmerte sich der leichtsinnige Markgraf nur insofern, als diese ihm wieder und immer wieder Geldsummen verschaffen mußten.

So tauchten die alten, von der starken Hand Kaiser Carl's kaum erstickten Uebel gar bald wieder und üppiger wie zuvor auf; Willkür und Gesetzlosigkeit herrschten im ganzen Lande, der Wohlstand desselben sank von Tage zu Tage, das Unwesen des Raubritterthums nahm in erschreckender Weise von Neuem überhand.

Noch trauriger wurden die Zustände in dem unglücklichen Lande, als der gewissenlose Fürst, — ein deutlicher Beweis, wie wenig ihm das Wohl der Mark am Herzen lag, — dieselbe gegen eine Geldsumme von 20,000 Goldgulden an die Markgrafen Jobst und Procopius von Mähren verpfändete. Schon im Jahre 1385 hatte der ewig geldbedürftige Markgraf ein derartiges Handelsgeschäft abzuschließen versucht; und nur an dem Widerspruche seines Bruders, König Wenzel's von Böhmen, sowie der Stände des Landes, war dasselbe gescheitert. Im Jahre 1388 gelang es Sigismund, die Einwilligung König Wenzel's zu der beabsichtigten Verpfändung zu erhalten —; den beiden Markgrafen von Mähren, den Söhnen Johann Heinrich's von Tyrol und Kärnthen, des ersten Gemahls der berüchtigten Margaretha Maultasche, wurde die Mark Brandenburg so lange übertragen, bis Sigismund, wozu wenig Aussicht war, die geliehene Geldsumme zurückgezahlt habe —, den Ständen des Landes wurde die geschehene Uebertragung mit der Bemerkung bekannt gemacht, daß sie geschehen sei um:

> „alle Sachen mit Gottes Hilfe also zu bestellen, daß alle Zweifel und Kriege, die so lange gewesen und noch sind, ein glimpfliches Ende nehmen und guter Friede und Ordnung ohne Zweifel folgen müssen." —

Das arme Land sollte zu seinem Entsetzen die Erfahrung machen, welches glimpfliche Ende, welcher guter Frieden und Ordnung über dasselbe hereinbrechen sollte.

Markgraf Jobst von Mähren, welcher, wahrscheinlich in Folge eines besonderen Abkommens mit seinem Bruder, allein die Verwaltung der Mark Brandenburg übernahm, schien anfänglich in der That geneigt, geordnete und bessere Zustände im Lande wieder herzustellen. Nachdem er indessen in einem Kriegszuge gegen mehrere benachbarte Fürsten, welche einzelne Gebietstheile des wehrlosen Landes an sich gerissen, den Kürzeren gezogen hatte, wurde Markgraf Jobst gar bald anderen Sinnes, betrachtete die Mark Brandenburg von da an nur als ein ihm vorübergehend angehöriges Besitzthum, an dessen dauerndem Glück und Wohlstand er kein besonderes Interesse habe, welches vielmehr von ihm in Form von Steuern und Abgaben, sowie Erpressungen aller Art möglichst nutzbar gemacht werden müsse —, und überließ das arme Land wehrlos seinem unglücklichen Schicksal.

Von jetzt ab erschien der Markgraf nur noch in der Mark, um die von seinen Statthaltern für ihn erpreßten Summen in Empfang zu nehmen oder um, wie es seine Verschwendungssucht erheischte, Schlösser, Landesfreiheiten, Privilegien u. s. w. an die großentheils von offenem Raube lebenden Edelleute zu veräußern oder zu verpfänden; seine Forderungen steigerten sich immer höher, je tiefer der Wohlstand des Landes sank. Bald herrschte im ganzen Lande die wildeste Anarchie und Gesetzlosigkeit; Raubritter durchstreiften mit ihren Schaaren ungestraft das offene Land, plünderten die Kaufleute, beraubten und zerstörten Dörfer und Flecken, verwüsteten die Fluren und Felder, führten die Viehheerden fort und spotteten der ohnmächtigen Drohungen der Statthalter, welche Jobst eingesetzt hatte, wenn diese ja einen Versuch machten, dem Unwesen zu steuern. Vom Markgrafen selbst hatten die adligen Wegelagerer, wie sie nur zu wohl wußten, nichts zu fürchten; er verpraßte den sauren Schweiß seiner Unterthanen im Auslande und drückte gerne ein Auge zu über die begangenen Gräuelthaten, — sofern er nur Antheil an dem Ertrage der Räuberei hatte.

Die traurigen Zustände in der Mark Brandenburg steigerten sich bis zum Unerträglichen, als auch auswärtige Fürsten, sich die völlige Wehrlosigkeit des Landes zu Nutze machend, offen und ohne Scheu und Scham, Raub- und Plünderungszüge in dasselbe unternahmen. Vor Allen war es ein geistlicher Fürst, der Erzbischof von Magdeburg, welcher von seiner festen Burg Mylow aus räuberische Schaaren in das brandenburgische Gebiet einfallen und die Umgegend mit Raub, Plünderung und Mord heimsuchen ließ. Vergeblich war es, daß der zeitige Statthalter der Mark, Lippold von Bredow, den Versuch machte, sich wenigstens diesen auswärtigen Raubzügen entgegen zu stellen; er gerieth, als er die Veste Mylow belagerte, selbst in die Gefangenschaft des Erzbischofs, und dieser würdige geistliche Oberhirt trieb nunmehr, in Verbindung mit dem Herzoge von Anhalt, das Geschäft der Räuberei ganz offen und im Großen. Beide Fürsten in Gemeinschaft plünderten und verheerten die ganze Gegend um die Stadt Brandenburg, nahmen durch Verrath die Festung Rathenow ein, ver-

heerten und verwüsteten dieselbe in der entsetzlichsten Weise und trieben die Bewohner derselben, obgleich mitten im strengsten Winter, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes, zu den Thoren der Stadt hinaus. —

Nur auf kurze Zeit schaffte der Markgraf Wilhelm von Meißen, welchem Jobst vorübergehend die Mark in Folge einer seiner vielen Geldverlegenheiten für die Summe von 40,000 Schock Groschen verpfändet hatte, auf die flehentliche Bitte der Stände des Landes, — wie es in dieser Bitte heißt:

„da die Lande heftig sehr alle Tage von umgesessenen Fürsten und Herren angegriffen werden"

Abhilfe; bald sollte das Uebel ärger werden, wie je zuvor, nachdem Markgraf Jobst das Pfand wieder einlöste und so die Mark von Neuem unter seine Herrschaft gerieth. —

Unter den vielen Raubrittern des Landes zeichneten sich besonders die Brüder Hans und Dietrich von Quitzow aus, reich begüterte Edelleute und im Havellande mit nicht weniger als 24 Schlössern und Burgen angesessen. Das Räuberhandwerk im Großen treibend, wurden die Quitzow's bald der Schrecken des ganzen Landes; viele Städte und Ortschaften, zu ohnmächtig, um Widerstand zu leisten, zahlten ihnen förmliche Abgaben, um nur vor den Ueberfällen der gefürchteten Raubritter sicher zu sein.

Einem der Brüder, dem Ritter Hans von Quitzow, gab sogar der Statthalter der Mark, der bereits genannte Lippold von Bredow, seine Tochter zur Frau, und überließ ihm bald darauf, unfähig, dem Raub-Unwesen im Inneren zu steuern oder das Land gegen die Angriffe äußerer Feinde zu schützen, seine Würde als Statthalter der Mark Brandenburg. Hans von Quitzow sah sich in dieser Würde in Folge reicher Geschenke vom Markgrafen Jobst bestätigt und so stand denn an der Spitze des unglücklichen Landes ein offenkundiger Räuber, während der im Auslande weilende Landesfürst es nicht verschmähte, von der seinen Unterthanen abgepreßten Beute einen reichen Antheil in Empfang zu nehmen.

Man kann sich unschwer vorstellen, in welcher Weise Hans von Quitzow die Verwaltung des Landes leitete. In der That wurde das räuberische Treiben der Quitzow's und ihres zahlreichen Anhanges, unter dem schützenden Mantel des höchsten Amtes im Lande jetzt ganz offen und ohne Scheu und Scham ausgeübt, so unerträglich, daß sich Markgraf Jobst den immer lauter zu ihm dringenden Klagen endlich nicht länger verschließen konnte, den Hans v. Quitzow seiner Würde entsetzte und den Grafen Günther v. Schwarzburg zum Statthalter der Mark Brandenburg bestellte. Dem Unwesen wurde dadurch nicht gesteuert. Hohnlachend beraubten die Quitzow's den neuen Statthalter selbst bei seinem Einzuge in die Mark, unter seinen Augen, seines ganzen Reisegepäcks; nach wie vor zogen die Quitzow'schen und andere Raubschaaren plündernd und raubend im Lande umher und brandschatzten alle Ortschaften, die ihnen nicht freiwillig Abgaben zahlten. Viele Städte demüthigten sich, um nur Ruhe vor ihnen zu haben, durch reiche Geschenke und Steuern; ja die Stadt Berlin nahm die Quitzow's sogar gastlich in ihren Mauern auf und veranstaltete ihnen zu Ehren großartige Festlichkeiten. —

So war denn die Noth des unglücklichen Landes auf's Höchste gestiegen. Die Aecker lagen größtentheils unbebaut und verwüstet; denn Niemand war sicher, zu ernten, wo er gesäet hatte; der Handel stockte bei der Unsicherheit der Landstraßen völlig; der Betrieb der Gewerbe ging mehr und mehr zu Grunde, viele Dörfer und Städte lagen ausgeplündert und in Asche, von den Einwohnern verlassen; überall zeigten sich die traurigsten Spuren der Verwüstung und des grenzenlosesten Elends. Und solche Zustände konnten, wie leicht erklärlich ist, nicht ohne den nachtheiligsten Einfluß auch auf die Gesittung des brandenburgischen Volkes bleiben; bald unterdrückte die überhand nehmende Rohheit, Gewaltthätigkeit, die gänzliche Mißachtung der Gesetze den besseren Sinn im Volke und die Zustände, unter welchen die Mark Brandenburg seufzte, waren in der That derartig, daß im ganzen Reiche Niemand mehr war, der das Land haben wollte oder es zu beherrschen im Stande war.

Wo aber die Noth am größten, da ist die Hilfe Gottes am nächsten.

Im Jahre 1410 ward der eigentliche Kurfürst von Brandenburg, Sigismund, hauptsächlich in Folge der Bemühungen seines Freundes und Waffengefährten, des tapferen, klugen und gerechten Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg, aus dem uralten Geschlechte der Hohenzollern, zum deutschen Kaiser gewählt, nachdem sein älterer Bruder Wenzel, den wir bereits als König von Böhmen erwähnt haben, im Jahre 1400 von den Kurfürsten des Reiches, als des kaiserlichen Amtes unwürdig, abgesetzt worden und der für ihn neugewählte Kaiser Ruprecht von der Pfalz 1410 gestorben war.

Was Sigismund als Kurfürst der Mark Brandenburg durch seine Gleichgültigkeit gegen das Wohl des Landes an diesem verschuldet hatte, machte er als Kaiser in reichem Maße wieder gut, als er im Jahre 1411, nach dem Tode des Markgrafen Jobst, den eben erwähnten Burggrafen Friedrich von Nürnberg zum Statthalter und Landeshauptmann des nunmehr wieder in seinen Besitz übergegangenen schwer geprüften Landes ernannte.

Kaiser Sigismund, von der traurigen Lage der Mark Brandenburg sehr wohl unterrichtet, berief gleich nach dem Tode des Markgrafen Jobst die Stände des Landes nach Ofen und erklärte ihnen, daß er durch die Sorgen seines Amtes als deutscher Kaiser verhindert sei, die Regierung der Mark in eigener Person zu übernehmen, daß er aber an seiner Stelle einen Mann an die Spitze des Landes stellen wolle, der wohl im Stande sei, alle Uebelstände zu beseitigen und mit starker Hand dem eingerissenen Verderben zu wehren.

Das Ansehen, in welchem Burggraf Friedrich bei allen seinen Zeitgenossen stand, erklärt hinlänglich die Freude der Abgeordneten, als sie vernahmen, daß *er* der vom Kaiser zum Landeshauptmann der Mark Bestimmte sei; auch in dem schwer unterdrückten brandenburgischen Volke erwachte von Neuem die Hoffnung auf die Wiederkehr besserer, glücklicherer Zustände, als die glückliche Nachricht nach der Mark gelangte. Der Raubadel aber und sein zahlreicher Anhang, wohl wissend, was er von dem neuen Landeshauptmann zu erwarten habe, spottete über den kaiserlichen Gebotsbrief, durch welchen der Ritterschaft wie allen Einwohnern des

Landes anbefohlen wurde, den vom Kaiser feierlich „zum vollmächtigen gemeinen Verweser und obersten Hauptmann der Mark bestellten Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg fortan als solchen zu betrachten, und ihm getreu, beständig, gehorsam, unterthänig und gewärtig zu sein," und rüstete sich zum energischen Widerstande; der Umstand, daß der Kaiser den bewährten Freund und Rathgeber noch fast ein Jahr lang an seinem Hofe festhielt, ließ leider volle Zeit dazu.

Wie indessen der ritterliche Burggraf, als er im Jahre 1412 den Boden des seiner Sorgfalt anvertrauten Landes betrat, diesen Widerstand sehr bald zu beugen, und wo dies nicht helfen wollte, zu brechen verstand, erzählen wir in den folgenden Blättern, mit welchen unsere eigentliche Geschichte beginnt.

Anmerkung. Der Umstand, daß der reiche Burggraf von Nürnberg seinem in steter Geldverlegenheit befindlichen Kaiserlichen Freunde wiederholte und bedeutende Geldvorschüsse, wie man sagt, bis zu 100,000 Goldgulden, geleistet hatte, hat zu der in vielen älteren Geschichtswerken verbreiteten Annahme geführt, daß Kaiser Sigismund, außer Stande, die dem Burggrafen schuldigen Summen zu erstatten, diesem die Mark Brandenburg als Pfand überlassen und später, als die Schuld nach und nach auf die ungeheure Summe von 400,000 Goldgulden angewachsen war, erb- und eigenthümlich überlassen, d. h. verkauft habe.

Die neuesten Forschungen in der märkischen Geschichte von Riedel beweisen indessen das Irrige dieser Annahme und stellen fest, daß Kaiser Sigismund nur aus freilich erst etwas spät zu Tage tretender Fürsorge für das unglückliche Land und aus Dankbarkeit gegen den treuen Freund und Helfer in so mancher Noth diesem, als dem allein zu so schwerem Werke Befähigten, die Verwaltung der Mark Brandenburg übertragen hat.

Hätte nicht auch der Bruder des Kaisers, König Wenzel von Böhmen, Eigenthumsansprüche auf die Mark gehabt, so würde wahrscheinlich schon im Jahre 1411 dieselbe dem Burggrafen Friedrich als erbliches Fürstenthum übergeben worden sein, wie es denn vier Jahr später mit Zustimmung aller Kurfürsten des Reiches geschah.

Veranlassung zu dem Irrthum aber hat jedenfalls die vom Kaiser in seiner Sorge, dem Burggrafen das Land dauernd zu überlassen, schon 1411 getroffene Bestimmung gegeben, daß die Mark Brandenburg von den Erben des luxemburgischen Fürstenhauses nur gegen Erlegung einer Summe von 150,000 Goldgulden zurückgefordert werden könne. Später wurde diese Summe sogar auf 400,000 Goldgulden erhöht.

§. 3.

Burggraf Friedrich VI. als Landeshauptmann der Mark. (bis 1415).

Schon auf der Versammlung der märkischen Stände zu Ofen, auf welcher der Kaiser ihn zum Landeshauptmann feierlich bestellte, hatte Burggraf Friedrich genug von den in der Mark Brandenburg herrschenden Zuständen gehört, um genau zu wissen, was ihm bei seinem Einzuge in dieselbe bevorstehen würde, welche Riesenaufgabe ihm übertragen worden war.

Gewiß, mancher Fürst wäre mit Bedenken vor den Schwierigkeiten zurückgebebt und hätte es in Friedrich's Stelle vorgezogen, Burggraf von Nürnberg und am Hofe des Kaisers zu bleiben; aber Friedrich fühlte Thatkraft genug in sich, um mit Ernst und Muth das Werk zu vollenden und in der verwilderten Mark einen gesetzlichen Zustand herzustellen.

Zunächst galt es, dem Rechte und Gesetze wieder Achtung zu verschaffen, dem Unwesen des Raubadels ein Ende zu machen.

Dieser hatte die ihm von Friedrich gezwungener Weise gelassene Zeit trefflich benutzt, um sich zum Widerstande gegen ihn zu rüsten; und sich ihm trotz Kaiser und Reich, und wenn es Burggrafen vom Himmel regnete, nicht zu unterwerfen, dazu war die große Mehrzahl der adligen Herren fest entschlossen. Denn, daß es dann mit ihren Standesvorrechten ein Ende hatte, daß sie dann nicht mehr nach Belieben im ganzen Lande rauben uud plündern durften, das wußten sie ganz genau. Vollends wurde der Zorn der märkischen Herren durch den Gedanken rege, datz sie einem Fremden, nicht einmal Einem aus ihrer Mitte gehorchen sollten, daß ein fremder Fürst aus Nürnberg, der Stadt, wo schon damals das schöne Spielzeug gemacht wurde, nach der Mark kommen und sie in ihren Rechten beeinträchtigen wolle; sie nannten ihn ja im Spotte nur den Nürnberger Tand. Friedrich kannte diese Stimmung des märkischen Adels gegen ihn und seine neue Herrschaft sehr gut; er war aber weise genug, die traurige Sittenverwilderung desselben mit den bösen, ungesetzlichen Zeiten, welche im letzten Jahrhundert über das Land gekommen waren, einigermaßen zu entschuldigen und beschloß daher zunächst den Versuch, ob die adligen Herren nicht durch gütliche Mittel zur Erkenntniß ihres Unrechtes und zur Erfüllung ihrer Pflicht zu bringen sein möchten. Erst, wo gütliche Vorstellung nichts nutzte, da sollte Gewalt und Strenge dem Rechte zum Siege helfen.

So zog denn Burggraf Friedrich im Sommer des Jahres 1412 mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge in die Hauptstadt des Landes, Brandenburg, ein und berief die Stände, welche vorher noch durch einen zweiten kaiserlichen Gebotsbrief zum Gehorsam gegen den Landeshauptmann ermahnt worden waren, dorthin zur Huldigung.

Die Städte des Landes leisteten in großer Zahl diesem Gebote Folge, huldigten dem Burggrafen und erhielten von diesem ihre Privilegien und Freiheiten bestätigt. Nicht so der angesessene Adel, insbesondere der Adel des Havellandes, welcher unter Führung der bereits genannten Ritter Hans und Dietrich v. Quitzow, Kaspar Gans Edler v. Putlitz, der Bredow's, Holzendorf's, Arnim's, Rochow's, Alvensleben's, Schulenburg's, Jagow's und vieler Anderer, dem Burggrafen trotzig die Huldigung verweigerte und sich, um dieser Weigerung doch einen Schein des Rechtes zu geben, darauf berief, daß Kaiser Carl IV. im Jahre 1376 die Mark Brandenburg auf ewige Zeiten mit Böhmen verbunden habe, daß also Kaiser Sigismund gar kein Recht besitze, jetzt das Land wieder von Böhmen abzureißen.

Friedrich begnügte sich, obgleich das Unrecht des Adels klar zu Tage lag, da ja König Wenzel von Böhmen seine Zustimmung zur Uebertragung der Mark an Friedrich gegeben hatte, dem Kaiser die Weigerung des Adels zu berichten, und hoffte in seiner Geduld und Langmuth, die Zeit werde die Herren zu einer besseren Ansicht bekehren. Auch war er wohl zu schwach an Streitkräften, um jetzt schon zu Gewaltmaßregeln gegen den vereinten Adel schreiten zu können.

In der That, Friedrich's Hoffnung schlug nicht ganz fehl und hauptsächlich den Bemühungen des Abtes von Lehnin, Heinrich von Stich, ge-

lang es, einen Theil des Adels zur Anerkennung und Huldigung zu bewegen.

Um so trotziger schaarte sich der übrige und bei Weitem größere Theil des Raubadels zusammen, befestigte seine Schlösser und Burgen, vermehrte auf alle Weise seine Mittel zum Widerstande und wußte sogar den Herzog Swantibor von Pommern, welcher in den gesetzlosen Zeiten sich auch in den Besitz einiger märkischen Städte gesetzt hatte, zu einem Einfalle in die Mark zu bewegen.

Friedrich zog dem Pommernheere, welches von den Söhnen Swantibor's, Otto und Casimir, geführt wurde, mit einem kleinen aus Franken mitgebrachten und durch geringe märkische Schaaren verstärkten Heere entgegen und im October 1412 kam es in der Gegend von Cremmen, auf dem sogenannten Cremmer Damm zu einer blutigen Schlacht. Zwar gelang es Friedrich nicht, den Sieg zu erringen, aber auch die Pommern hatten so große Verluste erlitten, daß sie ihre Vortheile nicht weiter verfolgten.

Vom Kaiser Sigismund war indessen an jeden Einzelnen des bisher noch widerspänstigen Adels eine Vorladung ergangen, um sich wegen der verweigerten Huldigung zu rechtfertigen. Zwar leistete der Adel auch dieser Vorladung keine Folge, da er aber ganz genau wußte, daß in Folge fortgesetzten Widerstandes die Reichsacht über ihn verhängt werden würde, so beschlossen die Herren, sich zum Schein mit dem Burggrafen zu versöhnen und ihm zu huldigen.

So wurde denn im April 1413 in Berlin ein Vertrag geschlossen, in welchem der Adel von Burggraf Friedrich in seinen Besitzungen bestätigt wurde, worauf der Erstere ihm feierlich die Huldigung leistete. Nur die Städte Tangermünde, Straußberg und Saarmund mußten die Herren sofort herausgeben, die übrigen größtentheils von Markgraf Jobst ihnen verpfändeten Schlösser und Burgen blieben in ihrem Besitz.

Die Sache schien damit friedlich beigelegt; es sollte sich aber nur zu bald zeigen, wie wenig aufrichtig gemeint die Unterwerfung des Adels gewesen.

Friedrich belagerte das feste Schloß Trebbin, welches von Markgraf Jobst an einen Ritter v. Maltitz verpfändet war und welches dieser auszulösen hartnäckig verweigerte. Im Heere des Burggrafen befanden sich die Häupter der Adelspartei, die Quitzow's, Rochow's, Bredow's und Andere, welche dem Fürsten die Vasallenpflicht nicht hatten weigern können. Als aber diese Herren nach der Einnahme von Trebbin fast unter den Augen des Burggrafen ihrem alten Räuberwesen nachzugehen anfingen, Dörfer plünderten und anzündeten, das Vieh wegtrieben, die Einwohner mißhandelten und Friedrichs Forderungen, das Geraubte zu erstatten, mit Hohnlachen beantworteten, sich mit ihren Schaaren von ihm trennten und ihr räuberisches Unwesen in anderen Gegenden fortsetzten, da erkannte Burggraf Friedrich, daß die Zeit der Milde nun vorüber sein müsse und daß es für ihn jetzt Pflicht sei, den begangenen Landfriedensbruch und den ihm bewiesenen Ungehorsam strenge zu strafen.

Er ließ zu diesem Zwecke aus Franken auserlesene Schaaren von Rittern und Reisigen kommen, entlehnte von dem Landgrafen von Thü-

ringen eine in der Mark noch gar nicht bekannte Donnerbüchse, welche 24pfündige Steinkugeln schoß und wegen ihrer Schwerfälligkeit vom Volkswitz den Namen: „die faule Grete" erhielt, ließ auch aus Kirchenglocken noch einige kleinere Donnerbüchsen gießen und ging nunmehr ernstlich dem in seinem Trotze beharrenden Adel zu Leibe.

Im Bündniß mit dem Herzog Rudolf von Sachsen schloß Friedrich vier der festesten Plätze, die Schlösser Plaue, Friesack, Golzow und Beuthen zu gleicher Zeit ein, zerstörte zu nicht geringem Entsetzen des Adels durch die schweren Kugeln der Donnerbüchsen die Mauern derselben und war schon nach wenigen Tagen im Besitz der vom Adel für unbezwinglich gehaltenen Burgen.

Zunächst fiel Friesack, von Dietrich v. Quitzow vertheidigt, nach zweitägiger verzweifelter Gegenwehr; doch gelang es Quitzow, zu flüchten.

Erschreckt durch die rasche Uebergabe Friesack's, leistete auch Wichart v. Rochow auf Golzow nur drei Tage Widerstand und ergab sich dann an Rudolf von Sachsen, diesen um Fürsprache bei Friedrich anflehend.

Den stärksten Widerstand leistete das Schloß Plaue unter Hans v. Quitzow, doch auch seine Mauern fielen, zertrümmert unter den schweren Kugeln der faulen Grete, und schon nach wenigen Tagen wurde die Burg erstürmt, Hans von Quitzow beim Fluchtversuch gefangen genommen.

Schloß Beuthen, nicht weit von Potsdam, ergab sich auf Gnade und Ungnade, als die Besatzung den raschen Fall der übrigen Vesten vernahm.

So hatte denn Burggraf Friedrich in raschem Siegeslauf die Macht des trotzigen Raubadels gebrochen; und auch der übrige Theil desselben wagte keinen weiteren Widerstand und unterwarf sich freiwillig. Im ganzen Lande kehrte Ruhe und Ordnung wieder ein, Recht und Gesetz wurde wieder geachtet und erleichtert athmete das Land auf.

Dem unterworfenen Adel verzieh Friedrich in weiser Mäßigung und forderte nur fortan Gehorsam. Selbst den Trotzigsten unter dem Adel legte er keine harten Bedingungen auf, in der Hoffnung, daß diese Milde und Güte sie am meisten an seine Person fesseln werde.

Seitdem hörte das Wesen des Raubadels in der Mark zwar nicht gänzlich auf; noch Friedrich's Nachfolger mußten zuweilen mit Ernst und Strenge dagegen auftreten, aber so ungescheut und im Großen betrieben kamen die Raubzüge nicht mehr vor, bessere und ritterlichere Gesinnung fing an, auch im märkischen Adel Raum zu gewinnen.

Von Wichtigkeit ist die Thätigkeit des Burggrafen Friedrich auf der großen Kirchenversammlung zu Costnitz von 1414—1417.

Gegen die herrschende Verderbniß in der Kirche, gegen den Reichthum und das weltliche üppige Leben der Geistlichen, ganz besonders aber gegen den schamlos betriebenen Ablaßhandel, die Betrügerei mit den Wundern, Reliquien u. s. w. waren bereits im 14. Jahrhundert gewichtige Stimmen laut geworden. In England predigte der Professor Johann Wiklef an der Universität zu Oxford schriftlich und mündlich gegen die herrschenden Irrlehren; seiner Lehre schloß sich der an der Universität zu Prag gebildete Professor Johann Huß mit Feuereifer an und fand bei dem böhmischen Volke einen gewaltigen Zulauf.

Diese unerträgliche Lage zu ändern, die kirchliche Lehre in ihrer Reinheit wieder herzustellen, Einheit in dieselbe zu bringen und die ärgerliche Kirchenspaltung zu beseitigen und den Mißbräuchen abzuhelfen lag dem Kaiser Sigismund sehr am Herzen und er berief daher in Verbindung mit dem Papste Johann XXIII. eine große Kirchenversammlung zum 1. November 1414 nach Costnitz, einer alten freien Reichsstadt am Bodensee.

Einen Begriff von der Menschenmenge, welche diese Kirchenversammlung nach Costnitz führte, erhält man, wenn man bedenkt, daß daselbst nicht weniger als 5 Patriarchen, 33 Kardinäle, 47 Erzbischöfe, 145 Bischöfe, 83 Weihbischöfe, 500 sonstige geistliche Würdenträger mit zahlreichem Gefolge, 24 päpstliche Geheimschreiber, 37 Deputirte von Universitäten, 217 Doctoren der Gottesgelahrtheit, 361 Doctoren beider Rechte, 171 Doctoren der Arzneiwissenschaft und 1400 Doctoren der freien Künste, 5300 gewöhnliche Priester, und außer dem Kaiser und den Reichsfürsten 100 Grafen, 30 Herzöge und weltliche Herren von Rang und Bedeutung in äußerst großer Zahl erschienen.

Johann Huß war im Vertrauen auf das ihm vom Kaiser Sigismund gewährleistete freie Geleit nach Constanz gekommen, um dort seine Lehren vor der großen Versammlung geistlicher und weltlicher Fürsten und Herren zu vertheidigen; und daß es dem Kaiser auch Ernst war mit diesem Worte, ersehen wir aus dem Umstande, daß er in heftigen Zorn gerieth und das Concil zu verlassen drohte, als die Geistlichen den Johann Huß sofort bei seiner Ankunft in einen Kerker warfen. Leider war der Kaiser schwach genug, den Vorstellungen und Einflüsterungen der Geistlichkeit nicht dauernd zu widerstehen; sein kaiserliches Versprechen wurde gebrochen, Huß seinem Schicksale überlassen. Derselbe wurde vor ein geistliches Gericht gestellt und, da er es hartnäckig ablehnte, seine Lehre zu widerrufen, zum Scheiterhaufen verurtheilt; am 6. Juli 1415 erlitt er als Märtyrer seines Glaubens den Flammentod. Burggraf Friedrich von Nürnberg erschien in Constanz erst, als das Verfahren gegen Huß in vollem Gange und Huß nicht mehr zu retten war; wenn sowohl er wie keiner der anderen weltlichen Fürsten sich lebhafter, als es geschehen, für den im Vertrauen auf das Kaiserwort gekommenen Huß verwendete, so muß dies mit dem Geiste der damaligen Zeit, mit den damaligen Anschauungen einigermaßen entschuldigt werden. Jedenfalls erwarb sich Friedrich das Verdienst, daß auf sein Andringen das geistliche Gericht den gesetzlichen Weg strenge inne halten mußte und dem Angeklagten öffentliches Verhör und das Recht der Vertheidigung zugestanden wurde.

Noch bei einer anderen Gelegenheit sehen wir den Burggrafen Friedrich, der während der Berathungen des Concils treulich dem Kaiser zur Seite stand und unter den weltlichen Fürsten desselben gewiß der hervorragendste war, auf dem Concil selbst eine bedeutende Rolle spielen. Papst Johann XXIII. nämlich, dem die Verhandlungen des Concils nicht den von ihm erwünschten Gang nahmen, entfloh mit der Hilfe des Herzogs Friedrich von Oesterreich, als Reitknecht verkleidet, aus Costnitz und gelangte glücklich nach Freiburg. Durch diese Handlung war der ganze Zweck der Kirchenversammlung in Gefahr, vereitelt zu werden; es wurde

daher über Friedrich von Oesterreich die Reichsacht ausgesprochen und Burggraf Friedrich von Nürnberg mit der Vollziehung derselben beauftragt.

Friedrich erledigte sich dieses Auftrages mit gewohnter Klugheit und Schnelligkeit und brachte nicht allein den Herzog von Oesterreich sehr rasch zur Unterwerfung, sondern führte auch den entflohenen Papst Johann XXIII. halb mit Güte, halb mit Gewalt nach Costnitz zurück, woselbst von der Kirchenversammlung seine sowie der übrigen Päpste Absetzung ausgesprochen wurde.

Die vielen und großen Dienste, welche Burggraf Friedrich dem Kaiser fort und fort und erst neuerdings wieder geleistet hatte, die Erfolge, welche seine Verwaltung in der Mark Brandenburg bereits gehabt hatte und das hohe Ansehen endlich, in welchem der Burggraf bei allen seinen Zeitgenossen stand, brachten in dieser Zeit bei Kaiser Sigismund den Entschluß zur Reife, die erledigte Kurwürde Brandenburgs dem Freunde zu übertragen. So wurde denn mit der Zustimmung aller übrigen Fürsten des Reiches in einer kaiserlichen Urkunde vom 30. April 1415 Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg feierlich zum Kurfürsten von Brandenburg und Erzkämmerer des heiligen römischen Reiches ernannt, die Mark Brandenburg ihm als erbliches Eigenthum übergeben und alle Einwohner derselben unter Entbindung von den dem Kaiser geleisteten Eiden angewiesen, fortan dem Kurfürsten Friedrich als ihrem rechtmäßigen Landesfürsten gehorsam zu sein.

Um Friedrich davor zu sichern, daß nicht König Wenzel von Böhmen oder seine Nachkommen die Mark Brandenburg für die festgesetzte Entschädigungssumme von 150,000 Goldgulden (siehe Anmerkung zu §. 2) zurückfordern könnten, erhöhte Sigismund diese Summe auf 400,000 Goldgulden, etwa 1 Million und 125,000 Thaler nach unserem Gelde, für die damalige Zeit eine so bedeutende Summe, daß sie die Wahrscheinlichkeit der Auslösung um so mehr ausschloß, als König Wenzel stets in Geldnoth war und keine männlichen Erben hatte.

So war denn Burggraf Friedrich, der erste aus dem Hohenzollernschen Fürstengeschlechte, erblicher Kurfürst von Brandenburg und als solcher nahm er den Namen Friedrich I. an.

§. 4.

Kurfürst Friedrich I. von 1415—1440.

In der Mark sahen indessen alle Anhänger des Kurfürsten mit Sehnsucht nach seiner Rückkehr von Costnitz aus. Zwar war im Ganzen Ordnung und Ruhe, Recht und Gesetz in das Land wieder zurückgekehrt, die Häupter des widerspänstigen Adels, Kaspar Gans v. Putlitz, Wichart v. Rochow, Hans v. Quitzow und Andere saßen noch immer in strenger, wenn auch ritterlicher Haft, und der übrige Theil des Adels wagte keinen Aufstand gegen die Macht des Kurfürsten zu unternehmen, zum Theil

war auch wohl wirklich eine bessere Gesinnung bei ihm eingekehrt; aber in dem bei dem Falle von Friesack entflohenen Ritter Dietrich v. Quitzow hatte das Land einen unversöhnlichen Feind; fort und fort suchte dieser die Macht des Kurfürsten zu untergraben und die verlorenen Freiheiten wieder zu gewinnen.

So hatte er während Friedrich's Abwesenheit die Herzöge von Pommern zu wiederholten Einfällen in die Mark bewogen, bei welchen unter anderen die Stadt Nauen völlig geplündert und verbrannt wurde, und als die Ersteren, von der über sie verhängten Reichsacht erschreckt, Dietrich v. Quitzow aus ihren Ländern verwiesen, fand derselbe Schutz und Aufnahme bei den Herzögen von Mecklenburg und bedrohte von hier aus das Land mit neuen Einfällen.

Die Rückkehr des Kurfürsten, welcher am 18. October 1415 mit seiner Gemahlin und einem zahlreichen und glänzenden Gefolge in Berlin einzog und überall jubelnd vom Volke empfangen wurde, machte diesem Unwesen ein schleuniges Ende. In dem sogenannten „Hohen Hause", an der Stelle des heutigen Lagerhauses in der Klosterstraße, nahm der Kurfürst mit großer Feierlichkeit die Huldigung der Stände entgegen, bereiste dann das ganze Land, wobei er überall jauchzend von der Bevölkerung begrüßt wurde und gab von Neuem einen Beweis seiner Milde und Herzensgüte, indem er den bisher in Gefangenschaft gehaltenen Rittern verzieh und ihnen auch zum Theil ihre Güter wiedergab.

Dabei säumte er jedoch nicht, die äußere Lage des Landes sicher zu stellen, schloß mit den Herzögen von Mecklenburg, welche Dietrich v. Quitzow ausweisen mußten, Frieden, vollzog die Reichsacht gegen die Herzöge von Stettin und zwang sie, einen Theil der Uckermark als Pfand an ihn abzutreten und erst, als überall Ruhe und Ordnung wieder hergestellt und gesichert war, zog der Kurfürst von Neuem nach Costnitz, woselbst er am 18. April 1417 mit großem Gepränge die förmliche Belehnung mit der Kurwürde empfing.

Ein ruhiges Leben war dem Kurfürsten indessen vom Schicksale nicht beschieden worden; bis an das Ende seines thatenreichen Lebens sollte er sich, oft gegen seinen Willen und gegen seine bessere Ueberzeugung, in unaufhörliche blutige Kämpfe verwickelt sehen.

Am verhängnißvollsten für unsere Mark Brandenburg wurden die Hussitenkriege.

Als die Hinrichtung des in Böhmen allgemein verehrten Johann Huß dort bekannt wurde, ergriff eine mächtige Bewegung das ganze böhmische Volk, welches im höchsten Ingrimm über die grausame That gegen die Urheber derselben aufbrauste. Mit der Billigung des Königs Wenzel erließen 150 der vornehmsten böhmischen und mährischen Herren eine Erklärung an die Kirchenversammlung zu Costnitz, worin sie unverholen ihren Abscheu über die an dem unschuldigen Huß begangene Mordthat und ihren Entschluß aussprachen, dem gesetzlich gewählten Papste nur so lange zu gehorchen, als er nicht vom Worte Gottes abwich. Anfänglich erklärten die Böhmen den Kaiser Sigismund für unschuldig an der begangenen Unthat; als aber die Kirchenversammlung ganz Böhmen mit dem Interdict belegte und Kaiser Sigismund, taub gegen die abmahnende

Stimme des Kurfürsten, sich durch die Geistlichkeit bewegen ließ, die Böhmen mit Krieg zu bedrohen, wenn sie sich nicht den Beschlüssen der Kirchenversammlung fügten, da brach offen die Flamme des Aufruhrs in Böhmen aus und machte sich bald in grausamer Mißhandlung der Mönche und Nonnen, in Zerstörung und Plünderung der Klöster Luft.

An die Spitze der Bewegung, deren König Wenzel nicht Herr zu werden vermochte, trat ein äußerst verwegner, tapferer Mann, Ziska geheißen, der mit 40,000 Böhmen, welche sich als Anhänger des Huß von jetzt an Hussiten nannten, nach dem bei Prag belegenen Berge Tabor, von welchem sie auch wohl Taboriten heißen, zog und sich dort gänzlich von der Herrschaft des Papstes lossagte. Bald wüthete in ganz Böhmen der Bürgerkrieg und wurde von beiden Seiten mit der größten Grausamkeit und Erbitterung geführt.

Vergebens hatte Kurfürst Friedrich auf beiden Seiten zur Nachgiebigkeit und Mäßigung gerathen; all' seine Bemühungen vermochten nicht, den Kaiser von dem Entschlusse abzubringen, die hussitische Bewegung mit Gewalt niederzuwerfen und nur über die zerstörten Mauern von Prag seinen Einzug in diese Stadt halten zu wollen.

Ja, was noch mehr ist, Kaiser Sigismund vertraute gerade ihm, dem Kurfürsten, in dem bevorstehenden Kriege die Führung des Reichsheeres an, ein allerdings sehr ehrenvoller Auftrag, der aber Friedrich in die Nothwendigkeit versetzte, einen von ihm selbst als ungerecht erkannten Krieg führen zu müssen.

Dies hinderte gleichwohl Friedrich nicht an der gewissenhaften Erfüllung seiner dem Kaiser schuldigen Vasallenpflicht und mit Ernst und Eifer rüstete er sich zum Kriege.

Bevor es indessen wirklich dazu kam, standen Friedrich noch andere Kämpfe bevor. Während Friedrich auf dem Concil zu Costnitz war, hatte der räuberische Adel theilweise wieder sein Haupt erhoben. Zwar wagte derselbe anfänglich nicht, im Lande selbst zu rauben und zu plündern, aber an den Grenzen des Landes stand das Unwesen bald wieder in voller Blüthe und ein Ritter v. Plotho, ein jüngerer Gans Edler v. Putlitz, endlich auch der eben erst aus der Gefangenschaft entlassene Kaspar von Putlitz und der vom Erzbischof von Magdeburg aus der Haft entlassene Hans v. Quitzow raubten und plünderten bald wieder nach Herzenslust, wurden auch bei ihren Raubzügen von den Herzögen von Pommern und Mecklenburg bereitwilligst unterstützt. Namentlich die Pommernherzöge waren äußerst erbittert darüber, daß Kaiser Sigismund dem Kurfürsten Friedrich von Neuem die Lehnshoheit über Pommern bestätigt hatte. So lange der Kurfürst in Costnitz weilen mußte, war dem Unfuge nicht zu steuern, doch kehrte derselbe, als er die Noth des Landes vernahm, schleunigst zurück und stellte die Ordnung im Lande bald wieder her, nahm auch in kurzer Zeit die Grenzfestungen Gorlosen und Dömitz, und schloß die Stadt Angermünde ein. Als hier die Pommernherzöge und der Bischof von Kammin zum Entsatz der Stadt heran rückten, schlug Friedrich dieselben, nahm die Stadt ein und zwang die Pommern zum Frieden und zur Anerkennung seiner Lehnshoheit. Auch der Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg und die Herzöge von Mecklenburg suchten nun den Frieden

nach, der ihnen auch bewilligt ward, und bald war im ganzen Lande der Frieden nach Innen wie nach Außen hergestellt und gesichert. Der berüchtigte Raubritter Dietrich v. Quitzow war während dieser Fehden gestorben; der übrige Adel hatte schon zum Theil in diesem Streite unter Friedrich's Fahnen gefochten, und die wenigen märkischen Edeln, die ihm noch Widerstand geleistet hatten, gelobten jetzt ebenfalls, von allen weiteren Fehden abzustehen. Es war das letzte Mal, daß Friedrich in Waffen gegen den Adel seines eigenen Landes auftreten mußte, er hatte ihn mit starkem Arm, sowie mit weiser Geduld und Langmuth überwunden. Doch zur Ruhe sollte der Kurfürst nicht kommen; schon riefen ihn Boten nach Nürnberg, wo eben sein Bruder Johann ohne Erben gestorben war und auch der Kaiser berief ihn zu sich, um den Krieg gegen die Hussiten zu eröffnen. Stets seiner Pflicht getreu, eilte Friedrich, das Gebot des Kaisers zu erfüllen, während seine Gemahlin Elisabeth mit ihrem ältesten Sohne Johann nach Franken ging, um dort für ihn die Huldigung des ihm nunmehr zufallenden Landes zu empfangen und die nöthigen Rüstungen zur Vertheidigung des Landes gegen Herzog Ludwig den Bärtigen von Baiern, welcher die fränkische Erbschaft dem Kurfürsten streitig machte, zu treffen.

Noch einmal versuchte der Kurfürst, durch gütliche Vorstellungen den Frieden zu erhalten, aber vergeblich; die Böhmen wollten sich zwar gerne unterwerfen, forderten aber freie Ausübung ihrer Religion und eine strenge Reinigung der Kirche von allen Mißbräuchen nach ihrem Sinne; der Kaiser aber blieb hartnäckig bei seinem Willen, die Böhmen auf Gnade und Ungnade zur Unterwerfung zu zwingen.

Es würde für diese Blätter zu weit führen, die Einzelheiten der Hussitenkriege, welche sechzehn Jahre lang Böhmen, Mähren, Schlesien und unsere Mark verwüsteten, hier zu erzählen. Es genüge daher, hier zu sagen, daß alle Feldherrenkunst und alle persönliche Tapferkeit Friedrich's nicht im Stande waren, die hussitische Bewegung zu unterdrücken; zwar wurde im ersten Feldzuge Prag eingeschlossen, konnte aber nicht erobert werden und endlich sah man sich sogar genöthigt, das Heer aus Mangel an Geld größtentheils zu entlassen. Ein zweites mit Mühe und Noth zusammengebrachtes Heer unter Friedrich's Führung ergriff voll Schrecken die Flucht, als bei Teplitz die hussitischen Schaaren in wilder Begeisterung ihm entgegen stürmten.

Traurig für die Mark Brandenburg war es, daß die Hussiten den Zorn, den sie gegen den Führer des kaiserlichen Heeres, Friedrich, hegten, an dessen unglücklichem Lande ausließen; sengend und plündernd durchzogen die Heerhaufen der Hussiten zu wiederholten Malen die Mark. Ein Heer der Hussiten unter Prokop dem Großen, dem Nachfolger Ziska's, verheerte im Jahre 1432 die Mark Brandenburg; die Städte Lebus, Müncheberg, Straußberg, Landsberg wurden geplündert und verbrannt; erst an den festen Mauern des kleinen Städtchens Bernau, 2 Meilen von Berlin, fanden die wilden Schaaren hartnäckigen Widerstand und dem zur Rettung herbeigeeilten Kurprinzen Friedrich, dem zweiten Sohne des Kurfürsten, gelang es, die Hussiten in die Flucht zu schlagen.

Erst im Jahre 1436 kam ein Frieden mit den Hussiten zu Stande, nachdem der lange Krieg unsägliche Opfer an Menschenleben gekostet und die Länder verwüstet und verarmt hatte; den Hussiten wurde die Anerkennung ihrer Religionsfreiheit bewilligt.

Von Neuem hatte sich die Weisheit und der richtige Blick des Kurfürsten im hellsten Lichte gezeigt; er hatte von Anfang an die gewaltsamen Maßregeln zur Unterdrückung der hussitischen Bewegung widerrathen und erklärte jetzt geradezu, es zeige sich, daß die Böhmen nach dem unerforschlichen Rathschlusse Gottes mit den Waffen nicht überwunden werden könnten. Dieser Ausspruch Friedrich's, in welchen auch viele einsichtige andere Fürsten einstimmten, bewog wohl hauptsächlich den Kaiser zur Nachgiebigkeit.

Auch während der blutigen Hussitenkriege verlor Kurfürst Friedrich sein Land nicht aus dem Auge, und beförderte nach Kräften das Wohl desselben. Ein Theil des Landes, die Neumark, welche schon unter den askanischen Fürsten Johann I. und Otto III. im Jahre 1257 mit der Mark Brandenburg vereinigt worden war, war widerrechtlich vom deutschen Ritterorden, von welchem wir später sprechen werden, in Besitz genommen und verweigerte derselbe die Herausgabe des Landes. Friedrich fühlte sich daher bewogen, zum Schutze gegen die Uebergriffe dieses Ordens ein Bündniß mit dem Könige Wladislaw von Polen zu schließen und verlobte seinen zweiten Sohn Friedrich, damals 11 Jahr alt, mit der einzigen Tochter des Polenkönigs, der Erbin von Polen und Litthauen.

Kurfürst Friedrich's ältester Sohn Johann war mit der Tochter des Herzogs Albrecht III. von Sachsen-Anhalt vermählt; als nun Albrecht starb, glaubte sich Friedrich um so mehr berechtigt, dieses Land zu besetzen, als dasselbe früher zu Brandenburg gehört hatte; doch erkannte der Kaiser diese Berechtigung nicht an und Friedrich mußte auf den Besitz des Landes verzichten.

In den nunmehr herannahenden letzten Lebensjahren des Kurfürsten sah sich derselbe genöthigt, noch einmal gegen die Herzöge von Pommern das Schwert zu ziehen, welche noch immer im Besitze der Uckermark waren und sich weigerten, dieselbe, die rechtmäßig zu Brandenburg gehörte, herauszugeben.

Friedrich war in diesem Streite siegreich und zwang die Pommern, die Uckermark bis auf wenige Städte ihm wieder zu überliefern.

Dies war die letzte kriegerische That des großen Fürsten; fortan sehen wir ihn nur noch in Begleitung seiner drei ältesten Söhne, Johann, Friedrich und Albrecht, auf dem Reichstage zur Kaiserwahl erscheinen, da Kaiser Sigismund 1437 gestorben war, und die Wahl der Kurfürsten, welche ihm oder einem seiner Söhne die Kaiserkrone zugedacht hatten, auf den tapferen Herzog Albrecht von Oesterreich lenken, so dem verstorbenen Freunde die Treue noch über das Grab hinaus bewahrend. Schon zwei Jahre später war auch Albrecht gestorben und die Wahl der Kurfürsten fiel nunmehr auf den Herzog Friedrich von Steiermark, den Vetter Albrecht's. Kurfürst Friedrich billigte diese Wahl zwar nicht, konnte sie aber nicht hindern.

Vom Reichstage begab sich Friedrich nach seiner Herrschaft Kadolz-

burg in Franken, woselbst er seine ganze Familie um sich versammelte, sein Haus bestellte und, aufrichtig beweint von den Seinigen, betrauert von allen seinen Unterthanen, im wahren Glauben an seinen Erlöser, 1440 starb.

Nach seinem Testamente sollte sein ältester Sohn Johann, welcher wegen seiner Hinneigung zu den Wissenschaften der Alchymist genannt wurde, die Hälfte der fränkischen Besitzungen, sein zweiter Sohn Friedrich die Mark Brandenburg nebst der Kurwürde, der dritte, Albrecht, den anderen Theil der fränkischen Herrschaft und der jüngste Sohn Friedrich die Altmark und die Priegnitz erhalten.

§. 5.

Kurfürst Friedrich II., der Eiserne, von 1440—1471.

Die Gewissenhaftigkeit, mit welcher die Söhne des verstorbenen Fürsten seinen letzten Willen aufrecht erhielten, legt nicht allein ein Zeugniß von der wahrhaft brüderlichen Gesinnung, die unter ihnen herrschte, und von der hohen Verehrung, welche sie für ihren großen Vater fühlten, ab; sie ist auch ein Beweis dafür, daß Kurfürst Friedrich I. seine Söhne richtig beurtheilt und in hoher Weisheit demjenigen seiner Söhne die Verwaltung der Mark Brandenburg übergeben hatte, welcher seinem Charakter und seinen Anlagen nach am meisten dazu geeignet war, das große Werk des Vaters fortzuführen.

Der älteste Sohn Johann war ein friedliebender, nur den ernsten Wissenschaften lebender Mann, der mit Freuden seinem jüngeren Bruder die Verwaltung der Mark, welche ihn ja doch nur in seinen Lieblingsneigungen gestört hätte, überließ und sich gerne mit der Herrschaft über den ihm zugefallenen Theil der fränkischen Länder begnügte. So war es ein Segen und eine Wohlthat für das Land Brandenburg, dessen Regierung noch immer, wenn auch die schlimmsten Zeiten der Rohheit und Gewaltthätigkeit vorüber waren, einen starken Arm und ein unerschrockenes Herz erforderte, daß mit Uebergehung des älteren Bruders die Regierung an den ritterlichen, unverzagten und charakterfesten Prinzen Friedrich fiel. Dieser feste, eiserne Wille des Fürsten, das consequente Durchführen dessen, was er einmal für recht erkannt hatte, hat mehr dazu beigetragen, ihm bei seinen Zeitgenossen den Beinamen: der Eiserne zu verschaffen, als der blos äußerliche Umstand, daß er fast immer eine eiserne Rüstung trug. Denn war auch das Kleid und der Charakter des Kurfürsten ein eiserner: sein Herz war allen sanften und frommen Empfindungen zugänglich; seine größte Freude war es, Noth und Elend zu lindern, treue Diener zu belohnen und fromme Stiftungen zu beschenken. Mit Milde und Güte suchte er überall sein Ziel zu erreichen und nur da, wo es das Wohl und die Ehre des Landes erforderte, zögerte er niemals, sein Schwert zu ziehen.

So war denn Keiner so geeignet, in die Fußtapfen seines großen Vaters zu treten wie er.

Schon im vorigen Paragraphen haben wir erzählt, daß der damals 11jährige Prinz Friedrich mit der einzigen Tochter des Königs Wladislaw von Polen, der Erbin von Polen und Litthauen verlobt und sogar längere Zeit hindurch am Hofe des Polenkönigs in Krakau erzogen wurde; ebenso haben wir in demselben Abschnitt den damals 18jährigen Prinzen mit einem Heerhaufen zur Rettung der schwer von den Hussiten bedrohten Stadt Bernau herbei eilen und sich hohen Kriegsruhm erwerben sehen; betrachten wir nunmehr die Regierung des inzwischen zum thatkräftigen und eisernen Manne herangereiften Kurfürsten Friedrich II., welcher beim Tode des Vaters sein 27. Lebensjahr erreicht hatte.

Zunächst war das Hauptbestreben des Kurfürsten darauf gerichtet, alle Ländergebiete und Städte, welche ehemals zur Mark Brandenburg gehört hatten, in der unruhigen Zeit unter der Herrschaft der baierschen und luxemburgischen Fürsten aber an habsüchtige Nachbarn verloren gegangen waren, wieder mit der Mark zu vereinigen und das Land in seinen ursprünglichen Grenzen herzustellen. Daß er hierzu überall den Weg der friedlichen Vermittelung einschlug, ist ein neuer Beweis von der Friedfertigkeit seiner Gesinnung, von seinem eifrigen Bestreben, dem armen Lande die Drangsale des Krieges zu ersparen; auch wurde seine weise Mäßigung in gebührender Art vom Kaiser Friedrich III. anerkannt, indem dieser auf dem Reichstage zu Nürnberg 1444 die Berechtigung des Kurfürsten von Brandenburg zur Wiedererlangung der geraubten Länder durch eine feierliche Urkunde ausdrücklich anerkannte.

Hiernach hätte Friedrich sich mit Fug und Recht ohne Weiteres in den Besitz der fraglichen Gebiete setzen können; er zog es vor, sich mit den zeitigen Inhabern friedlich zu verständigen.

Ein Vertrag mit den Herzögen von Mecklenburg sicherte dem Kurfürsten oder seinen Nachkommen die Erbfolge in diesem Lande, falls der Mannesstamm dieser Herzöge ausstürbe, wogegen Friedrich für jetzt auf den Besitz des Landes verzichtete.

Durch ein besonderes Bündniß zu Perleberg einigte sich Friedrich mit denselben Herzögen zu dem Zwecke, gemeinschaftlich die an den Grenzen noch immer häufig genug vorkommenden Raubfehden des Adels zu unterdrücken.

In einem ferneren Vertrage mit dem Erzbischofe von Magdeburg wurden demselben einige Ortschaften abgetreten, dafür aber die noch aus den Zeiten Otto's des Zweiten (1184—1205) herrührende, sehr lästige und demüthigende Lehnshoheit des Erzbisthums Magdeburg über die Altmark und einen Theil der Mittelmark für immer als erloschen erklärt.

Ein Vertrag mit den Herzögen von Pommern, welche noch immer im Besitz der ukermärkischen Städte Pasewalk und Torgelau waren, sicherte dem Kurfürsten die Wiedererlangung derselben nach dem Aussterben der Herzöge ebenfalls zu.

Verträge mit den Herzögen von Sachsen, Hessen und anderen Fürsten, den Landfriedensbruch betreffend, schützten die Länder vor gegenseitigen Angriffen und Friedensverletzungen.

Am wichtigsten für das Land aber war der Vertrag, welchen Kurfürst Friedrich II. mit dem Orden der deutschen Ritter schloß, und durch welchen

er die Neumark, welche unter Kaiser Sigismund in den Besitz des Ordens gekommen war und welche wieder zu erlangen, schon Kurfürst Friedrich I. vergeblich bestrebt gewesen war, mit der Mark Brandenburg wieder vereinigte. Der allmählich verarmte Orden der Deutschritter überließ in diesem Vertrage dem Kurfürsten die Neumark zuerst als Pfand für ein Darlehen von 40,000 Gulden, welches aber nach dem Tode des Kurfürsten für die Summe von 100,000 Gulden wieder eingelöst werden könnte; doch wurde diese Pfand-Ueberlassung sehr bald zum wirklichen Eigenthum und somit die Neumark wieder ihrem rechtmäßigen Herrn zurückgegeben.

Am schönsten und größten erscheint uns der hohe und unbeugsame Gerechtigkeitssinn des Kurfürsten in seinem wiederholten Ausschlagen der polnischen Königskrone. Wir wissen bereits, daß, um diese dereinst an das Haus Hohenzollern-Brandenburg zu bringen, Friedrich schon als 11jähriger Prinz mit der Tochter des Königs von Polen verlobt, und dabei zugleich das Abkommen getroffen worden war, daß die Krone von Polen und Litthauen auf ihn übergehen sollte, falls seine Braut die einzige Erbin bliebe. Die Hoffnung des Kurfürsten, so seinen Sohn mit der polnischen Königskrone zu schmücken, verwirklichte sich indessen nicht, da die Prinzessin noch vor der Vermählung starb. Ihr Vater, der König Wladislaw von Polen, verheirathete sich zum zweiten Male und hatte aus dieser Ehe zwei Söhne, von denen der eine in jugendlichem Alter starb, der ältere, Kasimir, noch bei Lebzeiten des Vaters Großfürst von Litthauen wurde.

Als nun König Wladislaw starb, lehnte Kasimir die ihm angebotene Krone von Polen ab und die polnischen Großen, welche sich der früher getroffenen Uebereinkunft erinnerten, auch den Kurfürsten Friedrich von Brandenburg wohl für den Geeignetsten hielten, trugen ihm die polnische Krone an. Kurfürst Friedrich lehnte dieselbe aber beharrlich ab, um dem rechtmäßigen Erben derselben nicht in seinen Rechten zu nahe zu treten, und auch als Kasimir feierlich auf die Krone verzichtete und die Polen in der nun vorgenommenen förmlichen Königswahl ihn feierlich zu ihrem Könige erwählten, blieb Kurfürst Friedrich treu und fest bei dem einmal gefaßten Entschlusse, ein Beweis von Mäßigung und rechtlicher Gesinnung, der den Kurfürsten hoch stellte in den Augen seiner Zeitgenossen.

Mit derselben Mäßigung und Ueberlegtheit, wie sie des Kurfürsten Thätigkeit nach Außen hin zeigt, verfuhr derselbe auch im Inneren, bei der Lösung der ihm zugefallenen Aufgabe, welche wesentlich verschieden von der durch seinen Vater so kraftvoll durchgeführten war.

Hatte Kurfürst Friedrich I., um seiner Regierung Eingang und Ansehen im Lande zu verschaffen, die Zwingburgen des rebellischen Adels brechen und diesen mit Gewalt der Waffen zum Gehorsam zwingen müssen, so war er dabei von den Städten, welche den Adel als ihren erbittertsten Feind ansahen, nach Kräften unterstützt, von denselben jubelnd als Befreier begrüßt worden.

Anders wurde das Verhältniß unter der Regierung seines eisernen Sohnes.

Der unterworfene Adel machte ihm keine Schwierigkeiten mehr; hatte sich auch bis jetzt nur ein kleiner Theil desselben dem neuen Herrscherhause

näher angeschlossen; lebte auch gewiß in vielen namentlich älteren Mitgliedern des Adels noch lebhaft die Erinnerung an die verlorenen Standesvorrechte, war auch die Besiegung des Adels bis dahin nur eine äußerliche zu nennen, so war doch die Herrschaft des Kurfürsten eine völlig gesicherte geworden, eine Erhebung des Gesammtadels gegen dieselbe nicht mehr zu erwarten.

Friedrich ergriff ein sehr geeignetes Mittel, um den äußerlich unterworfenen Adel nun auch geistig an seine Herrschaft zu fesseln und so allmählich seine Kraft und seine Tapferkeit dem Vaterlande dienstbar zu machen, dabei zugleich aber reineren Sitten, einem besseren christlichen Leben Eingang bei demselben zu verschaffen.

Er stiftete zu dem Ende in der denkwürdigen Marienkirche bei Brandenburg im Jahre 1443 die Gesellschaft des Schwanenordens.

In der Stiftungs-Urkunde dieses Ordens wird als Zweck desselben genannt: „Einigkeit und friedlichen Stand in der heiligen Christenheit, vor Allem in seinen eigenen Landen aufzurichten und zu befördern.“

Aufgenommen wurden in den Orden nur Männer und Frauen von altem Adel und verpflichteten sich durch ein Gelöbniß: „nach ihrem Stande ehrbar zu leben, sich vor aller Missethat, Unfug und Unehre treulich zu bewahren, alle Streitigkeiten dem Urtheil der Gesellschaft zu unterwerfen, dagegen die von Anderen ohne Grund angetastete Ehre der Genossen zu vertheidigen.“ Das Ordenszeichen wurde an einer goldenen Kette um den Hals getragen und enthielt das Bild der Mutter Maria mit dem Christuskinde, umgeben von einer strahlenden Sonne; an dieser letzteren hing ein Ring, in welchem ein Schwan angebracht worden war, als Sinnbild des stets an sein Ende denkenden Wesens. Der Orden, welcher in der That sehr bald segensreich auf den Geist des Adels wirkte, wurde leider von den Nachfolgern Friedrich's vernachlässigt und verschwand zur Zeit der Reformation gänzlich. Ernstere Schwierigkeiten bereiteten dem Kurfürsten die Städte oder das Bürgerthum.

In den unruhigen Zeiten zur fortwährenden Vertheidigung des eigenen Heerdes, zur Abwehr räuberischer Angriffe genöthigt, hatte sich auch im Bürgerstande kriegerischer Sinn entwickelt, und in den Städten war ein so großes Selbstgefühl und ein so starker Hang zur Unabhängigkeit ausgebildet, daß dieselben anfingen, der fürstlichen Gewalt nicht weniger gefährlich zu werden, als es ehemals der Raubadel in seiner Widersetzlichkeit war.

Ganz besonders trat dies in den größeren Städten des Landes und unter diesen am auffallendsten in den zu einer Stadt vereinigten beiden Städten Berlin und Cöln an der Spree hervor. Wagten diese doch sogar schon dem Kurfürsten Friedrich I. die Thore zu schließen, als er seinen Einzug halten wollte, und als Kurfürst Friedrich II. gegen die Stände des Landes seine Absicht aussprach, den Sitz seiner Regierung nach Berlin, als mehr im Mittelpunkt des Landes liegend, zu verlegen und sich daselbst eine feste Wohnung (Burg) zu bauen, verweigerte der Rath beider Städte dem Kurfürsten trotzig die Aufnahme und die Ueberlassung des zum Bau nöthigen Platzes.

Eine solche Widersetzlichkeit konnte nicht ungestraft hingehen und Kur-

fürst Friedrich war der Mann, ruhig seine Zeit abzuwarten und dann mit starker Hand seinen eisernen Willen durchzusetzen.

Die Gelegenheit dazu fand sich bald.

In Berlin und Cöln, wie in allen größeren Städten des deutschen Reiches standen sich zu jener Zeit zwei Parteien einander feindlich gegenüber. Der Stadtadel, oder die Patrizier, Geschlechter, Stadtjunker, welche bisher ausschließlich die Verwaltung der Stadt führten und von diesem Vorrechte nicht das Geringste nachlassen wollten, auf der einen Seite, — und die in verschiedene Gewerke (Zünfte) eingetheilte Bürgerschaft, welche ihrerseits die Verwaltung der Stadt gänzlich an sich zu bringen bestrebt war, auf der anderen Seite.

Von beiden Parteien waren bereits mehrfach Klagen gegen einander beim Kurfürsten eingegangen und endlich kam es im Jahre 1442 zu einem offenen Aufruhr der Bürgerschaft gegen den Rath.

Dies benutzte der Kurfürst, erschien plötzlich in der Nacht mit 600 Reitern vor dem Spandower Thore, welches ihm in der Verwirrung, die in der Stadt herrschte, geöffnet wurde, und machte sich zum Herrn der Stadt. Er trennte durch ein besonderes Edikt wiederum die Verwaltung beider Städte und behielt sich die Bestätigung der zu Rathsherren Gewählten vor. Einen darüber aufs Neue ausbrechenden Aufruhr schlug der Kurfürst mit Gewalt der Waffen nieder und nöthigte nun die Städte zu einem Vetrage, worin sie dem Kurfürsten das Recht der hohen und niederen Gerichtsbarkeit, das Recht der Zollerhebung, der Waaren-Niederlegung einräumen und einen Platz zum Bau einer kurfürstlichen Burg abtreten mußten.

Der Bau der Burg begann im folgenden Jahre an der Stelle, wo das heutige Schloß an der Spree steht und wurde von den widerspänstigen Berlinern im Anfange, als dazu ein Theil der Stadtmauer niedergerissen wurde, mit Gewalt gestört; doch bewies der Kurfürst den Ruhestörern große Milde und Mäßigung; ließ den Bau von Neuem aufnehmen und vollendete denselben in neun Jahren. Noch heute bildet die damals erbaute kurfürstliche Burg einen Theil des prachtvollen Königsschlosses in Berlin.

Der Trotz der Städte war damit gebrochen, Berlin fortan die Residenz der Kurfürsten von Brandenburg.

Hatte Kurfürst Friedrich so während seiner ganzen Regierung es verstanden, seine Pläne und Absichten zu erreichen, ohne das Land deshalb in langwierige Fehden zu verwickeln, so sollte noch am Abend seines Lebens doch auch diese bittere Nothwendigkeit ihm nicht erspart bleiben.

Mit den Herzögen von Pommern-Stettin bestand schon seit länger als 100 Jahren ein Erbverbrüderungsvertrag, nach welchem dieser Theil von Pommern im Falle des Aussterbens der Herzöge an Brandenburg fallen sollte; es war daher natürlich, daß Kurfürst Friedrich II., als nur noch einer der Pommern-Herzöge aus dieser Linie, Otto, lebte, sein Augenmerk auf dieses Land richtete und sich in Stettin eine Partei zu bilden suchte, welche seine Rechte vertheidigte.

Als Herzog Otto ohne Erben starb, rief diese Partei, an deren Spitze der Bürgermeister Albrecht von Glinden stand, zwar den Kurfürsten als

Landesherrn aus; die ihr entgegenstehende Partei aber, welche den Herzögen von Pommern-Wolgast anhing, behielt die Oberhand, und die Herzöge Erich und Wratislav von Pommern-Wolgast nahmen das Land in Besitz. Zwar verweigerten die Stände des Landes anfänglich die Huldigung; aber die Herzöge wußten es dahin zu bringen, daß der Kaiser trotz des dem Kurfürsten Friedrich im Jahre 1444 verliehenen Anerkennungsbriefes jetzt ihre Ansprüche auf Pommern-Stettin anerkannte, und nun griff Friedrich zum Schwerte, um sein gutes Recht zu vertheidigen.

Leider gelang es dem Kurfürsten nicht, diesen Krieg zu einem glücklichen Ende zu führen; es konnten auf keiner Seite irgend entscheidende Resultate erfochten werden, wozu auf der brandenburgischen Seite wohl hauptsächlich der oft eintretende Mangel an Geldmitteln beitrug.

Im höchsten Grade mißmuthig über diesen unglücklichen, resultatlosen Krieg, und auf's Tiefste gebeugt durch den plötzlich eintretenden Tod seines Sohnes Johann, dabei vielfach heimgesucht von Krankheit, beschloß Kurfürst Friedrich, der Regierung zu entsagen und trat mit seinem einzigen noch lebenden Bruder Albrecht dieserhalb in Verbindung.

Vergeblich suchte Albrecht den Kurfürsten auf andere Gedanken zu bringen; und so kam endlich im Jahre 1470 zwischen beiden Brüdern ein Vertrag zu Stande, nach welchem sich Friedrich ein kleines Gebiet im Frankenlande mit der Plassenburg vorbehielt und die Mark Brandenburg sammt allen dazu gehörigen Ländern, sowie den übrigen Theil der fränkischen Besitzungen seinem Bruder Albrecht überließ.

Nachdem Kurfürst Friedrich feierlich von den Ständen des Landes Abschied genommen und sie mit ihren Eiden und Pflichten an den Bruder gewiesen hatte, zog er sich nach der Plassenburg zurück und starb daselbst schon 1471, 58 Jahre alt.

Seine letzten Werke in der Mark, die Gründung eines Nonnenklosters zu Stendal und die Erbauung einer Pfarrkirche mit einem Domkapitel zu Cöln an der Spree geben ein schönes Zeugniß von dem wahrhaft christlichen, frommen Sinne des großen Fürsten.

§. 6.

Die Regierung des Kurfürsten Albrecht Achilles. 1470—1486.

Kurfürst Albrecht war nur ein Jahr jünger als sein Bruder und befand sich daher schon im 57ten Lebensjahre, als er die Regierung des Landes übernahm; doch hatte sein Name im ganzen Reiche einen guten Klang, da er in unzähligen Fehden, Schlachten und Gefechten sich durch hohe unübertroffene Tapferkeit auszeichnete.

Schon in seinem 17ten Lebensjahre hatte Albrecht seine ersten Waffenthaten vollführt und dann in einem langen Leben voller Kämpfe sich den Ruhm erworben, der ritterlichste und tapferste Mann seiner Zeit zu sein, so daß ihm seine Zeitgenossen mit Fug und Recht den Beinamen des deutschen Achilles gaben. Von seiner Kraft und Gewandtheit, seiner

durch nichts zu erschütternden Tapferkeit, seiner männlichen Schönheit und seinem ausgezeichneten ritterlichen Wesen wissen die Schriftsteller jener Zeit nicht genug zu erzählen. Hatte er doch in einem Turnier zu Augsburg 1442 ohne Rüstung, nur mit Schild und Schwert bewaffnet, 17 tapfere gewappnete Ritter überwunden. Sein Hofhalt in Franken zeichnete sich durch Glanz und Pracht, dabei auch durch feine Sitten und anmuthiges Benehmen aus. Albrecht selbst war in seinem Herzen dem Christenthum wahrhaft ergeben und streng und gewissenhaft in der Erfüllung seiner geistlichen Pflichten; dagegen trat er ernst und entschieden allen Anmaßungen der Geistlichen entgegen und achtete es nicht, wenn ihn der Zorn der Kirche dafür mit dem Bannfluch bedrohte, der denn auch während seines Lebens mehr als einmal über ihn verhängt wurde.

Ein solcher Fürst mußte in den Brandenburgern die schönsten Hoffnungen erregen, und in der That wurde Kurfürst Albrecht auch bei seinem ersten Erscheinen im Lande vom ganzem Volke mit frohem Jubel empfangen; leider entsprachen die Gefühle, mit welchen Albrecht das Land betrat, diesem Jubel gar wenig.

An sein schönes blühendes Frankenland, an den Reichthum und den Glanz seiner dortigen Hofhaltung, an die feineren Sitten und geistigere Bildung der fränkischen Edeln gewöhnt, machte das damals so arme, zum großen Theil mit Kieferwald und Sand bedeckte Land Brandenburg, die Aermlichkeit der dort herrschenden Lebensweise, die Rauheit und Ungebildetheit der märkischen Adligen den allerübelsten Eindruck auf den Kurfürsten und die ihn begleitenden fränkischen Ritter. Dazu kam, daß Albrecht während seines bisherigen Lebens zu vielfachen Kämpfen und Fehden mit den Bürgern der in Franken gelegenen reichen Städte, besonders Nürnbergs, gezwungen gewesen war und sich dadurch in ihm eine grenzenlose Erbitterung gegen den Bürgerstand festgesetzt hatte.

Leider war der Fürst nicht besonnen genug, diese Gefühle in seinem Busen zu verschließen, und den Versuch zu machen, durch Beispiel und Lehre auch seine brandenburgischen Unterthanen feineren Sitten und höherer Bildung zuzuführen; er sowohl wie sein Gefolge trugen ihre Geringschätzung des ganzen Landes und seiner Bewohner offen zur Schau und so konnte es nicht fehlen, daß sich bald alle Herzen der Brandenburger von ihm abwendeten.

Den Adel haßte und verachtete Albrecht wegen der schweren Zeiten, welche derselbe seinem Vater Friedrich I. bereitet hatte und wegen seines Mangels an Bildung und Gewandtheit des Benehmens; allerdings mochte die Mehrzahl der damaligen märkischen Adligen sonderbar genug gegen die feinen und höfisch gebildeten fränkischen Ritter abstechen, welche Albrecht's Gefolge bildeten. Und da Albrecht diese Geringschätzung den Adel überall fühlen ließ und durch die unvorsichtige Aeußerung: „es sei im ganzen Reiche sprichwörtlich geworden, daß, wer irgend etwas verloren habe, es in der Mark Brandenburg suchen müsse," ihn auf's Tiefste verletzte, so kann man sich nicht wundern, daß der Zorn des Adels gegen den Kurfürsten bald ohne Grenzen war.

Nicht weniger unklug stieß Albrecht die Bürger zurück; die Geschenke der Bürgerschaften bei seinem Einzuge wies er entweder ganz ab oder

nahm sie mit offener Geringschätzung entgegen, verletzte die Vertreter der Städte durch unverhohlene Nichtachtung und steigerte den Mißmuth auf's Höchste, als er eine neue Steuer: von jeder Tonne Bier, wenn sie gebraut wurde, einen Groschen, und wenn sie verkauft wurde, einen Groschen (Brau- und Kaufgroschen) einführen wollte. Auch die Stände weigerten sich, auf diese Forderung des Kurfürsten einzugehen, bewilligten ihm zwar nach langen Unterhandlungen eine Summe von 100,000 Gulden, stellten aber dafür die Forderung, daß der Kurfürst keine neuen Steuern verlangen dürfe, es sei denn zu Kriegszwecken und bei Verheirathung seiner Söhne und Töchter; und auch in diesen Fällen seien die geforderten Steuern von der Bewilligung der Stände abhängig.

So konnte es denn nicht fehlen, daß dem Kurfürsten bald das Land Brandenburg gänzlich verhaßt wurde und er sich nach seinem geliebten Frankenlande zurückzog, seinen ältesten Sohn Johann (den nachmaligen Kurfürsten Johann Cicero) als Statthalter zurücklassend.

Nur einmal kehrte Kurfürst Albrecht noch nach Brandenburg zurück, um seinen Sohn im Kriege gegen den Herzog von Priebus, die Herzöge von Sagan und von Pommern zu unterstützen.

Bevor wir indessen erzählen, wie der Kurprinz Johann seine schwere Aufgabe vollbrachte und nach Kräften bemüht war, die Fehler des Vaters wieder gut zu machen, erwähnen wir noch, daß Kurfürst Albrecht gleich bei seinem Regierungsantritt die vom Bruder ihm hinterlassene Fehde mit den Pommernherzögen nach einigen unbedeutenden Kriegszügen und Eroberungen durch einen Erbfolgevertrag mit den Herzögen von Pommern-Wolgast beilegte.

Auch einer Regierungsmaßregel Albrecht's müssen wir noch gedenken, durch welche sich derselbe wahrhaft verdient um das Land machte und den Grundstein zu der künftigen Größe des Hohenzollern'schen Fürstenhauses legte.

Kurfürst Albrecht erließ im Jahre 1473 das Hohenzollern'sche Hausgesetz, nach welchem die brandenburgischen Länder mit allen ihren Zubehören und Rechten, sowie künftigem Zuwachs an Ländern und Städten stets dem ältesten Sohne oder dessen Erben ungetheilt, die anderen Besitzungen des Fürstenhauses in Franken aber den beiden nächst ältesten Söhnen zu gleichen Theilen zufallen sollten. Durch dieses segensreiche Gesetz wurde die Theilung der brandenburgischen Länder für alle Zeiten verhütet. —

Der Kurprinz Johann hatte als Statthalter des Landes keinen leichten Stand und keine geringe Mühe, das Alles wieder gut zu machen, was der Stolz und die Nichtachtung des Kurfürsten in den Gemüthern seiner brandenburgischen Unterthanen Uebles angerichtet hatte.

Aber, seit seinem zwölften Jahre am Hofe seines Onkels, des Kurfürsten Friedrich II. erzogen, war der Prinz völlig vertraut mit dem Leben, den Sitten und Verhältnissen der Brandenburger und daher wohl geeignet, seinen Zweck zu erreichen. Von großer Beredtsamkeit, welche ihm auch später den Beinamen Cicero verschaffte, von gefälligem, leutseligem Benehmen gelang es ihm um so leichter, die Brandenburger zu versöhnen, als er persönlich selbst bemüht war, durch Milde und Freundlichkeit das schroffe

Wesen des Vaters vergessen zu machen und seine Regierung sich durch Ordnung, Sparsamkeit und strenge Gerechtigkeit auszeichnete.

Die meisten Schwierigkeiten bereiteten dem jungen Statthalter die sich stets erneuernden Geldforderungen des Vaters, dessen üppige und prächtige Hofhaltung in Franken allerdings bedeutende Summen verschlang. Nach besten Kräften bemühte sich Prinz Johann, die Forderungen des Kurfürsten zu befriedigen, ohne doch das arme Land mehr wie durchaus nöthig zu bedrücken; er selbst versagte sich lieber Alles und litt in der That oft an den unentbehrlichsten Dingen Noth. In einem noch vorhandenen Briefe des Prinzen an den Vater klagt er diesem, daß er im Mangel sei an Teppichen, Bettgewand, Laken, Sammetpolstern, Tischtüchern und Silbergeschirr, obgleich er zwölf silberne Löffel habe machen lassen, daß er alles zur Hofhaltung Nöthige borgen, täglich in Jammer und Aengsten leben und tägliche Mahnung erleiden müsse. Der Hofhalt des Statthalters war allerdings dermaßen ärmlich, daß der angekündigte Besuch einer fürstlichen Person stets die größte Verlegenheit hervorrief. —

Eine bereits angedeutete ernste Verwickelung wegen des Herzogthums Glogau nöthigte den Kurprinzen, sich wegen wichtigerer Dinge um Hilfe flehend an den Vater zu wenden.

Eine Schwester des Prinzen, Barbara, war mit dem Herzoge Heinrich von Glogau, Krossen, Schwiebus und Züllichau vermählt und nach dem darüber abgeschlossenen Vertrage die Erbin ihres schon nach zwei Jahren verstorbenen Gemahls. Dieses Recht wurde ihr indessen von einem Verwandten desselben, dem Herzoge Hans von Sagan, streitig gemacht, und als der Kurprinz sich anschickte, die Schwester in ihrem guten Rechte zu unterstützen, verband sich der Herzog von Sagan mit dem Könige Matthias von Ungarn, besetzte das Herzogthum Glogau, ließ sich von den Ständen huldigen und rückte mit einem zahlreichen Heere in Brandenburg ein, dessen Grenzgebiete mit Feuer und Schwert verwüstend. Solcher Uebermacht war der Kurprinz nicht gewachsen und bat den Vater um Hilfe, erhielt von dem alten Helden aber, der oft wohl noch verzweifeltere Kämpfe durchgefochten hatte, eine derb abfertigende Antwort, welche ihn auf die eigenen Kräfte verwies.

Als jedoch auch die Pommernherzöge, während der Kurprinz sich mit geringen Streitmitteln aber ritterlichem Muthe gegen Hans von Sagan wehrte, diese günstige Gelegenheit benutzten und in das brandenburgische Gebiet einbrachen; als die Stände des Landes die Bitte um Hilfe dringend wiederholten, da säumte Kurfürst Albrecht nicht länger, dem bedrängten Lande zu Hilfe zu eilen.

Er erschien in gewohnter Schnelligkeit mit einem fränkischen Kriegsheere im Lande und wandte sich zunächst gegen die Pommern. Während der Sohn im Süden den Herzog von Sagan empfindlich schlug und ihn aus dem Gebiet von Crossen und Cottbus vertrieb, nahm der Vater im Norden des Landes den Pommern die bereits eroberte Stadt Vierraden wieder und die pommerschen Städte Bahn, Bernstein und Batzig dazu ab.

Beide Fehden wurden so gleichzeitig zu einem glücklichen Ende geführt. Mit Pommern wurde der bereits früher geschlossene Vertrag erneuert, mit

dem Herzoge von Sagan und Priebus ein Vertrag geschlossen, durch welchen die Städte Crossen, Züllichau, Sommerfeld und Bobersberg an Brandenburg fielen. 1479.

Dies war indessen der letzte Kriegszug des greisen Helden Albrecht, der nach dem Ausdrucke eines Chronisten in seinem Leben wohl mehr Schlachten, Gefechte und Scharmützel selbst mitgefochten hatte, als mancher Mensch während seines ganzen Lebens davon zu lesen vermag.

Kurfürst Albrecht Achilles verschied im Jahre 1486 im 72ten Lebensjahre zu Frankfurt am Main, seine Leiche wurde mit großer Feierlichkeit vom Kaiser und den Großen des Reiches bis an den Main geleitet und zu Schiff nach Heilbronn in die Gruft der Ahnen des erlauchten Fürsten geführt.

§. 7.

Kurfürst Johann Cicero, von 1486—1499.

Mit dem Tode des Vaters ging die kurfürstliche Würde auf den bisherigen Kurprinzen Johann über, wie er ja faktisch die Regierung des Landes bereits seit dem Jahre 1476 geführt hatte.

Als des Vaters einziger Sohn aus erster Ehe, vereinigte Kurfürst Johann die sämmtlichen brandenburgischen Besitzungen des Hohenzollern'schen Hauses unter seinem Scepter; während die fränkischen Länder seinen Stiefbrüdern Friedrich und Sigismund zufielen und erst nach 300 Jahren wieder auf kurze Zeit mit dem preußischen Staate vereinigt wurden; gleichzeitig ist er der erste Fürst dieses Hauses, der seinen Wohnsitz bleibend in der Mark Brandenburg nahm, in welcher er ja, wie wir aus dem vorigen Paragraph bereits wissen, auch aufgewachsen und erzogen war.

Von großer persönlicher Bildung und Gelehrtheit, mit hoher Beredtsamkeit begabt, von wohlwollendem gewinnendem Benehmen, und völlig vertraut mit den Sitten und dem Charakter seiner Brandenburger, war wohl Niemand mehr dazu geeignet, allmählich die Brandenburger einer höheren Stufe der Gesittung zuzuführen, als Johann Cicero.

Auch war des Kurfürsten Sorge in sehr umfassender Weise auf diesen Punkt gerichtet; er munterte auf jede Art die jungen Edelleute seines Landes auf, sich auf auswärtigen Universitäten umfassende Kenntnisse, durch Reisen an fremde Höfe feinere Sitten und Umgangsformen anzueignen; er belohnte alle diejenigen, die seinen Erwartungen entsprachen, mit einflußreichen Aemtern und Würden und zeigte sich andererseits äußerst streng gegen die, welche, diese Fortbildung ihres Geistes und ihres Benehmens in albernem Dünkel verschmähend, bei den herrschenden rohen Sitten verblieben.

Den Lieblingsgedanken seines Lebens, auch Brandenburg mit einer Pflanzstätte geistiger Cultur zu versorgen und in der Stadt Frankfurt an der Oder eine Universität zu gründen, sollte der Kurfürst leider nicht mehr verwirklicht sehen, da der Tod ihn hinweg raffte, ehe die Einrichtung der Universität vollendet war.

Schon als Statthalter des Landes hatte Johann Cicero, wie wir wissen, vielfach mit Geldnoth und finanziellen Verlegenheiten zu kämpfen

gehabt, obgleich er bemüht war, mit der größten Ordnung und Sparsamkeit zu wirthschaften und für seine Person sich mit äußerst wenig begnügte. Durch die großen Summen, welche der prachtliebende Hof seines Vaters in Franken verbrauchte, durch die noch bedeutenderen Kosten, welche die vielfachen Kriege des Vaters verschlangen und welche durch die wiederholten nothwendigen Reisen der Kurfürsten zu den Reichstagen erfordert wurden, waren allmählich Staatsschulden entstanden, was um so weniger zu verwundern ist, wenn man die äußerst geringen Einnahmen betrachtet, welche der Staat in damaliger Zeit hatte.

Johann erkannte indessen die Nothwendigkeit, diesem Uebelstande zu steuern, ehe derselbe einen zu bedenklichen Umfang annahm, versammelte die Stände des Landes und erlangte von ihnen die Bewilligung der dem Vater so hartnäckig verweigerten Bierzinse, d. h. einer Steuer von 12 Pfennigen auf jede Tonne gebrauten und jede Tonne verkauften Bieres; allerdings vorläufig nur auf 7 Jahre.

So gering diese Steuer auch war, so erregte sie doch in vielen Städten, namentlich der Altmark, nicht geringe Unzufriedenheit, und als in sehr unpatriotischer Weise die Geistlichkeit und der Adel des Landes sich dieser Steuer zu entziehen wußten, brach in der Stadt Stendal ein offener Aufruhr aus. Abgesandte des Kurfürsten, welche die Sache friedlich vermitteln sollten, wurden von dem erbitterten Volke ermordet, und die Stadt, welche vermöge ihrer Privilegien dem Kurfürsten nur innerhalb ihrer Ringmauern verpflichtet war, wendete sich um Beistand an den Hansabund, aber vergeblich. Andere Städte der Altmark, wie Salzwedel, Gardelegen, Seehausen folgten dem Beispiele Stendals.

Solche offene Widersetzlichkeit konnte der Kurfürst nicht ungestraft hingehen lassen; er zog mit einem schnell zusammengerafften Heerhaufen vor Stendal, welches, um das Aeußerste von sich abzuwenden, die Thore öffnete, ließ die Rädelsführer enthaupten, beraubte die Stadt ihrer Privilegien und stellte die Ruhe und Ordnung bald wieder her.

Aehnlich wurde auch in den anderen Städten verfahren und ohne großes Blutvergießen kehrten die Aufrührer zum Gehorsam zurück.

Johann Cicero's Tod erfolgte, leider zu früh für die Mark Brandenburg, schon im Jahre 1499 im 44. Jahre seines Lebens, seine Leiche wurde im Kloster Lehnin beigesetzt; wie er der erste Fürst seines Hauses war, welcher in der Mark Brandenburg bleibend gelebt hatte, so war er auch der erste, welcher selbst im Tode das Land nicht verließ. Die schönen Worte, welche Johann Cicero in seinem Testamente an seinen ihm in der Regierung nachfolgenden Sohn Joachim richtete, geben einen redenden Beweis von der wahrhaft edlen Gesinnung und der richtigen Erkenntniß des verstorbenen Fürsten.

Daß dieselben bei dem jugendlichen Prinzen Joachim auf einen wohl vorbereiteten und fruchtbaren Boden fielen und bald in herrlichen, dem Lande wohlthätigen Thaten aufgingen und hundertfältige Frucht trugen, lehren die folgenden Blätter.

§. 8.

Kurfürst Joachim I., Nestor, von 1499—1535.

Der Kurprinz Joachim war erst 14 Jahre alt, als sein Vater starb; es wurde daher für den minderjährigen Prinzen eine vormundschaftliche Regierung eingesetzt und diese seinem Onkel Friedrich von Franken, dem bereits erwähnten Stiefbruder seines Vaters anvertraut.

Indessen finden sich wenig Spuren der wirklich geführten Vormundschaft, da Joachim schon im jugendlichsten Alter überraschende Beweise von Weisheit, Lebenskenntniß und Charakterfestigkeit gab.

Von der Natur mit ungewöhnlichen Anlagen ausgerüstet, war Joachim's Erziehung vortrefflichen Händen, dem später als Bischof von Lebus und Kanzler der Universität Frankfurt auftretenden Dietrich von Bülow anvertraut worden und Joachim erlangte unter dessen ausgezeichneter Leitung und bei seinem eifrigen Fleiße nicht allein sehr früh große, für die damalige Zeit ungewöhnliche Kenntnisse in Sprachen und Wissenschaften sondern auch sein Charakter bildete sich zu einem ernsten, männlichen, seinen Jahren weit vorauseilenden aus. Joachim sprach außer seiner Muttersprache italienisch, französisch und lateinisch fließend, trieb mit großem Eifer Mathematik, Geschichte und Astronomie und seine Gelehrsamkeit erregte schon früh bei seinen Zeitgenossen so große Bewunderung, daß ihm der Name Nestor beigelegt wurde.

Daß bei seiner Erziehung die sorgfältige Ausbildung seines Körpers in allen männlichen und ritterlichen Leibesübungen nicht vernachlässigt worden, kam dem jungen Kurfürsten mehr als einmal trefflich zu Statten. Der Anfang von Joachim's Regierung fiel mit sehr unglücklichen Ereignissen zusammen; erst raffte eine gefährliche Seuche in allen Städten und Gegenden des Landes eine ungeheure Anzahl von Menschen hinweg und dann folgte einem furchtbar strengen Winter im Jahre 1503 ein glühender Sommer, der das ganze Erdreich vertrocknete und in Verbindung mit darauf eintretenden heftigen Regengüssen eine allgemeine Hungersnoth herbeiführte.

Endlich machte sich der schlechtere Theil des Adels diese traurigen Zeiten, im Vertrauen auf die große Jugend des Kurfürsten zu Nutze, um ihr altes Raubhandwerk wieder aufzunehmen und erhöhte so das Elend des Landes. Der Kurfürst sei zu jung und unerfahren, um ernstlich etwas gegen sie zu unternehmen, und eine bessere Zeit, ihre alten Vorrechte wieder zu gewinnen, könne es für sie gar nicht geben, so dachten die Herren.

So ganz überzeugt von der Rechtmäßigkeit dieser Vorrechte und von der Ungefährlichkeit des jungen Kurfürsten müssen sie indessen doch nicht gewesen sein, denn sie unternahmen ihre Raubzüge meistens nur bei Nacht und machten sich durch Larven oder geschwärzte Gesichter unkenntlich.

Nicht lange, so blühte das Räuberhandwerk überall wieder lustig auf und selbst Herren aus des Kurfürsten eigenem Gefolge und von ihm mit Freundschaft und Vertrauen beehrt, verschmähten es nicht, bei Nachtzeit auf den Stegreif zu reiten. Einzelne alte Geschlechter zeichneten sich vor-

züglich dadurch aus und setzten die ganze Umgegend in Schrecken; bald betete man im ganzen Lande:

„Vor Köckeritze, Lüderitze,
Vor Krachte und vor Itzenplitze
Bewahr' uns, lieber Herre Gott!"

Doch der Kurfürst hielt bald ein schreckliches Strafgericht über die Schuldigen. Ein in der Nähe Berlins durch vermummte Reiter niedergeworfener und schwer mißhandelter Bürger klagte beim Kurfürsten und gab mit Bestimmtheit den Herrn von Lindenberg, einen vertrauten Freund und Günstling des Kurfürsten, als den Thäter an. Lindenberg konnte die That nicht leugnen und wurde trotz aller Fürbitten noch an demselben Tage enthauptet.

Der Adel entbrannte im höchsten Zorn über diesen ihm angethanen Schimpf; es wurden Anschläge gegen des Kurfürsten Leben geschmiedet und ein Herr von Otterstedt, der mit an Joachim's Hofe lebte, schrieb sogar mit Kreide an des Kurfürsten Schlafgemach:

„Jochimke, Jochimke, hüde Dy,
Fangen wi Dy, so hangen wi Dy!"

Doch Joachim ließ sich durch solche Drohungen in seinem edlen Eifer nicht irre machen; ein Anschlag auf sein Leben wurde ihm verrathen, als er mit geringem Gefolge nach Köpenick reiten wollte; er verstärkte rasch die ihm folgende Reiterschaar, nahm den größten Theil der ihm im Walde auflauernden Raubgesellen und unter ihnen auch den Herrn von Otterstedt gefangen und ließ den Letzteren ohne Gnade viertheilen und seinen Kopf zum Warnungszeichen für andere am Köpenicker Thore zur Schau auf eine Stange stecken.

Große Reiterschaaren durchzogen das Land nach allen Richtungen zur Vernichtung der Räuber, und in kurzer Zeit hatte der Kurfürst gegen 70 der vornehmen Räuber mit ihren Spießgesellen aufgreifen und hinrichten lassen.

Ruhe und Ordnung war damit wieder hergestellt; der schwer gekränkte Adel des Landes aber machte dem Kurfürsten Vorstellungen wegen seiner den Edelleuten bewiesenen Härte und wendete sich hierzu an Joachim's Onkel, Friedrich von Franken; indessen wies der Kurfürst alle Beschwerden mit der schönen und treffenden Antwort zurück, er habe ja keine Edelleute, sondern gemeine Diebe und Räuber hängen lassen; wenn die Schuldigen wirklich Edelleute gewesen wären, so würden sie sich nicht zu solchen unehrenhaften Verbrechen haben hinreißen lassen.

Daß der Kurfürst übrigens den Adel als Stand keineswegs haßte und Uebergriffe auch von Seiten der Bürger nicht duldete, beweist sein Benehmen gegen die Stadt Frankfurt, welche einen Herrn von Bomsdorf wegen Beraubung eines Frankfurter Bürgers ohne Weiteres zum Tode verurtheilte und enthaupten ließ. Joachim war über diese Anmaßung eines nur ihm selbst zustehenden Rechtes um so mehr empört, als die Hinrichtung mit Verletzung alles Herkommens und religiösen Gefühles am zweiten Pfingstfeiertage geschehen war, und der Adel in der Nachbarschaft der Stadt erklärlicher Weise zu blutigen Repressalien griff.

Der Kurfürst entzog der Stadt zur Strafe dafür die hohe und niedere Gerichtsbarkeit.

Ein wahrhaft großes und bleibendes Verdienst um das Land erwarb sich Joachim durch die von seinem Vater bereits eingeleitete Gründung einer Universität in Frankfurt, deren Eröffnung im Jahre 1506 statt fand. Obgleich damals gelehrte Männer nach einem Ausspruch des Kurfürsten in Brandenburg so selten waren, wie weiße Raben, so sehen wir doch schon zwei geborene Märker als Lehrer an dieser Hochschule wirken, Johann Leidholz als Doktor der Theologie oder Gottesgelehrtheit und Johann Blankenfeld als Rechtsgelehrter. Andere berühmte Gelehrte zog der Kurfürst aus fremden Staaten heran; so sehen wir Dr. Konrad Koch aus Wimpfen, nach seiner Geburtsstadt gewöhnlich Dr. Wimpina genannt, als ersten Rektor, Hieronymus Schurf als Lehrer des Rechtes, Jodokus Willich als Professor der Arzneiwissenschaft fungiren; Joachim's alter Erzieher aber, der jetzige Bischof von Lebus, Dietrich von Bülow, wurde der erste Kanzler der neuen Universität.

Eine für das Land noch wichtigere Einrichtung des Kurfürsten war die Gründung des Kammergerichts zu Berlin als oberster Gerichtshof für das ganze Land. Seiner Gerichtsbarkeit wurden auch die bisher keinem Gerichte unterworfenen fürstlichen Räthe, so wie alle Edelleute des Landes untergeordnet.

Durch den Erlaß einer allgemeinen Städteordnung wurden im ganzen Lande gleiches Maß und Gewicht eingeführt und den Obrigkeiten anbefohlen, mit Strenge darauf zu halten, daß von allen Schlächtern, Bäckern, Brauern u. s. w. nur vollgewichtige und gute Waare geliefert werde.

So war der Kurfürst Joachim nach jeder Richtung hin bedacht, durch Einführung weiser und wohlthätiger Maßregeln, durch strenge Gerechtigkeit gegen Jedermann, welchem Stande er auch angehöre, durch Beförderung von Bildungsanstalten, durch Herbeirufung gelehrter Männer in sein Land dessen Wohlstand zu heben, dessen Bewohner allmählich einer Höhe von Bildung zuzuführen.

Indessen fehlte es diesem hellen Gemälde auch nicht an recht dunkeln Schattenseiten, welche der unparteiische Geschichtserzähler nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Wir rechnen dahin die unter Joachim's Regierung eintretende Juden-Verfolgung und sodann des Kurfürsten besondere persönliche Stellung zu der in Deutschland um diese Zeit eintretenden Reformation der Kirche.

So beklagenswerth indessen die gegen die Juden ergriffenen Maßregeln dem Menschenfreunde auch erscheinen müssen, so darf man doch bei der Beurtheilung derselben nicht vergessen, daß damals der Haß und die Abneigung gegen die Juden ein in der ganzen Welt verbreitetes Vorurtheil war, und daß die Art und Weise, in welcher die Lehre Christi von ihren Dienern dem Volke dargestellt wurde, in den Gemüthern des Volkes nothwendiger Weise einen tiefen religiösen Haß gegen alle Nichtchristen erzeugen mußte.

Dieser tiefe Religionshaß hatte sich schon das ganze Mittelalter hindurch oft in den grausamsten und rohesten Gewaltthätigkeiten gegen die Juden Luft gemacht. Brach irgendwo eine seuchenartige Krankheit aus,

deren Entstehung sich die Leute nicht klar machen konnten, so sollten die Juden die Brunnen vergiftet und so die Krankheit erzeugt haben; traf irgend eine Stadt oder ein Land ein unerwartetes großes Unglück, so hatten die Juden ein ruchloses Spiel mit Hostien getrieben oder Christenkinder ermordet und was dergleichen unsinnige und oft böswillige Erfindungen mehr waren, und hatten so den Zorn des Himmels herauf beschworen. Eine allgemeine Verfolgung der Juden begann dann, unter den grausamsten Martern wurden sie zu Tausenden erschlagen oder aus ihrem Eigenthum vertrieben, ihrer Habseligkeiten und Schätze beraubt.

Schon die früheste Geschichte zählt solche an den Juden begangenen Gräuel zahlreich genug auf; schon im sechsten Jahrhundert mißhandelte und tödtete der Pöbel in Rom und Ravenna die Juden auf's Grausamste. Diese Verfolgungen setzten sich auch bald in Deutschland fort; im Jahre 1298 wurden in Würzburg und Nürnberg nahe an 100,000 Juden erschlagen, welche beschuldigt waren, eine Hostie entwendet und mit Nadeln durchstochen zu haben, um so das Blut des Heilandes fließen zu machen. Die furchtbare schwarze Pest, welche im Anfange des 14. Jahrhunderts alle Länder Europas heimsuchte, wurde ebenfalls an allen Orten den Juden Schuld gegeben und überall brach eine erbitterte Verfolgung derselben los. In Straßburg wurden im Jahre 1349 über 2000 Juden auf einem großen hölzernen Gerüste mit Weibern und Kindern mit einem Male verbrannt; und fast alle Städte suchten sich auf diese oder ähnliche Weise von ihren jüdischen Bewohnern zu befreien.

Forscht man den Ursachen dieser beklagenswerthen Erscheinung nach, so findet man, daß der allgemeine tiefe Haß des Volkes gegen die Juden nicht allein in religiöser Abneigung wurzelt, sondern auch noch andere, weltlichere und auf dem Charakter des jüdischen Volkes beruhende Gründe hat. Den Juden war zur Erhaltung ihres eigenen Lebens kein anderer Weg offen gelassen, als der Handel, den sie allerdings aus dem Grunde verstanden; da nun ihre Gesetzbücher es dem Juden ausdrücklich erlauben, im Handel den Christen (Goy genannt) zu übervortheilen, so machten die Juden sehr bald das Geld zu ihrem Gott, trieben Handel und Wucher in schamloser Weise und sammelten dabei zwar ungeheure Schätze und Reichthümer, machten aber natürlicher Weise in den von ihnen Betrogenen und Geplünderten einen glühenden Haß gegen sich rege. So mischte sich oft gemeine Habsucht oder Wunsch nach Rache zu der religiösen Abneigung und oft genug wurden Juden verfolgt und erschlagen, um drückende Schulden zu bezahlen.

Auch in der Mark Brandenburg, in welcher wir zuerst im 13. Jahrhundert Juden auftreten und sich rasch genug ausbreiten und bereichern sehen, hatte es an Verfolgungen und Beraubungen derselben nicht gefehlt; im Ganzen war indessen ihr Loos hier noch immer erträglicher gewesen, wie in anderen Ländern. Man würde aber irren in der Annahme, daß der Judenhaß hier geringer gewesen sei; nein, es war wohl lediglich das große Schutzgeld, welches die Obrigkeiten von den Juden erhielten, und welches diese bewog, denselben einen wenn auch nur kümmerlichen und

dürftigen Schutz in ihren Mauern zu gewähren; doch mußten sie, abgesondert von der christlichen Bevölkerung, in den schlechtesten Theilen der Städte wohnen.

Noch kurze Zeit, bevor das aufgehende Licht echt evangelischen Glaubens allmählich auch wieder die mildere Gesinnung wahrer christlicher Liebe zur Herrschaft gelangen ließ, sollte jedoch an dem unglücklichen Volke auch in der Mark Brandenburg ein schreckliches Strafgericht vollzogen werden.

Ein Kesselflicker von Bernau, Paul Fromm mit Namen, hatte aus einer Kirche eine Monstranz und ein goldenes Gefäß mit Hostien entwendet. Bei diesem Diebstahl ergriffen, gab er an, die Hostien an mehrere Juden in Berlin verkauft zu haben. Sofort wurden sämmtliche Juden nicht blos in Berlin, sondern im ganzen Lande gefänglich eingezogen und die auf's Grausamste angewendete Folter erzwang von den durch Fromm beschuldigten Juden das Geständniß, daß sie mit diesen Hostien allerlei ruchloses Spiel getrieben, sie mit Nadeln durchstochen, auf den Tisch genagelt hätten u. s. w. Die furchtbaren Schmerzen, welche sie erdulden mußten, ließ auch noch Andere bekennen, daß sie Christenkinder ermordet hätten, da sie deren unschuldiges Blut zu ihren religiösen Uebungen brauchten und so wurde denn ein furchtbares Gericht über die sämmtlichen Juden des Landes gehalten.

Auf dem jetzigen neuen Markte in Berlin wurden an einem Freitage*) des Jahres 1510 nicht weniger als 36 Juden lebendig verbrannt; die beiden zuerst Angeklagten aber, welche den christlichen Glauben angenommen hatten, um dem gräßlichen Feuertode zu entgehen, am Tage darauf mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht. Alle Juden des gesammten Landes aber mußten, ehe man sie freiließ, einen furchtbaren Eid schwören, daß sie das Land nie wieder betreten, das Geschehene nie rächen wollten, und wurden dann aus dem Lande vertrieben; zum Schutze gegen das Volk gab man ihnen bis an die Grenze bewaffnetes Geleit.

Wir haben nunmehr zu schildern, wie durch die Fackel der Reformation ein helles Licht in die herrschende geistige Finsterniß der damaligen Zeit getragen wurde, und wie dies anfänglich kleine Licht, von starker Hand getragen, allmählich zu einer die ganze Welt erschütternden und belebenden, strahlenden Flamme heranwuchs.

Ehe wir indessen erzählen können, in welcher Weise sich dieses neue Licht auch in unserer Mark Brandenburg verbreitete und welche Hindernisse dasselbe hier zu überwinden hatte, geben wir dem Leser zum besseren Verständniß in kurzen Zügen ein Bild von der Entstehung und Ausbreitung der Reformation selbst.

---

*) Ein Freitag wurde absichtlich gewählt, weil Christus an einem Freitag gekreuzigt worden war.

§. 9.

Kurze Geschichte der Reformation.

Seit Jahrhunderten wurde von vielen denkenden Männern bereits die Nothwendigkeit gefühlt, die in der christlichen Kirche herrschenden Mißstände zu beseitigen, die reine Lehre Christi in ihrer Ursprünglichkeit wieder herzustellen, das sündige und lasterhafte Leben der Geistlichen zu bessern und die Uebergriffe der Geistlichkeit in weltlichen Dingen zu beschränken.

Schon im 11. Jahrhundert bildeten sich im oberen Italien und südlichen Frankreich Sekten, welche sich gänzlich von der katholischen Kirche lossagten; und von den grausamen Maßregeln, durch welche die Kirche die Sekten der Cathari oder Ketzer, der Waldenser und Albigenser auszurotten bestrebt war, von den Schrecken, welche die Inquisition in allen Ländern Europas verbreitete, kann man sich nur mit tiefem Abscheu abwenden.

In vielen vergeblich abgehaltenen Kirchenversammlungen sollte die Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern vorgenommen werden; doch scheiterten alle edlen Bestrebungen gelehrter Männer und einsichtsvoller Fürsten stets an der Arglist und dem bösen Willen der römischen Geistlichen.

Auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz 1415 erhob Johann Huß kühn und furchtlos seine Stimme gegen die herrschende Verwilderung und bekräftigte seine Meinung mit dem Feuertode; aller hartnäckige Haß, alle blutige Verfolgung konnten das aufgegangene Licht besserer Erkenntniß nicht mehr ganz verlöschen.

Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst wurde das Studium klassischer Werke und mit ihm besseres Wissen, der Geist der Wahrheit immer mehr und mehr Gemeingut und wie schon vor Hussens Zeiten Petrus Abälard, Arnold von Brescia, Peter Waldus, Johann Wiklef und Hieronymus Faulfisch mit Ernst und Strenge gegen viele der herrschenden Irrlehren, gegen die wachsende Verderbniß der Kirche eiferten, so gab es auch nach Hussens furchtbarem Tode noch Männer genug, welche sich durch denselben nicht abschrecken ließen, mit unermüdlicher Kraft und Geduld Licht und Wahrheit im Volke zu verbreiten.

Wir nennen unter ihnen besonders Erasmus von Rotterdam, welcher in vielen noch vorhandenen Schriften die Richtung der Zeit in kirchlichen Dingen unerbittlich und streng geißelte und sich eifrig bestrebte, ein einfaches und reines Christenthum wieder herzustellen und zu verbreiten, wobei er allerdings ein Losreißen von der herrschenden römischen Kirche nicht im Auge hatte.

Ferner erwähnen wir den tapferen und gelehrten Ritter Ulrich von Hutten, den bittersten Feind der Geistlichkeit, welcher ohne Scheu und Furcht vor den Folgen in seinen Schriften die Besserung der kirchlichen Zustände, die Abstellung der Mängel verlangte. Auch der durch klassische Studien hoch gebildete und gelehrte kaiserliche Rath Johannes

Reuchlin ist als rüstiger Vorkämpfer der hereinbrechenden Reformation zu erwähnen.

Je kühner und furchtloser, je scharfsinniger und unwiderleglicher indessen solche Männer Besserung der kirchlichen Zustände forderten, die Mängel und Irrlehren der katholischen Lehre aufdeckten, je mehr sich allmählich die Herzen der aufgeklärter denkenden Menschen von der verderbten Kirche abwendeten, je tiefer und allgemeiner das Bedürfniß einer Erlösung aus diesem geistigen Elende gefühlt wurde, um so hartnäckiger war der Widerstand, den die heilige römische Kirche dem allen entgegensetzte. Betrachtet man die Persönlichkeiten und Charactere der in den letzten Zeiten als Päpste an der Spitze der katholischen Christenheit stehenden Männer, so darf diese hartnäckige Verschlossenheit gegen eine bessere Erkenntniß wohl Niemand Wunder nehmen.

Wir erwähnen unter diesen Päpsten nur Männer wie Sixtus IV., den Hauptbeförderer der blutigen Ketzergerichte, der mit geistlichen Stellen schamlos Wucher trieb; ferner Innocenz IV., den Anstifter der Hexenprozesse, bei welchem jedes Verbrechen mit Geld gesühnt werden konnte; vor Allem aber den mit jeder Sünde, jedem denkbaren Laster behafteten Alexander VI. Borgia, welcher sich der schnödesten Sinnenlust hingab und ein so lasterhaftes Leben führte, daß nach dem Ausdrucke eines Schriftstellers der damaligen Zeit sich selbst der Teufel schämte, seiner Thaten nur zu gedenken.

So war aus allen Kämpfen gegen die päpstliche Gewalt diese stets als Sieger und neu gestärkt hervorgegangen und die Frechheit, mit der alles wahrhaft Heilige in den Staub getreten wurde, sollte auf's Höchste gestiegen sein, das geistige Elend den Gipfelpunkt erreicht haben, ehe es Gott gefiel, den Mann seine Stimme erheben zu lassen, welcher mit seinem Donnerworte die Welt aus ihren geistigen Ketten errettete; wir meinen den Mönch von Wittenberg, den Schöpfer der Reformation, den Dr. Martin Luther.

Martin Luther war der Sohn eines armen Bergmannes aus dem thüringischen Dorfe Möhra und wurde am 10. November 1483 auf einer Reise seiner Eltern zum Jahrmarkte nach Eisleben geboren. Schon in frühester Jugend zeigte der Knabe ungewöhnliche Lust zum Lernen, wurde aber von seinem Vater, wie von dem Lehrer der ersten Schule, welche er besuchte, so streng und hart behandelt, daß dadurch sein Wesen eine gewisse Schüchternheit annahm, welche Luther erst im reiferen Lebensalter abzulegen vermochte.

Schon im 14. Jahre bezog Luther die lateinische Schule in Magdeburg, wurde aber vom Vater, dem der Unterhalt des Sohnes daselbst zu theuer wurde, bald wieder fortgenommen und nach Eisenach gebracht, wo Verwandte seiner Mutter wohnten.

Auch hier mußte der junge Luther als Currendeschüler sich kümmerlich sein Brod durch Singen vor den Thüren erwerben, bis seine schöne helle Stimme, sein frommes und biederes Wesen ihm die Zuneigung einer alleinstehenden ältlichen Frau, Ursula Cotta, gewann, welche den Knaben in ihr Haus aufnahm und fortan für seine leiblichen Bedürfnisse sorgte.

Mit ihrer Hilfe bezog Luther schon im 18. Lebensjahre die Universität zu Erfurt, um dort, dem Wunsche seines Vaters gemäß, sich dem Studium der Rechtswissenschaften zu widmen. Zwar studirte Luther eifrig Philosophie und die römischen und griechischen Klassiker; sein Herz und seine Neigung zogen ihn indessen nach einer anderen Richtung hin und der Gedanke, sein ganzes Leben in stiller Zurückgezogenheit der Gottesgelehrtheit zu widmen, wurde immer lebendiger in ihm. Als er nun eines Tages auf der Bibliothek eine alte, sehr bestaubte Bibel, an einer Kette befestigt, fand, als kurze Zeit darauf bei einer Fußreise von Mannsfeld nach Erfurt sein theuerster Freund und Gefährte Alexius dicht neben ihm vom Blitze erschlagen wurde, da war Luther's Entschluß zur Reife gediehen und alle weltlichen Rücksichten mußten vor der inneren Stimme weichen, die ihn mit gewaltiger Mahnung seinem neuen Berufe entgegen führte.

Ohne seinem Vater oder seinen Freunden vorher etwas von diesem Entschlusse kund zu geben, begab sich Luther im Jahre 1505 in das Augustinerkloster zu Erfurt, wo er sich als Novize einkleiden ließ. Von hier aus, und nachdem dieser Schritt einmal unwiderruflich geschehen, theilte er seinem Vater in einem sehr liebevollen Schreiben die Gründe mit, welche ihn zu einer solchen Aenderung seines Lebenslaufes bewogen und nahm zärtlichen Abschied von ihm. Schon im Jahre 1507 empfing Luther die Priesterweihe, sowie er auch schon vor seinem Eintritt in das Kloster die Würde eines Doktors der Philosophie erhalten hatte.

Rastloses Studiren, Fasten, Beten und Kasteien versetzten indessen Luther in eine so tiefe Schwermuth, daß seine Freunde besorgt um ihn wurden und nur der herzliche Zuspruch seines väterlichen Freundes, des Doktor Johann v. Staupitz, zugleich Vorsteher des Augustinerklosters, vermochte ihn seinen finsteren Gedanken zu entreißen. Auf desselben Mannes Vorschlag berief der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen unseren Luther im Jahre 1508 als Professor der Philosophie an die Universität in Wittenberg, und dieser Wiedereintritt aus der engen Klosterzelle in das freie öffentliche Leben, sowie der glänzende Erfolg seiner Probepredigt in Wittenberg, zu welcher er sich nur auf vieles Zureden hatte entschließen können, hatten den günstigsten Einfluß auf ihn und verwandelten allmählich seine trübe Schwermuth in ruhige, gottergebene Heiterkeit.

Luther's Leben war um diese Zeit ein wahrhaft zufriedenes und glückliches zu nennen; weit entfernt noch von dem Gedanken, daß er dereinst berufen sei, als rüstiger Glaubensstreiter einen so bedeutenden Theil der Christenheit der Herrschaft der katholischen Kirche zu entreißen und siegreich gegen die Nacht der geistigen Finsterniß und des Aberglaubens zu kämpfen, erfreute sich Luther von ganzem Herzen seiner Beliebtheit als Prediger und der Anerkennung, welche er als Lehrer bei seinen Schülern fand.

Bald sollte indessen sein Leben eine neue Wendung nehmen. Im Jahre 1510 wurde Luther in Angelegenheiten seines Ordens nach Rom geschickt und hier sollte der in frommer Andacht sich der heiligen Stadt nähernde Mönch mit tiefer sittlicher Entrüstung Augenzeuge von dem grenzenlosen Verfall der Kirche, von dem unheiligen, anstößigen Leben der römischen Geistlichkeit werden.

In tiefer Wehmuth kehrte Luther zurück und verwendete nun allen Fleiß auf das Studium der griechischen und hebräischen Sprache, um die heilige Schrift in der Ursprache erforschen zu können. Schon zwei Jahre darauf, 1512, erlangte er die Würde eines Doktors der Theologie. Von nun an reifte in Luther der Gedanke, was in seinen Kräften stände zu thun, um eine Besserung des kirchlichen Unwesens herbei zu führen, wenn auch der Entschluß eines Abfalles von der katholischen Kirche seiner Seele noch fern stand.

Die Gelegenheit, gegen das Unwesen aufzutreten, fand sich sehr bald. Papst Leo X. schrieb, da er wiederum Geld gebrauchte, in der ganzen Christenheit einen neuen Ablaß aus und übertrug die Einziehung dieser neuen Gewissenssteuer in Deutschland dem Erzbischof Albrecht von Mainz, dem Bruder des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, welcher wiederum seinerseits den Dominikanerorden damit beauftragte. So zogen denn zur Schande der Christenheit überall im ganzen deutschen Lande wandernde Ablaßkrämer umher, welche dem dummen unwissenden Volke für Geld sofortige Vergebung der Sünden, sowohl der vergangenen wie der noch zu begehenden, Abkürzung der Qualen des Fegefeuers verkauften und als Quittung förmlich gedruckte Ablaßzettel aushändigten.

Am schamlosesten trat dieses Unwesen in der Mark Brandenburg und in Sachsen auf, in welchen Ländern der Dominikaner Johann Tezel mit dem Verkauf des Ablasses beauftragt worden war. Dieser ließ sich in jeder Stadt, welche er betrat, feierlich einholen, alle Glocken wurden geläutet, die Ablaßbulle wurde auf einem sammtenen Kissen ihm vorangetragen und die Ablaßbriefe bot er wie eine Waare in den Wirthshäusern oder auf den Straßen aus. Sein Wahlspruch: „sowie das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt", lockte Tausende und aber Tausende an den Ablaßtisch, welche so auf bequeme, wenn auch kostspielige Weise Vergebung für ihre Sünden erlangen wollten. Der Umstand, daß gegen einen etwas höheren Preis auch Vergebung für noch zu begehende Sünden zu erhalten war, brachte den unverschämten Ablaßkrämer doch auch einmal in eine recht widerwärtige Lage, als er mit einem wohlgefüllten Kasten die Stadt Jüterbogk verließ. Ein Edelmann, der Ritter Hake v. Stülpe, holte ihn mit einigen Knechten im Walde ein, kaufte sich Ablaß für eine noch zu begehende Sünde und nahm ihm, als er den Ablaßzettel in der Tasche hatte, den wohlgefüllten Geldkasten fort. Das sei die Sünde, die er habe begehen wollen, sagte er lachend und brachte den Kasten im Triumph nach Jüterbogk zurück, wo er noch heute aufbewahrt wird.

Luther wurde durch diese Vorgänge auf's Heftigste ergriffen und predigte mit heiligem Feuereifer gegen dieses Unwesen; als aber dasselbe auch in seiner eigenen Gemeinde anfing, Platz zu greifen, schlug Luther am 31. October 1517 an die Schloßkirche zu Wittenberg, in welcher Tags darauf sich Tausende von Menschen zum Gottesdienste versammelten, 95 Sätze oder Thesen an, welche er gegen Jedermann vertheidigen zu wollen erklärte, und in welchen er den Mißbrauch, welcher mit dem Ablaßhandel getrieben wurde, schonungslos angriff. Eine Abschrift dieser Sätze sendete er in dem festen Bewußtsein seines guten Rechtes nach Rom

an den Papst Leo X., welchen Luther's argloses Gemüth bis dahin noch immer völlig unschuldig an den traurigen kirchlichen Zuständen glaubte.

Luther's Schritt erregte ein ungeheures Aufsehen und, da sich Niemand fand, der seine Sätze mit Gründen widerlegte, Luther selbst aber fortfuhr, mit Wort und Schrift das Volk von der Wahrheit seiner Lehre und von dem schändlichen Mißbrauch des Ablasses zu überzeugen, so hatte er bald die öffentliche Meinung für sich und die Bemühungen der Dominikaner, das Volk gegen ihn aufzureizen, schlugen in das gerade Gegentheil um. Ueberall wurden jetzt die Ablaßkrämer vom Volke verhöhnt und verjagt, das so blühende Geschäft stockte bald gänzlich.

Und was that nun Papst Leo X.? Er ließ den Wittenberger Magister nach Rom fordern, um sich daselbst wegen seines Thuns zu verantworten. Glücklicher Weise ließ ihn indessen die Universität in dem Gefühl, daß er wohl schwerlich zurückkehren würde, nicht ziehen und Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, welcher die Schritte und Meinungen Luther's in seinem Herzen billigte, setzte es durch, daß Luther nur zu einer Zusammenkunft mit dem Cardinal-Legaten Cajetanus nach Augsburg geladen wurde, wohin er sich denn auch mit kaiserlichem freien Geleite begab, und wo die streitigen Punkte besprochen werden sollten. Cajetanus versuchte zuerst, den gefährlichen Neuerer mit väterlicher Milde auf den richtigen Weg zurück zu führen; als aber Luther hartnäckig darauf bestand, sich nur aus der heiligen Schrift widerlegen lassen zu wollen, wozu der Cardinal, der die Bibel kaum kannte, allerdings nicht befähigt war, da sollte Strenge gegen den ketzerischen Mönch angewendet werden und seine Verhaftung wurde beschlossen. Glücklicher Weise wurde indessen Luther noch rechtzeitig gewarnt und entfloh mit Hilfe einiger Freunde glücklich nach Wittenberg.

In rühmlicher Weise nahm sich nun der Kurfürst des von Rom her arg bedrohten Luther's an, verweigerte dessen Auslieferung und Bestrafung, als gegen sein Gewissen streitend und unterstützte auf jede Weise Luther's Verlangen, vor ein unparteiisches Gericht gestellt zu werden. Die vielen Rücksichten, welche der Papst gegen den Kurfürsten zu nehmen hatte, bewogen ersteren zur Nachgiebigkeit; erst, als Luther's Besprechung mit einem gelehrten und feinen sächsischen Edelmann, Carl von Miltitz, vergeblich geblieben, und eine zu Altenburg stattfindende Disputation Luther's mit dem Dr. Eck, dem gelehrten und beredten Kanzler der Universität Ingolstadt, den Unterschied der Meinungen nur schroffer herausgestellt hatte, erst da entschloß sich der Papst, auf Zureden des Dr. Eck, 1520 den Bannfluch gegen Luther auszusprechen. Bis dahin hatte Luther nicht daran gedacht, sich von der Herrschaft des Papstes los zu sagen; noch nach der vergeblichen Besprechung mit Miltitz schrieb er Briefe an den Papst, worin er voll Demuth und Ehrerbietung versichert, die Rechte der römischen Kirche nicht antasten zu wollen. Durch die Schritte seiner Gegner wurde jetzt auch er auf einen anderen Weg gedrängt.

In der päpstlichen Bannbulle, welche Dr. Eck mit Lebensgefahr in Leipzig anschlagen ließ, wurden 41 von Luther's Sätzen als ketzerisch bezeichnet, ihm und seinen Freunden noch eine Frist von 60 Tagen gestellt, binnen welcher sie entweder widerrufen oder dem Kirchenbanne verfallen

sollten; endlich wurde die Verbrennung seiner Schriften angeordnet, an vielen Orten, wie Mainz, Cöln, Ingolstadt, Antwerpen u. s. w. auch wirklich ausgeführt, in den meisten deutschen Städten aber durch die zahlreichen Anhänger Luther's verhindert.

Luther selbst aber zog statt aller Antwort am Abend des 10. December 1520 mit den Wittenberger Professoren und Studenten vor das Elsterthor und verbrannte hier auf einem vorher dazu errichteten Scheiterhaufen die Bücher des kanonischen Rechtes, die Verordnungen der Päpste, die Schriften des Dr. Eck und endlich die päpstliche Bannbulle selbst, mit diesem wichtigen Schritte sich und seine Anhänger für immer von der katholischen Kirche und der Herrschaft des Papstes scheidend. Ein neuer, noch heftigerer Bannfluch des Papstes war die Folge von Luther's kühner That; er hatte jedoch vorerst so wenig Folgen für den furchtlosen Glaubensstreiter, wie der erste gegen ihn geschleuderte Bannstrahl, denn die Zahl seiner Anhänger war inzwischen mächtig gewachsen und nicht allein sein weiser und gerechter Landesfürst schützte Luther vor dem Zorn der Kirche, sondern auch viele freisinnige und edeldenkende Männer unter den deutschen Fürsten und Rittern begrüßten Luther's Lehre mit Begeisterung und erklärten sich zu seinem Schutze bereit. Wir nennen unter ihnen neben dem Kurfürsten von Sachsen noch den Landgrafen Philipp von Hessen, den Ritter Ulrich von Hutten und den mächtigen Ritter Franz von Sickingen.

Vor Allen aber muß eines Mannes Erwähnung geschehen, der, wenn er auch selbst ohne Macht und Schutz diesen natürlich auch seinerseits Luthern nicht gewähren konnte, doch von ganz besonders wohlthätigem und förderndem Einflusse auf Dr. Luther war; es war der gelehrte, freundliche, bescheidene Dr. Philipp Melanchton, Professor der griechischen Sprache an der Universität zu Wittenberg und Luther's innigster und wärmster Freund.

Beide Männer ergänzten sich gegenseitig; was Luther's oft übergroße Heftigkeit zu verderben drohte, — denn aus dem schüchternen, demüthigen Mönche war ein gar eifriger, oft zürnender und im Zorne heftiger Streiter des Glaubens geworden, — das wußte Melanchton mit Milde und Sanftmuth in's rechte Geleis zu führen, und so verband beide Männer die reinste innigste Freundschaft, das herzlichste gegenseitige Verständniß. Luther selbst bezeichnet sich selbst sehr treffend als den groben Waldrechter, der Klötze und Stämme ausrotten, Dornen und Hecken weghauen und Bahn brechen muß, während Magister Philipp säuberlich und stille daher fährt, bauet und pflanzt, und mit Lust säet und begrüßt.

Inzwischen war im Jahre 1519 an Maximilian's Stelle dessen Enkel Karl V. zum deutschen Kaiser erwählt worden und hielt im Frühjahr 1521 seinen ersten Reichstag in der Stadt Worms ab.

Vergeblich hatte der Papst durch seine Abgesandten den Kaiser unabläßig bestürmt, dem Bannfluch der Kirche gegen Luther auch die Reichsacht folgen und vollziehen zu lassen; der Kaiser verstand sich nur dazu, den Magister Dr. Luther binnen 24 Tagen auf den Reichstag nach Worms zu fordern, um daselbst Rechenschaft über seine Lehre und seine Handlungen zu geben und versprach ihm auf des Kurfürsten von Sachsen Fürbitte

hierzu freies kaiserliches Geleite. Vergeblich baten Luther's Freunde ihn, diesem Rufe keine Folge zu leisten, da sie für ihn ein ähnliches Schicksal befürchten mochten, wie es in der Kirchenversammlung zu Kostnitz dem Johann Huß bereitet worden war; Luther ließ sich durch keine persönliche Rücksicht abhalten, in Worms zu erscheinen und dort vor Kaiser und Reich seine Lehre zu bekennen und zu vertheidigen.

Er unternahm die Reise in Begleitung einiger Freunde, geleitet vom Herolde des Reiches und äußerte noch kurz vor Worms, als die ersteren ihn nochmals, besorgt um sein Schicksal, zur Rückkehr aufforderten: „und wenn in Worms so viel Teufel wären, als es Ziegel auf den Dächern giebt; ich will doch hinein".

So ganz leicht mag ihm aber doch wohl nicht zu Muthe gewesen sein; noch in der Nacht vor seinem Erscheinen auf dem Reichstage dichtete er das schöne Lied:

„Eine feste Burg ist unser Gott,
Eine starke Wehr und Waffen ꝛc."

und nicht allein seine Freunde hielten Luther's Erscheinen auf dem Reichstage für gewagt und gefährlich; ein alter ergrauter Feldherr, Georg von Frondsberg, klopfte ihm noch an der Thüre des Saales auf die Schulter und sagte: „Mönchlein, Mönchlein, Du gehst jetzt einen schweren Gang, wie ich auch in der allerernstesten Schlacht nicht gegangen bin; bist Du aber auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, so fahre nur in Gottes Namen fort und sei getrost, Gott wird Dich nicht verlassen."

Und Gott verließ Luther und seine Sache auch nicht. Am ersten Tage seines Erscheinens in der glänzenden Versammlung von Fürsten, Herren und Prälaten bekannte sich Luther als Verfasser der ihm vorgelegten Schriften. Am folgenden Tage, gefragt, ob er widerrufen wolle, vertheidigte Luther seine Lehre in einer zweistündigen, zwar sehr gründlichen, aber doch sehr bescheiden gehaltenen Rede, und als der Reichskanzler ihm in die Rede fiel und eine ganz bestimmte, unzweideutige Antwort verlangte, da antwortete Luther die ewig denkwürdigen Worte:

„Nun, so will ich denn eine Antwort geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll. Es sei denn, daß ich durch Zeugniß der heiligen Schrift oder mit öffentlichen klaren und hellen Gründen überwunden und überweiset werde, so kann und will ich nicht widerrufen, weil es weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Dem Papste und den Conzilien glaube ich nicht, überführt bin ich nicht, widerrufen kann ich nicht. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!"

Der Zorn der Gegner Luther's über seine Festigkeit, die auf einen großen Theil der Versammlung einen sehr günstigen Eindruck gemacht, seine Freunde mit hoher Freude erfüllt, ihre Besorgniß um Luther's Schicksal aber auch verdoppelt hatte, war maßlos und ernstlich drang die päpstliche Partei in den Kaiser, Luther'n das freie Geleit zu brechen, ihn zu verhaften und dem geistlichen Gerichte zu übergeben. Kaiser Carl V. aber gab die schöne Antwort, er wolle nicht vor der Welt erröthen müssen, wie es einst sein Vorfahr, Kaiser Sigismund, gethan habe; er hielt Luther'n fest sein kaiserliches Wort, gab ihm aber den Befehl, Worms sofort zu

verlassen und bewilligte ihm dazu noch 21 Tage freies Geleit. Nach Ablauf derselben traf Luther die Reichsacht, d. h. Jeder konnte ihn tödten, wer da wolle. Seine Lehre wurde für ketzerisch erklärt, seine Schriften sollten verbrannt werden, die Reichsacht wurde auch auf seine Anhänger und Freunde ausgedehnt.

Dieser kaiserliche Beschluß ist in der Geschichte unter dem Namen des Wormser Reichs-Edikts bekannt geworden; zur Vollziehung gelangte es glücklicher Weise nicht.

Schon am 26. April verließ Luther Worms und besuchte auf der Rückreise nach Wittenberg zunächst seine Verwandten in Möhra; auf der Weiterreise wurde er in der Nähe des Schlosses Altenstein von verkappten Reitern überfallen, aus dem Wagen gerissen und zu Pferde nach der Wartburg geführt. Glücklicher Weise waren es Luther's Freunde, welche diesen Ueberfall ausführten; er geschah auf Anordnung des Luther wohlgesinnten Kurfürsten Friedrich von Sachsen, um seine Person in Sicherheit zu bringen und zunächst der Oeffentlichkeit und den Nachstellungen seiner Feinde zu entziehen. Auf der Wartburg lebte Luther, als Junker Görge gekleidet und nur unter diesem Namen gekannt, in stiller Zurückgezogenheit und arbeitete rüstig weiter an seinem Werke, indem er die heilige Schrift in klarer und kerniger Weise in die deutsche Muttersprache übersetzte. Die unaufhörliche Einsamkeit, die ihn umgebende Stille und die rastlose angestrengte Arbeit versetzten Luther hier bald wieder in tiefe Schwermuth; in heftigen Anfällen derselben glaubte er sich sogar vom Teufel heimgesucht und noch heute werden auf einem Zimmer der Wartburg die Dintenflecke gezeigt, die entstanden sein sollen, als Luther dem Teufel, den er an der Wand zu sehen glaubte, das Dintenfaß an den Kopf warf.

Ueberlassen wir nunmehr Luther seiner für die Welt so segensreichen Arbeit und kehren zu unserer Geschichte zurück, indem wir zunächst betrachten, wie das von Luther begonnene Werk der Kirchenreformation in der Mark Brandenburg aufgenommen wurde.

§. 10.

Das erste Erscheinen der Reformation in der Mark Brandenburg.

Berücksichtigt man den damaligen Bildungszustand des märkischen Volkes, welches später als alle anderen germanischen Volksstämme dem Christenthume gewonnen worden war, so wird es nicht schwer zu verstehen, daß in keinem Lande das Werk der Reformation einen so fruchtbaren Boden fand, wie gerade hier.

Zwar wird schon im Anfange des 16. Jahrhunderts vom brandenburgischen Volke rühmend erwähnt, daß es eifriger wie irgend ein anderes in der Verehrung Gottes sei, sehr fleißig die Kirchen besuche, mit Andacht alle Feste feiere und mit Genauigkeit die angesagten Fasten halte; indessen die Lehre, die dem Volke von den Dienern Gottes geboten wurde, war von der wahren Lehre Christi so weit entfernt, als es Schein und Trug von der Wahrheit, als es Aberglauben vom wirklichen starken Glauben ist.

Die Anbetung Gottes bestand hauptsächlich in der Verehrung der Heiligen und die Mönche und Geistlichen schämten sich nicht, die plumpsten und handgreiflichsten Lügen und trügerische Dichtungen aller Art von diesen Heiligen dem unwissenden Volke aufzutischen. So erzählten unter Andern die Franziskaner im grauen Kloster zu Berlin, daß ihr Vorsteher einst bei einer Predigt auf einem freien Platze von dem Geschrei eines Esels gestört worden sei, als er aber im Namen Gottes dem Esel befohlen habe, zu schweigen und den Gottesdienst nicht zu stören, habe dieser sich sofort andächtig verneigt und fortan ruhig der Predigt zugehört, und was dergleichen Unsinn mehr ist.

Der Gottesdienst selbst konnte unmöglich zur Erbauung der Gemüther, zur Erhebung der Herzen zu Gott beitragen, denn er bestand hauptsächlich im Vorzeigen einer Unmasse von Reliquien, die auf's Tiefste verehrt werden mußten und an denen namentlich die Marienkirche in Berlin reich war; die Theilnahme der Gemeinde am Gesange war auf das Singen des Kyrie eleison beschränkt und die Predigt wurde in lateinischer Sprache gehalten, war also fast Allen unverständlich.

Der Bildungszustand des Volkes war ein höchst trauriger. Selbst in der großen Stadt Berlin gab es nur zwei sogenannte Schulen; in diesen wurde aber eigentlich auch nichts Anderes gelehrt, als Singen. Der ganze Zweck bestand darin, die Schüler zum Singen vor den Thüren, bei Prozessionen, Leichenbegängnissen und Hinrichtungen einzuschulen. Auf dem flachen Lande sah es natürlich noch viel trauriger aus. Die märkischen Bauern der damaligen Zeit werden als überaus faul, unwissend, dem Müssiggange und dem Trunke ergeben geschildert. Ein Zeitgenosse sagt von den Märkern, daß sie durch Gelage und Müssiggang arm, durch Fasten krank würden und durch unmäßiges Trinken ihren Tod beschleunigten.

So war es denn auch kein Wunder, daß das Unwesen des Ablaßhandels bei dem armen unwissenden und rohen Volke der Mark leicht Eingang fand und bald wie in keinem anderen Lande in voller Blüthe stehen mußte. Daß übrigens der an und für sich naturwüchsige, derbe Sinn des Märkers sich zuweilen durch all' den Wulst von Aberglauben hindurch in derbem Humor Luft machte, haben wir schon im vorigen Capitel gesehen, als Tezel seines Geldkastens bei Jüterbogk beraubt wurde. In diese geistige Finsterniß hinein leuchtete nunmehr das Licht der von Luther angezündeten neuen und besseren Erkenntniß; diesem unter schwerem geistigen Drucke lebenden Volke ging durch Luther's Lehre plötzlich die Aussicht auf Rettung, auf Erlösung von der geistigen Knechtschaft, die bisher Jedem unmöglich geschienen hatte, auf. Die neuen Ideen verbreiteten sich mit Hilfe der Buchdruckerkunst rasch und vor Allem waren es die schönen herzerhebenden Lieder Luther's und auch anderer Männer, unter denen wir den schon erwähnten Ritter Ulrich von Hutten, den Nürnberger Schuhmacher Hans Sachs nennen, welche als aufblitzendes Licht die Seelen erquickten und das Morgenroth eines neu anbrechenden schönen Tages ahnen ließen.

Wurden auf diese Weise auch die Gemüther der Brandenburger rasch zu der neuen Lehre hingezogen, so war doch noch lange Zeit äußerlich von der inneren Bewegung, welche im Geheimen immer weiter um sich griff,

gar wenig zu bemerken, denn ein Jeder wußte, daß der Kurfürst von der neuen Lehre nichts wissen wollte und daß er ein strenger Herr sei, der hart zugriff, wo ihm etwas mißfiel; das hatten insbesondere der Adel und die Städte zu ihrem Schaden erfahren.

Der Kurfürst Joachim war seinerseits zwar völlig überzeugt von der Nothwendigkeit einer Verbesserung der kirchlichen Zustände; er wollte sie aber durch ein Kirchenconcil herbeigeführt sehen und nicht durch einen einfachen Wittenberger Mönch, der mit unerhörtem Freimuth und in einer den Fürstensinn des Kurfürsten verletzenden Sprache die Gebrechen der Kirche aufdeckte. Aus sich selbst heraus sollte die Kirche eine Besserung an Haupt und Gliedern vornehmen und nicht durch eine von unten ausgehende Bewegung, welche der Kurfürst für eine offene Revolution ansah. Ganz besonderen Widerwillen erregte dem Fürsten das schroffe Auftreten Luther's gegen den Ablaßhandel, durch welches er seinen Bruder, den Erzbischof Albrecht von Mainz auf's Empfindlichste angegriffen und verletzt sah, endlich aber mochte der Kurfürst wohl mit Besorgniß auf die in einem Theile von Deutschland durch die Reformation wach gerufenen unlauteren Leidenschaften und Freiheitsgelüste blicken, welche sich in der Erscheinung der Bauernkriege und der Wiedertäufer kund gaben. (Siehe die Anmerkung am Schlusse dieses Paragraphen.)

Genug, der Kurfürst war ein erbitterter Feind der neuen Lehre und verbot bald nach dem Wormser Reichstage durch strenge Edikte in seinen Ländern die sämmtlichen Schriften Luther's und seiner Freunde, sowie den Uebertritt zur neuen Lehre. Daß er damit die immer weiter sich ausdehnende Verbreitung derselben nicht hindern konnte, wird Jedem begreiflich sein, der da weiß, daß der einmal erwachte Gedanke sich nicht durch Verordnungen dämpfen läßt.

Ein fernerer Grund für den Kurfürsten, Papstthum und das mit diesem jetzt Hand in Hand gehende Kaiserthum zu schirmen und zu stützen, lag in seinem festen Glauben an die Unfehlbarkeit der Astrologie; es war ihm ja aus den Sternen prophezeit worden, daß auf seinem Haupte sich dereinst die höchsten geistlichen und weltlichen Würden vereinigen würden, für ihn war es also doppelte Pflicht, diese Würden nicht durch aufrührerische Bewegungen verunglimpfen zu lassen. Auch als die eigene Erfahrung den Kurfürsten lehren mußte, wie trügerisch derartige Prophezeihungen sind, kehrte er deshalb der über Alles hochgehaltenen Wissenschaft nicht den Rücken, sondern schob die Schuld der falschen Prophezeihung auf die falsch angestellten Berechnungen und hielt die Wissenschaft nach wie vor für untrüglich.

Berühmte Astrologen hatten nämlich berechnet, daß an einem bestimmten Tage des Jahres 1522 die Stadt Berlin während eines Gewitters untergehen werde. Während nun an diesem Tage in ganz Berlin Angst und Schrecken herrschte und das Volk betend auf den Knieen lag, begab sich der Kurfürst mit seinem ganzen Gefolge nach dem Tempelhofer Berge, dem jetzigen Kreuzberge und wartete hier das Eintreffen der Prophezeihung ab. Als aber der ganze Tag ruhig und ungestört verlief, und auch am späten Abende sich nicht das kleinste Wölkchen als Vorbote des nahenden Gewitters zeigte, da gab der Kurfürst den Bitten seiner Gemahlin nach und kehrte

in die Stadt zurück. Sein Glaube an die Unfehlbarkeit der astrologischen Wissenschaft war trotzdem nicht erschüttert.

Während so der Kurfürst sich hartnäckig der neuen Lehre verschloß, wandten sich die Herzen seiner Unterthanen derselben mehr und mehr zu; durften sie auch nicht wagen, sich offen für Luther zu erklären, so wurden doch die Schriften desselben und seiner Freunde im Stillen gar eifrig gelesen; die Universität Frankfurt aber, welche, von Joachim gegründet, fest an dem alten Glauben hing, wurde immer spärlicher besucht, da die studirende Jugend sich nach Wittenberg wendete, um dort die neue Lehre aus Luther's eigenem Munde zu hören. Wir erwähnen hierbei nachträglich zu dem vorigen Capitel, daß Luther bereits im Jahre 1522, durch Streitigkeiten und Spaltungen in seiner Gemeinde dazu veranlaßt, sein Asyl auf der Wartburg verlassen hatte und ganz unerwartet in Wittenberg erschienen war, woselbst er die Ruhe und Ordnung bald wieder herstellte und seitdem rüstig an dem begonnenen Reformationswerk weiter arbeitete. Vergeblich versuchte der Papst, auf den beiden Reichstagen zu Nürnberg, 1522 und 1524, die Vollstreckung des Wormser Edikts gegen Luther durchzusetzen; im Gegentheile wurde dem päpstlichen Nuntius auf dem letzten Reichstage eine Schrift, enthaltend 100 Beschwerden der deutschen Nation, überreicht und zu deren Abstellung ein neues Kirchenconcil gefordert.

Selbst in seiner eigenen Familie vermochte der Kurfürst Joachim das Eindringen der neuen Lehre nicht zu verhindern. Seine eigene Gemahlin, Elisabeth, die Tochter des Königs Johann II. von Dänemark, seit 1502 mit Joachim vermählt, eine Frau von großer Schönheit und trefflicher Geistesbildung, hing schon längst im Stillen dem neuen Glauben an, und trat ohne Wissen und gegen das strenge Verbot ihres Gemahls im März 1528 förmlich zu der neuen Lehre über, indem sie sich in der Stille ihrer Gemächer heimlich das heilige Abendmahl nach Christi Einsetzung unter beiderlei Gestalt reichen ließ.

Der Zorn des Kurfürsten, welcher schon lange Zeit mit seiner Gemahlin im Unfrieden lebte, war grenzenlos, als er diesen Schritt derselben erfuhr; er bedrohte sie mit den schwersten Strafen, wenn sie bei ihren Irrlehren verharre, und da die edle Kurfürstin sogar ihr Leben bedroht sah, entschloß sie sich zur Flucht. Als Bäuerin verkleidet, entfloh sie mit Hilfe einiger treu ergebener Edelleute am 25. März 1528 in einer dunkeln Nacht aus dem kurfürstlichen Schlosse, durcheilte zu Fuß die Stadt und bestieg am Thore einen auf sie wartenden Bauernwagen, auf welchem sie nach manchen Fährlichkeiten glücklich die sächsische Grenze und die Stadt Torgau erreichte. Von dem längst zu Luther's Lehre übergetretenen Kurfürsten von Sachsen wurde der edlen Frau das Schloß Lichtenburg zum Wohnsitz angewiesen, wo sie fortan, unbelästigt von ihrem Gemahl, in lebhaftem Verkehr mit Luther, den sie oft in Wittenberg besuchte, und mit Werken christlicher Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit beschäftigt, lebte. Nach dem Tode des Kurfürsten Joachim, 1535, sollte die Kurfürstin noch das hohe Glück erleben, daß sie von ihren Söhnen feierlich zurückgeholt wurde, auch hatte sie vor ihrem Tode noch die Freude, daß beide Söhne, welche im Herzen bereits lange dem neuen Glauben anhingen, öffentlich zu diesem übertraten. Doch dies

gehört dem folgenden Theil unserer Geschichte an. Die Kurfürstin starb in ihrem 70. Lebensjahre, 1555 im Schlosse zu Berlin.

Wir kehren nunmehr zu der Geschichte der letzten Regierungsjahre Kurfürst Joachim's zurück und betrachten mit schmerzlichen Gefühlen, wie der sonst so große und für das Wohl seines Landes so eifrig bedachte Fürst in starrem Widerwillen gegen das evangelische Wesen, wie er selbst die neue Lehre bezeichnet, fortfährt, der Verbreitung und Befestigung derselben Widerstand zu leisten.

Anmerkung. Fast zu gleicher Zeit mit der Reformation sehen wir in vielen Gegenden Süddeutschlands, namentlich in Schwaben und im Breisgau, gewaltige Erhebungen der Bauern gegen den Adel vorkommen. Die Bauern hatten allerdings Grund, eine Verbesserung ihrer unglücklichen Lage zu wünschen; Luther, an den sie deshalb Abgesandte schickten, erkannte dies auch an und ermahnte die Herren, ihre Bauern besser zu behandeln; die von den Bauern begangenen Gräuelthaten mißbilligte er auf's Entschiedenste. Ein blutiger Krieg, der Bauernkrieg genannt, beendete 1525 diesen Aufstand, bei welchem viele Tausende von Bauern ihr Leben verloren und die von ihnen verübten Gräuelthaten von dem kaiserlichen Feldherrn Georg von Waldburg-Truchseß ihnen reichlich vergolten wurden. Die Lage der Bauern wurde dadurch nicht gebessert; vielmehr geriethen sie in größere Sclaverei, wie vordem.

Mit dem schwäbischen Bauernkriege stand ein Aufruhr in Franken unter Thomas Münzer in Verbindung, welcher ebenfalls blutig unterdrückt wurde. Münzer starb auf dem Schaffot.

In der Stadt Münster trieb die in Sachsen und den Niederlanden erstandene Sekte der Wiedertäufer argen Unfug. Die Führer derselben, Johann Matthiesen aus Harlem, Johann Bockhold von Leyden, der Tuchhändler Knipperdolling u. s. w. predigten Buße und Wiedertaufe und übten ein wahres Schreckenregiment in der von ihnen beherrschten, von den Gutgesinnten verlassenen Stadt. Auch dieses Unwesen wurde 1536 blutig unterworfen, leider aber damit auch der in Münster bereits aufgeblühte Keim der evangelischen Lehre erstickt. — —

§. 11.

Weiterer Verlauf der Reformation. Die letzten Jahre Kurfürst Joachim's.

Während die neue gereinigte christliche Lehre in der Mark Brandenburg nur auf Widerstand Seitens des Landesfürsten stieß, im Stillen aber allmählich sich fast im ganzen Volke verbreitete, fand dieselbe in anderen deutschen Ländern um so mehr offenen Eingang, als sich hier auch die Fürsten an der reformatorischen Bewegung betheiligten. In Sachsen, welches damals an der Spitze der der neuen Lehre anhängenden Länder stand, in Hessen, in der Pfalz, Mecklenburg, Pommern, Braunschweig, Zweibrücken, Baden, Anhalt, Nassau und vor Allem in dem bisherigen geistlichen Staate Preußen, dem deutschen Orden gehörig, sowie in den meisten Reichsstädten, breitete sich die Reformation immer mehr und mehr aus; überall wurde die Messe abgeschafft, die Klöster öffneten sich, Mönche und Nonnen wurden ihrer Gelübde entbunden, den Geistlichen wurde gestattet, sich zu verheirathen, die sieben Sakramente der katholischen Kirche wurden auf zwei, die Taufe und das Abendmahl beschränkt, die Ohrenbeichte, die Verehrung der Heiligen und der Reliquien wurden aufgehoben.

Luther selbst ging mit gutem Beispiele voran, zog 1524 seine Mönchskutte aus und vermählte sich mit Katharina von Bora; 1527 unternahm er mit seinem Freunde Melanchton eine Reise durch Sachsen zur Untersuchung des Zustandes der Schulen und Kirchen. Der traurigen Einsicht, welche beide Männer hier gewannen, verdanken wir das Erscheinen des „Unterrichts an die Pfarrherren in Sachsen" von Melanchton 1528 und den noch heute gebräuchlichen Katechismus Luther's in Fragen und Antworten. 1532 vollendete Luther auch die auf der Wartburg begonnene Uebersetzung der Bibel.

Leider können wir nicht mit Stillschweigen übergehen, daß in der neuen evangelischen Lehre gar bald ein arger Zwiespalt ausbrach.

Zwei Jahre später als Luther in Wittenberg, 1519, trat in der Schweiz der Pfarrer Ulrich Zwingli als Reformator auf, predigte mit großer Beredtsamkeit wider den Ablaß und die in der Kirche herrschenden Mißbräuche und sagte sich und seine Anhänger, zu denen sich bald das ganze schweizerische Volk zählte, von der Herrschaft des Papstes los. Hier wie dort öffneten sich die Klosterpforten, wurden die Bilder aus den Kirchen entfernt, die Messe abgeschafft, eine einfache Abendmahlsfeier eingeführt.

Leider wich die durch Zwingli eingeführte Lehre in einigen Stücken, namentlich in der Abendmahlsfeier von der Lehre Luther's ab; Zwingli behauptete, daß Brot und Wein im Abendmahl nicht Leib und Blut Christi selbst, sondern nur dessen sinnbildliche Darstellung seien, während Luther die Worte des Herren: „das ist mein Leib, das ist mein Blut" wörtlich verstanden haben wollte.

Eine Einigung beider Männer über diesen streitigen Punkt war nicht herbeizuführen und selbst eine durch den Landgrafen Philipp von Hessen zu Marburg 1527 veranstaltete Zusammenkunft Zwingli's und Luther's, bei welcher ersterer mit Thränen den sonst so hochverehrten Luther um Nachgiebigkeit in diesem Punkte bat, konnte den Zwiespalt nicht ausfüllen.

Die durch Zwingli in Zürich, durch Calvin in Straßburg und später in Genf eingeführte neue Glaubenslehre nannte sich fortan zum Unterschiede von der lutherischen die reformirte Kirche. Welcher Schaden durch diese bedauernswerthe Spaltung später der evangelischen Sache erwuchs, wird in der Folge erwähnt werden. Hier möge nur noch bemerkt werden, daß, so lange Luther lebte, wenigstens beide Kirchen Hand in Hand mit einander gingen; noch am Abend seines Lebens schrieb Luther an die reformirten Schweizer die schönen Worte:

> „Wo wir je einander noch nicht gänzlich verständen, so ist jetzt das Beste, daß wir gegen einander freundlich seien und uns immer gegen einander das Beste versehen, bis alles trübe Wasser sich vollends gesetzt hat."

Leider sollten diese schönen Worte nach Luther's Tode bald vergessen und dadurch schweres Unheil für die evangelische Sache heraufbeschworen werden.

Mehrere katholische Fürsten Deutschlands, unter ihnen besonders der Kurfürst Joachim von Brandenburg, schlossen im Jahre 1525 zu Dessau ein Bündniß gegen die lutherische Lehre; und dies hatte die Folge,

daß schon im Jahre darauf 1526 zu Torgau zum Schutze der neuen Kirche ein Gegenbündniß der evangelischen Fürsten zu Stande kam, an dessen Spitze der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen und der schon oft genannte Landgraf von Hessen, Philipp der Großmüthige, standen. Diesem evangelischen Bunde traten unter Anderen vier Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, der Herzog von Meklenburg, der Fürst von Anhalt, zwei Grafen von Mannsfeld, und mehrere freie Reichsstädte bei, so daß demselben immerhin schon eine achtungswerthe Macht zu Gebote stand.

Der achtunggebietenden Stellung, welche die evangelischen Fürsten einnahmen, ist es wohl auch zuzuschreiben, daß auf dem Reichstage zu Speier 1526 der Beschluß gefaßt wurde, es jedem Reichsstande zu überlassen, in Religionssachen zu handeln, wie er es in religiösen Sachen mit seinem Gewissen und seiner Verantwortung vor Gott und dem Kaiser vereinigen könne.

Der, den Evangelischen so überaus günstige Beschluß wurde indessen schon 1529 auf dem Reichstage zu Speier von den die Mehrzahl bildenden katholischen Fürsten wieder aufgehoben und dafür festgesetzt, daß die Evangelischen keine neuen Anhänger aufnehmen dürften, sich aller Neuerungen enthalten und die Messe und die alte Abendmahlsfeier beibehalten sollten.

Gegen diesen Beschluß des Reichstages protestirten die evangelischen Fürsten in einer besonderen Schrift, und erhielten von da ab den Namen: Protestanten.

Kaiser Carl V. schrieb nunmehr den für die Reformation ewig denkwürdigen Reichstag zu Augsburg aus, welcher am 15. Juni in Gegenwart fast aller Fürsten und Herren des Reiches eröffnet wurde. Hier begehrte der von den Türken hart bedrängte Kaiser von den Ständen des Reiches Hilfe gegen dieselben und versprach zugleich, die herrschende Zwietracht in Glaubenssachen beizulegen.

Die evangelischen Fürsten legten darauf in einer von Melanchton verfaßten und von Luther zwar zu sanft befundenen, schließlich aber doch gebilligten Schrift, welche unter dem Namen: die Augsburgische Confession bekannt geworden ist, ihr Glaubensbekenntniß ab, für welches sie mit Gut und Leben eintreten zu wollen erklärten. Als der heftigste Gegner der evangelischen Fürsten muß auch hier wiederum Joachim von Brandenburg bezeichnet werden, und hauptsächlich seinem Eifer gegen die neue Lehre sind die nachfolgenden harten Beschlüsse gegen dieselbe zuzuschreiben. Obgleich die vom Rektor der Universität Frankfurt, Wimpina, verfaßte Widerlegungsschrift selbst dem Kaiser nicht behagte, so wurden doch auf Joachim's Antreiben die Protestanten für widerlegt erklärt und durch den kaiserlichen Reichstagsabschied alle von den Protestanten angenommenen Lehren und Kircheneinrichtungen als ketzerisch verdammt, ihnen aber bis zum 15. April 1531 Zeit gegeben, die alten Zustände wieder herzustellen und sich mit Kaiser und Papst wieder zu vereinigen. Nach dieser Frist sollte Jeder an Leib, Leben und Gut gestraft werden, wer bei der Irrlehre verharre.

Dies war nun allerdings ein empfindlicher Schlag für den neuen Glauben; und um ihn in seiner ganzen Schwere von sich abzuwenden, traten noch vor Ablauf der Frist, am 26. Februar 1531, sieben evangelische

Fürsten, zwei Grafen und elf Stände in dem Städtchen Schmalkalden zu einem sechsjährigen Schutz- und Trutzbündniß zusammen, mit dem feierlichen Gelübde, den evangelischen Glauben mit dem Schwerte in der Hand zu schützen, falls man wagen sollte, Gewalt gegen sie anzuwenden.

Die entschlossene Stellung der evangelischen Fürsten einerseits, und die Noth, in welcher sich der Kaiser zur Zeit durch die das Reich bedrohenden Türken befand andererseits, bewogen diesen, vor der Hand von allen Gewaltmaßregeln abzustehen; er gab dem seit der Vorlesung der Augsburger Confession für die Sache der Protestanten günstiger gesinnten Kurfürsten Albrecht von Mainz (Bruder Joachim's), und dem Kurfürsten von der Pfalz den Auftrag, mit den protestantischen Ständen in Unterhandlung zu treten und so kam denn im Jahre 1532 der Religionsfriede zu Nürnberg zu Stande, in welchem das Wormser Edikt und der Augsburger Reichstagsabschied vorläufig aufgehoben und den Protestanten die ungehinderte Ausübung ihrer Religion gestattet wurde; doch mußten sie versprechen, keine neuen Mitglieder in den zu Schmalkalden geschlossenen Bund weiter aufzunehmen.

Mißvergnügt über die den Protestanten bewiesene Schonung kehrte Kurfürst Joachim in sein Land zurück, von dem er fast ein Jahr entfernt gewesen war. In der Mark war unterdessen trotz aller Edikte und strengen Maßregeln der neue Glaube mächtig gewachsen, und namentlich durch den Bischof von Brandenburg, Matthias von Jagow, gepflegt und gefördert worden. An vielen Orten machten sich die Mönche von selbst heimlich davon und für sie wurden bessere, dem neuen Glauben anhängende Geistliche berufen; kaum konnte die Universität Wittenberg so viel Geistliche liefern, als verlangt wurden. In Stendal kam es zu offenem Aufruhr, kurfürstliche Räthe wurden verjagt, katholische Geistliche gemißhandelt und nach Joachim's Rückkehr mußte die Stadt schwer dafür büßen. Indessen die Bewegung, die alle Gemüther ergriffen, konnte der Kurfürst doch nicht mehr hemmen, und als nach seinem Ableben der Widerstand gegen die neue Lehre von Oben her aufhörte, da war das ganze Land im Augenblicke protestantisch, und das, was der That nach schon längst im Stillen geschehen war, durfte nur noch den Namen annehmen, um vollendet da zu stehen.

Wenige Jahre vor seinem Tode erlebte der Kurfürst Joachim noch die hohe Freude, seinen ältesten Sohn Joachim, der dem Kaiser zu Hilfe gegen die Türken gezogen war und im kaiserlichen Heere die brandenburgische und sächsische Reiterei befehligte, auf dem Schlachtfelde vor den Mauern von Wien vom Kaiser selbst wegen seiner glänzenden Tapferkeit zum Ritter geschlagen zu sehen. 1532.

Als der Kurprinz im folgenden Jahre zurückkehrte, bereitete ihm die Stadt Berlin einen überaus festlichen Empfang; das Vaterherz des Kurfürsten war mit stolzer Freude erfüllt.

Im Jahre 1535 fühlte der Kurfürst sein Ende herannahen. In hartnäckigem Widerstande gegen den lutherischen Glauben, selbst über das Grab hinaus, beschwor er noch in seinem letzten Willen seine Söhne feierlich, ihrem alten Glauben treu zu bleiben, was zugleich den Beweis giebt, daß

es dem Kurfürsten, wenn er auch in Vorurtheilen befangen war, doch heiliger Ernst und reine Ueberzeugung mit seiner Glaubensansicht gewesen ist.

Daß die Söhne des Kurfürsten den sonst heilig gehaltenen Willen des Vaters in diesem einen Stücke nicht befolgten, kann das Land Brandenburg nur als eine dankenswerthe Fügung der göttlichen Vorsehung betrachten.

Uebrigens umging Joachim in seinem Testamente das von Albrecht Achilles eingeführte Hausgesetz der Hohenzollern und bestimmte seinem ältesten Sohne Joachim die märkischen Stammlande nebst der Kurwürde, dem jüngeren Johann aber die Neumark, Krossen und die Besitzungen in der Lausitz.

Der Kurfürst starb am 11. Juli 1535, fern von seiner edlen Gemahlin, die er im Leben nie wieder gesehen hat; seine Leiche wurde erst im Kloster Lehnin, später im Dome zu Cöln an der Spree beigesetzt.

Capitel II.

Von der Einführung der Reformation bis zum Ausbruch des 30jährigen Krieges. 1535—1618.

§. 12.

Kurfürst Joachim II. (Hector) 1535—1571 und Markgraf Johann von Cüstrin.

In die Regierungszeit des Kurfürsten Joachim II., der Zahl nach der sechste Kurfürst von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern, fallen mehrere theils augenblicklich, theils in ihren Folgen für den Staat höchst wichtige Ereignisse, die wir hier der Reihe nach erzählen wollen. Es sind dies vor Allem

der Uebertritt der beiden fürstlichen Brüder zu dem protestantischen Glauben, womit das Brandenburgische Kurfürstenthum in die Reihe der protestantischen Länder eintrat; sowie die Betheiligung derselben an der weiteren Entwickelung der Reformation, und den ersten, durch dieselbe herbeigeführten Religionskriegen, ferner

die mit dem Herzoge von Liegnitz geschlossene Erbverbrüderung, welche den späteren Anspruch König Friedrich II. auf Schlesien rechtlich begründete, und endlich

die Verwandlung des dem deutschen Ritterorden gehörigen Landes Preußen aus einem geistlichen Staate in ein weltliches Herzogthum und die Mitbelehnung des Hohenzollern-Brandenburgischen Hauses. — —

Beide Söhne des verstorbenen Kurfürsten hatten eine ganz vortreffliche Erziehung erhalten, und insbesondere entwickelte der ältere Bruder Joachim schon in jugendlichem Alter große Kenntniße und tiefe Gelehrsamkeit, die ihm die Achtung und Bewunderung seiner Zeitgenossen erwarb.

Von Charakter waren beide Brüder einigermaßen verschieden; während Kurfürst Joachim von Natur versöhnlich und wohlwollend, ja oft milde bis zur Schwäche war und dabei Pracht und Glanz, Freigebigkeit bis zur Verschwendung liebte, zeigte sich Markgraf Johann als ein viel entschiedenerer fester Charakter, rasch von Entschluß, fest in der Ausführung; dabei war er eben so einfach in seinen Gewohnheiten, mäßig und oft bis zum Geize sparsam, als sein älterer Bruder prachtliebend und freigebig. Abgesehen von diesen Verschiedenheiten in ihrem Charakter kann die Geschichte von beiden Brüdern nur rühmend erwähnen, daß sie von ganzem Herzen das Wohl und das Beste der von ihnen regierten Länder erstrebten.

Wir betrachten nunmehr zunächst den Uebertritt beider Brüder zum protestantischen Glauben und somit:

Die Einführung der Reformation in die Mark Brandenburg.

Schon aus der Lebensgeschichte des verstorbenen Kurfürsten Joachim I. wissen wir, daß seine beiden Söhne in diesem Punkte, so hoch sie sonst den Vater verehrten, doch mit der gänzlich anders denkenden Mutter übereinstimmten und in ihrem Herzen schon längst dem neuen Glauben anhingen. Vor dem Vater durften sie diese Hinneigung zur neuen Lehre allerdings nicht blicken lassen, und nur heimlich besuchten die Prinzen, nachdem die Kurfürstin im offenen Bruch mit dem Gemahl das Land verlassen hatte, die Mutter in ihrem Zufluchtsort Lichtenburg. Dort fanden auch Zusammenkünfte mit dem Dr. Luther, mit welchem, wie wir wissen, die Fürstin im beständigen Verkehr lebte, statt; mit seinen Schriften waren sie längst vertraut, mit ihm und Melanchton standen sie im Briefwechsel.

So war denn der erste Schritt, den die Söhne nach dem Tode des Vaters thaten, ein durch Ueberzeugung und Kindesliebe gleichmäßig gebotener; sie holten noch im Jahre 1535 die verwittwete Mutter feierlich zurück und wiesen ihr Spandau zum Wohnsitz an.

Der Uebertritt der Brüder selbst verzögerte sich noch einige Zeit; erst im Jahre 1538 berief der von Charakter entschiedenere Markgraf Johann protestantische Prediger aus Wittenberg in seine Länder *) und empfing noch in demselben Jahre selbst das heilige Abendmahl nach lutherischer Weise.

Der Kurfürst Joachim zögerte noch länger; nicht daß er der neuen Lehre weniger zugethan gewesen sei; aber in ihm war noch immer der Gedanke, der ja auch den Vater beseelt hatte, lebendig, daß eine Besserung der kirchlichen Zustände zu Stande kommen könne, ohne sich gänzlich vom Papste loszusagen, daß die Kirche sich aus sich selbst heraus reformiren müsse. Indessen diese Hoffnung schwand auch beim Kurfürsten allmählich und machte der Ueberzeugung Platz, daß von der römischen Geistlichkeit und insbesondere vom Papste eine durchgreifende Abstellung der Mißbräuche nun und nimmer zu erwarten sei und so zögerte denn auch er im Jahre 1539 nicht länger, dem Wunsche des ganzen Landes und den nachdrücklich ausgesprochenen Bitten der Stände nachzugeben. Am 1. November 1539 empfing der Kurfürst Joachim in der Schloßkirche zu Spandau mit großer Feierlichkeit, in Gegenwart seiner Mutter, der Stände des Landes und zahlloser Zuschauer durch den Propst von Berlin, Georg Buchholzer, das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt; mit ihm zugleich seine ganze Familie, viele Hof- und Staatsbeamte, eine große Zahl von Edelleuten und Bürgern.

Die Anerkennung der evangelischen Lehre war somit feierlich ausgesprochen; die Mark Brandenburg fortan und für alle Zeiten ein pro-

*) Wir wissen, daß Johann nach dem Testamente des Vaters die Neumark, das Herzogthum Crossen und die zu Brandenburg gehörigen Theile der Lausitz erhalten hatte.

testantischer Staat; die Herrschaft des Geistes, welcher die deutsche Nation so lange Jahre der Knechtschaft einer auswärtigen Macht unterworfen hatte, war für die Mark Brandenburg für immer vernichtet.

Die nächsten Folgen dieses so höchst wichtigen Schrittes waren Verordnungen, welche den Gemeinden gestatteten, ihren Gottesdienst nach evangelischer Weise einzurichten, die Klöster wurden aufgehoben, die Klostergüter zum Vortheil des Staates eingezogen; Mönche und Nonnen wurden entlassen und durften ihre Habseligkeiten mitnehmen, wobei wohl so mancher Kirchenschatz mitgewandert sein mag; eine von Luther und Melanchton gebilligte Kirchenordnung wurde eingeführt. Rühmend muß erwähnt werden, daß nirgends die geringste Gewaltthätigkeit vorfiel; im Kloster Lehnin blieben sogar der Prior und mehrere andere alte Mönche zurück, welche bis an ihr Lebensende auf's Freigebigste verpflegt wurden; im ganzen Lande fand der Uebertritt zur Reformation in friedlicher und wahrhaft christlicher Weise statt; schon damals zeichnete sich der brandenburgische, wie noch heute der preußische Staat durch Duldsamkeit gegen Andersglaubende aus.

Wenden wir uns nunmehr zu der

Betheiligung der Mark Brandenburg an dem weiteren Verlauf der Reformation,

so wird es selbstredend nothwendig, einen kurzen Abriß dieses Verlaufs in unsere Erzählung zu verflechten.

Luther war nach einem langen, segensreichen Leben, im 63. Lebensjahre, am 18. Februar 1546 in Eisleben auf einer Reise, die er, obgleich schon sehr schwach, zur Versöhnung der Grafen von Mannsfeld, unternommen hatte, sanft und noch im Scheiden den Herrn Christus bekennend, entschlafen.

Ihm mochte wohl ahnen, daß nach seinem Hingange der Geist der Versöhnlichkeit gar bald von seinem Werke weichen werde, daß finstere Leidenschaften bald blutige Scenen herbeiführen würden; denn inbrünstig hatte er zu Gott gefleht, ihn keinen Religionskrieg erleben zu lassen.

Seine Ahnung sollte bald in Erfüllung gehen.

Dem ränkevollen Kaiser Carl V. war es gelungen, durch das Versprechen der Verleihung des Kurfürstenthums Sachsen, den Herzog Moritz von Sachsen der Sache der protestantischen Fürsten abwendig zu machen; allerdings war Moritz von Sachsen kein Mitglied des schmalkaldischen Bundes gewesen, hatte aber doch in seinem Lande die evangelische Lehre auf jede Weise gefördert, und sein Verfahren gegen seine protestantischen Glaubensgenossen verdient um so mehr den Namen eines Verrathes an denselben, als er das Bündniß mit dem Kaiser heimlich abschloß und das Vertrauen seines Vetters, des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, auf's Gröblichste täuschte.

Der Kaiser, welcher die Hilfe der protestantischen Fürsten gegen die Türken nicht mehr gebrauchte, sich durch den versprochenen Beistand Moritz' von Sachsen stark genug fühlte und überdem durch den Papst unaufhörlich gedrängt wurde, ernstlich gegen die Ketzerlehre vorzugehen, legte nunmehr die Maske des Wohlwollens und der Milde gegen die Prote-

stanten ab und erklärte im März 1546, also noch im Todesjahre Luther's, auf dem Reichstage zu Regensburg den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen in die Reichsacht. Dieselbe sollte unverzüglich vollstreckt werden, der Papst forderte unter Verheißung reichen Ablasses zum Kriege gegen die Ketzer auf.

Zunächst hatte dieser Schritt eine um so innigere Vereinigung der protestantischen Fürsten zur Folge, welche sich muthig zum Widerstande rüsteten. Auch Joachim von Brandenburg und Johann von Cüstrin, die jetzt ja offen dem protestantischen Glauben angehörten, wurden aufgefordert, dem geschlossenen Bündniß beizutreten und — beide verweigerten dies. Johann von Cüstrin fühlte sich beleidigt durch das gewaltthätige Vorgehen der protestantischen Fürsten gegen seinen Schwiegervater, den Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, welcher allerdings ein erbitterter Feind der protestantischen Lehre war und nachdem er die zum schmalkaldischen Bunde gehörigen Städte Goslar und Braunschweig hart bedrängt hatte, von den Fürsten des Bundes aus dem Lande getrieben worden war.

Der Kurfürst Joachim aber ließ sich zum Theil durch die arglistigen Worte des Kaisers, daß es sich bei dieser Achtserklärung gar nicht um Religionssachen, sondern um Verweigerung des Gehorsams, auf dem Reichstage zu erscheinen, handle, täuschen; theils glaubte der Kurfürst wirklich, daß es für die protestantische Sache besser sei, wenn er neutral bliebe, weil es ihm auf diese Weise besser möglich sein würde, für den Fall eines Unglückes den Vermittler zwischen dem Kaiser und den protestantischen Fürsten zu machen. Wenigstens täuschte der Kurfürst seine Glaubensgenossen nicht, als das Unglück nur zu rasch hereinbrach.

Noch während der Kaiser mit einem nur 8000 Mann starken Heere in Regensburg weilte, bedrohten ihn die protestantischen Fürsten mit einem zahlreichen, von allen Seiten heranrückenden Heere unter Führung des berühmten Feldherren Sebastian Schärtlin von Burtenbach; bei demselben befanden sich der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen. Ersterer hatte, den Abfall desselben nicht ahnend, seinem Vetter Moritz von Sachsen vertrauensvoll sein Land zur Verwaltung übergeben; dieser besetzte es mit seinen Schaaren, warf die bisher getragene Maske ab und vollzog die über den Kurfürsten ausgesprochene Reichsacht, indem er ihn der Regierung entsetzt erklärte und diese im Namen des Kaisers vorläufig selbst übernahm.

Während dessen standen der Kurfürst und der Landgraf, anstatt etwas Ernstliches gegen den fast wehrlosen Kaiser zu unternehmen, unthätig mit ihrem Heere bei Augsburg und verschwendeten die Zeit mit unnützen Manifesten an den Kaiser und an die deutsche Nation, worin sie ihr Verfahren zu rechtfertigen suchten. Den Kaiser angreifen, schlagen, wo möglich gefangen nehmen und zu einem vortheilhaften Frieden zwingen, wäre die beste Rechtfertigung der protestantischen Fürsten gewesen; so aber sahen sie ihr Heer täglich durch Mangel und Elend, durch Krankheiten und Davonlaufen verringert, während die Macht des Kaisers wuchs, und kamen endlich in die Lage, ohne verlorene Schlacht den Kaiser um Frieden bitten zu müssen. Als diese Bitte, wie zu erwarten stand, zurückgewiesen wurde, begaben sie sich mit dem Rest ihres Heeres in ihre Länder zurück, ver-

trieben den Herzog Moritz aus dem von ihm besetzten Kurfürstenthum Sachsen und besetzten auch dessen eigenes Land; Herzog Moritz aber vereinigte sich bei Eger mit dem Könige Ferdinand von Böhmen, dem Bruder Kaiser Carl's.

Dieser Letztere hatte nach dem Abzuge des protestantischen Heeres mit großer Geschwindigkeit die süddeutschen evangelischen Länder und Städte unterworfen und mit schweren Strafen belegt, und zog nun mit einem zahlreichen Heere der Elbe zu, um den Krieg mit einem Schlage zu beendigen.

Bei Mühlberg in Sachsen kam es, nachdem dem kaiserlichen Heere durch Verrath eine Furth durch die Elbe gezeigt worden war, am 23. April 1547 zur Schlacht, während Kurfürst Friedrich sich gerade in der Kirche befand. Das protestantische Heer, gänzlich unerwartet angegriffen, wurde trotz der heldenmüthigsten Gegenwehr völlig in die Flucht geschlagen, der Kurfürst von Sachsen selbst gerieth in des Kaisers Gefangenschaft.

Der unglückliche Fürst wurde durch ein vom Kaiser eingesetztes und nur aus Spaniern bestehendes Gericht zum Tode verurtheilt und der Kaiser war ernstlich gesonnen, das Urtheil vollstrecken zu lassen.

Da eilte jedoch Kurfürst Joachim von Brandenburg in das Lager des Kaisers und seinen ernstlichen Vorstellungen gelang es, den Kaiser zur Zurücknahme des Todesurtheils zu bewegen. Doch blieb Johann Friedrich vorläufig in der Gefangenschaft des Kaisers und mußte in der sogenannten Wittenberger Capitulation feierlich auf sein Land, welches dem Verräther Moritz zugesprochen wurde, Verzicht leisten.

Nicht lange darauf gerieth auch der Landgraf Philipp von Hessen in die Gewalt des Kaisers. Zu schwach, um allein gegen die Macht desselben etwas ausrichten zu können, nahm er den Antrag, sich gegen zugesicherte Verzeihung zu unterwerfen, an und unterzeichnete einen Vertrag, in welchem die Worte standen: „ohne einigen Gefängniß". Bei der Abendtafel wurde er durch den Herzog Alba verhaftet und es fand sich, daß man das Wort „einigen" in „ewigen" verwandelt hatte. Vergeblich brauste der anwesende Joachim von Brandenburg in gerechtem Zorne auf und nannte diese Handlungsweise: „spanische Bösewichtsstücke"; nur mit Mühe hinderten ihn seine Freunde, dem Herzog Alba zu Leibe zu gehen.

Dem Landgrafen half diese Verwendung des Brandenburgers nichts, er wurde in harter Gefangenschaft gehalten, seine treuesten Diener wurden vor seinen Augen hingerichtet, auch seine Gemahlin, die für ihn bat und flehte, vom Kaiser auf's Verächtlichste behandelt.

Kaiser Carl V. befand sich nunmehr auf dem Gipfel seiner Macht, die protestantische Sache schien verloren zu sein. Ein Edikt des Kaisers erklärte, daß auf einer demnächst zu berufenden Kirchenversammlung alle Religionsstreitigkeiten geordnet werden sollten, bis dahin aber eine von ihm erlassene interimistische Verordnung, das Interim genannt, in Kraft trete, welche den Protestanten von allen ihnen bisher zugestandenen Glaubensfreiheiten nur die Priesterehe und das Abendmahl in lutherischer Weise gestattete.

Joachim von Brandenburg versuchte wirklich, dieses Interim in der Mark einzuführen, scheiterte aber an dem Widerstande der Geistlichen und an dem Spotte des Volkes, welches hohnlachend sang:

„Das Interim, das Interim,
Das hat den Schalk hinter ihm!"

Johann von Cüstrin verweigerte seine Unterschrift dazu mit den heftigen Worten: „Lieber Blut als Tinte."

Ueberhaupt fand dieses Interim, welches bis zur definitiven Regelung für beide Parteien die Richtschnur geben sollte, gleich lebhaften Widerstand bei Katholiken und Protestanten; die ersteren sahen darin den Protestanten zu viel Rechte eingeräumt und diese erblickten durch dasselbe ihren Glauben als äußerst gefährdet. Insbesondere waren die evangelischen Geistlichen hartnäckig in der Verweigerung, das Interim anzunehmen und verließen, als sie dazu gezwungen werden sollten, lieber ihre Stellen. In Sachsen kam es zu offenem Aufruhr; die Stadt Magdeburg, welche über 400 geflohenen Geistlichen Schutz und Aufnahme gewährt hatte, wurde dafür in die Reichsacht erklärt, der neue Kurfürst von Sachsen, Moritz, mit der Vollziehung beauftragt.

Während der langwierigen und fruchtlosen Belagerung Magdeburgs, dessen Bürger sich heldenmüthig vertheidigten, scheint bei Kurfürst Moritz die Reue über seinen an der protestantischen Sache begangenen Verrath erwacht zu sein; großen Theil an der in ihm vorgehenden Sinnesänderung mochte wohl auch die schlechte Behandlung haben, welche der Kaiser dem gefangenen Landgrafen von Hessen, dem Schwiegervater Moritzen's, zu Theil werden ließ, und endlich auch die ungeheure Ausdehnung der kaiserlichen Macht, welche den Kurfürsten wie die übrigen deutschen Fürsten besorgt machen mußte. Genug, der Kurfürst beschloß, sich gegen den Kaiser zu wenden, der sich, krank an heftigen Gichtschmerzen, gerade fast ohne jede Macht in der Stadt Innsbruck befand. Mit großer Schnelligkeit erreichte Moritz mit einem Heere Augsburg und rückte auf Innsbruck vor. Nur mit Mühe fand der Kaiser die Gelegenheit, während einer dunkeln Nacht in einer Sänfte nach Villach in Kärnthen zu entfliehen.

So wurde der Kaiser aller Früchte seiner Siege wieder beraubt und zwar gerade durch den Fürsten, welcher sie hatte erringen helfen. Aergerlich darüber, daß alle seine Bemühungen, die religiösen Wirren zu ordnen, vergeblich waren, zog sich der Kaiser Carl nunmehr ganz von dieser Angelegenheit zurück und überließ die Ordnung derselben seinem Bruder, dem Könige Ferdinand von Böhmen. Mit diesem kam zunächst im Jahre 1552 der Vertrag zu Passau zu Stande, durch welchen den Evangelischen die freie Ausübung ihrer Religion zugesichert wurde; der Kaiser ließ nunmehr auch seinen Gefangenen frei.

Drei Jahre später, 1555, regelte der Religionsfrieden zu Augsburg die Verhältnisse definitiv. In diesem wurde festgestellt, daß fortan zwischen Katholiken und Protestanten Frieden und Verträglichkeit herrschen solle; den Protestanten wurde nochmals die freie und ungehinderte Ausübung ihrer Religion feierlich zugesichert; doch unterwarfen sie sich der Bedingung, daß von nun an alle durch den Uebertritt von Geistlichen frei werdenden Kirchengüter der katholischen Kirche verbleiben soll-

ten. Im ganzen Reiche wurde als Grundsatz anerkannt, daß der Fürst eines Landes von seinen Unterthanen verlangen könne, mit ihm denselben Glauben zu bekennen; doch wurde anders Glaubenden die Auswanderung gestattet.

So schienen denn die Religionsstreitigkeiten zu einem friedlichen Ende gebracht; befand sich auch die neue Lehre noch in manchen Punkten im Nachtheil, so hatte sie sich doch eine Stellung in der Welt erobert, das köstliche Gut der Glaubens- und Gewissensfreiheit schien für alle Zeiten gesichert.

Ob wirklich für alle Zeiten? Die Geschichte wird es lehren! — —

Wir sind mit dieser Erzählung den Ereignissen einigermaßen vorausgeeilt und wenden uns nunmehr zu einer Begebenheit, welche den Hohenzollern das Recht verlieh, dem späteren preußischen Staate eine reiche blühende Provinz, Schlesien, hinzuzufügen; die Macht, dies zu thun, fand allerdings fast 200 Jahre später König Friedrich II. Wir meinen

die Erbverbrüderung mit dem Herzoge von Liegnitz.

Die Herzöge des Landes Liegnitz hatten sich vor fast 200 Jahren freiwillig unter die Herrschaft der Könige von Böhmen begeben; doch war ihnen dabei durch besondere Verträge ausdrücklich das Recht vorbehalten, besagte Lande schriftlich durch Testament oder mündlich auf ihrem Sterbebette zu vergeben, verkaufen, versetzen, verschaffen, verwechseln u. s. w.

Dieses von den böhmischen Königen niemals bestrittene Recht der freien Selbstbestimmung über ihre Länder war im Laufe der Zeiten den Herzögen mehrmals feierlich bestätigt worden und auch der jetzt regierende König Ferdinand von Böhmen hatte gegen dieses Recht keine Einwendungen erhoben.

So kann es rechtlich nicht dem leisesten Zweifel unterliegen, daß Herzog Friedrich II. von Liegnitz, der um diese Zeit das Land beherrschte und mit dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg befreundet und verwandt war, ein volles Recht zu dem Schritte hatte, den er mit diesem gemeinschaftlich unternahm. Beide Fürsten schlossen nämlich am 18. October 1537 einen Erbverbrüderungsvertrag, in welchem festgesetzt wurde, daß beim Aussterben der Linie des Herzogs Friedrich die Lande Liegnitz, Brieg und Wohlau an das Haus Hohenzollern-Brandenburg, umgekehrt beim Aussterben dieses Fürstenhauses die böhmischen Lehen Brandenburg's, nämlich die Länder Crossen, Züllichau und noch sieben andere Herrschaften an Liegnitz fallen sollten.

Dem abgeschlossenen Vertrage folgte die Verheirathung des Kurprinzen von Brandenburg, Johann Georg, mit des Herzogs Tochter Sophie und der brandenburgischen Prinzeß Barbara mit dem zweiten Sohne des Herzogs, Georg.

Erst im Jahre 1546, also nach neun Jahren, fiel es dem Könige Ferdinand von Böhmen ein, Widerspruch gegen diesen Vertrag zu erheben. Er behauptete, daß seine Einwilligung als Lehnsherr der Lande Liegnitz dazu erforderlich sei und zwang sogar den Herzog Friedrich, die Urkunde des Vertrages herauszugeben. Friedrich mußte sich der Gewalt fügen,

kehrte gebrochenen Herzens in seine Heimath zurück und starb kurze Zeit darauf, aber nicht ohne in einer Nachschrift zu seinem Testamente ausdrücklich die geschehene Erbverbrüderung als zu Recht bestehend anerkannt zu haben.

Auch dem Kurfürsten Joachim wurde wiederholt vom Könige von Böhmen und dessen Bruder, dem Kaiser, zugemuthet, die Vertragsurkunde herauszugeben; er weigerte sich dessen hartnäckig, dieselbe blieb im Archive in Berlin, von wo wir sie später erscheinen sehen werden. —

Durch die Mitbelehnung Brandenburgs im Herzogthum Preußen, welche Kurfürst Joachim im Jahre 1569 erreichte, ohne damals schon zu ahnen, wie bald die wichtigen Folgen dieses Ereignisses eintreten sollten, sicherte der Kurfürst ebenfalls auf friedlichem Wege dem brandenburgischen Staate den Zuwachs eines Landes, von welchem der Staat später seinen Namen haben sollte. Damit indessen dieses Ereigniß unserem Leser besser verständlich wird, geben wir ihm im folgenden Paragraphen einen kurzen Abriß der Geschichte des Landes **Preußen**, sodann an unsere Erzählung wieder anknüpfend.

§. 13.

Kurze Geschichte des Preußenlandes und des Deutschritter-Ordens.

Die ältesten Bewohner des 100 Meilen nordöstlich von Brandenburg gelegenen, von der Ostsee bespülten Landes Preußen, welches schon den handeltreibenden Phöniziern durch seinen Bernstein bekannt geworden war, werden von den Geschichtschreibern **Prussen** genannt. Das Wort Prussen soll aus einer Verschmelzung des Namens Russen und des polnischen Fürwortes po, d. h. „bei, an, nach", entstanden sein und bedeutete demnach: „bei, an den Russen Wohnende." Jedenfalls deutet Alles darauf hin, daß die ersten Bewohner des Landes germanischer Abkunft waren, wenn auch bei der Völkerwanderung slavische Volksstämme dazu getreten und im Laufe der Jahrhunderte sich mit Jenen vermischt haben mögen.

Am spätesten von allen germanischen Volksstämmen bekehrten sich die heidnischen Preußen, ein wehrhaftes, rüstiges, abgehärtetes Volk, welches in beständigen blutigen Kriegen mit seinen Nachbarn, den Polen, lebte, zum Christenthum. Den ersten Versuch dazu unternahm im Jahre 996 der Bischof Adalbert von Prag, welcher, vom Herzog Boleslav von Polen unterstützt, in einem Schiffe mit nur 30 Bewaffneten die Weichsel hinabfuhr, bei Danzig landete und den herbeiströmenden Bewohnern das Christenthum predigte. Anfänglich glücklich in seinen Erfolgen, fand der fromme Mann jedoch in der Gegend des heutigen Pillau, von heidnischen Priestern erschlagen, ein blutiges Ende; er wurde nach seinem Tode vom Papste heilig gesprochen; seine Gebeine ruhen noch heute in der schönen Domkirche zu Gnesen.

Im Anfange des 13. Jahrhunderts wurde durch einen frommen und glaubenseifrigen Mönch aus dem um diese Zeit bereits bestehenden Cisterzienkloster Oliva, in der Gegend von Danzig, Namens Christian, abermals der Versuch gemacht, das Christenthum unter den Preußen aus-

zubreiten. Als auch ihm dies schöne Werk im Anfange gelang und namentlich in den Grenzgebieten viele heidnische Preußen und unter ihnen sogar Häuptlinge sich taufen ließen, wurde Christian zum ersten Bischof von Preußen ernannt.

Jetzt erhoben sich indessen die von ihren Priestern aufgestachelten heidnischen Preußen und vertilgten an allen Orten das Christenthum und seine Spuren mit Feuer und Schwert; ein vom Bischof Christian mit Bewilligung des Papstes unternommener Kreuzzug kostete zwar Ströme von Blut, konnte aber die Macht der Preußen nicht brechen und dem Christenthum keinen bleibenden Eingang im Lande verschaffen.

Auch der vom Bischof Christian gegründete Orden: „der Ritter Christi in Preußen", welcher lediglich die Bekämpfung des heidnischen Preußenvolkes und seine Bekehrung zum Zweck hatte, und dessen Hauptsitz die Burg Dobrin am Drewenzfluß war, unterlag in einer zweitägigen mörderischen Schlacht in der Nähe des heutigen Städtchens Straßburg den wüthenden Angriffen der Preußen, nur fünf der sämmtlichen Ordensritter gelang es, durch die Flucht sich zu retten.

Da wendete sich Bischof Christian im Verein mit dem Herzog Konrad von Masovien, welcher alle Kämpfe gegen die Preußen getreulich mit durchgefochten hatte, an den Orden der deutschen Ritter, welcher zu jener Zeit unter seinem vierten Hochmeister, Hermann v. Salza, in Venedig residirte, mit der dringenden Bitte um Hilfe. Nachdem sich der Hochmeister, ein ebenso kluger wie tapferer Mann, durch feierliche Verträge versichert hatte, daß der Orden durch die Annahme des Antrages und durch die durchgeführte Bekämpfung der Preußen nicht allein hohe Ehre erwerben, sondern auch eine bleibende selbständige Heimath gewinnen könne, wurde im Jahre 1228 zwischen dem Deutschritterorden und Konrad von Masovien ein Vertrag abgeschlossen, wodurch dem Orden der Besitz aller der Länder, welche er von den Preußen erobern würde, als erbliches Eigenthum mit allen Rechten eines deutschen Reichsfürstenthums feierlich zugesichert wurde.

Der Orden siedelte sehr bald gänzlich nach Preußen über, befestigte seine Macht überall, namentlich in den fruchtbaren Weichselgegenden, durch den Bau von Burgen und es entspannen sich nun während eines Zeitraumes von 50 Jahren fortgesetzte und blutige Kämpfe zwischen dem Orden und den heidnischen Preußen, deren Details wir hier nicht erzählen können, die aber schließlich mit der völligen Besiegung der Preußen und der Annahme des Christenthums endigten.

Man halte indessen die Aufgabe des Ordens für keine leichte. Die Preußen waren ein im hohen Grade kriegerisches Volk und kämpften für ihre Freiheit und für ihren Glauben mit wilder, oft verzweiflungsvoller Tapferkeit; nur den bewundernswerthen Einrichtungen des Ordens, welche auf die strenge gehaltenen Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth basirt waren, ist es zuzuschreiben, daß endlich doch der Sieg errungen wurde. Nicht selten wurde sogar die Hilfe des gesammten Europa von dem hart bedrängten Orden angerufen und so gut wie früher gegen die Türken, wurden jetzt förmliche Kreuzzüge gegen die heidnischen Preußen unternommen. Unter Anderen erschien 1255 König

Ottokar von Böhmen mit einem zahlreichen Heere und leistete dem Orden Hilfe; ihm zu Ehren wurde eine zu derselben Zeit gegründete neue Veste Königsburg, das heutige Königsberg, genannt. Auch Markgraf Otto III. von Brandenburg betheiligte sich an den Kämpfen gegen die Preußen und legte seiner Hauptstadt zu Ehren 4 Meilen von Königsberg die Stadt Brandenburg an.

An den Ufern der Nogat aber, unweit des damaligen Dorfes Marienburg, baute der Orden eine große schöne Burg, zu Ehren der heiligen Jungfrau die Marienburg genannt, welche schon im Jahre 1306 zum Hauptsitz des Ordens erkoren wurde. Noch heutigen Tages erfüllen die eben so riesenartigen wie edlen und einfach würdigen Verhältnisse der Marienburg, welche in neuester Zeit wieder restaurirt worden ist, die Seele des Beschauers mit Entzücken.

Nach der völligen Unterwerfung und Bekehrung der Preußen konnte sich der Orden einer friedlicheren Beschäftigung hingeben. Das großentheils schöne und fruchtbare Land wurde mit deutschen Ansiedlern bevölkert, deutsche Sprache und Gesittung durch diese eingebürgert, Ackerbau, Handel und Gewerbe hoben sich in unerwarteter Weise; überall blüthen Städte und Dörfer in großer Zahl auf.

Die Hochmeister verstanden es, mit kluger und geschickter Hand die äußeren und inneren Angelegenheiten des Ordens zu leiten und nahmen bald eine achtunggebietende Stellung unter den Fürsten ein; der Orden erwarb unermeßliche Reichthümer und erreichte endlich unter dem Hochmeister Winrich v. Kniprode um das Jahr 1351 seine höchste Blüthe; man nannte seine Regierung nicht mit Unrecht die goldene Zeit des deutschen Ritterordens.

Dieser Zeit der höchsten Blüthe folgte indessen, wie nur zu oft, sehr bald der Verfall. Durch den erworbenen Glanz und Reichthum, durch die hohe Machtstellung des Ordens gingen allmählich die Tugenden, welche seine Größe begründet hatten, unter. Ehrgeiz und Hoffahrt traten an die Stelle der Demuth, Eigenliebe und Genußsucht an die Stelle der Selbstverleugnung; Kabalen und Parteispaltungen verwandelten die bisherige Einigkeit in Unfrieden und Streit. Die bisher so streng gehaltenen Gelübde wurden zwar beim Eintritt in den Orden noch abgelegt, aber nicht mehr gehalten; Völlerei und Genußsucht, Luxus und Verschwendung verdarben die einfachen Sitten und Gewohnheiten der Ordensritter; selbst der bisher so streng geübte Gehorsam gegen die Befehle der Oberen verschwand mehr und mehr. Vergeblich bemühten sich einzelne strenge Hochmeister, dem wachsenden Verderben Einhalt zu thun, dasselbe war schon zu weit vorgeschritten. Dabei machte sich der Orden durch Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeit, durch Uebermuth und Despotismus selbst bei den ihm gehörigen Städten und Landbewohnern allmählich gründlich verhaßt und nur eine von Außen her drohende gemeinsame Gefahr verschob für jetzt noch den Ausbruch eines dem Orden gefährlichen Sturmes auf spätere Zeiten.

Der Orden hatte bisher in unaufhörlichen blutigen Kämpfen gegen die heidnischen und wilden Litthauer gelegen; noch im Jahre 1370 siegten die Deutschritter zwar in der blutigen Schlacht bei Rudau über die wil-

den litthauischen Horden, erlitten aber selbst ungeheure Verluste. Als im Jahre 1381 der Großfürst Jagello unter dem Namen Wladislav zum Christenthum übertrat und dasselbe in seinem ganzen Lande einführte, da war der eigentliche Vorwand zum ferneren Kriege gegen Litthauen aufgehoben; nichtsdestoweniger setzte der Orden seine Kriegszüge gegen die Litthauer fort. — Unter dem zwar tapferen aber höchst gewaltthätigen und leidenschaftlichen Hochmeister Ulrich von Jungingen wurden wiederholt die Polen ohne allen Grund auf's Höchste gereizt und trotz der Bemühungen des Ordens, noch im letzten Augenblicke den Frieden wieder herzustellen, kam es zum Kriege zwischen den vereinigten Litthauern und Polen mit den Ordensrittern.

Bei Tannenberg kam es im Jahre 1410 zu einer Entscheidungsschlacht zwischen mehr als 100,000 Polen und Litthauern und einem etwa 50,000 Mann starken Ordensheere. Letzteres wurde trotz heldenmüthiger Tapferkeit völlig in die Flucht geschlagen, der Hochmeister selbst, alle obersten Gebieter, die meisten Komthure und 600 Ritter nebst vielen tausend Knechten bedeckten die Wahlstatt. Nur der Umstand, daß der Komthur Heinrich v. Plauen mit einer starken Schaar zur Deckung des Landes Pomerellen vom Heere entsendet worden war, sich nun schleunigst in die Marienburg warf und diese mit der größten Tapferkeit zehn Wochen lang siegreich vertheidigte, rettete dem Orden den Besitz des Landes, welches ihm im Frieden zu Thorn 1411 fast gänzlich zurückgegeben wurde.

Indessen ging der Orden allmählich aber sicher seinem Untergange entgegen. Der tapfere Heinrich von Plauen, zum Hochmeister erwählt, machte sich durch sein energisches Vorgehen gegen die Sittenlosigkeit der Ritter so bei ihnen verhaßt, daß sie ihn 1413 absetzten und 15 Jahre lang bis zu seinem Tode in harter Gefangenschaft hielten. Den Hochmeistern wurde von da ab stets ein aus zehn Ordensrittern bestehender Ordensrath an die Seite gesetzt, ohne dessen Genehmigung diese nichts unternehmen durften, eine Maßregel, durch welche jede Thatkraft des Ordens gelähmt wurde. Ueberdem wurden die Klagen des Adels wie der Städte über den Druck, die Willkür, Bestechlichkeit, Wollust und Schwelgerei der Ritter immer lauter und führten endlich im Jahre 1440 zu einem allgemeinen Bündnisse der preußischen Stände und Städte mit dem ausgesprochenen Zwecke, die Macht des verhaßt gewordenen Ordens völlig zu brechen. Dieser Bund nannte sich der Eidechsenbund.

Nachdem der Bund vergeblich den Kaiser Friedrich III. um Vermittelung zwischen ihm und dem Orden gebeten hatte, erklärte er endlich im Jahre 1454 selbständig dem Orden den Krieg, wendete sich aber mit der Bitte um Hilfe an den König Casimir von Polen, diesem die Herrschaft über das Land antragend. Nach einigem Zögern willigte Casimir ein und erklärte dem Orden den Krieg; zwar schlug der Orden die Polen und ihre Verbündeten in der großen Schlacht bei Conitz völlig; er war aber bereits derartig verarmt, daß er den Sold an die eigenen Truppen nicht mehr zu zahlen vermochte; auch die Verpfändung und spätere völlige Ueberlassung der Neumark an den Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg für 100,000 Gulden half nur auf kurze Zeit und so machten sich die Söldner des Ordens endlich selbst bezahlt und verkauften dem

Könige von Polen für 436,000 Gulden die Marienburg, sowie alle von ihnen besetzten Städte und Schlösser. Eine Zeit lang setzte der Orden noch den Krieg fort, doch kam es endlich 1466 zu Thorn zum Friedensschlusse.

Der Orden trat in demselben ganz Westpreußen mit Danzig, Thorn, Elbing und Marienburg völlig an Polen ab und erkannte auch für Ostpreußen, welches in seinem Besitze blieb, die Lehnsherrschaft der polnischen Könige an. Preußen war fortan ein polnisches Lehen.

Die Geschichte des Ordens nähert sich nun allmählich dessen völligem Ende. Die Ordensritter, zu schwach und uneinig, um gegen das mächtige Polen ihre alte Stellung wieder gewinnen zu können und doch von dem lebhaften Wunsche beseelt, die polnische Lehnshoheit über die ihnen gebliebenen Besitzungen zu beseitigen, kamen auf den Gedanken, einen Prinzen aus einem angesehenen deutschen Fürstenhause zum Hochmeister zu wählen, in der Hoffnung, daß dieser, gestützt auf seine Macht und sein Ansehen im Reiche, am leichtesten ihre Wünsche gegen Polen durchsetzen könne.

Die Wahl fiel auf den Markgraf Albrecht von Anspach, aus der fränkischen Linie der Hohenzollern, den Enkel Albrecht Achilles' und somit naher Verwandter des kurfürstlich brandenburgischen Hauses. Auch mit dem polnischen Königshause war Albrecht nahe verwandt, da seine Mutter eine Schwester des jetzt regierenden Königs Sigismund von Polen war. Albrecht nahm die Wahl 1511 an, die allerdings auf einen geeigneteren nicht hätte fallen können, und somit stand ein Hohenzoller als Hochmeister an der Spitze des deutschen Ritterordens.

Die Hoffnung, daß der König von Polen seinem Schwestersohne den Huldigungseid über die Ordensbesitzungen erlassen werde, schlug indessen fehl und auch die Verwendung des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg in dieser Beziehung blieb fruchtlos; ja als der Hochmeister Albrecht die Huldigung geradezu verweigerte, kam es sogar zum Kriege, der indessen von beiden Seiten matt und ohne besonderen Erfolg geführt wurde.

Albrecht sah sich bald in der Lage, den Sold des Ordensheeres nicht mehr bestreiten zu können und war daher froh, mit dem Könige von Polen einen vierjährigen Waffenstillstand zum Abschluß zu bringen.

Die von Luther gepredigte neue Lehre hatte mittlerweile auch in Preußen Eingang und Verbreitung gefunden, viele Ordensritter traten in Folge derselben aus dem Orden aus und kehrten zu weltlichen Beschäftigungen zurück. Auch der Hochmeister Albrecht wurde allmählich der neuen Lehre gewonnen, las mit Eifer die Schriften Luther's und seiner Freunde und wurde endlich in einer Zusammenkunft mit Luther selbst durch dessen kräftige und überzeugende Worte bewogen, öffentlich zum protestantischen Glauben überzutreten, sich zu vermählen und ein weltliches Fürstenthum in Preußen zu gründen. Allerdings widerstrebten eine große Zahl von Ordensrittern diesem Entschlusse, Albrecht ließ sich aber nicht irre machen und im Jahre 1525 kam zu Krakau ein Vertrag mit dem Könige von Polen zu Stande, in welchem Albrecht als weltlicher Herzog von Preußen anerkannt wurde und als solcher dem Könige von Polen den Lehnseid leistete. Die Brüder Albrecht's wurden mitbelehnt

und ausdrücklich festgesetzt, daß das neue Herzogthum erst nach dem Aussterben des Mannsstammes an Polen fallen solle. Die Ordensbeamten, welche Albrecht's Schritt billigten und theilten, behielten die bisher verwalteten Güter von Albrecht zu Lehen.

Daß Albrecht's Gegner den Kaiser und Papst um Hilfe gegen ihn anriefen, daß die Reichsacht und der Bann gegen ihn ausgesprochen wurden, kümmerte Albrecht wenig; der Kaiser war zu schwach, um die Reichsacht zu vollstrecken, das Volk war fast durchgehends zur neuen Lehre übergetreten, der Kirchenbann also wirkungslos.

So hätten wir denn die Geschichte des Landes Preußen in kurzen Worten bis zu dem Zeitpunkt nachgeholt, wo sie in wichtiger Weise eingreift in die Geschichte des brandenburgischen Staates; wir kehren daher zu dieser zurück. — —

§. 14.

Fernere Regierungsgeschichte Kurfürst Joachim's II.

Das Herzogthum Preußen einmal dereinst dem brandenburgischen Staate hinzufügen zu können, wurde um so mehr ein Lieblingswunsch des Kurfürsten Joachim, als bei dem herannahenden Alter des Herzogs Albrecht nur noch zwei Fürsten aus dem fränkischen Zweige der Hohenzollern am Leben waren, welche die Mitbelehnung mit dem Herzogthum Preußen erhalten hatten. Es waren dies Albrecht's Bruder und Albrecht's Sohn aus seiner spät geschlossenen Ehe, Namens Albrecht Friedrich.

Es stand daher zu befürchten, daß sehr bald ein Aussterben des fränkischen Hohenzollernhauses eintreten könne und demnach das Herzogthum Preußen in Gemäßheit des zu Krakau 1525 geschlossenen Vertrages an die Krone Polen fallen werde; dies aber zu verhindern, lag eben so sehr im Interesse des Kurfürsten, als es ein Lieblingswunsch der preußischen Stände war.

So bemühte sich denn Kurfürst Joachim eifrig, vom Könige Sigismund von Polen, dessen Schwiegersohn er war, die Mitbelehnung über Preußen zu erhalten, scheiterte aber an dem Widerstande der polnischen Stände.

Auch als Sigismund starb und sein Sohn Sigismund August den polnischen Königsthron bestiegen hatte, wurde die Bewerbung des Kurfürsten besonders auf den Rath des treuen und klugen Kanzlers Distelmeier fortgesetzt, ohne für jetzt Erfolg zu haben.

Erst als Herzog Albrecht gestorben und sein ihm in der Regierung folgender Sohn Albrecht ebenfalls für die Mitbelehnung des Kurfürsten gewonnen war, gelang es, die polnischen Großen durch reiche Geschenke für diesen Plan zu gewinnen und im Jahre 1569 erfolgte endlich auf dem Reichstage zu Lublin die Mitbelehnung des kurfürstlich brandenburgischen Hauses mit dem Herzogthum Preußen, ein Ereigniß, welches in Berlin von dem prachtliebenden Kurfürsten mit

großem Glanze gefeiert wurde und bald von den wichtigsten Folgen für den brandenburgischen Staat werden sollte.

Wir haben somit unserem Leser die wichtigen Ereignisse, welche Joachim's II. Regierung kennzeichnen, der Reihe nach vorgeführt und werfen nun nur noch einen Blick auf die inneren Zustände des Landes während derselben. Leider ist davon nicht durchweg Erfreuliches zu berichten.

Wir haben schon erwähnt, daß eine der hervorragendsten Eigenschaften Kurfürst Joachim's große Prachtliebe, Freigebigkeit bis zur Verschwendung war. So reich und blühend nun auch das Land in der langen Zeit, während deren sich die Mark eines ungestörten Friedens zu erfreuen hatte, geworden war, so reichten die Einnahmen des Staates doch nicht hin, die kostspieligen Neigungen des Kurfürsten zu bestreiten, die nothwendigen Ausgaben zu decken.

Zwar waren Ackerbau, Handel und Gewerbe in hohem Maße aufgeblüht und namentlich die Tuchweberei hatte in der Altmark einen so hohen Aufschwung genommen, daß die Stadt Stendal allein gegen 800 Meister dieses Gewerbes gezählt haben soll; zwar waren bei Neustadt-Eberswalde bereits Kupferhämmer, bei Freienwalde eine Papiermühle, bei Belitz ein Salzwerk entstanden, zwar warfen der Hopfenbau und namentlich der Heringshandel dem Lande erkleckliche Summen ab; doch verbesserte dies alles wenig oder gar nicht die Lage der kurfürstlichen Kammer, welche mehr und mehr in Schulden gerieth.

Der Kurfürst hielt einen für die damalige Zeit überaus glänzenden Hofstaat, feierte bei jeder Gelegenheit mit großer Pracht die kostspieligsten Feste und verschwendete namentlich durch den Bau zahlreicher Jagdschlösser, sowie durch den Umbau der Stadt Spandau in eine Festung, enorme Summen.

Die Erhöhung der Biersteuer, die Heranziehung des bisher davon befreit gewesenen Adels und der Geistlichkeit zu derselben konnten dem Uebel nicht dauernd abhelfen und Joachim mußte sich entschließen, von den Ständen des Landes eine neue Steuer zu fordern. Diese wurde zwar bewilligt, von den Ständen aber die Bedingung daran geknüpft, daß Joachim fortan keine wichtige Sache, welche das Land angehe, auch kein Bündniß mit fremden Fürsten ohne Beirath und Bewilligung der Stände eingehen dürfe. Die Geldnoth bewog den Kurfürsten, diese Bedingung zu erfüllen und seitdem sehen wir die Ritterschaft des Landes zu einer engeren Vereinigung unter dem Namen Landschaft zusammentreten, welche späterhin bedeutenden Einfluß errang.

Dies alles genügte indessen nicht, die kurfürstlichen Schulden zu bezahlen und des Kurfürsten Bedürfnisse zu befriedigen; er entschloß sich daher, gegen Erlegung eines jährlichen Schutzgeldes von 42,000 Rthlr. den Juden die Erlaubniß zur Rückkehr in die Mark zu geben, aus welcher sie durch seinen Vater vertrieben worden waren.

Die Mark wurde bald wieder von diesem Volke überschwemmt und bald blühte der Wucher, welcher früher die Juden beim Volke so verhaßt gemacht hatte, schamlos wieder auf; indessen der Kurfürst brauchte Geld und fand in den Juden, namentlich in dem berüchtigten Juden Lippold,

stets bereitwillige Helfer; besonders Lippold glückten alle seine finanziellen Unternehmungen und warfen dem Kurfürsten nicht allein bedeutende Summen ab, sondern machten Lippold selbst sehr bald zu einem steinreichen Manne. Sein Reichthum sollte bald die Quelle furchtbaren Unheils werden, welches über ihn herein brach.

Nichtsdestoweniger war der Kurfürst bei seinen Unterthanen in hohem Grade beliebt, und gerne und willig vergaßen dieselben über der persönlichen Herzensgüte, über den edlen und großen Eigenschaften des Fürsten und dem vielen Guten, was er für das Land that, seine kleine Schwäche. Allerdings blieb dem Lande bei Joachim's Tode eine Schuldenlast von 2,600,000 Thaler zu bezahlen; abgesehen davon aber kann die Geschichte die Regierung Joachim's und seines Bruders Johann nur als eine für das Land in hohem Grade segensreiche bezeichnen.

Beide Brüder starben fast zu gleicher Zeit. Joachim, der zwar im 66. Lebensjahre stand, aber noch rüstig und gesund war, erhielt im November 1570, als er bei einer Schlittenpartie einen Fall gethan hatte, die Nachricht von der heftigen Erkrankung seines Bruders Johann und wurde durch diese Nachricht so erschüttert, daß von diesem Augenblicke an seine bisher so fröhliche Stimmung wie umgewandelt war und nur Gedanken an sein nahes Ende seine Seele erfüllten.

Er starb in der Nacht des 2. Januar 1571, seine Leiche wurde im Dome zu Cöln an der Spree beigesetzt. Elf Tage später starb auch sein Bruder Johann ohne Nachkommen, das wieder vereinigte Kurfürstenthum Brandenburg fiel daher an Joachim's II. Sohn, Johann Georg.

§. 15.

Kurfürst Johann Georg von 1571—1597.

Johann Georg war beim Tode seines Vaters 45 Jahre alt. Kalten, strengen und ernsten Sinnes, ordnungsliebend und sparsam bis zum Geize, war ihm schon als Kurprinz das Treiben an des Vaters Hofe, die fortwährenden Feste, die Verschwendung der Staatseinnahmen ein Gräuel gewesen; eine seiner ersten Regierungsmaßregeln war daher auch die äußerst ungnädige Entlassung fast sämmtlicher Räthe und Diener seines Vaters, mit Ausnahme des trefflich bewährten Kanzlers Distelmeier.

Offenbar ging der Kurfürst, obgleich in der besten Absicht, in dieser Strenge gegen viele treue Diener zu weit; so kann es beispielsweise niemals gebilligt werden, daß der Bürgermeister Thomas Mathias von Berlin, der dem verstorbenen Kurfürsten mit Hingebung und Aufopferung gedient hatte, seines Amtes entsetzt, seines Vermögens beraubt und dasselbe, obgleich die gegen ihn angestellte strenge Untersuchung ihn völlig schuldlos befand, doch nicht zurückgegeben wurde. Zwar wurde er freigesprochen und in sein Amt wieder eingesetzt, aber gänzlich verarmt, da selbst seine Forderungen an die kurfürstliche Kasse nicht bezahlt wurden, fiel er in die Hände seiner Gläubiger und starb elend im Gefängniß.

Am schrecklichsten gestaltete sich das Schicksal des reichen Juden Lippold. Zwar ergab die gegen ihn mit großer Strenge geführte Untersuchung

keine Beweise für die ihm aufgebürdete Klage, Staatsgelder unterschlagen und den Kurfürsten wie das Land gleichmäßig betrogen zu haben; doch wurde sein Reichthum für ihn zum Verderben. Er wurde der widersinnigsten Verbrechen bezüchtigt, unter anderen sollte er dem Kurfürsten Joachim Tränke beigebracht haben, welche diesen zeitlebens an ihn fesselten, ja in ganz unerklärbarer Weise beschuldigte man ihn sogar, Joachim vergiftet zu haben u. s. w. Die grausam gegen ihn angewendete Folter brachte ihn zu allen möglichen Geständnissen und so wurde er denn verurtheilt, gerädert und geviertheilt zu werden. Das schreckliche Urtheil wurde wirklich vollzogen, sein geviertheilter Körper an vier Galgen zur Schau aufgestellt. Sein Vermögen wurde eingezogen; abermals wurden sämmtliche Juden aus dem Lande gewiesen.

Ein ebenso hartes Urtheil erging über die schöne Tochter des kurfürstlichen Stückgießers, Anna Sydow, welche beschuldigt wurde, mit dem Kurfürsten Joachim in sträflichem Umgange gelebt zu haben. Sie wurde bis zu ihrem Tode in enger Gefangenschaft gehalten und nach dem Glauben des Volkes soll ihr Geist noch heute als weiße Frau in den Gängen des Schlosses umgehen, dem Hause der Hohenzollern jedesmal ein nahendes Unglück verkündend.*)

So redlich die Absichten des Kurfürsten Johann Georg auch sein mochten, so gerechtfertigt sein Bestreben auch ist, dem unter seinem Vater eingerissenen Uebel der Verschwendung und Unordnung zu steuern, so kann doch die Art und Weise, in welcher er dies that, niemals gebilligt, muß vielmehr als grausam, hart und ungerecht bezeichnet werden.

Dagegen kann nicht genug hervorgehoben werden, wie eifrig der Kurfürst bemüht war, für das Wohl seines Landes zu sorgen.

Die vom Vater dem Lande aufgebürdete Schuldenlast von über $2^1/_2$ Millionen Thalern wurde mit Hilfe der Prälaten und Ritterschaft getilgt, diesen allerdings aber für ihre Hilfe der Kornzoll erlassen, wodurch sie reichliche Entschädigung fanden. Auch ihre Macht über ihre Unterthanen und Bauern wurde bedeutend erweitert und endlich auch ihnen das Patronatsrecht auf ihren Gütern gegeben.

Fleißigen und gewerbthätigen, auch oft bemittelten Protestanten, welche der finstere Glaubenshaß der Spanier aus den Niederlanden vertrieben hatte, wies der Kurfürst mit Freuden Wohnsitze in seinem Lande an, welches ohnehin spärlich genug bevölkert war und dieses Zuwachses an fleißigen und geschickten Händen sich dankend erfreute. Die eingewanderten Niederländer siedelten sich zum Theil in den Städten Stendal, Brandenburg, Züllichau und Krossen, zum Theil in den reichen Weichselniederungen an, wo die Spuren ihrer Abkunft noch heute zu bemerken sind.

Durch weise Verordnungen suchte der Kurfürst dem steigenden Luxus in der Kleidertracht, der Verschwendung bei Gastmählern, Hochzeiten und anderen Feierlichkeiten zu steuern.

Das kurfürstliche Schloß in Berlin wurde mit großer Pracht ausgebaut und erweitert, so daß es schon damals unter den vorhandenen Fürstenschlössern als besonders herrlich und prächtig bekannt war.

---

*) vergl. die Schilderung von der Entstehung dieser Sage in §. 1, Seite 15.

Auch für die geistige Wohlfahrt seiner Unterthanen trug der Kurfürst Sorge und half durch die Gründung einer höheren Schule im grauen Kloster zu Berlin, welche am 2. November 1574 eingeweiht wurde, einem dringenden Bedürfnisse ab. Die Stadt Berlin und die Einwohner derselben unterstützten den Kurfürsten hierbei mit rühmenswerthem Eifer; das Gymnasium zum grauen Kloster besteht noch heutigen Tages. Die Nothwendigkeit, Krieg zu führen, blieb dem Kurfürsten während seiner 26 jährigen Regierung erspart; um so mehr erhöhte sich in den Segnungen der Friedenszeit der Wohlstand des Landes.

Johann Georg starb 1597 im 72. Lebensjahre. Ihm folgte sein einziger Sohn aus erster Ehe, Joachim Friedrich, welcher bereits 23 Jahre lang das Erzbisthum Magdeburg verwaltet hatte. —

§. 16.

Kurfürst Joachim Friedrich von 1597—1608.

Auch der verstorbene Kurfürst Johann Georg hatte, wie einst sein Urgroßvater Joachim I., mit Umgehung des von Albrecht Achilles erlassenen Hausgesetzes, in seinem vom Kaiser Rudolf II. bestätigten Testamente die Bestimmung getroffen, daß sein aus der dritten Ehe entsprossener Sohn Christian die Neumark erhalten solle.

In der richtigen Erkenntniß, daß nur durch die strenge Befolgung des von Albrecht Achilles gegebenen Hausgesetzes der brandenburgische Staat zu einer achtunggebietenden Größe geführt werden könne, beschloß der neue Kurfürst Joachim Friedrich, welcher bei seinem Regierungsantritt bereits 52 Jahr alt war und sich durch hohe Bildung, Mäßigung und Milde auszeichnete, den letzten Willen seines Vaters im Interesse des Landes nicht zur Ausführung zu bringen, die brandenburgischen Länder beisammen zu halten und seinen jüngeren Bruder Christian anderweitig zu entschädigen.

Glücklicher Weise kam dem Kurfürsten bei Ausführung dieses Planes, welchem sich Christian anfänglich hartnäckig widersetzte, der Umstand zu Hilfe, daß das Haupt der fränkischen Hohenzollernlinie, Markgraf Georg Friedrich von Anspach, bereits in hohem Alter und kinderlos, bereitwillig zu einem friedlichen Abkommen die Hand bot. So wurde denn mit Zustimmung des Kaisers und später (nach Ableben des Markgrafen) auch mit Zustimmung der Brüder des Kurfürsten der Hausvertrag zu Gera, 1598, geschlossen.

In diesem wurde als für ewige Zeiten bindendes Grundgesetz das Hausgesetz des Kurfürsten Albrecht Achilles anerkannt; ferner aber bestimmt, daß auch die fränkischen Besitzungen des Hohenzollernschen Hauses nie mehr als zwei Fürstenthümer bilden dürften. Für jetzt gingen diese Besitzungen an die Prinzen Christian und Joachim Ernst, Brüder des Kurfürsten aus des Vaters dritter und zweiter Ehe, über.

Dieser Hausvertrag, welcher allein das Heranwachsen der kurfürstlich brandenburgischen zur preußischen Königsmacht möglich machte, ist seitdem

stets unverbrüchlich gehalten worden; bemerkt sei nur beiläufig hier noch, daß auch die Linien der Prinzen Christian und Joachim Ernst zu Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts ausstarben.

Auch unter Joachim Friedrich's leider nur 11jähriger Regierung erfreute sich das Land der Segnungen eines ungestörten Friedens und aller Orten mehrte und erhöhte sich der Reichthum und der Wohlstand des Landes und seiner Bewohner.

Bemerkenswerth sind des Kurfürsten Joachim Friedrich wahrhaft treffliche Einrichtungen zur besseren Verwaltung des Landes. Diese war, was die Sorge des Landesfürsten betraf, bisher ziemlich einfach gewesen; alle öffentlichen Angelegenheiten wurden von den Ständen und den städtischen Behörden, von den Körperschaften, Gilden und Gewerken geregelt; die Sorge für Kirche und Schule war der Geistlichkeit überlassen und nur zur Wahrnehmung der fürstlichen Rechte und zur Oberaufsicht war in jedem einzelnen Landestheile ein Landeshauptmann bestellt. Angelegenheiten aber, welche von Wichtigkeit für das gesammte Land waren, berieth der Kurfürst mit seinen vertrauten Räthen, deren höchstgestellter, ähnlich der Stellung eines heutigen Ministers, der Kanzler, meistens ein gelehrter, der Rechte kundiger Mann war.

Joachim Friedrich's Eifer genügte diese geringe Betheiligung des Landesfürsten an den wirklichen Regierungsgeschäften nicht, er schuf daher eine aus acht erfahrenen Männern bestehende Behörde, das Geheimraths-Collegium genannt, von welchem unter seiner Leitung alle Angelegenheiten des Landes berathen wurden, und welchem ganz besonders die Sorge für die Finanzverwaltung, für das Kriegswesen, welches in dieser Zeit schon anfing, einer durchgreifenden Veränderung durch Anwerbung von Söldnern entgegen zu gehen, sowie für Handel und Gewerbe übertragen wurde.

Diese Einrichtung wurde die Grundlage einer Verwaltung, welche, fortgesetzt verbessert, dem Lande zu hohem Segen gereichte und allmählich Beamte von so großer Tüchtigkeit schuf, wie sie kein anderes Land hatte.

Auch die Sorge für die wissenschaftliche Ausbildung seiner Unterthanen versäumte der Kurfürst nicht und gründete im Jahre 1605 in dem Jagdschlosse Joachimsthal eine sogenannte Fürstenschule, auf der 120 Schüler aus dem Stande der Edelleute und der höheren Bürgerstände in den Wissenschaften unterrichtet wurden. Später nach Berlin verlegt, blüht diese Schöpfung Joachim Friedrich's dort noch heute unter dem Namen des Joachimsthal'schen Gymnasiums.

Auch der Gemahlin des Kurfürsten, Katharina, muß als einer Frau von hoher Bildung, seltenen Geistesgaben und edlem Herzen erwähnt werden; sie war die Mutter der Armen, von denen sie wie vom ganzen Volke wegen ihrer echt weiblichen Tugenden hoch verehrt wurde. Ein großes Verdienst erwarb sich die edle Fürstin durch die Gründung der noch heute bestehenden Schloßapotheke, aus welcher Heilmittel an arme Kranke unentgeltlich verabfolgt wurden.

Leider währte des Kurfürsten segensreiche Regierung nur 11 Jahre; er starb 1608 an einem Schlagfluß.

§. 17.

Kurfürst Johann Sigismund von 1608—1619.

Johann Sigismund, der älteste Sohn des verstorbenen Kurfürsten aus dessen erster Ehe, war bereits 35 Jahre alt, als des Vaters Tod ihn zur Regierung des Landes berief.

Ernstlich beseelt von dem redlichen Streben, das Wohl seines Landes und seiner Unterthanen nach jeder Richtung hin zu fördern, dabei ein Mann von großer Charakterfestigkeit und Energie des Willens, war er wohl geeignet, den brandenburgischen Staat durch die gleich am Anfange seiner Regierung eintretenden schwierigen Ereignisse hindurch zu führen und dieselben zum Besten des Landes zu benutzen.

Die Nachricht vom Tode des Vaters traf den Kurprinzen auf einer Reise nach Preußen, wohin er sich im Auftrage seines Vaters begeben sollte, weil die inzwischen dort eingetretenen Begebenheiten die Anwesenheit des Kurfürsten oder seines Sohnes dringend nöthig machten. Holen wir die Erzählung dieser Begebenheiten im Herzogthum Preußen flüchtig nach.

Im §. 13 haben wir von diesem Lande zuletzt gehört, daß der letzte Hochmeister Albrecht von Brandenburg sich im Jahre 1525 zum weltlichen Herzog von Preußen machte und dem Könige von Polen den Lehnseid leistete, sowie später, daß es den fortgesetzten Bemühungen Kurfürst Joachim II. endlich im Jahre 1569 gelang, die Mitbelehnung des kurfürstlich brandenburgischen Hauses vom Könige von Polen zu erlangen. Somit war der erste Schritt gethan, um das Herzogthum Preußen dereinst mit dem brandenburgischen Staate zu vereinigen und die folgenden Ereignisse erhöhten diese Aussicht nicht unwesentlich.

Herzog Albrecht war im Jahre 1568 gestorben und hatte die Regierung seinem 15jährigen Sohne Albrecht Friedrich hinterlassen, welcher dieselbe trotz seiner Jugend unter der Vormundschaft der sogenannten Regierungsräthe, von seinem Vater eingesetzt, antrat. Diese erklärten den jungen Herzog, der schon in früher Jugend Zeichen von Geisteskrankheit gegeben hatte, demungeachtet für mündig, schalteten und walteten aber in seinem Namen nach eigenem Gefallen und schüchterten den unglücklichen Fürsten durch tyrannisches Verfahren, durch List und Drohungen dergestalt ein, daß das ohnehin geringe Licht seines Geistes bald völlig erlosch. Trotz dieses trostlosen geistigen Zustandes verlobten sie den Herzog mit der ältesten Tochter, Maria Eleonora, des Herzogs Wilhelm von Cleve und so tief war Albrecht Friedrich bereits in Geistesverwirrung versunken, daß nur die Drohungen seiner Hofbeamten ihn vermochten, bei Ankunft der unglücklichen Prinzessin die Vermählung wirklich zu vollziehen. 1572.

Bald darauf wurde indessen die Geisteskrankheit des unglücklichen Herzogs so bedeutend, daß sich der König von Polen trotz des heftigen Widerstrebens der schon erwähnten Regierungsräthe genöthigt sah, im Jahre 1577 eine vormundschaftliche Regierung in Preußen einzusetzen und dieselbe dem Markgrafen Georg Friedrich von Jägerndorf zu übertragen.

Als dieser im Jahre 1603 starb, ging die vormundschaftliche Regierung auf den Kurfürsten Joachim Friedrich über, und der Zweck der im Anfange dieses Paragraphen erwähnten Reise des Kurprinzen Johann Sigismund nach Preußen war eben die Absicht, sich noch bei Lebzeiten seines Vaters die Mitbetheiligung an der Regierung über das Herzogthum Preußen zu sichern.

Johann Sigismund, der die ihm mißgünstige Stimmung der preußischen Stände sehr wohl kannte, war daher auch keinen Augenblick zweifelhaft, was für ihn das Wichtigste sei, als er so plötzlich die Nachricht vom Tode des Vaters erhielt.

Er setzte seine Reise nach Preußen fort und schickte seinen vertrauten Rath Adam Gans von Putlitz als Statthalter nach der Mark zurück. Sehr bald zeigte es sich, wie richtig dieses Verfahren gewesen, denn der neue Kurfürst fand unter einem zahlreichen Theile des preußischen Adels, welcher sich bei dieser Gelegenheit dem brandenburgischen Einflusse entziehen wollte, heftigen Widerstand gegen seine Pläne und erst im Jahre 1609 gelang es ihm mit Hilfe der Städte und unterstützt von den Gesandten mehrerer deutscher Höfe, vom König von Polen mit der vormundschaftlichen Regierung über Preußen betraut zu werden.

Erst im November 1611 fand jedoch die Belehnung des Kurfürsten zu Warschau statt und wurde dieselbe, jedoch unter drückenden Bedingungen, auch auf seine Brüder und ihre Nachkommen ausgedehnt.

Kurfürst Johann Sigismund erfüllte diese Bedingungen*) gern, war er und sein Haus ja doch nunmehr sicher, nach dem Ableben des blödsinnigen Herzogs in den unbestrittenen Besitz des Herzogthums Preußen zu gelangen.

Diese Aussicht verwirklichte sich schon im Jahre 1618, indem der blödsinnige Herzog Albrecht Friedrich im August dieses Jahres ohne männliche Erben starb und das Land daher als polnisches Lehen an Brandenburg überging. Nicht 100 Jahre sollten vergehen, bis das neu erworbene Land dem neuen Königreiche den Namen verleihen sollte.

Erwähnen wir zum Verständniß der folgenden Begebenheiten hier gleich, daß der Kurfürst Johann Sigismund schon im Jahre 1594, also noch als Kurprinz, sich mit der ältesten Tochter Anna des geisteskranken Herzogs Albrecht Friedrich vermählt hatte und erinnern wir uns, daß dessen Gemahlin Maria Eleonore die Tochter des Herzogs Wilhelm III. von Cleve und die muthmaßliche Erbin der Länder Jülich, Cleve und Berg war. Auch der Vater Johann Sigismund's, der Kurfürst Joachim Friedrich, welcher 1602 seine erste Gemahlin Katharina verloren hatte, vermählte sich 1603, obschon 58 Jahre alt, zum zweiten Male mit der vierten Tochter des Herzogs Albrecht Friedrich, Eleonore, und erhöhte so die Aussichten des brandenburgischen Hauses auf den dereinstigen Besitz der schönen Länder am Niederrhein, der jedoch nicht ohne bedeutende Schwierig-

*) Den Katholiken wurde freie Ausübung ihrer Religion zugesichert, in Königsberg eine katholische Kirche erbaut und reich dotirt, jährlich 30,000 Gulden und ebenso viel bei jeder neuen Steuer an Polen gezahlt. Auch die obere Gerichtsbarkeit über alle größeren Sachen behielt sich Polen vor.

keiten erlangt werden sollte. Die genannten Länder bilden den Kern der in der Folge so vergrößerten Besitzungen Preußens am Rhein und die Gewinnung derselben ist für den brandenburgisch-preußischen Staat von so hoher Bedeutung, daß es wohl der Mühe lohnt, auf die Geschichte derselben, sowie auf die Art ihres Anfalles an Preußen einen wenn auch nur flüchtigen Blick zu werfen.

Zur Zeit, als im deutschen Reiche sich überall die Gauverfassung ausbildete und an die Stelle der alten Volksherzogthümer sich in allen Gegenden Deutschlands Fürsten, Grafen und Herren an die Spitze einzelner Landstriche stellten, welche über sich keinen anderen Herrn als den Kaiser erkannten, waren auch in der Gegend des Niederrheins mehrere derartige Grafschaften entstanden.

Eine der ältesten und bedeutendsten derselben und unter diesem Namen schon zur Zeit Karl Martell's, also im 8. Jahrhundert, bekannt, war die Grafschaft Cleve, welche das Land auf beiden Seiten des Rheins von Duisburg an der Ruhrmündung bis nach Emmerich umfaßte, westlich bis an die Maas reichte und in den ältesten Zeiten sich tief nach dem heutigen Holland hinein erstreckte. Im Jahre 1368 starben die alten Grafen von Cleve aus, eine Tochter des letzten Grafen, Margarethe, vermählte sich jedoch mit dem Grafen Adolph von der Mark und vereinigte so die Grafschaften Cleve und Mark. Diese letztere Grafschaft zog mit ihrer Nordgrenze von der unteren Ruhr nach der Lippe hinüber bis über Ham und Soest hinaus, umfaßte das mittlere Ruhr- und Lenneland und reichte südlich bis zur Sieg.

Ein Nachkomme dieses Grafen Adolph und Margarethe's von Cleve, Graf Adolph VI., wurde im Jahre 1417 auf dem Concil zu Costnitz vom Kaiser Sigismund zum Herzog von Cleve erhoben.

Ebenso wie am Niederrhein die Grafschaft Cleve, hatte sich zu beiden Seiten des Roerflusses, welcher bei Roermonde in die Maas fließt, die Grafschaft Jülich gebildet, welche in ihrer späteren Ausdehnung etwa das Land zwischen Erft und Maas umfaßte.

Das Geschlecht der Grafen von Jülich läßt sich bis in den Anfang des 10. Jahrhunderts hinauf verfolgen und im Jahre 1336 wurde der 14. Graf von Jülich, Wilhelm VII., vom Kaiser Ludwig zum Markgrafen, 1357 aber vom Kaiser Carl IV. zum Herzog von Jülich erhoben. Durch Heirathen wurden mit dem nunmehrigen Herzogthum Jülich auch die Grafschaften Berg und Ravensberg vereinigt, von welchen wir sogleich sprechen werden; im Jahre 1423 starb indessen die Familie aus, und das Herzogthum Jülich blieb fortan mit der Grafschaft Berg vereinigt. 1511 vermählte sich eine Tochter dieses Hauses, Maria, mit dem Herzog Johann III. von Cleve, dem Urenkel des oben erwähnten ersten Herzogs von Cleve, und so fand sich dieser denn im Besitz des Herzogthums Cleve, Jülich und der Grafschaften Mark, Berg und Ravensberg.

Die Grafschaft Berg umfaßt den schmalen Theil des rechten Rheinufers von der Ruhrmündung bis über die Sieg hinaus, die Grafschaft Ravensberg erstreckte sich vom Weserknie über den Teutoburger Wald bis zur oberen Ems. Beide Grafschaften wurden schon im Jahre 1348 durch Aussterben der Grafen von Berg und durch Heirath der Erbtochter mit

Otto IV. von Ravensberg vereinigt. Im Jahre 1380 wurden beide vereinigten Grafschaften zum Herzogthum Berg erhoben.

Herzog Johann III. sah sich demgemäß im allerdings vielfach bestrittenen Besitz eines großen, reichen und schönen Landes, welches wohl geeignet war, die begehrlichen Blicke neidischer und eifersüchtiger Nachbarn auf sich zu ziehen. Doch wußte er den Besitz des Landes zu behaupten, gestattete der neuen evangelischen Lehre mit Bereitwilligkeit Eingang in das Land und wußte sich sogar 1527 durch friedlichen Vergleich mit dem Hause Egmont Ansprüche auf die dereinstige Nachfolge im Herzogthum Geldern zu verschaffen, welches Land, früher mit Jülich vereinigt, im Jahre 1423 an die Familie Egmont gefallen war.

Diese Hoffnung wurde jedoch vereitelt, da auch Kaiser Carl V. von seiner Großmutter Maria von Burgund her Ansprüche auf Geldern machte. Johann III. sah sich 1543 genöthigt, das Land Geldern dem Kaiser zu überlassen, vermählte sich aber bald darauf mit der Erzherzogin Maria, Tochter des römischen Königs Ferdinand, und der Kaiser Carl ertheilte ihm 1559 die feierliche Zusage, daß seine Länder niemals getheilt werden und, im Fall der Mannsstamm ausstürbe, an seine Töchter und deren Erben fallen sollten. Auch Kaiser Maximilian II. und Kaiser Rudolf II. bestätigten diese kaiserliche Bestimmung, aus welcher sich die Ansprüche des brandenburgischen Fürstenhauses auf die ebenbeschriebenen schönen Länder herleiten, da, wie wir wissen, sowohl Kurfürst Johann Sigismund wie sein Vater Joachim Friedrich mit Töchtern der Prinzessin Eleonore von Cleve vermählt waren. Diese Prinzessin aber hatte, als sie sich mit dem blödsinnigen Herzog Albrecht Friedrich von Preußen vermählte, ausdrücklich die Zusicherung erhalten, daß ihr nach dem Tode ihres Bruders Wilhelm das Herzogthum Cleve zufallen solle; Wilhelm endlich war nach dem Tode seines Vaters in den Besitz des Herzogthums Cleve gelangt, war aber, wie sein Schwager in Preußen, völlig geisteskrank, so daß die Regierung in seinem Namen von Räthen verwaltet werden mußte; auch hatte er, obzwar vermählt, keine Nachkommen.

Kehren wir nunmehr zu unserer Geschichte zurück und sehen wir, mit wie großen Schwierigkeiten der Kurfürst Johann Sigismund zu kämpfen hatte, um seinen so wohlbegründeten Ansprüchen auf die reiche Erbschaft Geltung zu verschaffen.

Im März 1609 starb der unglückliche Herzog Wilhelm von Cleve, dessen Geisteskrankheit in den letzten Jahren in völligen Wahnsinn übergegangen war; das Herzogthum fiel daher rechtmäßig seiner Schwester Eleonore, und, da diese bereits 1608 gestorben war, ihrer ältesten Tochter Anna, vermählt mit dem Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, zu. Dieser beeilte sich demgemäß auch, Besitz von dem Lande zu nehmen und in allen Städten des Landes das brandenburgische Wappen anheften zu lassen.

Indessen traten sehr bald auch andere Fürsten mit Ansprüchen an das Land oder an Theile desselben auf. Die Geschichte nennt der Prätendenten zur Erbschaft nicht weniger als sieben, von denen indessen die meisten bei dem nun ausbrechenden Erbschaftsstreit gar nicht berücksichtigt wurden.

Außer dem Kurfürsten von Brandenburg trat zunächst der Erbprinz von Pfalz-Neuburg, Wolfgang Wilhelm, mit Ansprüchen auf, welcher mit der zweiten Tochter des Herzogs Friedrich Albrecht vermählt war. Er behauptete, das Erbrecht sei auf seine Gemahlin Anna übergegangen, da die Schwester des blödsinnigen Herzogs Wilhelm, Maria Eleonore, noch vor ihrem Bruder gestorben sei.

Ferner protestirte das Haus Sachsen gegen die brandenburgische Besitznahme, weil es nach alten Verträgen regelmäßig die Mitbelehnung über diese Länder erhalten hatte, hergeleitet durch eine vom Kaiser Friedrich im Jahre 1483 dem Hause Sachsen ertheilte Anwartschaft auf Jülich, Berg und Ravensberg. Andere Prätendenten, wie z. B. das Haus Zweibrück, der Markgraf von Burgau und Andere wurden, wie schon erwähnt, gar nicht berücksichtigt.

Eine eigenthümliche Stellung zu den streitenden Parteien nahm der Kaiser Rudolf II. ein, der wohl nicht geahnt haben mochte, daß er durch die Bestätigung der von Kaiser Carl V. ausgesprochenen Untheilbarkeit der Cleve'schen Länder und ihrer Vererbung an die weibliche Linie die Ansprüche Brandenburgs begründen würde.

Schon damals erregte die wachsende Macht des hohenzollernschen Hauses die Eifersucht der Kaiser aus dem Hause Habsburg, schon damals galt Brandenburg den eifrigen Katholiken als die Hauptstütze des protestantischen Glaubens; es mußten daher alle Mittel angewendet werden, um die Mark Brandenburg nicht in den Besitz eines so reichen und schönen großen Landes gelangen zu lassen.

Ebenso wenig aber gönnte der Kaiser das Land dem Fürsten Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, dem Erben der Kurpfalz, welches Land damals der Hauptsitz der reformirten Lehre war. Am liebsten hätte der Kaiser das schöne Land für sich behalten; als er aber Miene machte, das streitige Land vorläufig von Reichswegen verwalten zu lassen, in der Hoffnung, daß es ihm bei günstiger Gelegenheit gelingen werde, dasselbe gänzlich und für immer für sich zu gewinnen, da vereinigte sich der Kurfürst Johann Sigismund in richtiger Erkenntniß der drohenden Gefahr mit dem jungen Fürsten Wolfgang Wilhelm und im Vertrage von Dortmund, 1609, wurde von ihnen beschlossen, das Land vorläufig gemeinschaftlich in Besitz zu nehmen.

Der Kaiser erkannte diesen Vertrag zwar nicht an und ließ sogar, als die Stände dennoch beiden Fürsten huldigten, kaiserliche Truppen einrücken, ohne die Fürsten jedoch aus dem Besitz des Landes vertreiben zu können. Der jüngere Bruder des Kurfürsten, Ernst, wurde von ihm zum Statthalter ernannt und verwaltete dieses Amt gemeinschaftlich mit Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg.

Mittlerweile hatte der Kaiser Rudolf im Jahre 1611 Sachsen feierlich mit Jülich, Berg und Ravensberg belehnt und um der ihm drohenden Gefahr, in die Reichsacht erklärt zu werden, zu entgehen, entschloß sich der Kurfürst Johann Sigismund, den Herzog von Sachsen als dritten gemeinschaftlichen Mitbesitzer der Cleve'schen Erbschaft anzuerkennen. Der Kaiser billigte diesen Vertrag, doch kam er nie zur Ausführung, da sowohl

die eigene Gemahlin des Kurfürsten, Anna, als auch Wolfgang Wilhelm dem Vertrage ihre Zustimmung versagten.

So zogen sich die Streitigkeiten bis zum Jahre 1613 hin, zu welcher Zeit der Statthalter Markgraf Ernst starb und durch den Kurprinzen Georg Wilhelm ersetzt wurde.

Das unbesonnene Benehmen dieses Prinzen führte bei der ohnehin schon leicht zu Mißhelligkeiten und Streit geeigneten Doppelherrschaft sehr bald einen offenen Bruch zwischen dem Kurfürsten und Pfalz-Neuburg herbei (man sagt, der Kurprinz habe dem Prinzen wegen einer allerdings unpassenden Aeußerung sogar eine Ohrfeige gegeben); Wolfgang Wilhelm sagte sich offen von allen Verträgen los, trat zur katholischen Religion über, vermählte sich mit der Schwester des Herzogs von Baiern, des Hauptes der katholischen Fürsten, und rief ein starkes spanisches Heer unter Spinola zu Hilfe, welches auch in's Land einrückte und 1614 Düsseldorf, sowie einen großen Theil des Landes in Besitz nahm.

Dem gegenüber trat der Kurfürst zur reformirten Religion über, ein Schritt, von welchem wir später noch ausführlicher reden werden und der zwar in der Mark große Erbitterung und Unzufriedenheit erregte, ihm aber die Herzen der meist reformirten Bevölkerung im Herzogthum Cleve gewann. Auch fand der Kurfürst auswärtige Hilfe an den Niederländern, welche zu jener Zeit um ihre Befreiung vom spanischen Joche kämpften und deren berühmter Feldherr Moritz von Oranien mit einem Heere ebenfalls in das streitige Land einrückte und mehrere feste Plätze besetzte.

Das arme Land litt natürlicher Weise dabei von Freund und Feind gleichmäßig und jubelte erleichtert auf, als noch in demselben Jahre, 1614, zu Xanten ein Vertrag zwischen den streitenden Parteien zu Stande kam, nach welchem das Herzogthum Cleve, die Grafschaften Mark und Ravensberg, sowie die Herrschaft Ravenstein an Brandenburg, das Herzogthum Jülich und Berg aber an Pfalz-Neuburg fallen sollten. Da jedoch die Spanier sich weigerten, das Land zu verlassen, um von hier aus neue Einfälle in die Niederlande zu machen, so räumten auch die Holländer das Land nicht, der Vertrag kam somit nicht zur Ausführung und die Lage des Landes blieb noch sehr lange eine höchst ungewisse und schwankende. Erst nach 52 Jahren erfolgte, wie hier vorläufig bemerkt werden mag, der endliche Abschluß dieses Erbschaftsstreites, und zwar ganz nach den Grundzügen des Xantener Vertrages. — —

Wir kommen in unserer Erzählung nun zu einem flüchtig bereits erwähnten Ereigniß, welches von hoher Bedeutung für die Mark Brandenburg wurde, zum Uebertritt des Kurfürsten und seiner Brüder von der lutherischen zur reformirten Kirche; ein Schritt, der im Lande die größte Aufregung hervorrief und der von Mit- und Nachwelt die verschiedenste Beurtheilung erfahren hat.

Schon in §. 11 haben wir unseren Lesern in kurzen Zügen die tief bedauernswerthe Spaltung gezeigt, welche durch die an und für sich geringfügigen Verschiedenheiten zwischen der Lehre Luther's und derjenigen Calvin's und Zwingli's in der neuen protestantischen Lehre entstanden war. Wir haben gesehen, daß alle Bemühungen zur Verständigung an der Hartnäckigkeit Luther's zumeist scheiterten, daß die reformirte Kirche

sich von der lutherischen völlig trennte, daß aber wenigstens, während Luther lebte, beide Kirchen friedlich Hand in Hand mit einander gingen.

Leider wurde es anders nach Luther's Tode.

Es schien, als ob mit ihm, dem Schöpfer der Reformation, der gute Geist wahrhafter christlicher Liebe und Duldung von seinem Werke gewichen sei und insbesondere stieg in der lutherischen Geistlichkeit der Eifer und der Haß gegen die Reformirten zu solcher Höhe, daß es selbst in den Kirchen zu den widerlichsten Auftritten kam. Schon im Februar 1614 sah sich der Kurfürst genöthigt, ein Edikt zu erlassen, in welchem den Geistlichen mit großer Strenge untersagt wurde, ihre Gegner von der Kanzel herab mit Schimpfworten zu belegen oder Jemanden öffentlich zu verdammen und zu verketzern. Dieses sehr ausführliche Edikt, völlig im Tone wahrer Christenliebe und Duldsamkeit geschrieben, giebt ein schönes Zeugniß von der Gewissenhaftigkeit und Religiosität des Kurfürsten Johann Sigismund; seinen Zweck erreichte es freilich nicht.

Daß bei solchem Benehmen der lutherischen Geistlichkeit der Kurfürst allmählich seinen Sinn für die Lehre Luther's erkalten fühlte und sich immer mehr zur reformirten Kirche hinneigte, darf Niemand Wunder nehmen, und mag wohl eben so ein Grund zum wirklichen Uebertritt desselben gewesen sein, als demselben die weltliche Berechnung zu Grunde lag, sich damit die Herzen seiner neuen Unterthanen am Rhein zu gewinnen.

Bei der überaus großen Gewissenhaftigkeit des Kurfürsten in allen religiösen Dingen kann man wohl aber mit Zuverlässigkeit annehmen, daß hauptsächlich innere Ueberzeugung ihn in den Schoß der reformirten Kirche führte.

Genug, am 25. December 1613 nahm der Kurfürst öffentlich in der Domkirche das Abendmahl nach reformirter Weise, mit ihm seine beiden Brüder, Markgraf Ernst und Johann Georg von Jägerndorf, sowie fast der ganze Staatsrath und viele hohe Beamte.

Dieser Schritt erregte bei der streng lutherischen Bevölkerung der Mark Brandenburg die heftigste Unzufriedenheit, in einigen Städten der Mark kam es zu förmlichen Wuthausbrüchen bei den lutherischen Predigern, in Berlin sogar zu Volksaufläufen, bei welchen der Prinz Johann Georg einen Steinwurf erhielt und in's Schloß flüchten mußte, und bei welchen das Haus des reformirten Hofpredigers Füssel zerstört wurde.

Ein Edikt des Kurfürsten, in welchem er erklärte, für sich dieselbe Glaubensfreiheit in Anspruch zu nehmen, welche er jedem Andersdenkenden gestattete, konnte die erbitterten Gemüther nur einigermaßen beruhigen, die Volksaufläufe in Berlin und anderen Städten mußten zum Theil mit Waffengewalt niedergeworfen werden, doch blieben die Tumultuanten unbestraft.

Auch im Herzogthum Preußen wurde der Uebertritt des Kurfürsten mit großem Unwillen aufgenommen und in allen Landestheilen entstand zwischen Fürst und Volk eine Spaltung, die um so bedauerlicher war, als bereits die Zeit herannahte, die schwere Prüfungen über ganz Deutschland wie über die Mark besonders verhängen sollte, als, diese gemeinsam zu bestehen, Einigkeit mehr wie jemals Noth that.

Noch erwähnen wir einer kleinen Erwerbung, welche der brandenburgische Staat unter Johann Sigismund's Regierung machte.

Es fiel nämlich im Jahre 1609 die Herrschaft Schwedt mit Vierraden, mit welcher Kurfürst Albrecht Achilles im Jahre 1478 den Grafen von Hohenstein belehnt hatte, durch das Aussterben des letzten Grafen dieses Namens an das Land zurück.

Kurfürst Johann Sigismund, welcher schon 1618 bei seinem Aufenthalt in Preußen wiederholt Schlaganfälle erlitten hatte, übergab im November 1619 die Regierung seinem Sohne Georg Wilhelm und starb, von einem abermaligen Schlage tödtlich getroffen, am 23. December 1619.

Betrachten wir den Umfang des brandenburgischen Staates nach dem Tode dieses neunten Kurfürsten des Hohenzollern'schen Hauses im Verhältniß zu der anfänglichen Größe desselben, so finden wir die überraschende Thatsache, daß das Land von 536 Q.-M. auf 1472 gestiegen ist, also fast auf das Dreifache, wahrlich ein Beweis dafür, mit welchem ernsten Willen, sowie mit welchen geistigen und leiblichen Anstrengungen die Fürsten dieses Hauses Land und Volk seiner künftigen Größe zuzuführen verstanden.

Leider brach nun unter der Regierung des zehnten Kurfürsten eine tief beklagenswerthe Zeit, von Luther längst geahnt und gefürchtet, die Zeit des blutigsten aller Kriege, des 30jährigen Religionskrieges, herein. Die Stürme dieser Schreckenszeit stürzten aller Orten die Völker in geistiges und leibliches Elend, vertilgten für Jahrzehnte den materiellen Wohlstand, die gewonnene geistige Aufklärung und drohten insbesondere die mühsam errungene Schöpfung der Hohenzollern zu zertrümmern.

Bevor wir indessen zu der Schilderung dieser für die Mark so traurigen Zeiten übergehen, werfen wir einen kurzen Rückblick auf die Vergangenheit, um uns klar zu machen, auf welche Stufe der Cultur und Gesittung die letzten Jahrhunderte unsere Brandenburger geführt haben, in welchem Zustande die heranbrausenden Stürme unsere Mark Brandenburg finden werden.

§. 18.

Kurzer Rückblick auf die letzten Jahrhunderte in Bezug auf Cultur und Sitten.

Die Zeiten, durch welche wir in den vorstehenden Blättern unser brandenburgisches Volk geleitet haben, sind in hohem Grade reich an wichtigen, oft die Welt erschütternden Begebenheiten, an Ereignissen, welche die Geschicke ganzer Nationen verändern, ganz besonders aber an Erscheinungen, welche vom tieffsten Einfluß auf den geistigen und materiellen Zustand der Völker sind. In allen Dingen, geistigen wie leiblichen, zeigt sich seit dem 14. Jahrhundert in den Völkern ein Bestreben nach etwas Neuem und Besserem; hervorragende Männer erlösen ihre Mitbürger von der geistigen Knechtschaft Roms und führen sie durch Nacht zum Licht, überraschende Erfindungen und Entdeckungen verbessern die materielle Wohlfahrt der Nationen und tragen wesentlich bei zur Ausbreitung der gewonnenen geistigen Güter, während die Träger der Finsterniß, die Anhänger Roms,

in ohnmächtigem Streben vergeblich bemüht sind, diesem Ringen nach Edlerem und Besserem entgegen zu treten, weil es ihr weltliches Interesse gefährdet.

Das von Luther so schön begonnene Werk der Reformation war es vor allen Dingen, welches alle Gemüther beschäftigte und mit einem Zauberschlage die Fesseln geistiger Finsterniß und Knechtschaft dem Volke abstreifte; widmen wir daher zuerst einige Worte der weiteren Entwickelung und dem gegenwärtigen Zustande des Reformationswerkes.

Die neue Lehre Luther's, von ihm zuerst in Sachsen gepredigt, hatte sich von dort mit überraschender Schnelligkeit über ganz Norddeutschland verbreitet und war im Norden bis nach Kur- und Liefland, im Süden durch Franken und Schwaben, nach dem Elsaß und Lothringen gedrungen. Ebenso machte der Protestantismus Fortschritte in Oestreich, Kärnthen, Ungarn, Siebenbürgen, vorzüglich aber in Böhmen, durch die Lehre des Johann Huß hierzu vorbereitet; ebenso in Dänemark, Schweden, Norwegen, in der Schweiz, in den Niederlanden, England, Polen, ja selbst in Italien und Frankreich. Ja, es schien eine lange Zeit hindurch, als würde die katholische Kirche allmählich von der neuen Lehre gänzlich verdrängt werden, da selbst die eifrigsten Anhänger Roms vergeblich sich der Ausbreitung des Protestantismus widersetzt hatten und endlich scheinbar den Kampf gegen denselben aufgaben.

Aber auch nur scheinbar; denn wenn Rom auch äußerlich der neuen Lehre keine Hindernisse mehr entgegensetzte und die Kaiser Carl V., Maximilian II. und Rudolf II. theils durch politische Rücksichten an der gewaltsamen Unterdrückung verhindert waren, theils wohl selbst dem neuen Glauben im Herzen anhingen, — den Kampf gegen denselben hatte die römische Kirche doch nicht aufgegeben, bedrohte der Protestantismus doch die am höchsten gehaltenen Güter der Kirche, die Herrschaft derselben über Geister und Leiber, über Hab und Gut der Gläubigen. So erwuchs im Stillen, im Schoße der römischen Kirche dem Protestantismus ein gefährlicher Feind, dessen verderbliches Wirken der Menschheit Ströme von Blut und Thränen kosten sollte, der Orden der Jesuiten.

Gestiftet im Jahre 1540 von einem spanischen Edelmanne Ignaz von Loyola unter dem Namen der „Gesellschaft Jesu", bildeten die Mitglieder dieses Ordens eine Schaar, welche alle Zeit bereit war, für den heiligen Vater in Rom und für die allein seligmachende römische Kirche zu streiten. Strenger Gehorsam gegen alle und jede Befehle der Oberen, gänzliches Aufgeben des eigenen Willens war das erste Gesetz dieses Ordens, dessen Wirksamkeit um so gefährlicher werden mußte, als der leitende Grundsatz desselben, „der Zweck heiligt die Mittel", die Mitglieder zu jeder That, selbst zum Verbrechen und Morde berechtigte, wenn es der Obere befahl und zur größeren Ehre Gottes (so wurde der göttliche Name gemißbraucht) erforderlich war. Unähnlich den übrigen geistlichen Orden, welche sich von der Welt absonderten, verbreitete sich der Orden der Jesuiten in alle Länder und gewann durch Predigen, Beichtehören, geistliche Uebungen, vorzugsweise aber durch Erziehung der Jugend den ungeheuersten Einfluß, um so gefährlicher, als die Mitglieder des Ordens, durchaus nicht an ein bestimmtes Ordenskleid gebunden, gar nicht immer als Jesuiten erkannt

werden konnten. Bereits im Anfange des 17. Jahrhunderts schätzte man die Zahl dieser geistlichen Streiter auf 10,000; in allen Ländern und in den verschiedensten Lebensstellungen als Gelehrte, Staatsmänner, Künstler, Erzieher u. s. w. wirkend.

Ganz besonders gefährlich wurde ihre Wirksamkeit als Erzieher oder Beichtväter von Fürsten und Fürstinnen, und namenloses Elend ist für die Völker aus diesen fürstlichen Lehr- und Beichtstühlen hervorgegangen; wir werden bald sehen, wie die Jesuiten es verstanden, die in ihren Schulen gebildeten und gänzlich von ihnen beherrschten Kaiser zur Unterdrückung des Protestantismus aufzustacheln.

Vortrefflich benutzten die Jesuiten die bei der Reformation wie bei jedem anderen neu geschaffenen großen geistigen Werke sich bald zeigenden Ausartungen und Ueberschreitungen, wie die Bauernkriege, das Auftreten der Wiedertäufer u. s. w., um das ganze schöne Werk der Reformation zu verdächtigen. Als eine grundsätzliche Opposition gegen alles Bestehende, als strafbare Auflehnung gegen göttliche und menschliche Gesetze wußten sie die neue Lehre hinzustellen und fanden leider nur zu vielen Glauben. Gefährlicher als alle anderen Feinde war dem protestantischen Glauben aber die im Schoße der neuen Kirche sehr bald ausbrechende und nach Luther's Tode immer unheilbarer werdende innere Zwietracht, welche wir bereits in §. 11 flüchtig berührt haben.

Immer heftiger und unduldsamer bekämpften sich die Lehrer der lutherischen und der reformirten Kirche; ein Jeder war von der Unfehlbarkeit seiner eigenen Meinung überzeugt und verdammte mit zelotischem Eifer jeden Andersdenkenden und ganz besonders leistete die streng lutherische Geistlichkeit in religiöser Unduldsamkeit Großes, statt friedlich Hand in Hand mit den Bekennern einer Lehre zu gehen, die sich nur in höchst unwesentlichen Dingen von ihrer eigenen unterschied. War ja doch der Haß dieser Fanatiker gegen die Calvinisten, so nannten sich die Reformirten nach Zwingli's Tode, so groß geworden, daß sie dieselben viel eifriger verdammten als die Katholiken selbst, daß das Wort Calvinist gleichbedeutend mit Atheist, Ketzer, Türke, Teufelsanbeter, Bestie u. s. w. geachtet wurde.

Zu welchen Ausschreitungen dieser blinde und unvernünftige Glaubenshaß in der Mark Brandenburg, dem Hauptsitze der Lutheraner führte, und wie dort des Kurfürsten Johann Sigismund's Uebertritt zur reformirten Lehre sogar offenen Aufruhr erregte, haben wir gesehen. Mit welcher Schadenfreude aber diese innere Zerrissenheit der neuen Lehre von den Anhängern Roms, insbesondere von den Jesuiten, betrachtet und nach Kräften ausgebeutet wurde, kann man sich leicht vorstellen.

Daß trotz dieser inneren Zerrissenheit der protestantische Glaube allen äußeren Anfeindungen widerstand und sogar durch die Schreckenszeit des 30jährigen Krieges nicht unterdrückt werden konnte, beweist klarer wie irgend etwas, daß auf Seiten der Protestanten die siegreiche Macht der Wahrheit und deshalb auch die echte Opferfreudigkeit vorhanden war. —

Noch haben wir einiger, im Anfange und in der Mitte des 14. Jahrhunderts gemachter Erfindungen zu erwähnen, welche bald in überraschender Weise in das ganze Leben eingriffen. Nachdem einmal die Menschheit begonnen hatte, ihr Streben nicht allein auf die Verbesserung der leiblichen

Wohlfahrt zu richten, nachdem ausgezeichnete Männer angefangen hatten, ihr Leben den Wissenschaften und Künsten zu widmen und zu Forschungen nach den bisher unenthüllten Geheimnissen der Natur zu verwenden, da wurden in allen Richtungen bald die staunenswerthesten Fortschritte sichtbar.

Zu den am tiefsten in die Fortbildung des Menschengeschlechts eingreifenden Erfindungen rechnen wir die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann von Sorgenloch, genannt Gänsefleisch zu Gutenberg in Mainz 1437, gewöhnlich Johann Gutenberg genannt.

Wenn man erwägt, daß alle bisher bekannten und üblichen Bücher und Schriften mühsam auf Pergament geschrieben werden mußten und die Kunst des Schreibens sich fast ausschließlich in den Händen der Mönche befand, welche im schönen Ausmalen der Anfangsbuchstaben, oft mit Gold ausgelegt, es zu hoher Vollendung gebracht hatten, so kann man sich leicht vorstellen, wie schwer und langsam, und nebenbei wie theuer die Verbreitung von Schriften vor sich gehen mußte. Zwar hatte man schon angefangen, durch Ausschneiden in hölzernen Formen (Formschneidekunst) Heiligenbilder, Spielkarten und dergleichen abzudrucken; aber diese Kunst lag noch sehr in der Kindheit, das Schneiden der Formen erforderte viele Mühe und nach wenigen Abdrücken waren dieselben unbrauchbar.

Da kam Johannes Gutenberg aus Mainz auf den Gedanken, zuerst aus hartem Buchenholz, später auch aus Blei und Zinn Buchstaben auszuschneiden, dieselben mittelst Fäden zu Wörtern zusammen zu setzen, mit einer Schwärze zu bestreichen und dann abzudrucken.

Gutenberg hatte schon im Jahre 1424 seine Vaterstadt Mainz verlassen und sich nach Straßburg begeben, wo er nunmehr sein ganzes Leben der Vervollkommnung der von ihm erfundenen Kunst widmete, leider vielfach dabei gehindert durch Mangel an Mitteln.

1439 erfand er auch die Presse; noch immer aber wollte das große Ziel, welches Gutenberg vorschwebte, nämlich ein ganzes Buch in vielen Exemplaren zu drucken, sich nicht erreichen lassen.

Erst als Gutenberg 1443, durch Schulden bedrückt, Straßburg wieder verließ, nach Mainz zurückkehrte und sich dort mit einem reichen Goldschmiede Johann Faust verband, welcher zu dem großen Unternehmen die Mittel hergab; als auch der gelehrte Pfarrer Peter Schöffer demselben beitrat, wurde das Gelingen ermöglicht.

Dieser letztere war es hauptsächlich, welcher rieth, die Lettern nicht mehr zu schneiden, sondern zu gießen, wodurch sie größere Festigkeit erhielten; auch eine bessere Druckerschwärze aus Kienruß und Leinöl wurde nunmehr angefertigt. Doch vergingen noch Jahre, ehe wirklich der Druck eines größeren Werkes erfolgte; erst im Jahre 1456 erschien eine lateinische Bibel in zwei Bänden.

Durch die großen Kosten war indessen Gutenberg in eine drückende Abhängigkeit von Faust gekommen; auch nahm dieser, als Gutenberg nicht zahlen konnte, die ganze Druckerei für sich und Schöffer in Beschlag; Gutenberg aber fand, nachdem er längere Zeit in der traurigsten Lage gewesen war, nochmals Gelegenheit, mit dem Gelde eines Gönners eine neue Druckerei anzulegen.

Bei der Erstürmung der Stadt Mainz 1462 durch den Erzbischof Adolph von Nassau verbrannte die Druckerei Faust's und auch das Geschäft Gutenberg's gerieth wegen Mangel an Mitteln in's Stocken; doch hatte dieses Unglück auch wieder das Gute, daß viele Gehilfen der Kunst, welche bisher als tiefes Geheimniß betrieben worden war, sich in fremde Länder verbreiteten und so bald in Augsburg, Nürnberg und namentlich in der Schweiz und in Italien Druckereien entstanden. Uebrigens wurde auch Faust's Druckerwerkstatt bald wieder eröffnet, Gutenberg aber starb als Hofkavalier des Erzbischofs Adolph von Mainz im Jahre 1468. Im Jahre 1837 errichtete ihm die Stadt Mainz in dankbarer Erinnerung ein Denkmal.

Die Folgen dieser Erfindung waren unberechenbar. Fortan waren auch dem Armen und Unbemittelten die Schätze der Wissenschaft geöffnet; fortan war es für die römischen Finsterlinge nicht mehr möglich, der Welt das Licht der Wahrheit vorzuenthalten. Mit überraschender Schnelligkeit drang die neue Erfindung und die dadurch herbeigeführte Aufklärung in alle Klassen der Bevölkerung, und alle wissenschaftlichen Bestrebungen, die allgemeine Bildung der Menschen wurden durch sie in hohem Maße befördert.

Gleichzeitig mit der Buchdruckerkunst wurde auch die Kunst des Kupferstechens erfunden, und von dem deutschen Maler Albrecht Dürer zu Nürnberg wesentlich verbessert, indem er sich nicht mehr des Grabstichels zum Einkritzeln des darzustellenden Gegenstandes in die Kupferplatte, sondern des Aetzgrundes und des Scheidewassers bediente.

Beförderte die Erfindung der Buchdruckerkunst, wie wir gesehen haben, die geistige Aufklärung, so wurden andrerseits die Entdeckung neuer Erdtheile, die Auffindung neuer Handelswege nicht weniger wichtige Mittel zur Entwickelung der Wohlfahrt des Menschengeschlechts. Wir führen dieselben hier nur in Kürze der Reihe nach an und müssen unserm wißbegierigen Leser überlassen, die genaue Geschichte dieser Entdeckungen in größeren Werken nachzulesen.

Christoph Columbus, der Sohn eines armen Tuchwebers in Genua, welcher noch in reifem Lebensalter seine mangelnde Bildung durch eifriges Studium der Mathematik, Astronomie und Geographie zu ergänzen suchte, eröffnete die Reihe durch die Entdeckung des bisher unbekannten Welttheils Amerika 1492.

Von dem Vorhandensein eines solchen Erdtheils in seinem Innern fest überzeugt, gelang es Columbus erst nach Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten und Vorurtheile, von der Krone Spanien drei kleine gebrechliche Schiffe mit 120 Mann zur Verfolgung seines großen Planes zu erhalten. Mit diesen lief er am 3. August 1492 aus dem Hafen von Palos aus, und entdeckte, nachdem er unterwegs mit Mühe wiederholt den Ungehorsam seiner muthlos gewordenen Mannschaft hatte überwinden müssen, am 11. October eine von den jetzt allgemein bekannten Bahama-Inseln, Guanahani. In wiederholten Reisen wurden allmählich die zwischen Nord- und Südamerika liegenden Inseln entdeckt und mit dem Namen Westindien belegt, weil man sie anfänglich irrthümlicher Weise für zusammenhängend mit dem bereits bekannten Ostindien hielt. Auch Columbus war

der festen Ueberzeugung, daß sich in dem bald darauf entdeckten Central-Amerika eine Durchfahrt nach Indien finden müsse, und erst späteren Seefahrern war es vorbehalten, diesen Irrthum aufzudecken. Uebrigens wurde Columbus von dem undankbaren Spanien für alle die unermeßlichen Vortheile, welche seine Entdeckung diesem Lande brachte, mit Kränkungen aller Art belohnt und starb aus Gram im 60. Lebensjahre 1506.

Mit zu diesen Kränkungen darf man es wohl zählen, daß der von ihm entdeckte Erdtheil nicht nach ihm, sondern nach dem Florentiner Amerigo Vespuzzi benannt wurde, welcher nach Columbus eine Reise dorthin unternommen und eine Beschreibung des Landes, so weit dasselbe bekannt war, geliefert hatte.

Die Kunde von den ungeheuren Reichthümern der neu entdeckten Länder, insbesondere an Gold und edlen Metallen, verbreitete sich, durch das Gerücht in's Unglaubliche vergrößert, bald durch alle Länder, und Schaaren auf Schaaren unternehmungslustiger Abenteurer drängten sich herbei, um Reichthum und Ehre in dem neuen Lande zu erwerben.

So eroberte Ferdinand Cortez, von dem spanischen Statthalter Velasquez mit 10 Schiffen und 600 Mann von Cuba aus entsendet, 1521 das große Reich Mexico und unterwarf dieses reiche Goldland der spanischen Krone, wüthete aber mit unerhörter Grausamkeit und Goldgier gegen die unglücklichen Bewohner desselben. 1536 wurde auch Californien von Cortez entdeckt.

Ein anderer spanischer Abenteurer, Franz Pizarro, entdeckte 1526 das reiche Land Peru, welches bald wie Mexico dem spanischen Mutterlande für Jahrhunderte eine unerschöpfliche Goldgrube wurde.

Von ungeheurer Wichtigkeit war die Auffindung eines Seeweges nach Ostindien, dessen reiche Schätze bisher nur auf dem äußerst beschwerlichen und gefährlichen Landwege nach Europa gelangen konnten, durch den Portugiesen Vasco de Gama, welcher im Jahre 1498 mit für die damalige Zeit beispielloser Kühnheit Afrika umschiffte und so den bei Weitem kürzeren Weg nach Ostindien zur See eröffnete. Die Vortheile, welche die Portugiesen hierdurch erlangten, trösteten sie einigermaßen über den Aerger, die Anerbietungen des Columbus ausgeschlagen zu haben.

Von demselben Volke waren schon 1432 die azorischen Inseln und 1456 die Inseln des Golfs von Guinea entdeckt worden. Die Insel Madeira, bei der Entdeckung mit dichtem Walde bedeckt, welcher von den Portugiesen angesteckt wurde und 7 Jahre gebrannt haben soll, wurde später mit Weinstöcken aus Cypern bepflanzt und ist noch heute wegen ihres vorzüglichen Weines berühmt.

Schon im Jahre 1519 war ein kühner portugiesischer Seefahrer, Ferdinand Magelhaen, im Auftrage des Königs Carl von Spanien zur Auffindung eines Seeweges durch Amerika entsendet worden. Dieser erkannte ganz richtig, daß zwischen Nord- und Südamerika ein Weg zur See nicht vorhanden sei, steuerte deshalb gegen Süden, umschiffte die äußerste Spitze von Südamerika durch die nach ihm benannte Magelhaenstraße, und gelangte so in den stillen Ocean, in welchem bis dahin noch kein Europäer gewesen war. Nach Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten erreichte nur ein Schiff der Expedition im Jahre 1522 wieder Spanien

und hatte so die erste Reise um die Erde gemacht. Magelhaen selbst war mit dem größten Theil seiner Mannschaft auf einer der von ihm entdeckten Philippinen-Inseln von den Eingebornen erschlagen worden.

Durch alle diese Entdeckungen reicher, bisher unbekannter Länder wurden nicht allein denjenigen Staaten Europa's, welche sich auf solche Unternehmungen eingelassen hatten, unermeßliche Reichthümer zugeführt, sowohl an Gold wie an Waaren aller Art, sondern auch das ganze bisher übliche Handelssystem erlitt durch die Auffindung neuer Seewege einen fast völligen Umschwung. War der Handel zwischen den einzelnen Ländern und Städten bisher fast ausschließlich auf Landwegen, also auf Wagenzügen, die in unruhigen Zeiten, wie wir gesehen haben, oft genug Gefahren aller Art ausgesetzt waren, betrieben worden, so gewann von jetzt ab der Handel zur See ein bedeutendes Uebergewicht und nahm hauptsächlich in den Ländern, welche an der Westküste Europa's lagen, den Seeweg also offen hatten, besonders in Spanien, Portugal, England und Holland einen ungemein großartigen Aufschwung. Viele Produkte aus Amerika, die bisher in Europa ganz unbekannt waren, wurden nunmehr dort eingeführt, unter denen wir hauptsächlich Kartoffeln, Tabak, Mais, Chinarinde, Cochenille, Chokolade erwähnen; andere wieder, wie z. B. Zucker, Kaffee, wurden aus Ostindien nach Amerika verpflanzt und dort bald heimisch. Hatte unsere Mark Brandenburg, zu jener Zeit auch nicht einmal an die Küste der Ostsee streifend, auch keinen unmittelbaren Antheil an den nach Europa strömenden Reichthümern und Schätzen, wurde der geringe Handel, welchen die einzelnen Städte des Landes hatten, von den großartigen Aenderungen des Handelssystems auch nicht unmittelbar berührt, so ging der herbeigeführte freiere Verkehr der einzelnen Völker, der wachsende Reichthum, der steigende Luxus doch auch nicht spurlos an unserem brandenburgischen Volke vorüber.

Wir werfen zum Schlusse dieses Abschnittes nun noch einen kurzen Blick auf die inneren Zustände der Völker; und betrachten zunächst die Stellung der Fürsten.

Mit dem allmählichen Verfall der Macht des deutschen Reiches war bis zur Zeit der Reformation die Stellung der einzelnen Fürsten eine immer mächtigere geworden. Während der Papst durch die Stürme der Reformation die geistliche Gewalt und die reichen Kirchengüter in einem großen Theile Deutschlands verloren hatte, während die Kaiser viel von ihrer weltlichen Gewalt, der Adel durch die veränderte Kriegführung die Lust am Kriege und dadurch den größten Theil seiner Machtstellung verloren hatte, während auch die Städte viel von ihrem ehemaligen Reichthum eingebüßt hatten, waren alle diese Verluste größtentheils den einzelnen Landesfürsten zu Gute gekommen.

In der Person der Fürsten concentrirte sich allmählich immer mehr die wirkliche Macht eines Landes, da sie es verstanden hatten, alle anderen Stände sich unterwürfig zu machen, die Geistlichkeit durch die Reformation, den Adel durch die neue Art der Kriegführung und die Städte durch den Verfall des Handels. So verschwanden denn auch in den einzelnen Ländern bald alle kleinen Herrschaften und Gerichte vor der gemeinsamen Landes-

regierung, alle besonderen Rechte und mitunter höchst seltsamen Privilegien vor dem einen, für Alle geltenden Landesgesetz.

Immer mehr wurde die Macht der Fürsten ihrem Volke gegenüber unbeschränkt, immer mehr drängte sich das ganze öffentliche Leben des Staates nach dem Hofe des Fürsten.

In demselben Sinne wurde denn auch in den einzelnen Ländern die Regierung geleitet. Dieselbe ging vom Cabinet des Fürsten aus, welcher mit seinem Kanzler und seinen Räthen die Staatsangelegenheiten berieth und nach seinem Willen lenkte. Wir erinnern uns hierbei, wie in Brandenburg der Kurfürst Joachim Friedrich durch Einsetzung des Geheimrathscollegiums dem Fürsten einen wesentlicheren Antheil an den Regierungsgeschäften begründet hatte, als dies bisher üblich gewesen.

Unter dem Fürsten stand an der Spitze der Regierung der Kanzler mit geheimen Räthen für jeden Zweig der Verwaltung. Das Land war in Bezirke getheilt und diese durch Amtmänner verwaltet, welche die Steuern einzuziehen hatten und auch die Gerechtigkeit ausübten. Von besonderer Wichtigkeit war die Kammer, diejenige Abtheilung der Regierung, welche die Einnahmen und Ausgaben des Landes zu besorgen hatte; ferner das Consistorium, welches über die geistlichen Angelegenheiten, Unterricht ꝛc. wachen mußte. Die Hauptschwierigkeit für alle damaligen Regierungen, auch in unserem brandenburgischen Lande, war die nicht enden wollende Nothwendigkeit, Geld zu beschaffen. Auf alle mögliche Weise suchte man sich Geldquellen zu erwerben, indem man dem Volke nicht allein oft drückende Steuern auferlegte, sondern auch die eingezogenen geistlichen Güter oder verfallene Lehen zum Vortheile der Fürsten bewirthschaftete und sogar Privilegien, Aemter, Titel verkaufte.

Der edle Sinn der brandenburgischen Fürsten sorgte indessen dafür, daß in der Mark diese Last dem Volke nicht zu drückend wurde.

Das hauptsächlichste Mittel zur Erhaltung dieser Machtstellung der Fürsten war die Anwerbung eines Soldheeres. Die allgemeine Verpflichtung des Landes und aller Stände, bei einem ausbrechenden Kriege selbst eine Anzahl Waffenfähiger zu stellen, eine Verpflichtung, von welcher selbst geistliche Güter nicht ausgeschlossen gewesen waren, war allmählich ganz abgeschafft worden. In unserer Mark Brandenburg war sogar, wie sich zum Schaden des Landes beim Ausbruch des 30jährigen Krieges und schon vorher bei Gelegenheit des Cleve'schen Erbschaftsstreites zeigte, durch einen 100jährigen Frieden die Neigung, die Waffen zu führen, so völlig verschwunden, daß eine vorgenommene Musterung der waffenfähigen Mannschaften die fast völlige Wehrlosigkeit des Landes herausstellte. Zudem hatten die immer mehr zur Anwendung kommenden und vervollkommneten Schußwaffen allmählich eine gänzliche Veränderung des Kriegswesens herbeigeführt, die verbesserte Waffe forderte auch besser ausgebildete Kämpfer und die Fürsten begannen daher, sich mit eigens angeworbenen Heeren zu umgeben, welche nicht blos für den Krieg, sondern auch im Frieden beibehalten wurden.

Unsere Mark Brandenburg war zu arm, um die großen Kosten solcher Soldheere aufzubringen, seine Fürsten zu edel gesinnt, um mit Gewalt dem Volke die große Last aufzubürden und erst im Verlaufe des 30jährigen

Krieges wurde es auch hier zur Nothwendigkeit, solche Heere anzuwerben und zum Schutze des Landes dauernd zu behalten.

Auch die richterliche Gewalt war zur Zeit der Reformation gänzlich in die Hände der Fürsten gefallen.

Das Recht jeder Gemeinde, sich selbst durch einen gewählten Richter Recht zu sprechen, war längst aufgehoben; das letzte Ueberbleibsel des Volksgerichts, das Vehmgericht, mit der wachsenden Fürstenmacht geschwunden. Ebenso hatte das lange in Deutschland geltende ritterliche Faustrecht, d. h. das Recht des Stärkeren, ein Ende gefunden und war einer regelmäßigen Rechtspflege gewichen, welche allerdings noch vielfach den Stempel der Barbarei an sich trug.

Das römische Recht war an die Stelle des deutschen getreten, wurde an Universitäten denjenigen, welche sich dem Stande der Juristen widmen wollten, gelehrt und diese dann von den Fürsten als Richter angestellt und besoldet. In nothwendiger Consequenz war der arme Rechtsuchende, der von den Winkelzügen des römischen Rechtes nichts verstand, gezwungen, seine Sache ebenfalls gelernten Juristen zur Vertheidigung zu übergeben, die man Advokaten nannte, vielfach mit den Richtern zusammenhielten und das arme Volk gemeinsam mit diesen um die Wette betrogen und nach Willkür richteten.

Mit der Einführung des römischen Rechtes hörte auch die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens auf; ebenso wurden von jetzt ab alle Prozesse und gerichtlichen Untersuchungen schriftlich geführt, wodurch sich alle Sachen zum Schaden der streitenden Parteien, welche die Kosten des Prozesses zahlen mußten, oft auf's Unglaublichste in die Länge zogen. Das Traurigste dieser Rechtspflege jedoch war es, daß man aus den alten römischen Gesetzen einzelne barbarische Bestimmungen, welche von den Römern eigens nur für ihre Sklaven erfunden worden waren, beibehielt und so entehrende und blutige Strafen, früher nur gegen Sklaven angewendet, auf das deutsche Volk übertrug.

Ein solches Ueberbleibsel römischer Barbarei ist die Folter oder Tortur, d. h. das Mittel, den Angeklagten durch die grausamsten Martern aller Art zum Geständniß zu bringen. Wie viele schuldlose Menschen gestanden nicht, um der gräßlichen Marter zu entgehen, lieber Verbrechen ein, die sie gar nicht begangen hatten, oder starben unter den Qualen der Folter. In der durch Kaiser Carl V. eingeführten peinlichen Halsgerichts-Ordnung, auch Carolina genannt, fanden sich alle diese barbarischen Einrichtungen in ein geordnetes System gebracht.

Am schrecklichsten zeigt sich das Grausame der damaligen Rechtspflege in den schon vor der Reformation hier und da auftretenden Hexenprozessen, welche später nach dem 30jährigen Kriege eine entsetzliche Ausdehnung gewannen. Auch hier erinnern wir daran, daß schon Kurfürst Joachim I. durch Einsetzung des Kammergerichts, welchem alle Gerichtshöfe des Landes unterworfen waren und welches auch über alle Edelleute, fürstlichen Räthe und Staatsdiener Recht sprach, für eine möglichst unparteiische und gewissenhafte Rechtspflege in seinem Lande Sorge getragen hatte. Auch in dieser Beziehung glänzte schon zu jener Zeit der branden-

burgische Staat durch vortreffliche Einrichtungen neben den anderen Staaten.

Einem Fürsten aus dem Hohenzollern'schen Hause gebührt auch die Ehre, aus seinen Staaten zuerst das Barbarische der Rechtspflege, die statt den Menschen in seinem Rechte zu schützen, nur Schrecken und Entsetzen um sich verbreitete, entfernt zu haben. Erst König Friedrich der Große schaffte durch ein Edict für den Umfang der preußischen Monarchie die Folter ab; seinem Beispiel folgte zunächst Kaiser Joseph II.

Kein Stand erlitt seit dem Erlöschen des Mittelalters durch die Reformation, durch die vielen in diese Zeitperiode fallenden Ereignisse, Erfindungen und Fortschritte eine so völlige Umwälzung seiner Stellung, als der Adel.

Wir haben schon erwähnt, daß der Adel allmählich die Lust am Kriege verloren hatte, seit persönliche Tapferkeit immer mehr in den Hintergrund trat und durch die immer allgemeiner werdende Einführung der Schießwaffen jeder Feigling in den Stand gesetzt war, den tapfersten Mann aus der Ferne her zu tödten.

Seitdem hatte sich ein großer Theil des Adels an die Höfe der Fürsten gezogen, dort Hofämter angenommen und war theils durch diese angenommene Dienstbarkeit, theils durch Verlust des Vermögens, der bei der schwelgerischen Lebensweise nur zu oft eintrat, immer mehr in die Abhängigkeit der Fürsten gerathen. An den Höfen erlangte dieser Theil des Adels zwar mit der Zeit feinere Sitten, dagegen schwand aber auch die alte glänzende Ritterlichkeit immer mehr. Auch in unserer Mark Brandenburg war seit der Niederwerfung des Raubadels allmählich dieser Umschwung erfolgt.

Zunächst grollend auf seine Burgen sich zurückziehend, folgte ein großer Theil des märkischen Adels bald der Einladung der Kurfürsten an den Hof, nahm Aemter aller Art an und suchte in dem Glanze dieser neuen Lebensstellung die erlittenen Verluste zu verschmerzen.

Als ein Beweis von der inneren Kernhaftigkeit des märkischen Adels kann es angesehen werden, daß hier mehr wie irgend wo anders sich noch Ueberbleibsel der alten ritterlichen Kraft und Ehrenhaftigkeit bewahrten, wenn diese auch zuweilen ausarteten und sich nur in roher Jagd- und Trinklust, in der Lust an Zweikämpfen, in der Neigung zu Pferden und Hunden noch zeigten.

Ein nicht geringer Theil des brandenburgischen Adels zog es übrigens vor, auf seinen Gütern zu leben. Ihre Vorrechte über die Bauern behielten diese Edelleute zwar bei, sowie sie auch von allen Steuern befreit blieben und für ihre Person den gewöhnlichen Gerichten nicht unterworfen waren; doch mußten sie es zugeben, daß die Gerichtsbarkeit jetzt durch die Beamten des Landesherrn ausgeübt wurde. Dieser Beamtenstand erhielt mit der Zeit immer mehr ein Uebergewicht über den Adel; während dem Adel nur der äußere Glanz und einige persönliche Vorrechte blieben, erlangten die Diener des Staates eine wirkliche Machtstellung.

Auch auf das Städtewesen waren die Ereignisse des 15. und 16. Jahrhunderts von dem wesentlichsten Einflusse.

Waren die Städte im Laufe des 14. Jahrhunderts zu einer äußerst mächtigen Stellung, zu bedeutendem Reichthum und Ansehen gelangt, so

daß man mit Recht das 14. Jahrhundert die Heldenzeit der Städte nennen darf, so wurde es ihnen durch innere Uneinigkeit und Trägheit, durch die eingerissene Sittenverderbniß schon im 15. Jahrhundert schwer, sich auf der erreichten Höhe und selbständigen Stellung den Fürsten und dem Adel gegenüber zu erhalten.

Mit dem 16. Jahrhundert aber ist das allmähliche Sinken des Reichthums und der Macht der Städte deutlich erkennbar.

Die Schuld daran trugen neben dem bereits erwähnten Sinken des thatkräftigen, männlichen und wehrhaften Sinnes der Bürger vornehmlich die durch die Reformation hervorgerufenen inneren religiösen Zwistigkeiten, ferner die Angriffe der Fürsten, welche sich bestrebten, den starren, selbständigen und oft trotzigen und übermüthigen Sinn der Städte zu brechen, und endlich die sinkende Wohlhabenheit, hervorgebracht durch die Abnahme des Handels, welcher, wie bereits erwähnt, eine völlige Umgestaltung erfuhr und allmählich immer mehr in die Hände der Engländer, Holländer, Spanier und Portugiesen, mit einem Worte der seefahrenden Völker, gerieth.

Auch der große Städtebund der Hansa*), 1241, zum gegenseitigen Schutze des Handels gegen die Wegelagerer von den Städten Hamburg und Lübeck gegründet, erreichte durch den Beitritt vieler reicher und mächtiger Städte im 15. Jahrhundert eine solche Blüthe, daß nicht allein der Handel sich fast gänzlich in den Händen der deutschen Hansa befand, sondern auch der Bund selbst eine bedeutende politische Machtstellung erreichte, ohne Zuthun des Kaisers alle inneren Angelegenheiten ordnete und Streitigkeiten schlichtete, ja sogar Krieg führte und Frieden schloß. Zur Zeit der höchsten Blüthe zählte der Bund 85 Städte und stand unter dem Protektorate der Hochmeister des deutschen Ritterordens.

Auch dieser mächtige Städtebund verfiel im 16. Jahrhundert allmählich durch die eintretenden Umwälzungen im Handel und verlor den größten Theil seiner Bedeutung; doch erst im Jahre 1630 ging der Bund durch den Austritt der meisten Städte gänzlich auseinander und nur die Städte Hamburg, Lübeck und Bremen führen noch heutigen Tages den Namen der deutschen Hansastädte

Daß mit der sinkenden Macht der Städte auch allmählich der kriegerische Sinn der Bürger verloren ging, haben wir schon erwähnt; als einziges Ueberbleibsel derselben erhielten sich noch die zahlreichen Schützengesellschaften, welche einigermaßen die alte Lust zu den Waffen bewahrten.

Um so mehr nahm dafür der Sinn für rauschende und kostspielige Vergnügungen, für Fastnachtspiele und Mummenschanz überhand; auch in der Kleidertracht kamen die tollsten Ausschreitungen auf, namentlich in der verschwenderisch und lächerlich weiten Tracht der sogenannten Pluderhosen, der Schnabelschuhe, oft mit Glöckchen an den Spitzen verziert, u. s. w.

Die Reformation übte auf den Bauernstand, statt ihm die gewünschte Befreiung von geistigen Fesseln und leiblicher Knechtschaft zu bringen, den traurigsten Einfluß aus und brachte die Bauern gerade in die härteste Sklaverei, da die armen, unwissenden, durch Härte und grausame Be-

*) von Hans, Geselle.

drückung auf's Aeußerste gebrachten Menschen die reformatorische Bewegung nicht recht verstanden und sie für das Zeichen hielten, sich von ihren Fesseln mit Gewalt zu befreien. Wir haben schon in der Anmerkung zum Paragraphen 10 das traurige Ende erwähnt, welches der überall in Deutschland ausbrechende Bauernaufstand nahm. Seit der allmählichen Einführung der Soldheere wurden die bei dem Bauernaufstand gänzlich entwaffneten Bauern gar nicht mehr zum Kriege zugelassen und blieben fortan nur auf die Bearbeitung der Felder angewiesen, deren Früchte sie doch nie ernteten. Daß trotz des kümmerlichen Lebens der Bauern, trotz der grenzenlosen Bedrückungen und harten Behandlung in dem ursprünglich guten und edlen Volke sich Treuherzigkeit und Redlichkeit erhielt und der Bauernstand vor den Lastern und der Unnatur der höheren Stände bewahrt blieb, ist ein Beweis von dem tüchtigen Kerne, welcher im deutschen Bauernstande verborgen lag.

Abermals sollte es der preußische Staat sein, welcher in Deutschland mit dem guten Beispiele, die Lage der Bauern zu verbessern und sie aus Sklaven zu freien Männern zu machen, voranging. Doch war dies einer viel späteren Zeit vorbehalten; vorläufig sollte durch die Schrecken des 30jährigen Krieges, zu deren Erzählung wir nunmehr übergehen, die Lage des armen Landvolkes eine über alle Beschreibung trostlose werden.

Capitel III.

Die Zeit des dreißigjährigen Krieges, 1619 – 1640.

§. 19.

Entstehung und Ausbruch des 30jährigen Krieges.

Schon Luther hatte in banger Ahnung richtig vorausgesehen, daß das von ihm mit frommer Begeisterung unternommene Werk der Befreiung von der geistigen Knechtschaft Roms noch schwere Gefahren zu bestehen haben würde; hatte er ja doch inbrünstig zu Gott gefleht, daß er ihn von dieser Welt abrufen möge, noch ehe die von ihm gefürchtete Schreckenszeit über die Völker hereinbrach. Auch noch lange vor dem Ausbruch des 30jährigen Krieges mehrten sich die Anzeichen der bevorstehenden schweren Kämpfe, welche der neu entstandene Glaube zu bestehen haben würde, in so hohem Grade, daß der denkende Theil der deutschen Nation voll trüber Ahnungen sorgenvoll in die Zukunft blickte.

Und in der That, wie konnte es wohl anders sein? War wohl zu erwarten, daß die römische Kirche und ihre Anhänger so leichten Kaufes den Kampf aufgeben würden, der ihre theuersten Interessen bedrohte? Handelte es sich doch um die Herrschaft über die ganze Welt, war diese doch für Rom auf immer verloren, wenn es nicht gelang, die gewaltige Bewegung, welche alle Völker, vorzugsweise das deutsche, ergriffen hatte, zu unterdrücken und zwar bald, denn sonst wurde diese zu mächtig und die römische Sache war für immer verloren.

Allerdings stand am Ende des 16. Jahrhunderts diese schlecht genug; der bei Weitem größte Theil des deutschen Volkes hing der protestantischen Lehre an, das Papstthum verlor äußerlich immer mehr an Boden und vermochte vor der Hand mit Gewalt nichts gegen die neue Lehre auszurichten.

Doch Rom konnte warten und verstand es meisterhaft, inzwischen im Stillen für seine Zwecke zu wirken, die Fehler der Gegner zu benutzen und nach allen Seiten hin reichliche Saaten auszustreuen, die bald genug zu blutigen Ernten reifen sollten.

In Deutschland war allerdings vor der Hand nichts zu machen. Kaiser Carl V. war durch die Verhältnisse zur Nachgiebigkeit gegen die protestantischen Fürsten gezwungen. Sein Bruder Ferdinand, welcher König von Böhmen und ein eifriger Anhänger der katholischen Kirche war,

hätte wohl gerne in Böhmen und Schlesien die neue Lehre unterdrückt, aber er fürchtete stets, daß sein Bruder nicht ihm, sondern seinem Sohne Philipp dereinst die Kaiserkrone zuwenden würde und wollte sich deshalb nicht die Gunst und die Zuneigung der protestantischen Kurfürsten verscherzen. Als Ferdinand aber nach dem Tode Carl's V. Kaiser geworden war und Deutschland als solcher von 1556—1564 beherrschte, unternahm auch er nichts Bedeutendes gegen die protestantische Sache, theils, weil er sich mit dem Gedanken schmeichelte, ihm werde die Wiedervereinigung der beiden Kirchen auf friedlichem Wege gelingen, theils, weil er, älter werdend, doch so manches Unrecht und Verderben in der römisch-katholischen Kirche richtig erkannt hatte.

Sein Nachfolger, Maximilian II., 1564—1576, ließ sich noch weniger von Rom als Werkzeug gegen die Protestanten gebrauchen; ja, er war der Lehre derselben in so hohem Grade zugethan, daß vielfach von ihm der Uebertritt zu derselben erwartet wurde.

Anders wurde es unter seinem Sohne Rudolf II., von 1576—1612, welcher, lange Zeit am Hofe Philipp's II. von Spanien lebend, von besonderer Vorliebe für die Jesuiten erfüllt war, sich übrigens um die Angelegenheiten des Reichs wenig kümmerte und sich nur mit Alchymie und Astronomie beschäftigte. Zwar that auch Rudolf keinen feindseligen Schritt gegen die Protestanten; im Gegentheile sogar bewilligte er den Böhmen im Jahre 1609 durch den später berühmt gewordenen Majestätsbrief völlige Religionsfreiheit; aber er ließ die bittersten Feinde der protestantischen Sache, den Herzog Maximilian von Baiern, seinen Vetter, den Erzherzog Ferdinand, welcher Steiermark, Kärnthen und Krain beherrschte, und endlich die Jesuiten nach Willkür und Gefallen schalten und walten; und diese verfehlten denn auch nicht, sich zum Schaden der protestantischen Sache eng mit einander zu verbünden und diese trotz des Religionsfriedens nach Kräften zu unterdrücken.

Erzherzog Ferdinand, wie Maximilian von Baiern durch Jesuiten erzogen, hatte dem Papste den Schwur geleistet, die protestantische Lehre gänzlich zu unterdrücken und verbot dieselbe in seinen Ländern schon im Jahre 1598 bei Todesstrafe. Als die Stände dem Verbote keine Folge leisteten, wurden alle Evangelischen mit Gewalt aus dem Lande vertrieben, die neu erbauten Kirchen verbrannt oder niedergerissen, die Bibeln vernichtet und Kapuzinermönche in's Land gerufen.

Aehnlich ging es in allen Ländern der genannten Fürsten zu und als im Jahre 1608 die protestantischen Fürsten auf dem Reichstage zu Regensburg darüber Beschwerde führten und eine neue Bestätigung des Augsburger Religionsfriedens forderten, wurde ihnen diese vom Kaiser verweigert. Da merkten die protestantischen Fürsten, daß es hohe Zeit sei, zum Schutze ihres gefährdeten Glaubens ernste Schritte zu thun und schon im Jahre 1609 schlossen dieselben zu Ahausen ein enges Bündniß, die Union genannt, an deren Spitze der reformirte Kurfürst Friedrich von der Pfalz trat, wodurch sich der lutherische Kurfürst von Sachsen, Johann Georg, so gekränkt fand, daß er der Union nicht beitrat. Unterstützt wurde dieses Bündniß von Frankreich, Holland, Dänemark und Schweden.

Dem gegenüber traten im nämlichen Jahre die katholischen Fürsten, unter Führung des schon genannten Herzogs Maximilian von Baiern, in der Stadt Würzburg zu einem katholischen Bunde, welcher sich die heilige Ligue nannte, zusammen. Wie die Union, stützte sich auch die Ligue auf auswärtige Mächte, und zwar auf die große spanische Macht und die geistlichen Waffen des Papstes. So sehen wir denn im Anfange des 17. Jahrhunderts Deutschland in zwei feindliche Heerlager getheilt, jeden Augenblick bereit, sich gegenseitig zu vernichten.

Schon im Jahre 1612 starb Kaiser Rudolf, welcher von seinem ehrgeizigen Bruder Matthias schon bei Lebzeiten aller Herrschaft über seine Länder beraubt worden war und sich mit dem leeren Kaisertitel hatte begnügen müssen, gebrochenen Herzens. Ihm folgte Matthias, ein unversöhnlicher Feind der Protestanten, und setzte sofort den schon genannten Erzherzog Ferdinand zum Statthalter seiner österreichischen Erbländer ein; zwar beschwor er, um die Böhmen recht sicher zu machen, den ihnen vom Kaiser Rudolf bewilligten Majestätsbrief von Neuem, allein bald sollte sich zeigen, wie wenig Sicherheit der Schwur eines von Jesuiten erzogenen Fürsten gewähren konnte.

Vor seiner Erhebung zum Kaiser, welche Würde er von 1612—1619 bekleidete, war Matthias scheinbar der protestantischen Sache nicht abgeneigt gewesen, da er zur Erlangung der Kaiserwürde die Stimmen der protestantischen Fürsten gebrauchte; jetzt warf er die bisher getragene Maske ab. Da indessen Kaiser Matthias, wie seine Brüder Maximilian und Albrecht, kinderlos war und es im Interesse der katholischen Partei lag, die Wahl des Nachfolgers auf einen katholischen Fürsten zu lenken, so setzten Matthias und seine Brüder trotz des heftigen Widerstrebens der Protestanten es durch, daß der Erzherzog Ferdinand zum Nachfolger seines Vetters Matthias erwählt wurde. 1617 wurde Ferdinand in Prag zum König von Böhmen gekrönt, nachdem auch er zuvor die den Böhmen bewilligten Freiheiten feierlich beschworen hatte; noch in demselben Jahre empfing er auch die Krone Ungarns.

Während so in Deutschland die Gefahren für den protestantischen Glauben sich überall mehrten und der Augenblick immer näher rückte, in welchem der offene Kampf gegen denselben beginnen sollte, waren in anderen Staaten Europa's bereits die größten und blutigsten Greuelthaten gegen die Bekenner der neuen Lehre verübt worden.

Der Raum dieser Blätter gestattet nur, dieselben hier flüchtig zu berühren.

In Spanien, wo der Sohn Kaiser Carl's V., der finstere, bigotte und grausame König Philipp II., herrschte, dessen Szepter auch die Niederlande unterthan waren, wurde mit der größten Strenge und Grausamkeit gegen die neue Lehre vorgegangen. Mit Feuer und Schwert wurden die Ketzer ausgerottet; und als am 24. August 1572 in Frankreich auf Befehl des Königs Carl IX., hauptsächlich aber auf Anstiften der verwittweten Königin Katharina von Medici, der Gemahlin Heinrich's II., sowohl in Paris wie auch in anderen Städten des Reiches sämmtliche Hugenotten (so nannte man in Frankreich die Bekenner der neuen Lehre) verrätherisch überfallen und ermordet wurden, da ging zwar ein Schrei der Entrüstung und des

namenlosesten Entsetzens durch das ganze Europa; die Feinde des protestantischen Glaubens aber begrüßten die Greuelthat innerlich mit Jubel und Entzücken. Die Geschichte hat diese Schreckensthat des blutgierigen Fanatismus mit dem Namen „die Bartholomäusnacht" bezeichnet; man schätzt die Zahl der in derselben gefallenen Opfer auf mehr wie 50,000.

König Philipp II. fühlte seinen Eifer und Haß gegen die Ketzer durch das Beispiel seines Nachbarn in Frankreich nur noch mehr entflammt, und begann nun auch in den protestantischen Niederlanden mit blutiger Strenge gegen die Ketzer vorzugehen. Auch hier forderte das von ihm eingeführte Inquisitionsgericht zahllose Opfer und die Verfolgung erreichte endlich einen so hohen Grad, daß sich das Volk der Niederländer einmüthig gegen seine Tyrannen erhob und in langem, heldenmüthigem Kampfe um seine Freiheit sich siegreich von Spanien losriß. Hier aber möge nur noch die Bemerkung Platz finden, daß nach sorgfältig angestellten Berechnungen während eines Zeitraums von 30 Jahren in Frankreich, Spanien und den Niederlanden über 700,000 Menschen um des Glaubens willen den Tod fanden; unter ihnen 148 Grafen, 235 Freiherren, 147,518 Edelleute. Eben diese schrecklichen Vorgänge in Spanien, Frankreich und den Niederlanden aber waren es, welche den protestantischen Fürsten die Augen öffneten und ihnen klar zeigten, was auch sie von Rom zu erwarten haben würden, wenn die Gelegenheit sich bot.

Diese Erkenntniß war es, welche sie zum Bündnisse im Jahre 1609 führte, welches wir unter dem Namen Union kennen gelernt haben.

Auch in Deutschland sollte der Ausbruch nunmehr nicht länger auf sich warten lassen, wenn er auch anders herbeigeführt wurde und von anderer Seite her geschah, als die katholische Partei es beabsichtigt hatte.

Mit stillschweigender Bewilligung des Kaisers Matthias und des nunmehrigen Königs von Böhmen, Ferdinand, war der den Böhmen bewilligte Majestätsbrief wiederholt verletzt worden; als aber der Erzbischof von Prag und der Abt von Braunau mehrere lutherische Kirchen in Klostergrab und Braunau erst schließen, nachher aber mit Gewalt niederreißen ließen, da wendeten sich die protestantischen Stände Böhmens, an ihrer Spitze der hoch geachtete, tapfere und reiche Graf Matthias von Thurn, mit einer Beschwerde an den Kaiser. Gleichzeitig traten aus jedem Kreise des Landes 6 Männer in Prag zusammen, entschlossen, das ihnen zustehende und vom Kaiser selbst beschworene Recht zu vertheidigen.

Der Kaiser wies die Beschwerdeschrift zurück und befahl die Auflösung der Versammlung; auch eine zweite, erneute Klage der Böhmen, in welcher diese ehrerbietig aber fest ihr Recht verlangten, wurde mit großer Härte abgewiesen, der Zorn der Böhmen dadurch auf's Höchste gesteigert. Namentlich richtete sich der Zorn derselben gegen die vom Kaiser eingesetzten Statthalter, Diebold von Lobkowitz, Adam von Sternberg, Wilhelm von Slawata und den kaiserlichen Rath v. Martiniz, welchen hauptsächlich die Schuld an der ungünstigen Entscheidung des Kaisers zugeschrieben wurde.

Am 13. Mai 1618 zog daher eine große Schaar protestantischer böhmischer Edelleute, an ihrer Spitze Graf Matthias v. Thurn, bewaffnet

auf das Schloß zu Prag, um die kaiserlichen Statthalter zur Rede zu stellen. Nach heftigem Wortwechsel wurden die beiden verhaßtesten derselben, Martiniz und Slawata, nebst einem Schreiber nach alter böhmischer Sitte zum Fenster des Schlosses, 60′ hoch, hinaus gestürzt. Alle drei fielen auf einen im Schloßgraben liegenden Düngerhaufen, blieben völlig unverletzt und bewerkstelligten in der Aufregung der nächsten Tage glücklich ihre Flucht aus Prag.

Mit diesem Gewaltschritte der Böhmen war der Bruch mit dem Kaiser völlig und entscheidend ausgesprochen. Auch säumten die Stände keinen Augenblick, sich zum offenen Widerstande gegen die unausbleiblichen Folgen zu rüsten. Der Kaiser wurde des Landes verlustig erklärt, alle kaiserlichen Güter und Einkünfte wurden zum Besten des Landes eingezogen, die Jesuiten aus Böhmen vertrieben, ein Heer unter Führung des Grafen Matthias v. Thurn ward ausgerüstet und eine aus 30 Directoren bestehende Verwaltungsbehörde eingesetzt. Wohl wissend, daß sie die ganze Gewalt der kaiserlichen Angriffe auszuhalten haben würden, sahen sich die Böhmen auch nach auswärtiger Hilfe um, und fanden dieselbe hauptsächlich bei den Protestanten in Schlesien und in der Lausitz; aber auch Protestanten aus Oesterreich und Ungarn strömten unter die Fahnen des Grafen v. Thurn und die Union der protestantischen Fürsten sendete den Grafen v. Mannsfeld mit 4000 Mann den Böhmen zu Hilfe.

Ueberrascht und erschreckt durch das Plötzliche dieses Ausbruchs, wollte Kaiser Matthias anfänglich nachgeben und beauftragte den Kardinal Knesel, Bischof von Wien, zur Anknüpfung von Friedensverhandlungen mit den Böhmen; er stieß aber hierbei auf den hartnäckigsten Widerstand Seitens des Königs Ferdinand, welchem diese Gelegenheit zum Kampfe gegen die Ketzerei höchst erwünscht kam und der sogar den Kardinal Knesel unterwegs aufheben und gefangen nach Tyrol führen ließ, um die friedliche Beilegung zu verhindern.

So rüsteten sich denn beide Parteien zum Kampfe. Bevor dieser jedoch wirklich begann, starb Kaiser Matthias im März 1619 und an seine Stelle trat nunmehr der bitterste und unversöhnlichste Feind der protestantischen Sache, Kaiser Ferdinand II.

Seine Lage war im Anfange seiner Regierung ungünstig genug. Die protestantischen Stände in Oesterreich verweigerten ihm jede Hilfe, während die Böhmen ein zahlreiches Heer unter den Grafen Thurn und Mannsfeld besaßen, die geringen Streitkräfte des Kaisers schlugen und ein böhmisches Heer unter Graf Thurn sich in Eilmärschen Wien näherte und dasselbe so bedrohte, daß schon Kugeln in die Hofburg einschlugen.

Dabei weigerten sich die Böhmen, ihn anzuerkennen und übertrugen die böhmische Königskrone an das Haupt der protestantischen Union, den Kurfürsten Friedrich v. d. Pfalz, welcher indeß erst auf dringendes Bitten seiner Gemahlin Elisabeth, so wie seiner Glaubensgenossen sich bereit erklärte, die Krone anzunehmen, wohl fühlend, daß er dem Kampfe mit dem Kaiser doch auf die Dauer nicht gewachsen sein würde. Hauptsächlich gründete der neue König, welcher 1620 in Prag gekrönt wurde, seine Hoffnung auf den Beistand seines Schwiegervaters, des Königs Jacob I.

von England, so wie der protestantischen Fürsten; in beiden sollte er sich bitter getäuscht sehen.

Mittlerweile wurde die Lage Kaiser Ferdinand's in Wien immer schwieriger; von den Böhmen eng eingeschlossen, begann sich nun auch die protestantische Partei in Wien zu rühren und den Kaiser mit Bitten um Nachgiebigkeit zu bestürmen. Nur der glühende Glaubenshaß und die eiserne Willenskraft des Kaisers ließen ihn im Widerstande beharren. Am höchsten gefährdet wurde derselbe, als eine Deputation der Protestanten Wiens, aus 16 Edelleuten bestehend, mit Gewalt in die Hofburg eindrang und ungestüm ihre Forderungen wiederholte. Einer derselben hatte den im Gebet auf den Knieen liegenden Kaiser bereits am Gewande gefaßt und rief: „Nandel, gieb dich, du mußt unterschreiben," die Sache des Kaisers schien ohne Rettung verloren; da erschien im entscheidenden Augenblicke eine 500 Mann starke Abtheilung vom kaiserlichen Kürassier-Regiment Dampierre, geführt vom Obersten St. Hilaire, welche mit Hilfe katholischer Bürger in die Stadt gelangt war, und befreite den Kaiser aus der Gefahr.

Auch Graf Thurn sah sich bald darauf genöthigt, die Belagerung Wiens aufzuheben und nach Böhmen zurückzukehren.

Ungestört konnte nun der Kaiser seine Rüstungen vollenden und bald sollte der eherne Würfel des Krieges über die Gefilde Deutschlands rollen.

Wir sehen uns nunmehr aber zuvor wieder nach unserer Mark Brandenburg um, fortan die wichtigen Ereignisse des 30jährigen Krieges nur so weit erzählend, als sie diese und ihr Geschick berühren.

§. 20.

Regierungs-Antritt des Kurfürsten George Wilhelm, 1619. Die erste Zeit des 30jährigen Krieges.

Es war eine traurige Zeit, in welcher Kurfürst George Wilhelm durch die Verzichtleistung und den bald darauf erfolgenden Tod seines Vaters zur Regierung des Landes gelangte; wohin sich der Blick des Fürsten richten mochte, nach Osten oder Westen, nach Innen oder Außen, überall Gefahren, überall Schwierigkeiten, Uneinigkeit und Zerwürfnisse aller Art. Unter diesen Umständen wäre vor Allem dem Lande ein Fürst von starkem Willen und Charakter, von Energie und Thatkraft Noth gewesen; und daß der Kurfürst aller dieser Eigenschaften entbehrte, gereichte dem Lande zu großem, namenlosen Unglücke. Es fehlte dem Kurfürsten keinesweges an richtiger Einsicht, an der Erkenntniß dessen, was dem Lande nothwendig sei, leider aber an der Energie des Willens, welche das einmal für richtig Erkannte mit Consequenz und allen Hindernissen zum Trotz durchzuführen versteht; zaghaft schwankend von einem Entschluß zum anderen, verringerte er so das eigene Ansehen bei Freund und Feind und wurde, da er sich niemals bestimmt für die eine oder andere Partei erklären und bei der gewählten Partei ausharren mochte, zuletzt von allen gleichmäßig rücksichtslos und schlecht behandelt, das arme Land aber trug den Schaden dieser Unentschlossenheit seines Fürsten. Schildern wir in wenigen Worten den Zustand des Landes bei dem Regierungsantritte

des Kurfürsten. Seit länger als 100 Jahren war der Mark Brandenburg durch die Weisheit seiner Fürsten jeder Krieg erspart worden; war dadurch auch der Wohlstand des Landes in nie geahntem Maße gestiegen, so hatten doch auch die kriegerischen Tugenden, durch welche sich die Brandenburger in früheren Zeiten berühmt gemacht, in demselben Grade abgenommen. Das Volk hatte sich den Waffenübungen entfremdet, dem Adel des Landes war bei der durch die Einführung des Schießpulvers völlig umgestalteten Kriegführung die Lust zum Kriege vergangen und große Söldnerheere zu unterhalten, wie es seitdem in allen europäischen Staaten Sitte und Nothwendigkeit geworden war, dazu war das Land zu arm, dazu bewilligten die Stände die Mittel zu spärlich. So brauste der Sturm des 30jährigen Krieges in das fast völlig wehr- und waffenlos gewordene Land; da war es allerdings schwer, eine kühne und entschlossene Politik mit Beharrlichkeit zu verfolgen. War doch schon im Jahre 1610 von dem verstorbenen Kurfürsten wegen der Jülicher Erbschaftsangelegenheit eine allgemeine Musterung der waffenfähigen Männer angeordnet worden und hatte ein sehr trauriges Ergebniß geliefert; weder der Adel, noch die Städte stellten die nöthige Mannschaft. Auch jetzt erschallte die Aufforderung des Kurfürsten, sich zum Kriege zu rüsten, vergeblich und leider fehlte George Wilhelm selbst der nöthige Eifer dazu, leider vermochte er selbst nicht, seinen Widerwillen gegen den Krieg zu besiegen.

Noch trauriger war es, daß durch den Uebertritt des Kurfürsten zur reformirten Kirche ein tiefer Groll in dem streng lutherischen Volke gegen seinen Fürsten erregt war, der durch den fanatischen Haß der lutherischen Geistlichen stets lebendig erhalten und auf's Neue angestachelt wurde. War es doch durch diese unselige Zwietracht dahin gekommen, daß man im ganzen Lande bei dem Ausbruche der böhmischen Unruhen ernstlich dem Kaiser den Sieg über die Böhmen, also über die protestantischen Glaubensgenossen, wünschte, weil diese der reformirten Kirche angehörten. Auch der Kurfürst sollte gleich beim Antritt seiner Regierung durch diese unselige Zwietracht eine traurige Erfahrung machen; verweigerten doch die lutherischen Stände im Herzogthum Preußen ihm, ihrem rechtmäßigen Landesherrn, die Erbhuldigung, weil er reformirten Glaubens war.

Auch der König von Polen, Sigismund, von welchem die brandenburgischen Kurfürsten das Herzogthum Preußen zu Lehn hatten, weigerte sich, die Belehnung zu vollziehen, da er über die Vermählung der Prinzeß Maria Eleonore, der Schwester des Kurfürsten, mit dem König Gustav Adolph von Schweden, dem Feinde Polens, erbittert war. Bemerkenswerth bei dieser Angelegenheit ist es und scharf bezeichnend, wie sehr die Zerwürfnisse auch in die eigne Familie des Kurfürsten gedrungen waren, daß diese Vermählung hinter dem Rücken des Kurfürsten, ja gradezu gegen seinen Willen stattgefunden hatte, als er auf einer Reise nach Preußen war.

Dem Kurfürsten, welcher die Werbungen des Schwedenkönigs aus Rücksichten gegen Polen entschieden zurückgewiesen hatte, kostete es nicht geringe Mühe, den Zorn des Königs Sigismund zu besänftigen und nur durch die mit schweren Summen erkaufte Bestechung der polnischen Großen gelang es ihm, endlich die Belehnung mit Preußen zu erhalten, worauf denn auch die preußischen Stände die Erbhuldigung nicht länger verweigerten.

Auch im Westen des Landes, in dem neu erworbenen Antheile Cleve, Mark und Ravensberg, sah es trostlos genug aus. Zwar war, wie wir aus dem 17. Paragraphen wissen, zwischen den streitenden Parteien im Vertrage zu Dortmund die Erbschaft getheilt worden; ebenso haben wir aber auch gesehen, daß der Kaiser das Land Niemandem als sich selbst, am wenigsten aber dem protestantischen Brandenburg gönnte und daß die im Kriege begriffenen Holländer und Spanier sich beiderseits weigerten, das von ihnen besetzte Land zu räumen. Jetzt war gar zwischen den kriegführenden Mächten ein Waffenstillstand geschlossen, der dem armen Lande keine Erleichterung brachte, sondern nur die endliche Entscheidung in's Ungewisse verschob.

Die große Schuldenlast, welche George Wilhelm beim Antritt seiner Regierung vorfand, und welche größtentheils durch die bedeutenden Kosten des Cleve'schen Erbschaftsstreites entstanden war, trug auch nicht wenig dazu bei, die schwierige Lage des Kurfürsten noch unangenehmer und drückender zu gestalten.

Dazu kam endlich, daß der Kurfürst, welcher selbst ja niemals einen festen Entschluß fassen und mit Bestimmtheit durchführen konnte, sein unbegrenztes Vertrauen einem Manne schenkte, welcher von vielen Seiten geradezu als Werkzeug der kaiserlichen Partei und als Verräther an der Sache seines Landesherren angesehen wird. Es war dies der kurfürstliche Kanzler Adam von Schwarzenberg, welcher als herzoglicher Rath in Cleve angestellt gewesen war und bei der Besitznahme des Landes dem kurfürstlichen Hause so bedeutende Dienste geleistet hatte, daß George Wilhelm ihm nach seiner Erhebung zum Kurfürsten zweimal die Leitung des Staates übertrug und ihn mit Ehren und Würden überhäufte.

Ob Schwarzenberg wirklich im Geheimen ein Werkzeug des Kaisers gewesen ist und seinen Einfluß auf den Kurfürsten zum Vortheil der katholischen Partei mißbrauchte, ist niemals ganz aufgeklärt worden, wenn die neuesten Forschungen auch so manche Anschuldigungen gegen ihn theils als gänzlich falsch, theils als übertrieben erwiesen haben; jedenfalls blieb es immerhin eine bedenkliche Sache, daß der vertrauteste Rath des Kurfürsten, der Mann, der die Schicksale des protestantischen Landes nach Gefallen lenkte, ein Katholik war.

Schon der Kurfürst Johann Sigismund hatte, als der Kaiser in der Cleve'schen Erbschaftsfrage so entschieden Partei gegen Brandenburg nahm, sich der im Jahre 1609 gestifteten protestantischen Union angeschlossen; auch Kurfürst George Wilhelm trat diesem Bündnisse bei, aber auch hier wie überall mit halben Maßregeln und nur ängstlich bemüht, sich von entscheidenden Schritten, welche ihn offen und für immer an eine Partei fesseln mußten, fern zu halten.

So war denn auch der Beistand, welchen er dem zum König von Böhmen erwählten Haupte der Union, dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, leistete, als sich die Böhmen zum Kampfe gegen den Kaiser erhoben, ein höchst unzureichender, der den Böhmen so viel wie nichts nutzte und doch hinreichte, den Zorn des Kaisers gegen George Wilhelm zu erregen. Er gestattete den Böhmen, in Brandenburg Kriegsvolk zu werben, was aber wenig Erfolg hatte; er schickte den Böhmen einige Geschütze zu

und erlaubte endlich einer Schaar von 2—3000 Engländern, welche König Jacob von England seinem Schwiegersohne zu Hilfe schickte, den Durchzug durch Brandenburg. Bezeichnend für die Stimmung im Lande ist es, daß dieser Durchzug der Engländer den höchsten Unwillen des Volkes erregte und daß es in Berlin zum förmlichen Aufruhr kam, als die kleine englische Schaar bei Potsdam einen Ruhetag hielt. Lutherische Geistliche verbreiteten im Volke den widersinnigen Glauben, daß die Engländer in der Nacht Berlin überfallen und mit Gewalt den reformirten Glauben einführen würden, so daß sich die Bürger bewaffneten und die ganze Nacht die Thore besetzt hielten. Uebrigens erreichten nur Wenige der Engländer ihr Ziel; Mangel und Elend rieb die kleine Schaar auf, noch ehe sie den Feind gesehen hatte.

In Böhmen war es mittlerweile rasch zur Entscheidung gekommen. Während auf der katholischen Seite ein fester Wille alle die verschiedenen Glieder beseelte, der feste Wille, die protestantische Sache mit List oder Gewalt für immer zu unterdrücken, während das Haupt der heiligen Ligue, der Kurfürst Maximilian von Baiern, mit rastlosem Eifer Streitkräfte sammelte und zum bevorstehenden Kampfe rüstete, wurde die Uneinigkeit im protestantischen Lager immer größer, die Lage der Union immer gefährlicher.

Wir haben schon gesehen, daß der eifrig lutherische Kurfürst Johann Georg von Sachsen der Union nicht beitrat, als dieselbe in dem Pfalzgrafen Friedrich V. einen reformirten Fürsten zu ihrem Oberhaupte wählte; den Ränken der katholischen Partei gelang es sogar, diesen Fürsten gänzlich zu ihr überzuführen, indem man ihm vorspiegelte, daß die Rüstungen der Ligue nur der Unterdrückung der böhmischen Bewegung, also der Sache der Reformirten gelten sollten, daß man gar nicht die Absicht habe, die lutherischen Fürsten und Länder in ihrem Glauben zu beeinträchtigen. Als man ihm auch vorspiegelte, daß er zum Lohn für seine Dienste die Lausitz erhalten solle, ging der verblendete Fürst in diese geschickt gelegte Falle und schloß sich völlig an die katholische Partei an.

Wir haben ferner bereits erwähnt, wie gering die Hülfe war, welche der neu erwählte Böhmenkönig von Brandenburg und von seinem Schwiegervater, dem Könige von England, zu erwarten hatte und daß nur der tapfere Graf v. Mannsfeld mit 4000 Streitern den bedrängten Glaubensgenossen in Böhmen zu Hilfe zog.

So stand denn König Friedrich von Böhmen, nur auf die eignen Kräfte angewiesen, der mächtigen katholischen Partei gegenüber und auch allein wäre seine Lage noch immerhin keine ungünstige gewesen, hätte er es verstanden, seine Kräfte zu benutzen. Leider aber vergeudete dieser eitle und schwache Fürst seine Zeit und seine Mittel in glänzenden Festen, statt sich mit Ernst zum Kampfe zu rüsten und entfremdete sich durch falsche Maßregeln aller Art, seine Gemahlin aber durch ungemessenen Stolz, die Herzen seiner eigenen Partei. Auch brach das Unglück nur zu rasch über ihn und das arme Böhmenland herein.

Im Anfange des Jahres 1620 war die katholische Partei so weit mit ihren Rüstungen fertig geworden, daß nunmehr an allen Orten zugleich Ernst gegen die Protestanten gebraucht werden konnte.

Demgemäß erklärte der Kaiser Ferdinand die Böhmen für Rebellen; gleichzeitig bemächtigte sich der kaiserliche General Spinola der protestantischen Unterpfalz, und Kurfürst Maximilian verlangte von der Union, welche noch immer in Ulm berathschlagte, eine gemessene Erklärung, ob sie Krieg oder Frieden haben wolle, worauf die Union, deren Haupt ja in Böhmen genug zu thun hatte, sich völlig auflöste. Maximilian wendete sich darauf sofort mit seinen Schaaren nach Oberösterreich und unterwarf bis zum August 1620 das überraschte und wehrlose Land völlig, während gleichzeitig zahlreiche Kosakenschwärme, vom König Sigismund von Polen dem Kaiser zu Hilfe gesendet, Niederösterreich verheerten und zur Unterwerfung zwangen. Der Kurfürst von Sachsen drang in die Lausitz ein und zwang den, ihm mit einem schwachen Heere entgegen tretenden Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf, vor der Uebermacht sich nach Schlesien zurückzuziehen, worauf sich die Lausitz unterwarf.

So hätte das Gefährliche seiner Lage den neuen Böhmenkönig wohl aus seinem Freudentaumel aufwecken und zur Anspannung aller seiner Kräfte anspornen sollen; doch unbekümmert um die überall aufsteigenden drohenden Wolken folgte im Hradschin zu Prag ein glänzendes Fest dem anderen, und wenn auch ein starkes böhmisches Heer bei Pilsen zusammengezogen dem inzwischen in Böhmen eingedrungenen Baiernfürsten entgegentrat, so hoffte der schwache König doch immer noch durch Unterhandlungen sein Ziel, d. h. die Anerkennung seiner Königswürde durch die katholische Partei, zu erreichen. Als diese sich endlich völlig zerschlugen, wich das böhmische Heer nach Prag zurück und nahm dicht vor der Stadt auf dem weißen Berge eine sehr vortheilhafte Stellung.

Am 8. November 1620 um die Mittagsstunde wurde diese Stellung vom katholischen Heere angegriffen, das böhmische Heer trotz tapferen Widerstandes nach wenigen Stunden völlig in die Flucht geschlagen. Zwar versuchte die Stadt Prag noch kurzen Widerstand zu leisten, welche Zeit der König zu seiner Flucht zu benutzen wußte, ergab sich aber schon nach wenigen Tagen dem Sieger.

Die Schlacht am weißen Berge bei Prag entschied in wenigen Stunden das Schicksal des unglücklichen Böhmens, da mit Ausnahme von Pilsen und Tabor, wohin sich der tapfere Graf v. Mannsfeld zurückgezogen, alle Städte Böhmens dem Beispiele Prags folgten und dem Sieger die Thore öffneten.

Das Benehmen des Königs Friedrich während und nach der Schlacht war nicht weniger schmählich zu nennen, als vorher. Er saß bei Tafel, als er vom Angriff des Feindes unterrichtet wurde; nichts desto weniger verzögerte er seinen Aufbruch zum Heere so lange, daß er die Thore der Stadt bereits verschlossen fand, als er endlich hinaus wollte, und nur von den Wällen herab der Schlacht zusehen konnte. Seine Flucht war so übereilt, daß er sogar seine Krone und seine wichtigsten Papiere im Stich ließ. Der Spott des Volkes nannte den vertriebenen Fürsten seitdem den Winterkönig, weil seine Herrschaft grade von einem Winter zum anderen gedauert hatte. — Friedrich floh zuerst nach Schlesien, welches Land sich für ihn erhob, und dessen Stände ihm gelobten, treulich bei ihm und seiner Sache auszuhalten; doch auch hier schwand ihm bald der Muth,

er entfloh abermals heimlich nach Cüstrin und vergaß nicht, 60,000 Gulden, welche die schlesischen Stände zum Kriege bewilligt hatten, auf seiner Flucht mitzunehmen. Die Schlesier mußten sich dem Kaiser unterwerfen und mit schweren Opfern an Geld ihre Auflehnung büßen.

Auf das arme Böhmen entlud sich der Zorn des Kaisers, nachdem es anfänglich geschienen hatte, als wollte er mit Milde die Herzen des Volkes wieder gewinnen, in erschrecklicher Weise nach Ablauf von 3 Monaten. Am 21. Juni 1621 wurden 27 der vornehmsten Böhmen hingerichtet, der Rector der Universität, Jessenius, enthauptet, nachdem ihm zuvor die Zunge ausgerissen, viele Gelehrte durch Stockschläge getödtet, und das Vermögen von 728 böhmischen Edelleuten und einer noch viel größeren Zahl von Bürgern konfiszirt. Die Jesuiten zogen im Triumphe wieder in Prag ein, der katholische Gottesdienst wurde überall wieder hergestellt, der protestantische Glauben durch allerlei Zwangsmaßregeln unterdrückt, so daß an 3000 protestantische Familien das Land verließen. Der den Böhmen verliehene und so feierlich beschworene Majestätsbrief wurde vom Kaiser selbst zerschnitten, zum Zeichen, daß Böhmens Freiheit auf immer vernichtet sein solle. —

Es ist indessen wohl an der Zeit, daß wir uns danach umsehen, in wie weit diese traurigen Ereignisse unser Brandenburg und seine Bewohner berühren.

Im Allgemeinen wissen wir bereits, daß die Sache der Böhmen wenig Anklang in den Herzen der lutherischen Brandenburger fand; waren jene ja doch reformirten Glaubens und der Fanatismus der lutherischen Prediger hatte hinreichend dafür gesorgt, daß sie von ihren lutherischen Glaubensgenossen mehr gehaßt wurden, als selbst die Katholiken. So wenig Beistand daher die Böhmen in Brandenburg gefunden hatten, so wenig Mitleid erregte jetzt dort ihr Unglück; ja die Verblendung ging so weit, daß man über den Sieg des Kaisers triumphirte und dabei gänzlich übersah, an wen nun zunächst die Reihe kommen würde.

Der Kurfürst George Wilhelm war im Herzogthum Preußen, als der vertriebene König von Böhmen von Schlesien aus zuerst um einen Zufluchtsort für seine der Entbindung nahe Gemahlin und sodann auch für sich bei dem Statthalter der Mark Brandenburg, dem Kanzler Adam v. Schwarzenberg, antrug. Es war nicht allein die fast gänzliche Erschöpfung der kurfürstlichen Kassen, so wie die Abgeneigtheit des brandenburgischen Volkes, sich der kalvinistischen Königsfamilie halber Opfer aufzulegen, welche den Statthalter und die kurfürstlichen Räthe bewegen konnten, eine so billige Bitte zu verweigern, als vielmehr die Besorgniß der vorsichtigen Herren, was wohl der Kaiser dazu sagen werde, wenn Brandenburg der vertriebenen Königsfamilie Schutz und Beistand gewährte. Erst als die Königin von Frankfurt aus an ihren Schwager, den Kurfürsten, selbst schrieb und in den beweglichsten Worten um Aufnahme und Schutz bat, auch versprach, alle dadurch erwachsenden Kosten selbst zu decken, erst da wurde der hohen Frau auf den ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten das Schloß in Cüstrin zur Verfügung gestellt. Der Kurfürst sagt in einem Schreiben an den Statthalter selbst: „er sehe wohl ein, daß ihm dieser Besuch beim Kaiser und beim Könige von Polen viel

Verdruß und Ungelegenheit bereiten werde, daß er sich aber der Pflicht der Menschenliebe, die ein Christ dem anderen zu erweisen schuldig sei, nicht entziehen könne und wolle."

Mit dem Beginne des nächsten Jahres erschien auch der inzwischen aus Schlesien entflohene König von Böhmen mit zahlreichem Gefolge in Cüstrin und steigerte die Verlegenheit der kurfürstlichen Räthe, welche bei leeren Kassen schon kaum den Unterhalt der Königin zu bestreiten im Stande waren, auf's Höchste. Bald konnte Cüstrin nicht mehr so zahlreiche Gäste ernähren und der Hof des Winterkönigs wurde daher genöthigt, nach Berlin überzusiedeln.

Doch auch hier sollten die armen Flüchtlinge keine lange Ruhe haben. Der Kaiser, welcher den vertriebenen Böhmenkönig, mit Umgehung aller Reichsgesetze, in die Acht des Reichs erklärt hatte, ließ dem Kurfürsten George Wilhelm sehr lebhaft seinen Unwillen darüber ausdrücken, daß er dem Reichsfeind Schutz und Gastfreundschaft in seinen Ländern gewähre, und verlangte von ihm die sofortige Ausweisung. Der Kurfürst war leider schwach genug, diesem Verlangen nachzugeben und dem unglücklichen Fürsten zu erklären, daß er ihm nicht länger Schutz gewähren könne, wenn er nicht sein eigenes Land in's Verderben bringen wolle. König Friedrich begab sich hierauf nach Dänemark, gefolgt von dem Triumphgeschrei der durch Religionshaß verblendeten Berliner, welche dem Bettelkönig die Thore zu verschließen drohten, wenn er etwa wiederkehren wolle. Einer noch größeren Ungerechtigkeit und Härte als gegen den unglücklichen Böhmenkönig machte sich der Kaiser gegen den tapferen Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf und mittelbar gegen das ganze Haus Brandenburg schuldig, eine Ungerechtigkeit, welche erst nach mehr als 100 Jahren blutig am Hause Habsburg gerächt und mit reichlichen Zinsen vergolten werden sollte.

Dieser Prinz Johann Georg, der zweite Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich, welcher durch den Hausvertrag zu Gera (1598) den Grund zu der künftigen Größe des brandenburgisch-preußischen Staates gelegt, hatte durch die Bestimmung seines Vaters das Herzogthum Jägerndorf, in Folge der Erbverbrüderung an Brandenburg gefallen, erhalten, um so mit seinen Ansprüchen abgefunden zu sein. Wir sahen den ritterlichen Markgrafen im Beginn des 30jährigen Krieges sich mit einem schwachen Heerhaufen dem mächtigen Heere des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen entgegen werfen und sich vor der Uebermacht desselben nach Schlesien zurückziehen. Als nun der geflüchtete König von Böhmen auch die braven Schlesier feiger Weise im Stiche ließ, ernannte er kurz vor seiner Flucht den Markgrafen von Jägerndorf zu seinem obersten Feldhauptmann und dieser führte mit geringen Streitkräften auf eigne Faust den Krieg gegen den Kaiser fort. Als er sich indessen gegen die Uebermacht nicht länger halten konnte, ging er nach Siebenbürgen zu dessen tapferem Fürsten Bethlen Gabor, der ebenfalls mit dem Kaiser im Kriege lebte, und starb daselbst, nachdem er noch einmal für die gute Sache zum Schwerte gegriffen hatte.

Das Herzogthum Jägerndorf mußte nun unzweifelhaft und nach allen Rechtsgrundsätzen den Kindern des verstorbenen Markgrafen, oder, wenn solche nicht vorhanden, an das Kurhaus Brandenburg zurückfallen; denn wenn auch der Markgraf feindlich gegen den Kaiser aufgetreten war und

dafür von diesem zur Verantwortung gezogen werden konnte, so wäre es doch eine schreiende Rechtsverletzung gewesen, das Haus Brandenburg dafür büßen zu lassen. Dennoch beging sie der Kaiser; die Hand, die ja den feierlich beschworenen Majestätsbrief der Böhmen zerschnitten, scheute sich auch nicht, fremdes Eigenthum zu ergreifen. Das Herzogthum Jägerndorf wurde ohne Weiteres für kaiserliches Eigenthum erklärt und einem treuen Anhänger des Kaisers, dem Herzoge von Troppau, Carl v. Lichtenstein, zur Belohnung für seine Dienste übergeben.

Des Kurfürsten George Wilhelm's schwacher Widerspruch gegen diese Gewaltthat blieb unbeachtet. — —

Die nächsten kriegerischen Ereignisse des 30jährigen Krieges berühren unsern brandenburgischen Staat nicht unmittelbar; noch war die Zeit nicht gekommen, wo die Geißel dieses furchtbarsten aller Kriege das arme Land bis in's innerste Leben treffen sollte. Wir erwähnen diese Ereignisse daher nur flüchtig, so viel es zum Verständniß des Ganzen erforderlich ist.

Bald nach der völligen Unterwerfung und grausamen Bestrafung Böhmens schloß Kaiser Ferdinand auch mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, Frieden (im Januar 1622); und da der evangelische Bund, wie wir schon gesehen haben, gar nichts Ernstliches gegen den Kaiser zu unternehmen gewagt hatte, vielmehr auf die ersten Drohungen desselben die Sache des geächteten Böhmenkönigs Friedrich aufgegeben und sein Kriegsvolk entlassen hatte, so war der Kaiser in dem Streite gegen die protestantische Sache so vollständig Sieger geblieben, daß es gänzlich von ihm abhing, dem besiegten Gegner Gesetze zu diktiren.

Wie leicht wäre es jetzt dem Kaiser gewesen, Deutschland den Frieden zu schenken, mit edler Großmuth dem besiegten Feinde zu verzeihen; doch das hätte schlecht in die Pläne der katholischen Partei gepaßt, die protestantische Lehre sollte ja völlig vom Erdboden vertilgt werden.

So wurde denn der besiegte Böhmenkönig Friedrich, der zugleich Kurfürst von der Pfalz war, nicht blos der Krone Böhmens, sondern auch seiner Erbländer, der Pfalz, beraubt, in die Reichsacht erklärt und sein Land dem Baiernherzoge Maximilian zur Belohnung für seine Dienste zuerkannt, eine ebenso schreiende Rechtsverletzung als die Wegnahme des Herzogthums Jägerndorf. Dabei wurde in Böhmen, Schlesien, in den österreichischen Erblanden, kurz in allen unterworfenen Ländern überall auf's Grausamste gegen die Protestanten gewüthet und die Absicht, den evangelischen Glauben völlig zu unterdrücken, trat immer deutlicher hervor. Das dem Kurfürsten von Sachsen gegebene Versprechen, die lutherische Sache zu schonen und nur die reformirte Lehre unterdrücken zu wollen, kümmerte den Kaiser gar wenig; war dieser doch ein Ketzer wie jene, und daß man einem Ketzer den geschwornen Eid nicht zu halten brauche, war einer der ersten jesuitischen Lehrsätze.

Das ohnmächtige, durch inneren Zwist, Halbheit, Unentschlossenheit und Kraftlosigkeit zerrissene protestantische Deutschland mußte sich ohne Widerstand dem mächtigen Willen des Kaisers unterwerfen; um so leuchtender klingen aus diesem allgemeinen Elende die Namen einiger tapferen Fürsten hervor, die allein es noch wagten, mit eifrigem Glaubensmuthe die evangelische Sache zu vertheidigen und dem Kaiser Widerstand zu leisten.

Das endliche Schicksal des tapferen Markgrafen von Jägerndorf haben wir schon kennen gelernt; auch der Name des Grafen von Mannsfeld, welcher mit 4000 geübten Streitern den Böhmen zu Hilfe gezogen war, ist bereits erwähnt worden.

Nach der unglücklichen Schlacht am weißen Berge zog sich dieser ebenso muthige als geschickte Feldherr vor den überlegenen Schaaren des kaiserlichen Generals Tilly aus Böhmen zurück, erreichte glücklich den Rhein und verstärkte hier durch neugeworbene Schaaren und englische Hilfsvölker sein Heer bis auf 20,000 Mann. Im Verein mit dem ritterlichen Herzog Christian von Braunschweig, welcher, durch das Unglück der entflohenen Königsfamilie und besonders durch die Schönheit der Königin Elisabeth gerührt, einen Schwur abgelegt hatte, sie auf Böhmens Thron zurück zu führen, konnte Graf Mannsfeld immerhin Hoffnung fassen, noch etwas Ernstliches für die protestantische Lehre zu unternehmen. Auch das Heer, mit welchem Christian von Braunschweig unter dem Wahlspruch: „Gottes Freund und der Pfaffen Feind," durch Westphalen nach dem Rheine zog, um sich mit Mannsfeld zu vereinigen, war 15,000 geübte Streiter stark.

In dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, der das schimpfliche Ende der evangelischen Union nicht ertragen konnte, erhob sich noch ein tapferer Arm zur Vertheidigung des Glaubens; auch er führte dem evangelischen Heere nahe an 15,000 Krieger zu und der inzwischen nach Holland geflüchtete König Friedrich glaubte nun, mit Erfolg noch einen Versuch zur Rettung der evangelischen Sache und seines Kurfürstenthums machen zu können; er begab sich verkleidet durch Frankreich in seine Erbländer und übernahm die Führung des neu gebildeten Heeres. Anfänglich schien auch das Glück seinen kühnen Versuch begünstigen zu wollen, indem der kaiserliche General Tilly am 27. April 1622 bei Wisloch, unfern von Heidelberg, durch Mannsfeld geschlagen wurde. Aber nur kurze Zeit sollte durch dies glückliche Ereigniß freudige Hoffnung in den Herzen der Evangelischen erweckt werden.

Tilly, unzweifelhaft einer der ersten Feldherren seiner Zeit, war zwar geschlagen, aber nicht besiegt; nach kurzer Frist hatte er sich von der erlittenen Niederlage erholt und schlug zuerst den Markgrafen von Baden am 6. Mai bei Wimpfen völlig auf's Haupt, sodann am 20. Juni den Herzog von Braunschweig, als dieser bei Höchst über den Main wollte, ebenfalls derartig, daß sich nur geringe Trümmer des Heeres mit dem Grafen von Mannsfeld vereinigen konnten.

Was Tapferkeit und Glück der kaiserlichen Waffen begonnen hatte, wußte List und Schlauheit zu vollenden. Der schwache König von England, Schwiegervater Friedrich's von der Pfalz, wußte, durch falsche Vorspiegelungen dazu veranlaßt, seinen Schwiegersohn zur Entlassung des Grafen Mannsfeld und des Herzogs von Braunschweig aus seinen Diensten zu bewegen. Man hatte dem armen Fürsten glauben gemacht, freiwillige Unterwerfung unter des Kaisers Willen würde ihm am besten dessen Verzeihung zusichern.

Auch versprach der Kaiser dem wieder nach Holland gegangenen betrogenen Fürsten, seine Sache auf einem Kurfürstentage in Erwägung zu

ziehen; während dieser Verhandlungen aber eroberte Tilly die Pfalz und wüthete mit furchtbarer Grausamkeit gegen das reiche Land. Herzog Christian und Graf Mannsfeld schlugen sich durch die spanischen Truppen bei Fleurus durch; ersterer kehrte, schwer verwundet, in sein Land zurück, während Mannsfeld mit 5000 Kriegern nach Ostfriesland zog.

So schien die protestantische Sache denn gänzlich verloren; nur der niedersächsische Kreis war in ganz Deutschland der einzige, der noch seine Unabhängigkeit behauptete. Als Tilly Anstalten traf, auch diesen dem Kaiser zu unterwerfen, rüsteten zwar die Niedersachsen und stellten ein Heer von 20,000 Mann unter den Befehl des inzwischen genesenen, aber nunmehr einarmigen Herzogs Christian von Braunschweig; doch verloren sie bald den Muth zum Kampfe, als der Kaiser ernstlich drohte und ihnen nirgends, auch bei den eigenen Glaubensgenossen, Unterstützung zu Theil ward. Sie legten die Waffen nieder, Herzog Christian aber zog mit geringer Mannschaft nach Ostfriesland, um sich mit Graf Mannsfeld zu vereinigen. Auf diesem Marsche wurde er bei Stadtlohn von Tilly eingeholt und am 9. August 1623 so gänzlich geschlagen, daß er sich nur mit Mühe nach Holland rettete.

Damit war der Sieg der katholischen Partei völlig entschieden; ganz Deutschland war in den Händen des Kaisers und erwartete mit ängstlicher Spannung, wie dieser seine unbeschränkte Macht gegen die evangelische Partei gebrauchen würde.

Im Ganzen war wenig Hoffnung dafür vorhanden, daß der protestantische Glauben fernerhin in Deutschland geduldet werde; die Absicht, ganz Deutschland wieder in den Schoß der allein selig machenden katholischen Kirche zurückzuführen, war schon zu unverkennbar ausgesprochen, um an den nächsten Schritten gegen die Protestanten noch zu zweifeln.

Zwar waren innerhalb der protestantischen Partei noch immerhin tüchtige Kräfte genug vorhanden, um vereint dem Kaiser lange kräftigen Widerstand leisten zu können; zum Unglück für die Sache fehlte es aber gänzlich an einem Manne, der sich an die Spitze zu stellen Muth und Geschick genug hatte. Die mächtigeren protestantischen Fürsten hatten nicht einmal den Willen dazu; den Kurfürsten von Sachsen haben wir ja sich auf Kosten seiner eignen Glaubensgenossen mit dem Kaiser verbünden sehen; der Kurfürst von Brandenburg war froh, daß die bisherigen Ereignisse es ihm gestattet hatten, sich weder an die eine noch an die andere Partei anzuschließen und seine schwankende, unentschlossene Neutralität, zu welcher er hauptsächlich durch seinen Kanzler Schwarzenberg bewogen worden, festzuhalten. Die übrigen protestantischen Fürsten waren theils nicht mächtig genug, theils zu uneinig unter sich, um etwas Bedeutendes gegen den Kaiser zu unternehmen.

Der vereinte Widerspruch Sachsens und Brandenburgs auf dem Fürstentage zu Regensburg 1623 gegen die Verleihung der pfälzischen Kurwürde an Herzog Maximilian von Baiern konnte dem unglücklichen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz trotz der schreienden Rechtsverletzung nicht einmal sein Erbland retten, und als der Kurfürst von Sachsen, durch die Ueberlassung der Lausitz beschwichtigt, seinen Widerstand gegen die beabsichtigte Maßregel aufgab, stand Kurfürst George Wilhelm mit seinem

Widerspruch eben so vereinzelt da, als er unnützer Weise gegen die Verleihung des Herzogthums Jägerndorf an Carl v. Lichtenstein protestirt hatte.

George Wilhelm sah auch sehr wohl das Nutzlose seines Protestes gegen beide bereits ausgeführte Maßregeln ein und begnügte sich, das Recht seines Hauses für künftige Zeiten wenigstens dadurch zu bewahren, daß er als Reichsfürst beharrlich seine Zustimmung verweigerte.

Je ohnmächtiger indessen die besiegten protestantischen Fürsten Deutschlands in die Hände des Kaisers gegeben waren, mit um so größerer Eifersucht und Besorgniß sahen die übrigen Mächte Europa's die Macht des österreichischen Fürstenhauses zu ungeahnter Höhe wachsen. Dieses Uebergewicht nicht zu groß werden zu lassen, mußte fortan ihre eifrigste Sorge sein.

Wir sehen daher den Lenker der französischen Regierung, den Cardinal Richelieu, dem Kaiser in Italien Verlegenheiten bereiten, um den Protestanten im Norden Deutschlands Luft zu verschaffen; wir sehen den König Jacob von England endlich seinen Irrthum erkennen und von Neuem dem Grafen Mannsfeld Geld zur Werbung neuer Heere zahlen; vor Allem aber waren es zwei mächtige Fürsten des Nordens, welche sich der unterdrückten protestantischen Sache annahmen, König Gustav Adolf von Schweden und Christian IV. von Dänemark.

Beide Fürsten boten den protestantischen Fürsten Deutschlands ihre Hilfe gegen den Kaiser an; leider aber waren beide Fürsten selbst mit einander entzweit und Christian IV. konnte sich nicht entschließen, gemeinsam mit Gustav Adolf in den von diesem vorgeschlagenen großen Bund aller protestantischen Fürsten einzutreten. So wollte es abermals das unglückliche Schicksal der Protestanten, daß innere Zwistigkeiten die schönsten Hoffnungen zertrümmerten.

Die Maßregeln des Kaisers gegen die Protestanten (schon fing man an, die Güter der ehemaligen Kirchen und Klöster wieder einzuziehen) nöthigten indessen die Protestanten, zum neuen Kampfe zu rüsten. Mit englischen Hilfsgeldern wurden trotz der wiederholten Abmahnungen des Kaisers in Niedersachsen neue Heere geworben und dem Könige Christian IV. von Dänemark die oberste Leitung des neu ausbrechenden Krieges übertragen.

Auch diesen Abschnitt des dreißigjährigen Krieges schildern wir nur in flüchtigen Zügen, so weit er die Mark Brandenburg berührt; der Uebersichtlichkeit halber aber widmen wir ihm einen neuen Paragraphen.

§. 21.

Fortsetzung. Der deutsch-dänische Krieg.

Die Erfolge, welche der Kaiser in den bisher beschriebenen Kämpfen errungen hatte, verdankte derselbe zunächst den gewaltigen Anstrengungen der katholischen Ligue, als deren Haupt man Maximilian von Baiern, als deren besten Feldherrn wir den berühmten Grafen v. Tilly kennen gelernt haben, so wie den von Spanien gestellten Hilfsvölkern. Ein eignes kaiserliches Heer, nur vom Kaiser abhängig und durch kaiserliche Feldherren geführt, gab es eigentlich kaum dem Namen nach und doch war

eine Unabhängigkeit des Kaisers von dem katholischen Bunde, dessen selbständige Stellung diesem nachgerade schon lästig zu werden begann, nur dann möglich, wenn er sich auf ein starkes, nur ihm gehorchendes Kriegsheer stützen konnte.

Die Vorsehung führte dem Kaiser einen Mann zu, der wie kein Anderer geeignet war, diese Aufgabe zu erfüllen.

Albrecht von Waldstein, aus einer uralten, aber armen böhmischen Familie entsprossen und im reformirten Glauben erzogen, trat zur katholischen Religion wieder zurück, wie man sagt, weil er als Page am Hofe des Markgrafen von Braunau schlafend aus dem Fenster des hoch gelegenen Schlosses gestürzt sei, ohne Schaden zu nehmen, und man ihn überredet habe, seine Rettung einem Wunder der Jungfrau Maria zuzuschreiben.

Jedenfalls wurde Waldstein ein eifriger, bigotter Anhänger der katholischen Lehre und verfolgte in der hohen Stellung, welche Glück und Talent ihn erringen ließ, die protestantische Sache mit unerhörtem Fanatismus und wilder Grausamkeit.

Nachdem Albrecht von Waldstein in Pavia studirt und dort mit ganz besonderer Vorliebe Astrologie und Sterndeuterei, der er mit unbegrenztem Vertrauen sein ganzes Leben hindurch anhing, getrieben hatte, lockte ihn zuerst der Türkenkrieg von 1591—1606 unter die kaiserlichen Fahnen. Nachdem er sich in diesem Kriege hohe Auszeichnung erworben und auch dem Kaiser im Kampfe gegen die Venetianer gute Dienste geleistet hatte, vermählte sich Albrecht v. Waldstein mit einer sehr reich begüterten Wittwe, welche ihn sehr bald zum alleinigen Herrn ihres unermeßlichen Vermögens machte.

Nach Beendigung des böhmischen Krieges zum Statthalter von Böhmen ernannt, wußte Waldstein durch Ankauf der vielen konfiszirten Güter böhmischer Edelleute sein Vermögen zu einem mehr als fürstlichen zu machen; ob die gegen ihn erhobene Beschuldigung, daß er sein Amt als Statthalter zu eigener Bereicherung gemißbraucht habe, wahr ist, möge dahin gestellt bleiben.

Jedenfalls sah sich im Jahre 1622 Albrecht von Waldstein im Besitz von mehr als 60 größeren und kleineren Herrschaften in Böhmen, zu welchen als Belohnung für seine gegen den Grafen von Mannsfeld, den Markgrafen von Jägerndorf und den Fürsten Bethlen Gabor geleisteten Kriegsdienste noch die Herrschaft Friedland und die Verleihung des Fürstentitels trat.

Die Pracht, welche an Wallenstein's Hofe in Prag herrschte, verdunkelte selbst den Glanz der mächtigsten Königshöfe Europa's; wir erwähnen hier nur, daß zur Erbauung seines Palastes mehr als 100 Häuser in Prag niedergerissen werden mußten, daß in seinem Vorsaale 50 Trabanten Tag und Nacht Wache hielten, 12 junge Edelleute zu seiner persönlichen Aufwartung bestimmt waren, zu seinen Reisen mehr als 60 Wagen benutzt wurden u. s. w.

Der Soldat hing mit scheuer Ehrfurcht an dem Feldherrn, dessen Kriegsruhm schon zu jener Zeit weit und breit bekannt war, das Volk erzählte sich mit geheimnißvollem Grauen so manches Wunderbare von dem Wallensteiner, wie er später genannt wurde, so z. B. daß er Hahnengeschrei,

Hundegebell nicht vertragen könne, daß er einen Hausgeist beherberge, der ihn bei allen Unternehmungen leite, ja Viele glaubten ihn wohl ernstlich mit dem Teufel im Bunde.

An diesen mächtigen und bedeutenden Mann nun wendete sich der Kaiser mit dem Anliegen, ihm ein eignes kaiserliches Heer zu verschaffen, welches er nach eignem Gutdünken, unabhängig von der katholischen Ligue, gebrauchen könne. Der Kaiser wünschte dieses Heer auf 20,000 Mann gebracht zu sehen; Wallenstein aber gab zur Antwort, daß er 20,000 Mann nicht ernähren könne, wohl aber 50,000. Er meinte damit, daß ein Heer von 50,000 Mann überall, wo es hin komme, stark genug sei, den Herrn zu spielen und sich daher überall selbst ernähren könne.

Man ging in Wien, obgleich es klar genug zu Tage lag, welche Greuel ein solches Heer über das Land beschwören müsse, in alle Vorschläge Wallenstein's ein und beauftragte ihn unter den ausgedehntesten Vollmachten mit der Werbung eines kaiserlichen Heeres von 50,000 Mann.

Im ganzen Reiche ertönte die Werbetrommel des ruhmvoll bekannten Herzogs von Friedland, Schaaren von Abenteurern führte ihm sein Feldherrnname und seine bekannte Freigebigkeit zu und bald sah sich der Friedländer an der Spitze eines Heeres von 23,000 Mann, mit welchem er von Böhmen nach Franken aufbrach und dasselbe dort in kurzer Zeit auf 40,000 Mann vermehrte. Sein gewaltiger Geist und sein eminentes Feldherrntalent verstanden es sehr bald, in die zusammengelaufenen Schaaren Ordnung und Gehorsam zu bringen und dieselben zu einem wohlgeordneten Ganzen zu beseelen.

So sah sich der Kaiser denn endlich der Erfüllung seiner Wünsche nahe; er war im Besitze einer großen, nur ihm gehorchenden Streitmacht und konnte nun mit Ernst gegen die Protestanten in Niedersachsen, welche, wie wir aus dem vorigen Paragraphen wissen, sich zu neuem Kampfe rüsteten, auftreten. Nöthigenfalls aber gewährte ihm dieses Kriegsheer auch die Mittel, sich völlig unabhängig von der katholischen Ligue zu machen, ja diese selbst seinem eignen Willen zu unterwerfen.

Sind wir bei der Schilderung Albrecht v. Waldstein's und der Art und Weise, wie er das Heer für den Kaiser zusammenbrachte, etwas weitläuftiger gewesen, als es der Zweck dieser Blätter eigentlich gestattet, so schien es uns doch nothwendig, unserm Leser durch diese Schilderung es erklärlich zu machen, wie durch solche Heere und bei der damaligen Kriegführung so unabsehbares Elend über alle Länder gebracht werden mußte, welche der Krieg berührte. Wir fügen dieser Beschreibung sogar noch einige Bemerkungen hinzu, welche zum Verständniß nothwendig erscheinen.

Die schöne und in den neuesten Zeiten wieder überall, namentlich in unserm Preußen, zur Geltung gekommene Idee, das Land durch die eigenen Landesbewohner zu vertheidigen, war zur Zeit des 30jährigen Krieges seit mehr als einem Jahrhundert fast in allen Ländern völlig verschwunden. Die Kriege jener Zeit wurden durch geworbene, gegen Sold dienende Heere, daher Söldner, Soldaten genannt, geführt, die geworbenen Schaaren nach Beendigung des Krieges wieder entlassen. Der 30jährige Krieg brachte dieses System zur höchsten Blüthe, und hob natürlicher Weise die

furchtbaren Nachtheile desselben für das Land und seine Bewohner in demselben Maße hervor.

Von Vaterlandsliebe war selbstverständlich bei so zusammengelaufenen Schaaren aus aller Herren Länder keine Rede; sie fochten nur für den eigenen Erwerb und zur Befriedigung der eigenen Lüste, und wenn der Sold ausblieb und oft auch ohne daß dieser ausblieb, holten sie sich ihren Unterhalt aus der Tasche, aus der Truhe und dem Stall des Bürgers und des Bauern. Gar arg wurde es, wenn nach beendetem Kriege solche entlassene Schaaren herrenlos und brodlos umher irrten; sie thaten sich dann wohl unter selbst gewählten Führern zusammen und raubten und plünderten auf eigene Faust. So wurden die Heere damaliger Zeit sehr bald der Sammelplatz für den Auswurf der Menschheit, die Geißel für die friedlichen Bewohner des Landes.

Durch die Ereignisse des 30jährigen Krieges wurde allmählich der Soldatenstand über alle anderen Stände empor gehoben; die furchtbare Vergewaltigung, welche sich die Soldateska gegen jeden anderen Stand erlaubte, prägte immer mehr den Gedanken aus: „Der Soldat befiehlt, der Bürger und Bauer gehorcht."

Durch diesen Gedanken angelockt, eilte nach und nach der größte Theil der thatkräftigen männlichen Bevölkerung unter die Fahnen der Heere, denn die meisten Menschen zogen es vor, bei der Unterdrückung Anderer lieber mitzuhelfen, als selbst unterdrückt zu werden. Die Wahl jener ehernen Zeit war einmal: „Hammer oder Amboß zu sein, zu schinden oder selbst geschunden zu werden," und diese Wahl war für die meisten, namentlich kräftigen Menschen jener Zeit nicht zweifelhaft.

Was die Bevölkerung des flachen Landes, was die Bürger der Städte, die solchen Söldnerschaaren freiwillig oder mit Gewalt die Thore öffneten, von diesen zu leiden hatten, erklärt sich bei geringem Nachdenken von selbst; nur dadurch gewinnen die entsetzlichen Schilderungen aller Schriftsteller von dem grenzenlosen Elende, welches der 30jährige Krieg über alle von ihm berührten Länder verbreitete, und dessen traurige Folgen lange Jahre nicht verwischen konnten, an Glaubwürdigkeit.

Auch unsere Mark Brandenburg sollte gar bald ihr voll gerütteltes Theil an diesem Elende erhalten. —

Wir haben schon erwähnt, daß die Stände in Niedersachsen, der einzigen Gegend Norddeutschlands, welche bis dahin ihre Unabhängigkeit vom Kaiser bewahrt hatte, lebhafte Rüstungen zu einer Wiederaufnahme des Kampfes veranstalteten. Zu dem damaligen niedersächsischen Kreise gehörte das ganze Magdeburgische und Halberstädtische Gebiet, Braunschweig, Hannover, Holstein, Lübeck, Bremen, Hamburg und die Herzogthümer Mecklenburg, immerhin also eine noch ziemlich bedeutende Macht, die, von auswärtigen Regierungen unterstützt, dem Kaiser manchen harten Kampf bereiten konnte.

König Christian IV. von Dänemark, in seiner Eigenschaft als Herzog von Holstein mit zum niedersächsischen Kreise gehörend, wurde von den Ständen mit der obersten Leitung des Krieges beauftragt und ein Heer von 60,000 Mann sollte unter seine Befehle gestellt werden; leider aber

bestand dieses von den Ständen bewilligte Heer nur auf dem Papier, nicht in der Wirklichkeit.

Denn als der Kaiser die Niedersachsen und König Christian ernstlich zur Entwaffnung aufforderte und schließlich Tilly beauftragte, diese Entwaffnung gewaltsam durchzuführen, da entsank den meisten der Stände der Muth; viele gehorchten, einige ließen sich in Unterhandlungen ein und schließlich traten anstatt der beschlossenen 60,000 nur 7000 Krieger unter die Befehle König Christian's, der sich darauf mit Herzog Christian von Braunschweig und dem Grafen von Mannsfeld bei Nienburg vereinigte und so doch mit 60,000 Mann den Kaiserlichen gegenüber treten konnte.

Mittlerweile war auch Wallenstein mit seinen Schaaren bis an die Elbe vorgedrungen und ließ sein Heer in den fruchtbaren Gegenden von Magdeburg, Halberstadt und Anhalt in gewohnter Weise sich selbst ernähren.

So stand denn das Kriegsungewitter dicht an den Grenzen unserer Mark, bereit, beim ersten Anlaß sich auch über diese zu entladen. Die Verlegenheit des Kurfürsten George Wilhelm, dieser drohenden Lage gegenüber einen dem Lande heilsamen Entschluß zu fassen, war nicht gering, und der billige Beurtheiler muß bei einigem Nachdenken zugeben, daß es in der That nicht leicht war, hier das Beste zu treffen.

Auf die Seite der Protestanten zog den Kurfürsten die eigene Neigung, waren sie ja doch seine Glaubensgenossen, befand sich ja doch auf dieser Seite sein eigner Schwager, dem er gerne wieder zu seinem Lande verholfen hätte, kämpfte doch in den Reihen der Protestanten ein Prinz seines eignen Hauses, Christian Wilhelm, Bisthumverweser von Magdeburg, der Oheim des Kurfürsten. Auf diese Seite hin suchte den Kurfürsten auch die Mehrzahl seiner Räthe zu leiten. Endlich aber lockte den Kurfürsten auf diese Seite auch die am 2. Mai 1626 zu Kaschau vollzogene Vermählung seiner Schwester Katharina mit dem Fürsten Bethlen Gabor, einem alten Feinde des Hauses Habsburg.

Auf der anderen Seite hoffte der Kurfürst durch Anhänglichkeit an den Kaiser am ehesten sich im Besitz seiner Länder zu erhalten; der Gedanke, gegen den Kaiser die Waffen zu tragen, das unglückliche Schicksal seines Schwagers Friedrich erschreckte den rathlosen Fürsten und ließ keinen festen Entschluß in ihm aufkommen.

Sein Kanzler Adam v. Schwarzenberg war es vornehmlich, der den Fürsten auf die Seite des Kaisers zu ziehen bemüht war.

Endlich nach schweren inneren Kämpfen entschloß sich George Wilhelm, bei dem ausbrechenden Kriege neutral zu bleiben, ein Entschluß, der dem Lande nur dann die traurigen Folgen des Krieges hätte ersparen können, wenn dasselbe, im Besitz einer starken Kriegsmacht, seine Neutralität gegen jeden der Gegner nöthigenfalls mit Gewalt zu behaupten im Stande war.

Der Kurfürst, dem es gewiß nicht an Einsicht und redlichem Willen fehlte, verlangte daher auch von den Ständen die Mittel zur Bildung eines Heeres von 20,000 Mann zum Schutz des Landes, fand aber bei diesen den lebhaftesten Widerspruch gegen eine so heilsame Maßregel. Das Land sei zu arm, meinten sie, eine solche Kriegsmacht zu besolden und zu ernähren und hatten allerdings nicht Unrecht darin. Der Wohlstand der

Mark Brandenburg war gesunken, woran zumeist das schlechte Münzwesen, die Ausgabe schlechter, gehaltloser Münzen (Kipper- und Wipperwesen) die Schuld trug; neue Abgaben wollten sich die Stände nicht auferlegen lassen, der Staat war verschuldet, die kurfürstlichen Kassen waren leer. Dennoch muß man es als eine Verblendung der brandenburgischen Stände und als eine Verkennung ihres eigenen Vortheils bezeichnen, daß sie ihrem Landesfürsten die Mittel zu einer nothwendigen Maßregel versagten. Finden lassen hätten sich dieselben bei größerer Bereitwilligkeit immer noch, denn in seltsamem Widerspruch zu dem traurigen Ernste der Zeit finden wir gerade damals im brandenburgischen Volke in allen Ständen eine überhand nehmende Neigung zu kostspieligen und verschwenderischen Lustbarkeiten aller Art; zumal in der Hauptstadt Berlin ging die Vergnügungssucht so weit, daß der Kurfürst im Jahre 1623 durch strenge Edikte an die Bürgermeister und Rathmannen der Städte Berlin und Cöln gegen dieselbe einschritt. Wo aber ein Volk noch die Mittel zu üppigen Vergnügungen besitzt, da dürfen auch die Mittel zur Behauptung der eignen Freiheit nicht fehlen und der Geschichtschreiber darf daher nicht dem vom besten Willen beseelten Kurfürsten, sondern nur dem traurigen Unverstande der Vertreter des Volkes es zuschreiben, wenn das arme Land wehrlos den heranbrechenden Stürmen Preis gegeben war und gleichmäßig von beiden Parteien zu leiden hatte.

Mit Mühe und Noth brachte es der Kurfürst dahin, daß wenigstens etwas Kriegsvolk geworben wurde, leider aber in so unzureichender Zahl, daß damit nicht einmal 10,000 Kosaken, die vom König von Polen dem Grafen Tilly zu Hilfe gesendet wurden, völlig von den Grenzen des Landes abgehalten werden konnten. Die Grausamkeiten und Erpressungen, welche diese halbwilden Horden bei ihrem Zuge verübten, waren für die armen Marken nur ein kleiner Vorgeschmack der über sie verhängten Leiden.

George Wilhelm machte unter diesen traurigen Verhältnissen noch einen Versuch, seinem Lande sowohl wie ganz Deutschland die Schrecken eines neuen Krieges zu ersparen und bemühte sich, zwischen beiden Parteien den Frieden zu vermitteln.

In der That kam es noch im December 1626 zu Braunschweig zur Eröffnung von Friedensunterhandlungen; leider aber scheiterten dieselben an den übermäßigen Forderungen Tilly's und Wallenstein's. Die niedersächsischen Stände zogen diesen die Entscheidung durch das Schwert vor; der Krieg brach aus.

Schon im Februar 1627 zog der tapfere Graf Mannsfeld, dem eine starke dänische Schaar unter dem General Fuchs beigegeben war, gegen den an der Elbe stehenden Wallenstein auf, vereinigte sich mit dem Markgrafen Christian Wilhelm von Magdeburg und versuchte nunmehr, die Elbbrücken bei Dessau zu stürmen. Leider erlitt er am 25. April 1626 eine so vollständige Niederlage bei Wollmirstedt, daß er mit nur 5000 Mann sich nach der Mark Brandenburg rettete. Hier verstärkte er zwar durch Anwerbungen seine Schaar wieder bis auf 15,000 Mann, konnte aber doch dem ihm folgenden Wallenstein keinen ernsten Widerstand mehr leisten und zog daher raubend, brennend und plündernd durch die Mark nach

Schlesien, überschritt glücklich den nach Mähren führenden Jablunkapaß und vereinigte sich mit Bethlen Gabor, welcher den Krieg gegen den Kaiser ebenfalls wieder aufgenommen hatte.

Wallenstein's Schaaren folgten dem fliehenden Feinde, die Neutralität des Kurfürsten ebensowenig achtend und, obgleich die Hälfte derselben durch Hunger und Noth zu Grunde ging, zwang Wallenstein dennoch den Fürsten Bethlen Gabor zum Frieden.

Graf Mannsfeld, im Begriff, über Venedig nach England zu gehen, um neue Hilfe zu holen, starb am 30. November 1626, in ihm einer der tapfersten, umsichtigsten und geschicktesten Verfechter des protestantischen Glaubens. Bezeichnend genug für den Charakter des Helden ist es, daß er den Tod in voller Waffenrüstung zwischen zweien seiner Heerführer stehend erwartete.

Wenige Tage darauf folgte ihm der junge Herzog von Weimar, welchem er den Oberbefehl über die Reste seines Heeres anvertraut hatte, in's Grab.

Dem anderen Theile des protestantischen Heeres unter König Christian erging es leider nicht besser. Der ihm gegenüber stehende Tilly, mit welchem er den Zusammenstoß anfänglich vermeiden wollte, um den Kriegsschauplatz nach Thüringen zu verlegen, zwang ihn beim Dorfe Lutter am Barenberge, unweit Goslar, am 27. August 1627 zur Schlacht, in welcher der Dänenkönig nach tapferer Gegenwehr völlig geschlagen, sein Heer durch den rastlos verfolgenden Tilly fast vernichtet wurde.

Auch Wallenstein kehrte mit seinem Heere, nachdem er Bethlen Gabor zum Frieden gezwungen hatte, durch Schlesien wieder zurück, durchzog, nachdem er eine brandenburgische Schaar unter dem Oberst v. Burgsdorf, welche ihm den Eintritt in die Neumark streitig machen wollte, geschlagen und aufgerieben hatte, zum zweiten Male trotz aller Proteste des Kurfürsten und unter den schrecklichsten Erpressungen und Verwüstungen die Mark Brandenburg, eroberte Mecklenburg, vereinigte sich mit Tilly und drängte, in kurzer Zeit Holstein, Schleswig und Jütland erobernd, den vergeblich um Frieden bittenden Dänenkönig auf seine Inseln zurück. Sein Zorn, wegen mangelnder Schiffe demselben nicht auch bis dorthin folgen zu können, soll so groß gewesen sein, daß er in ohnmächtiger Wuth glühende Kugeln in's Meer schießen ließ.

Durch diese großartigen Erfolge wuchs der Uebermuth und der Stolz des Herzogs von Friedland zu einer wahrhaft unerträglichen Höhe, ein sicheres Zeichen, daß sein Fall nicht mehr fern sei.

Die Herzöge von Mecklenburg, welche nach dem Siege Tilly's bei Lutter den Kaiser vergeblich um Verzeihung gebeten hatten, wurden vom Kaiser für ungehorsame Reichsfürsten erklärt, die ihr Land verwirkt hätten; Mecklenburg wurde zur Belohnung für seine Dienste dem zum Reichsfürsten erhobenen Wallenstein übertragen, der in seinem grenzenlosen Hochmuthe dem Kurfürsten George Wilhelm, welcher sich für die nach Schweden entflohenen Herzöge verwenden wollte, sogar die beleidigende Antwort gab: „er solle nur sorgen dafür, daß er sein eignes Land behalte.“ Auch über Pommern, welches nach alten Verträgen, wie unsere Leser wissen, nach dem Aussterben seiner Fürsten an Brandenburg fallen sollte, hatten sich mit

Verletzung alles Rechtes des Wallensteiners wilde Heerschaaren ergossen und man hat sichere Anzeichen dafür, daß es in Wallenstein's Absicht gelegen hat, Pommern mit gänzlicher Nichtachtung der Rechte Brandenburgs als Reichslehen für den Kaiser einzuziehen.

Was half nun dem Kurfürsten George Wilhelm seine von ihm gewissenhaft beobachtete Neutralität?

Mit gleicher Grausamkeit und Wuth hatten sich die Schaaren beider Parteien über das unglückliche Land ergossen und Drangsale über dasselbe herbeigeführt, welche selbst die wildesten und gesetzlosesten Zeiten, ja selbst die Zeit der Räuber und Wegelagerer bei Weitem übertrafen.

Dem armen Landvolke wurden unter den unerhörtesten Folterqualen, welche näher zu beschreiben die Feder sich sträubt, Geständnisse erpreßt, wo es seine Ersparnisse verborgen habe, nachdem die Elenden ja bereits all' ihre Habe der wilden Raubsucht geopfert hatten. Oft wurden in den Dörfern, nachdem dieselben ausgeplündert, sämmtliche Bewohner getödtet, Frauen und Jungfrauen vorher geschändet, die Häuser in blinder Zerstörungswuth niedergebrannt. Ganze Ortschaften wurden so vom Erdboden vertilgt, ohne jemals wieder aufgebaut zu werden; ihre Namen aber haben sich hier und da noch bis auf die heutige Zeit erhalten. Den Städten wurden unerschwingliche Kontributionen auferlegt und grausame Strafe folgte, wo dieselben nicht wenigstens zum größeren Theile aufgebracht wurden. So forderte der kaiserliche Oberst Hebron 1626 im Winter von 1624—25 von den Städten Brandenburg, Rathenow, Belitz, Spandau, Potsdam eine monatliche Kriegssteuer von 7700 Gulden, Montecuculi verlangte in der Neumark monatlich für seinen Stab und sein Regiment nicht weniger als 30,000 Gulden, außerdem für seine Tafel 12,000, für die Tafel jedes seiner Oberstlieutenants 6000 Gulden u. s. w.

Ganze Gegenden der Mark Brandenburg waren in kurzer Zeit zur Wüste geworden, ihre Bevölkerung todt oder entflohen oder durchzog als Bettler das Land, während die Kriegsobersten praßten und schwelgten; selten ist wohl in der Mark Brandenburg zu irgend einer Zeit bitterere Noth neben größerem Ueberfluß zu finden gewesen, als damals. Begnügte sich doch ein Oberster gewiß nicht mit weniger als 40—60 Schüsseln an seiner Tafel, der geringste Offizier mit wenigstens 10—12 Gerichten.

Alle Klagen des Kurfürsten beim Kaiser und bei den Feldherren beider Parteien wurden von dem Ersteren unbeachtet gelassen, von den Letzteren oft mit beleidigendem Hohne erwiedert, höchstens mit der eisernen Nothwendigkeit entschuldigt.

Ja selbst, als der Kurfürst im Mai 1627, um sich den Kaiser recht geneigt zu machen, die Kurwürde Baierns anerkannte, gegen welche er bisher vergeblich protestirt hatte, als er alle seine Unterthanen und Vasallen, die etwa Dienste gegen den Kaiser genommen hatten, aus diesen zurückrief und die Vertreibung der Dänen mit Gewalt befahl, konnte diese Bereitwilligkeit das arme Land nicht vor den schwersten Bedrückungen retten.

Doch, wenden wir uns zu den kriegerischen Ereignissen zurück.

Durch die glänzenden Siege Tilly's und Wallenstein's war ganz Deutschland abermals dem Willen des Kaisers unterworfen und furchtbarer

als je ein Kaiser vor ihm, stand Kaiser Ferdinand da, den Fuß auf das bezwungene Deutschland setzend. Mit Ausnahme weniger Städte, unter denen insbesondere die Stadt Stralsund glänzend hervor leuchtet, setzte Niemand mehr dem Willen des Kaisers Widerstand entgegen, und fast hatte es den Anschein, als sollte ihm gelingen, was die alten sächsischen und hohenstaufischen Kaiser vergeblich erstrebt hatten, nämlich Deutschland zu einem einzigen erblichen Königreiche unter dem Hause Habsburg zu machen. Wer kann sagen, wie sich dann die Geschicke unseres deutschen Vaterlandes, aber auch zunächst das Schicksal der neuen, zum Heil für die Menschheit erstandenen Lehre gestaltet haben würde! Jedenfalls ließ der Kaiser den günstigen Augenblick vorübergehen und schwerlich wird die Vorsehung einen zweiten derartigen für das Haus Habsburg herbeiführen.

Erwähnen wir hier noch kurz des rühmlichen Widerstandes, welchen die feste Stadt Stralsund der furchtbaren Uebermacht Wallenstein's leistete

Albrecht von Wallenstein, welcher sich in seinem Hochmuthe vom Kaiser zum General des oceanischen und baltischen Meeres hatte ernennen lassen, richtete seine Blicke auf die reiche und mächtige Stadt Stralsund, wo er eine Flotte zu finden hoffte, um den Krieg auf die dänischen Inseln übertragen und so Dänemark gänzlich vernichten zu können. Die Stadt indessen, wohl wissend, wessen sie sich von dem Eroberer zu versehen hatte, weigerte sich, auf ihre Neutralität gestützt, standhaft, kaiserliches Kriegsvolk in ihre Mauern einzulassen, bot aber, um allen Weitläuftigkeiten zu entgehen, dem kaiserlichen Oberst Arnim, welcher den freien Durchmarsch forderte, 15,000 Rthlr. Entschädigung. Arnim forderte statt dessen 150,000 Rthlr., die darüber angeknüpften Unterhandlungen zerschlugen sich und plötzlich besetzte Arnim die Insel Dänholm, wurde aber durch die ebenso tapfere wie entschlossene Bürgerschaft sehr bald wieder von dort vertrieben.

Wallenstein entbrannte im heftigsten Zorn gegen die Stadt, als er die Kunde davon erhielt und es begann nun eine langwierige und sehr nachdrücklich geführte Belagerung der Stadt. Der übermüthige Feldherr schwur: „er müßte die Stadt erobern und wenn sie mit Ketten an den Himmel geschlossen sei.“

Aber die patriotischen Bürger Stralsund's gelobten, für ihrer Stadt Freiheiten und Rechte bis auf den letzten Blutstropfen zu streiten und schlugen standhaft alle Angriffe der Kaiserlichen ab. Von Christian IV. mit Schiffen und Kriegsbedarf unterstützt, leistete die Stadt dem gefürchteten Wallenstein selbst, welcher sie mit einem großen Heere eng einschloß und auf's heftigste bombardirte, hartnäckig Widerstand, entfernte aus ihren Mauern alle Weiber und Kinder, um den Muth der Vertheidiger nicht durch die Besorgniß für diese sinken zu lassen und schlug die wüthendsten Stürme zurück. Das kaiserliche Heer verlor Tausende von Streitern und dennoch mußte der übermüthige Feldherr, als 2000 Schweden in der Stadt landeten und auch König Christian die Küsten Mecklenburgs mit einer Flotte bedrohte, die Belagerung der Stadt aufgeben. Am 1. August 1628 zog das kaiserliche Heer von Stralsund, dessen Bürgerschaft sich mit unvergänglichem Ruhm bedeckt hatte, ab, und eroberte und zerstörte aus

Rache dafür die Stadt Wolgast. Noch heute wird dieser frohe Tag in Stralsund festlich begangen. —

Bald darauf kam denn auch, im Mai 1629, zu Lübeck ein Frieden zwischen dem Kaiser und Christian von Dänemark zu Stande. Dieser Letztere erhielt alle ihm abgenommenen Länder zurück und versprach dagegen, sich ferner nicht mehr in die deutschen Angelegenheiten mischen zu wollen. Die Sache des protestantischen Deutschlands war nunmehr gänzlich hilflos der Gnade des Kaisers anheim gestellt.

Auch zögerte der Kaiser, von den unaufhörlichen Einflüsterungen der Jesuiten getrieben, nicht länger, der protestantischen Partei den Todesstoß zu versetzen und unterzeichnete bereits im März 1629, noch vor dem Abschluß des Lübecker Friedens, auf dem Reichstage zu Regensburg das berüchtigte Restitutions-Edikt, dasselbe zu einem Reichsgesetze erhebend.

Dieses Edikt vernichtete alle den Protestanten bisher bewilligten Freiheiten, indem es erstens alle seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Bisthümer, Prälaturen und Pfründen von den Protestanten zurückforderte (hierunter befanden sich allein 2 Erzbisthümer und 12 Bisthümer), indem es zweitens jedem katholischen Fürsten das Recht zuerkannte, seine Unterthanen zur Annahme seines eigenen Bekenntnisses zu zwingen, indem es drittens fernerhin nur die Anhänger der unveränderten Augsburger Confession, also namentlich keine Reformirten mehr dulden zu wollen erklärte und endlich alle Widersetzlichen, ja sogar die Säumigen mit der Reichsacht bedrohte.

Dieses furchtbare Edikt erregte bei den Katholiken den größten Jubel und mit Eifer machten sich die Jesuiten daran, dasselbe wenigstens im südlichen Deutschland in's Leben zu rufen. In Schlesien wurden die armen Protestanten durch Lichtenstein'sche Dragoner, die man Seligmacher nannte, mit wilder Grausamkeit zur Bekehrung angehalten oder auf die martervollste Weise getödtet; überall wurden die Unterthanen gezwungen, das Bekenntniß ihrer Fürsten anzunehmen oder ihrer Habe beraubt und vertrieben. Das reiche Augsburg mußte sechs Kirchen herausgeben und einen Bischof anerkennen, die protestantische Bevölkerung aber auswandern.

Weniger eifrig als im Süden ging man im Norden Deutschlands mit der Einführung des Restitutions-Edikts zu Werke; Stralsund hatte gezeigt, daß der Norddeutsche sich schwerlich so gutwillig fügen werde, als es im Süden geschehen. Auch ließ es z. B. Magdeburg lieber auf eine schwere regelmäßige Belagerung ankommen, als daß es sich dem furchtbaren Edikte unterworfen hätte. Endlich aber fürchtete die katholische Partei, daß zu harte Maßregeln gegen die norddeutschen Protestanten leicht eine Vereinigung Schwedens und Dänemarks zu deren Gunsten herbeiführen könne und schließlich wollte man die protestantischen Fürsten Sachsens und Brandenburgs wohl nicht mit Gewalt in das feindliche Lager drängen.

Als eine gerechte Vergeltung muß es angesehen werden, daß grade der Mann, welcher durch seine glänzenden Thaten dem Kaiser zu allen seinen Erfolgen verholfen hatte, nunmehr auf dem Gipfel seiner Macht allmählich der Gegenstand des Mißtrauens seitens der kaiserlichen Partei wurde, und sein eigner ungemessener Stolz und Ehrgeiz der Grund seines

Falles wurde. Mit der kurzen Geschichte dieses Falles schließen wir diesen Abschnitt.

Die katholischen Fürsten Deutschlands hatten die unerhörten Gewaltthaten Wallenstein's bis dahin stillschweigend gut geheißen; war ja doch durch ihn hauptsächlich die protestantische Partei unterdrückt worden. Nach dem Falle derselben fing man indessen im katholischen Lager an, die ungeheure Macht Wallenstein's, welcher immer noch trotz des Friedens über 100,000 Mann unter den Waffen hatte, mit steigendem Mißtrauen anzusehen, besonders waren es die Fürsten der Ligue, welche sich jetzt der beleidigenden Art, mit welcher Wallenstein deutsche Reichsfürsten behandelt hatte, mit Unwillen erinnerten und mit Geringschätzung in dem neu ernannten Reichsfürsten nur den böhmischen Edelmann erblicken wollten.

Die heilige Ligue sah durch Wallenstein ihre Macht auf's Aeußerste gefährdet und zögerte nicht, durch Einflüsterungen über Wallenstein's ehrgeizige und weithin gehende Absichten den Kaiser gegen ihn einzunehmen; auch mögen diese Besorgnisse wohl nicht ganz ungegründet gewesen sein.

Selbst am kaiserlichen Hoflager wurde man mißtrauisch gegen den übermächtigen Kriegsfürsten und vielfach wurde Wallenstein durch vertraute Briefe aus Wien gewarnt, sich zu hüten, da Tilly Befehl habe, sich seiner Person zu bemächtigen, wo nicht gar ihn aus dem Leben zu schaffen. Wallenstein verlachte dergleichen Warnungen.

Als jedoch der Kaiser im Jahre 1630 abermals zu Regensburg einen Reichstag eröffnete und Wallenstein mit einem ansehnlichen Heere in der Nähe stand, brach der allgemeine Sturm des Unwillens gegen ihn los. Von den protestantischen Fürsten, deren Länder er mit unerhörter Grausamkeit verwüstet hatte, gingen die dringendsten Klagen über ihn ein und der Kaiser sah sich genöthigt, dem allgemeinen Drängen nachzugeben und entschloß sich zu dem Wagniß, Wallenstein's Absetzung auszusprechen.

Wider Erwarten gehorchte Wallenstein, der sein Schicksal schon vorher in den Sternen gelesen haben wollte, der ersten Aufforderung des Kaisers, legte den Oberbefehl nieder und begab sich auf seine Güter, von welchen wir ihn zur Zeit, als das Haus Habsburg in großer Bedrängniß seine Dienste wiederum gebrauchte, nochmals erscheinen sehen werden.

Nur 40,000 Mann seines Heeres behielt der Kaiser unter Waffen; auch die katholische Ligue entließ ihre Armee bis auf 30,000 Mann.

§. 22.

Fortsetzung. Der schwedisch-polnische Krieg.

Während so die brandenburgischen Länder des Kurfürsten George Wilhelm von dem Ungewitter des Krieges schwer heimgesucht wurden, erwuchsen demselben durch den neu ausbrechenden Krieg zwischen Polen und Schweden auch im Osten seines Landes, im Herzogthum Preußen, neue Verlegenheiten, indem er auch hier in die Lage kam, mitten zwischen zwei streitenden Parteien einen festen Entschluß fassen zu müssen.

Und in der That, die Schwierigkeit des Entschlusses war hier nicht geringer wie dort. König Gustav Adolf war sein Schwager, war ein ritterlicher Held, der den Kurfürsten mit allen Mitteln auf seine Seite zu ziehen bemüht war und überdem der letzte Verfechter des protestantischen Glaubens, auf welchen sich alle Blicke der schwer niedergedrückten protestantischen Partei mit Hoffnung richteten.

König Sigismund von Polen dagegen war sein Lehnsherr, dem er eidlich Treue gelobt hatte; ihm hingen die Stände des Herzogthums Preußen als ihrem oberſten Lehnsherren noch immer an; er war zugleich der Verbündete des Kaisers, mit dem es nicht zu verderben der Kurfürst, wie wir wissen, vor Allem geflissentlich bemüht war. Bevor wir indessen schildern, zu welchem Entschlusse der Kurfürst von den streitenden Parteien und seinen eigenen Räthen gedrängt wurde, berühren wir kurz die Ursache der Streitigkeiten selbst.

König Sigismund III. von Polen, ein Enkel des großen schwedischen Königs Gustav Wasa und ein Neffe des polnischen Königs Sigismund II., war in der katholischen Religion erzogen worden, da ihm bereits bei Lebzeiten seines Oheims Sigismund der polnische Königsthron bestimmt war. Er bestieg diesen auch im Jahre 1587, und als sein Onkel, der König Johann II. von Schweden, im Jahre 1592 starb, wurde er gleichzeitig König von Schweden.

In diesem Lande hatte indessen zu jener Zeit der Protestantismus tiefe Wurzeln geschlagen und die Schweden sahen sich nur mit Mißtrauen und Unwillen von einem Könige regiert, der katholisch war und nicht einmal in ihrem eigenen Lande residirte, sondern sich beständig in Polen aufhielt; ja der nicht einmal seinen Sohn nach Schweden schicken und in der protestantischen Lehre erziehen lassen wollte. Als Sigismund sogar so unklug war, daß er von Polen aus Versuche zur Unterdrückung des Protestantismus in Schweden machte, wurde er im Jahre 1600 der Regierung Schwedens verlustig erklärt und dieselbe seinem zweiten Oheim übertragen, der auch im Jahre 1604 als Carl IX. den Titel eines Königs von Schweden annahm. Der hierüber ausbrechende Krieg zwischen Polen und Schweden hatte sich auf den im Jahre 1611 seinem Vater Carl IX. folgenden König Gustav Adolf (1611—1632) vererbt und sollte nun nach Ablauf eines zweijährigen Waffenstillstandes den Kurfürsten George Wilhelm in eine äußerst mißliche Lage bringen.

König Gustav Adolf, als Feldherr ein ebenbürtiger Gegner Wallensteins, vergöttert von seinen Soldaten, geliebt von seinen Unterthanen, hatte im Jahre 1625 die Polen überall in Liefland siegreich zurückgedrängt und war tief bis nach Samaiten eingedrungen. Wollte er diese günstigen Erfolge weiter ausbeuten, so war es für ihn unumgängliche Nothwendigkeit, durch preußisches Gebiet nach Polen zu ziehen. Die preußischen Stände, in richtiger Erkenntniß der ihnen drohenden Gefahr, bewilligten daher auch dem Kurfürsten mit ungewohnter Freigebigkeit die Mittel zur Vertheidigung des Landes gegen beide Parteien; es wurden einige Truppen geworben, zur Sicherung des Hafens von Pillau 4 Schiffe gemiethet und eine Schanze zur Vertheidigung des Eingangs aufgeworfen.

Alle diese Maßregeln waren indessen unzulänglich, denn Gustav Adolf erschien plötzlich im Sommer 1626 mit einer Flotte vor Pillau, nahm nach wenigen Stunden die schlecht vertheidigte Festung ein und ließ dieselbe, da sie ihm fortan als Rückhalt dienen sollte, sofort stärker befestigen.

Den Abgesandten des preußischen Oberraths, welcher in Abwesenheit des Kurfürsten die Regierung führte und welche, bestürzt über die unerhörte Gewaltthat, zu ihm eilten, erklärte der König kurzweg: „er beabsichtige sonst nichts Feindliches gegen das Land, aber Pillau brauche er nothwendiger Weise als Rückhalt für sein Heer, als Schutz für seine Flotte; übrigens verlange er von ihnen eine kurze und bestimmte Erklärung, ob sie sich für oder wider ihn erklären wollten. Im ersteren Falle wolle er als oberster Feldherr das Land gegen alle Angriffe schützen, andernfalls aber wolle auch er des Landes Feind sein und ihnen rechtschaffen in die Wolle greifen.“ (Des Königs eigene Worte.)

Mit Mühe erlangten die Oberräthe die Einwilligung des Königs, die Stände des Landes zusammen zu berufen, und da er ihnen nicht mehr als 3 Tage Zeit zu einer bestimmten Antwort gab, so war die Verlegenheit derselben, ohne den Kurfürsten einen so tief greifenden Entschluß fassen zu müssen, in der That nicht gering. Endlich kam denn ein Vertrag zu Stande, in welchem das Land sich für völlig parteilos erklärte, sofern der Kurfürst nichts dagegen hätte. Gustav Adolf hatte sich inzwischen der Städte Elbing und Marienwerder bemächtigt und auch Danzig aufgefordert, sich in dem ausbrechenden Kampfe für parteilos zu erklären; diese mächtige Stadt hatte indessen abschläglich geantwortet.

Der Kurfürst George Wilhelm war außer sich, als er die Vorgänge in Preußen und das eigenmächtige Verfahren seines Schwagers erfuhr; er meinte, daß er um Ehre und Reputation käme, wenn er solches stillschweigend zugäbe und mehr als alles Andere, ja mehr als die Rathschläge Schwarzenberg's, bewog wohl das gewaltthätige Auftreten Gustav Adolf's, so wie geringschätzende Aeußerungen desselben über ihn, den Kurfürsten, fest bei der Sache des Polenkönigs auszuharren.

Und in der That warf man in Polen dem Kurfürsten ganz offen die schlechte Vertheidigung und rasche Uebergabe Pillau's als Verrath an der Sache seines Lehnsherrn vor und verlangte, daß er der Herrschaft über Preußen verlustig erklärt werde.

Es ist von vielen Seiten dem Kurfürsten der Vorwurf gemacht worden, daß er nicht durch offenen und energischen Anschluß an die Sache seines Schwagers schon jetzt die Gelegenheit ergriffen habe, die so lästige Lehnsherrschaft Polens über das Herzogthum Preußen los zu werden. Erwägt man aber, daß Gustav Adolf nur über 13,000 Mann zu gebieten hatte, welche durch die geringe Macht George Wilhelm's nur unwesentlich verstärkt worden wären, erwägt man andererseits die große Macht des polnischen Reiches, gestützt auf den Kaiser, dessen Hilfsmittel zu jener Zeit unermeßlich waren, so würde wohl selbst ein kühnerer Fürst, als George Wilhelm es war, sich besonnen haben, ein solches Wagniß einzugehen.

So kann der parteilose und unbefangene Geschichtschreiber den Entschluß des Kurfürsten, treu bei seiner Lehnspflicht auszuharren, wohl nur billigen.

Um seinen guten Willen zu bethätigen, warb der Kurfürst nunmehr zu Anfang des Jahres 1627 in der Mark ein Heer von 7000 Mann, mit welchem er selbst nach Preußen aufbrach, um die Grenzen des Landes zu schützen; und gleichzeitig wurde Gustav Adolf aufgefordert, das Land und auch Pillau zu räumen. Diese Aufforderung wurde zwar zurückgewiesen, endlich aber ein Vertrag zu Stande gebracht, nach welchem Gustav Adolf sich verpflichtete, das Herzogthum Preußen mit Ausnahme von Pillau zu verlassen, wogegen der Kurfürst versprach, bis Ende September nichts gegen diese Festung zu unternehmen.

Auch dieser Vertrag gab abermals dem Polenkönige Veranlassung zum heftigsten Unwillen gegen George Wilhelm; Ersterer verlangte wiederholt Schritte des Kurfürsten, welche mit seiner Lehnspflicht gegen Polen im Einklange ständen und es entschieden bezeichneten, daß er sich der gegen Gustav Adolf eingegangenen Verbindlichkeiten los und ledig betrachte. So ließ denn der Kurfürst 1000 Mann seines Heeres zur Verstärkung der polnischen Streitkräfte abgehen; ehe diese jedoch das polnische Heer erreichten, wurden sie von den Schweden gefangen genommen. Gustav Adolf schickte die Befehlshaber und die Geschütze seinem Schwager zwar zurück, ließ ihm aber zugleich die heftigsten Vorwürfe über sein wortbrüchiges Benehmen gegen ihn machen.

Auch mußte der zwischen beiden Parteien ohne eigene Macht dastehende Fürst sich bewegen lassen, wiederum einen Vertrag zu unterzeichnen, in welchem er dem Könige versprach, auch den Polen fortan keine Hilfe mehr leisten zu wollen.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß dieses Versprechen des Kurfürsten am meisten der im Lande herrschend gewordenen Stimmung entsprach. Die Kriege des Königs von Polen für diesen mit zu führen, dazu hatten die preußischen Stände überhaupt nie Lust bezeigt, und des schwedischen Königs edle, alle Herzen gewinnende Persönlichkeit, die musterhafte Mannszucht seines Heeres, die glücklichen Erfolge seiner Waffen und der fromme Eifer, mit welchem er die unterdrückten Protestanten überall aufmunterte und schützte, hatten nicht verfehlt, im ganzen Lande einen günstigen Eindruck zu machen; insbesondere im Vergleich mit der rohen Zügellosigkeit des polnischen Kriegsvolkes und der gänzlichen Nichtbeachtung aller darüber erhobenen Klagen.

Noch im Herbste 1627 wurden zum Glück für das Land Friedensunterhandlungen angeknüpft, deren sich der Kurfürst auf das Lebhafteste annahm. Zwar scheiterten dieselben anfänglich an den übertriebenen Ansprüchen Sigismund's von Polen, welcher von seinem unbesiegten Gegner nicht weniger als Herausgabe der eroberten Länder, Ersatz der Kriegskosten und Niederlegung der schwedischen Krone forderte; doch wurden die Unterhandlungen im Jahre 1628 wieder aufgenommen. Noch einmal drohte der Krieg heftig zu entbrennen, als Wallenstein dem Polenkönige 10,000 Mann seiner bewährten Truppen zu Hilfe sendete; als aber Gustav Adolf sich unerschrocken zur entscheidenden Schlacht rüstete, als die kaiserlichen Hilfstruppen wegen Mangel an Sold wieder abzogen und sich Thorn's bemächtigten, da gelang es den vereinten Bemühungen Frankreichs und Englands, zwar nicht einen definitiven Frieden zwischen Polen und Schweden,

wohl aber einen sechs Jahre dauernden Waffenstillstand zum Abschluß zu bringen am 31. October 1629.

Von welcher entscheidenden Wichtigkeit dieser Waffenstillstand für die Geschicke Deutschlands und der protestantischen Sache war, werden wir im nächsten Paragraphen sehen. —

§. 23.

Fortsetzung. Gustav Adolf in Deutschland.

Wir haben im 21. Paragraphen unserer Geschichte geschildert, wie durch die glänzenden Siege der kaiserlichen Heere, durch die Unentschlossenheit und Uneinigkeit, ja selbst Abtrünnigkeit der protestantischen Fürsten, durch den finsteren Glaubenshaß, mit welchem die katholische Partei die erfochtenen Siege rücksichtslos ausbeutete, die neue Lehre mit gänzlichem Untergange bedroht schien.

Aber das alte Wort, „wo die Noth am größten, da ist Gottes Hilfe am nächsten", es bewährte sich auch hier wieder und in dem großen und edlen Könige von Schweden, Gustav Adolf, erweckte die Vorsehung einen neuen Vorkämpfer für Licht und Wahrheit gegen Aberglauben und Finsterniß.

Schon lange hatte der edle Sinn Gustav Adolf's sich danach gesehnt, thätig für die unterdrückte Lehre der Protestanten aufzutreten; seine Zerwürfnisse mit Dänemark, seine fortwährenden Kriege mit Polen hatten ihn bisher verhindert, das Schwert für seine Glaubensbrüder zu ziehen und erst der am Schlusse des vorigen Paragraphen erzählte 6jährige Waffenstillstand mit Polen machte ihm die Erfüllung dieses Lieblingswunsches möglich. Man hat viel darüber gesprochen und geschrieben, daß Gustav Adolf nicht von uneigennützigen Beweggründen geleitet, den Kampf unternommen habe, daß ihm der Gedanke vorgeschwebt habe, sich zum Herrn Deutschlands, ja sogar zum deutschen Kaiser zu machen; erwägt man aber, mit welchen geringen Mitteln der edle König den Kampf gegen die ungeheure Macht des Kaisers unternahm, so erscheint es fast lächerlich, ihm wenigstens am Anfange des Krieges solche abenteuerliche Pläne unterzuschieben, mögen sie auch bei der Fortsetzung desselben und durch die glänzenden Erfolge seiner Waffen allmählich mehr oder weniger Gestaltung in seiner Seele gefunden haben.

Der Hauptbeweggrund des frommen Königs zum Kriege war unzweifelhaft der glühende Wunsch, seinen gemißhandelten Glaubensgenossen in Deutschland zu helfen; nebenbei mochte ihn wohl auch der Gedanke leiten, sich am Kaiser für die den Polen geleistete thätige Hilfe, für die geringschätzende Abweisung seiner Gesandten, als er sich für seine vertriebenen Vettern von Mecklenburg verwenden wollte, zu rächen und schließlich wohl auch die Aussicht, seinem armen Lande durch den Krieg einen Zuwachs an reicheren deutschen Ländern und so eine kräftige Stütze und größere Bedeutung zu verschaffen. Wer wollte ihn in jener Zeit eines solchen Gedankens halber tadeln?

Nach einem äußerst rührenden Abschiede von den Ständen seines Reiches, welche ihre volle Zustimmung zu dem vom Könige begonnenen Kriege gegeben hatten, schiffte sich Gustav Adolf mit nur 15,000 Mann bewährter Soldaten ein und landete am 24. Juni 1630 auf der kleinen Insel Ruden, Usedom gegenüber; am folgenden Tage, gerade 100 Jahre nach der Ueberreichung der Augsburger Bekenntnißschrift, fand die Ausschiffung des Heeres statt; der fromme König war der Erste, der an's Land stieg, dort auf seine Kniee fiel und Gott um fernere Hilfe für sein großes Unternehmen anflehte.

Schon den Monat zuvor hatte er die schwedische Besatzung von Stralsund verstärkt und durch den Obersten Leslie die Insel Rügen in Besitz nehmen lassen.

Die schwachen kaiserlichen Besatzungen leisteten nirgends erheblichen Widerstand und in wenigen Tagen sah sich der König im Besitz der Inseln Usedom und Wollin und durch die Einnahme der Städte Wolgast, Wollin und Cammin auch Herr der drei Mündungen des Oderflusses. Die Kunde von Gustav Adolf's völlig unerwarteter Landung erregte in ganz Deutschland eine ungeheure Sensation. In Wien sah man den Angriff einer so unbedeutenden Macht wie Schweden fast als lächerlich an und spottete über den Schneekönig, der vor den Strahlen der kaiserlichen Sonne bald schmelzen werde; Kaiser Ferdinand äußerte beim Empfang der Nachricht die Worte; „da haben wir halt wieder ein neues Feind'l bekommen" und nur der richtige Blick Tilly's erkannte das Gefährliche des neuen Gegners, dessen Feldherrengröße ihn der polnische Krieg richtig beurtheilen gelehrt hatte. Und wie wurde der König von den protestantischen Fürsten und Völkern Deutschlands aufgenommen?

Was das arme unterdrückte Volk betrifft, so richtete sich wohl so mancher Blick hoffnungsvoll auf den neuen im Norden aufgegangenen Stern und erwartete von dort her Befreiung von Knechtschaft und geistiger Sklaverei; die Fürsten setzte des Königs kühner Schritt unzweifelhaft in die äußerste Verlegenheit.

Und in der That war ihre anfangs zaghafte Haltung dem Schwedenkönig gegenüber kaum zu tadeln. Wie sollten sie Vertrauen zu der Kraft desselben gewinnen, der mit nur 15,000 Mann ein Werk unternehmen wollte, was Christian IV. an der Spitze eines Heeres von 60,000 Mann so völlig und so rasch mißlungen war? Und das abermalige Mißlingen, das aller menschlichen Berechnung nach so gut wie gewiß war, es gab die Fürsten, die sich dem Unternehmen angeschlossen, völlig rettungslos der kaiserlichen Rache Preis.

Nur der junge Landgraf von Hessen-Kassel, Ludwig Wilhelm, und die Herzoge von Sachsen-Weimar wagten es, sich offen an den König anzuschließen. Dieser zog demnächst mit seinem Heere vor die wichtige Festung Stettin und bewog den alten Herzog Bogislav XIV. halb mit Güte, halb mit Gewalt, ihm die Festung einzuräumen. Das Abkommen, welches Gustav Adolf bei dieser Gelegenheit mit dem Pommernherzoge traf, war nur geeignet, das Mißtrauen des Kurfürsten George Wilhelm gegen seinen Schwager um ein Beträchtliches zu vermehren. Es wurde nämlich festgesetzt, daß Pommern, welches nach alten Verträgen nach dem Absterben

des alten kinderlosen Herzogs Bogislav an Brandenburg fallen mußte, diesen Verträgen zum Trotz so lange unter schwedischer Herrschaft bleiben sollte, bis Schweden Ersatz für seine Kriegskosten habe. Allerdings galt dieser Vertrag nur für den Fall, daß Herzog Bogislav sterben würde, ehe der Kurfürst von Brandenburg das Bündniß des Pommernherzogs mit Schweden bestätigt habe; jedenfalls lag aber in diesem Vertrage, der eine Art von moralischem Zwang auf Brandenburg ausübte, der Keim zu ernsthaften Verwickelungen; für die Schweden bot er die willkommene Handhabe, die für dieses Land so äußerst vortheilhaft gelegenen pommerschen Küstenländer besetzt zu behalten. —

Durch die Besetzung Stettin's hatte Gustav Adolf nunmehr festen Fuß in Deutschland gefaßt und von hier aus säuberte er in kurzer Zeit ganz Pommern von den kaiserlichen Schaaren, welche sich mit Ausnahme der Besatzungen von Colberg und Greifswald in ein befestigtes Lager bei Garz unter dem kaiserlichen General Torquato di Conti zurückzogen und auf diesem Rückzuge die unerhörtesten Greuelthaten verübten. Ganz besonders entsetzlich war hierbei das Schicksal der von Kroaten geplünderten Stadt Penkun und der Stadt Pasewalk, welche dem kaiserlichen Oberst Götze die ihr auferlegte Contribution von 18,000 Rthlr. nicht zu zahlen im Stande war und nun der unmenschlichen Wuth und Grausamkeit der Soldaten preisgegeben wurde.

Gar vortheilhaft stach gegen das barbarische Benehmen der kaiserlichen Heerführer und Schaaren die strenge Mannszucht der Schweden ab, welche nicht allein nur nahmen, was durchaus für sie nöthig war, sondern oft von ihren eigenen Vorräthen den hungernden Bewohnern mittheilten und sich aller Gewaltthätigkeiten enthielten.

Leider blieb es nicht immer so.

Die Herzen der Bewohner schlugen daher auch immer mehr den Schweden entgegen; immer mehr wurde der edle König als Retter Deutschlands begrüßt, von zahlreich erscheinenden Flugschriften als der Stern des Nordens, als der Löwe von Mitternacht gepriesen, der von Gott gesandt sei, um die Feinde des Glaubens nieder zu werfen.

Seinem Heere lief so viel kriegslustiges Volk zu, daß es in Kurzem schon 30,000 Mann zählte, worunter allerdings sich zum Theil auch aus Schweden nachgekommene Hilfsvölker befanden.

Am 13. Januar 1631 kam denn auch zu Bärwalde in der Neumark ein Bündniß mit Frankreich zu Stande, welches zwar die Protestanten (Hugenotten) im eignen Lande auf's Grausamste bedrückte, die deutschen Protestanten aber gerne unterstützte, um dem Kaiser Verlegenheiten zu bereiten. In diesem auf fünf Jahre abgeschlossenen Vertrage verpflichtete sich Gustav Adolf, ein Heer von 36,000 Mann in Deutschland zur Beschützung des protestantischen Glaubens und zur Wiederherstellung der deutschen Reichsverfassung zu unterhalten, wogegen Frankreich jährlich 400,000 Rthlr. Subsidiengelder zu zahlen versprach.

Noch zu Ende des Jahres 1630 hatten übrigens die Kaiserlichen ihre feste Stellung bei Garz aufgegeben und sich in die Neumark zurückgezogen; Gustav Adolf war ihnen ohne Zögern gefolgt und hatte so auch seinerseits das brandenburgische Gebiet überschritten; die Ereignisse drängten den Kur-

fürsten immer mehr zu einem entscheidenden Entschlusse. Schon am 3. April 1631 erstürmten die Schweden die Stadt Frankfurt und nahmen an den Kaiserlichen furchtbare Rache für den Tag von Neu-Brandenburg in Mecklenburg, wo kurz vorher eine schwedische Besatzung von 2000 Mann, der Uebermacht der Kaiserlichen erliegend, von diesen niedergehauen worden war; leider wurde bei der entfesselten Wuth der Soldaten dabei auch die arme Stadt geplündert; erst der König selbst vermochte die gewohnte Ordnung wieder herzustellen. Kurze Zeit darauf ergab sich auch Landsberg den Schweden und die Kaiserlichen sahen sich nach Schlesien zurückgedrängt.

Hier vor Landsberg war es, wo Gustav Adolf zuerst die dringende Botschaft von der Noth der Stadt Magdeburg erhielt, welche feste und mächtige Stadt durch Tilly's Schaaren eng eingeschlossen und arg bedroht war. Um so lebhafter mußte der Wunsch des Königs sein, mit seinem zaghaft schwankenden Schwager George Wilhelm und dem eben so unentschlossenen Kurfürsten von Sachsen zu einer endlichen Einigung zu kommen; denn nur, wenn er den Durchzug durch die Marken frei und den Uebergang über die Elbe gesichert hatte, konnte er Magdeburg zu Hilfe kommen, was doch vor allen Dingen Noth that.

Sehen wir uns nunmehr danach um, welchen Fortgang die mit den beiden genannten Fürsten schon lange gepflogenen Unterhandlungen inzwischen genommen hatten.

Bald nach der Landung Gustav Adolf's waren auf Antrieb der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg die protestantischen Fürsten Norddeutschlands in Leipzig zusammengetreten und hatten nach endlosen Berathschlagungen den Entschluß gefaßt, sich keiner von beiden Parteien anzuschließen, wohl aber unter Kursachsens Leitung ein eigenes Heer von 40,000 Mann zu bilden und den Kaiser aufzufordern, das Restitutionsedikt aufzuheben und seine Truppen aus Norddeutschland zurückzuziehen.

Der Kaiser antwortete dieser Aufforderung durch ernsthafte Drohungen und beauftragte den General Tilly, Magdeburg, welche Stadt sich ebenfalls dem Leipziger Bunde angeschlossen und die Aufnahme kaiserlicher Truppen, sowie des neuen katholischen Erzbischofs Leopold Wilhelm verweigert hatte, ernsthaft zu belagern und einzunehmen.

Die immer drohender sich gestaltende Lage Magdeburgs nöthigte indessen den König von Schweden zu ernsthaften Schritten, zunächst gegen den Kurfürsten von Brandenburg.

Er verlangte von demselben noch einmal bestimmten Anschluß an seine Sache und zu seiner Sicherung die Uebergabe der Festungen Cüstrin und Spandau, und gab dieser Forderung dadurch Nachdruck, daß er mit einem Heere vor Berlin erschien. In der Köpenicker Heide, eine halbe Stunde von Berlin entfernt, kam es am 3. Mai 1631, nachdem zwei Tage lang in Köpenick fruchtlos verhandelt worden war, zu einer persönlichen Unterredung beider Fürsten, welcher auch die Kurfürstin beiwohnte. Selbst hier konnte George Wilhelm zu keinem Entschlusse kommen und unwillig wollte der König bereits die Verhandlungen abbrechen mit der Drohung, das Land nunmehr feindlich zu behandeln, als es der für Schweden günstig gestimmten Kurfürstin gelang, den Zorn des Königs noch einmal zu

besänftigen und ihn zur Annahme einer Einladung nach Berlin zu bewegen.

Mit 1000 schwedischen Reitern zog der König in der brandenburgischen Hauptstadt ein und nahm sein Quartier im kurfürstlichen Schlosse.

Auch bei der Tags darauf stattfindenden Unterhandlung schwankte der Kurfürst lange hin und her und konnte zu keinem Entschluß kommen; selbst Gustav Adolf sah das Mißliche der Lage seines Schwagers ein und äußerte zu dem anwesenden Herzog von Mecklenburg: „ich kann es ihm fast nicht verdenken, daß er traurig ist, denn es sind gefährliche Dinge, die ich von ihm begehre.“ Endlich siegte die Ueberredungskunst des Königs, der mit ernsten und feurigen Worten auf die Noth Magdeburgs, auf die trostlose Lage der evangelischen Sache, wenn er seine Hand von ihr abzöge, hinwies und noch in später Abendstunde kam ein Vertrag zu Stande, in welchem George Wilhelm den Schweden freien Durchzug durch seine Länder gestattete und ihnen zum Pfande die Festung Spandau einräumte. Doch mußte sich der König verpflichten, auch diese Festung wieder zu räumen, sobald Magdeburg entsetzt sei.

Wahrscheinlich wäre auch dieser Vertrag nicht zu Stande gekommen, wäre der kurfürstliche Kanzler v. Schwarzenberg nicht absichtlich mit einer Sendung nach Holland vom Hofe entfernt gewesen.- Gustav Adolf haßte diesen Mann, dem er mit Recht hauptsächlich das Widerstreben seines Schwagers zuschrieb, dermaßen, daß er gedroht hatte, „ihm den Hals zu zerschlagen, wo er ihn treffen würde.“

Sobald dem König Spandau übergeben war, was noch in derselben Nacht geschah, zog er ungesäumt mit seinem Heere bis in die Nähe von Zerbst, die Kaiserlichen vor sich hertreibend.

Diese zerstörten die Elbbrücke bei Dessau und der König, der nicht eher für Magdeburgs Rettung etwas unternehmen konnte, bis er einen gesicherten Uebergang über die Elbe hatte, sah sich genöthigt, mit dem Kurfürsten von Sachsen wiederum in Unterhandlungen wegen der Uebergabe der Festung Wittenberg zu treten. Johann Georg schlug dieses Verlangen als unvereinbar mit seiner Pflicht gegen den Kaiser ab und in nutzlosen Verhandlungen gingen unersetzliche Tage verloren. Noch hoffte Gustav Adolf den schwankenden Fürsten zur Nachgiebigkeit zu bewegen, da erfüllte schon die furchtbare Botschaft von Magdeburgs Fall und fast gänzlichem Untergange das ganze protestantische Deutschland mit Jammer und Entsetzen, das Herz des großen Königs mit tiefer Trauer. Nicht mit Unrecht schrieb er öffentlich den Fall Magdeburgs der zaghaften Unentschlossenheit der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen zu.

Die blühende und gewerbfleißige Stadt Magdeburg mit 35,000 Einwohnern hatte kurze Zeit nach der Landung Gustav Adolf's sich bereits offen für die protestantische Sache erhoben und den vom Kaiser vertriebenen, heimlich aber wieder zurückgekehrten Verweser des Erzstiftes, Markgraf Christian Wilhelm, mit Jubel aufgenommen. Dieser rüstete in Magdeburg sofort Alles zum Kampfe, ging eine enge Verbindung mit Gustav Adolf ein und eröffnete seinerseits durch die Eroberung von Halle die Feindseligkeiten gegen die im Erzstifte liegenden kaiserlichen Schaaren. Durch den kaiserlichen Feldoberst Pappenheim, von seinen eignen Soldaten

„der Mann ohne Mitleid" oder auch wegen einer großen Narbe „der Schmarrhans" geheißen, wurde der Markgraf indessen schon im Herbst 1630 genöthigt, sich in die Festung zurückzuziehen; doch war es Gustav Adolf gelungen, einen seiner erfahrensten Feldobersten, Dietrich v. Falkenberg, mit 2000 Mann in die Stadt zu werfen, in welcher derselbe nunmehr den Oberbefehl übernahm.

Von Pappenheim anfänglich nur mit 10,000 Mann beobachtet, während Tilly die Siegeslaufbahn Gustav Adolf's vergeblich zu hemmen suchte, wurde die Stadt, als Tilly aus Mecklenburg wieder an die Elbe getrieben worden, von diesem ebenso grausamen als tapferen General mit 40,000 Mann eng eingeschlossen und ihr so hart zugesetzt, daß täglich die Uebergabe zu erwarten stand.

Das heldenmüthige Beispiel Stralsunds vor Augen, vertheidigte sich die 5000 Mann starke waffenfähige Bürgerschaft im Verein mit der schwedischen Garnison auf's Tapferste, konnte aber nicht verhindern, daß nach und nach alle Außenwerke, selbst die Vorstadt Sudenburg und die Neustadt in die Hände der Kaiserlichen fielen. Selbst der eintretende Mangel an Lebensmitteln und an Schießbedarf konnten aber den Muth der tapferen Besatzung nicht erlahmen; sie hofften mit Sicherheit auf die Rettung, die ihnen Gustav Adolf versprochen. Wir haben gesehen, durch welche Umstände dieser verhindert wurde, rechtzeitig zur Hilfe herbei zu eilen.

So kam der 8. Mai heran und die Noth der Stadt war auf's Höchste gestiegen, als Tilly dieselbe noch einmal zur Uebergabe auffordern ließ. Hierin ein Zeichen erblickend, daß der erwartete Entsatz in der Nähe sei, lehnte der tapfere Dietrich v. Falkenberg die Kapitulation ab und ermahnte die Vertheidiger zu muthigem Ausharren und zum Vertrauen auf die nahe Hilfe. Wirklich schien eine Zeit lang Falkenberg's Ansicht gerechtfertigt, denn am 9. schwiegen plötzlich die feindlichen Geschütze, die bis dahin die Stadt unaufhörlich mit Kugeln überschüttet hatten, und wurden sogar theilweise gegen Abend abgefahren.

Neue Hoffnung erwachte in der geängstigten Stadt, doch nur, um bitter getäuscht zu werden.

Allerdings hatte Tilly, welcher vor Magdeburg den besten Theil seines Heeres zu verlieren fürchtete, im Kriegsrathe für die Aufhebung der Belagerung gesprochen; er ward aber durch den Reitergeneral Pappenheim, sowie durch andere kaiserliche Kriegsoberste, welche der Besitz der reichen Stadt lockte, überstimmt. Der Sturm wurde auf den 10. Mai Morgens, wenn die durch Nachtwachen ermüdeten Bürger in der Wachsamkeit nachließen, festgesetzt, die Tapferkeit und Habgier der Soldaten durch das unmenschliche Versprechen einer dreitägigen Plünderung auf's Aeußerste gereizt.

Der Plan gelang leider nur zu gut. Pappenheim drang an der Spitze einer Sturmcolonne als der Erste über die kaum bewachten Wälle und warf den mit einem schwedischen Regimente ihm entgegenstürmenden Falkenberg in wildem Ungestüm zurück; der tapfere schwedische Befehlshaber blieb selbst tödtlich verwundet liegen. Gleichzeitig war eine andere Colonne durch das unbewacht gebliebene Fischerthor in die Stadt gedrungen und von nun an aller Widerstand vergebens.

Schaaren auf Schaaren der Kaiserlichen drangen in die unglückliche Stadt und es begannen nun Auftritte in derselben, von denen sich das menschliche Gefühl mit Grausen abwendet, welche zu erzählen sich die Feder sträubt. Das Grauenvolle der Mord- und Plünderungsscene wurde durch ausbrechendes Feuer sehr bald noch vermehrt und jetzt mußten die Sieger selbst an Rettung des eignen Lebens denken.

Tilly's kalter und grausamer Befehl hatte Magdeburg dem Untergange geweiht, hatte 35,000 friedliche Menschen und ihr Eigenthum in die Hände roher und wüthender Horden gegeben, welche von allen entfesselten Leidenschaften gestachelt, an nichts dachten, als jeder Raserei ihrer wildesten Begierden sofort Genüge zu verschaffen.

Gern übergehen wir die Einzelheiten dieses furchtbaren Trauerspiels und erwähnen nur, daß von Magdeburgs Bevölkerung kaum 5000 Menschen diese entsetzlichen Tage überlebten; gegen 1000 derselben hatten sich in den vom Feuer verschont gebliebenen Dom geflüchtet und wurden hier von den bis zum Ekel an Mord und Blut gesättigten Siegern begnadigt. Drei Viertheile der sonst so blühenden Stadt lagen in Asche, als Tilly am 15. Mai triumphirend seinen Einzug in dieselbe hielt. Muß es nicht als frevelhafter Hohn gegen das maßlose Elend bezeichnet werden, daß der Sieger im Dom eine feierliche Messe lesen und ein Te deum anstimmen ließ?

Gustav Adolf war auf's Tiefste empört über die grausame Zerstörung Magdeburgs; er schwur feierlich, dieselbe an dem kaiserlichen Corporal, wie er Tilly nannte, zu rächen und sollte er sein eignes Leben dafür einsetzen müssen. In einer öffentlichen Rechtfertigungsschrift bewies er seine völlige Schuldlosigkeit an der unglücklichen Begebenheit und schob die Schuld daran auf die Zaghaftigkeit der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen. Hatte aber der Kurfürst George Wilhelm schon vor dem Falle Magdeburgs nur mit dem äußersten Widerstreben die Forderungen seines Schwagers erfüllt, so setzte er nunmehr in das Gelingen der hochfliegenden Pläne desselben gar kein Vertrauen; er sah vielmehr das ganze Unternehmen des Königs als völlig hoffnungslos an und forderte, um sich dem Kaiser gegenüber nicht zu kompromittiren, die Festung Spandau von Gustav Adolf zurück. Man sagt, es sei auch dies auf den Rath des Kanzlers Schwarzenberg geschehen.

Gustav Adolf erfüllte das Verlangen seines Schwagers, um sein gegebenes Wort zu halten; aber er erkannte nun wohl, daß er nur mit Ernst und Strenge etwas gegen den Kurfürsten ausrichten könne. Er erschien daher am 8. Juli mit einem starken Heere vor Berlin, ließ Geschütze gegen die Stadt richten und verlangte die Oeffnung der Thore für den folgenden Morgen, widrigenfalls er mit Beschießung drohte.

Der Kurfürst war wiederum von der größten Unentschlossenheit, er mochte die Forderungen seines Schwagers nicht erfüllen und entbehrte doch aller Mittel, sich dem Willen desselben zu widersetzen. Auf das Zureden seiner Schwiegermutter, der verwittweten Kurfürstin von der Pfalz, begab er sich endlich selbst in das Lager des Königs und hier kam denn, hauptsächlich durch Vermittelung des kursächsischen Feldmarschalls Georg von Arnim, eines Mannes von großer Staatsklugheit und Gewandtheit, ein

Vertrag zwischen beiden Fürsten zu Stande. George Wilhelm schloß sich der Sache des Schwedenkönigs an, räumte ihm abermals Spandau ein, versprach, fernerhin die Festung Cüstrin dem Könige jederzeit zu freiem Durchzuge und im Nothfalle auch zur Zuflucht und Vertheidigung offen zu halten und monatlich 30,000 Rthlr. Hilfsgelder zu zahlen. Wie sehr der König dem Kurfürsten und dessen Beständigkeit mißtraute, geht daraus hervor, daß auf sein ausdrückliches Verlangen die Befehlshaber von Spandau und Cüstrin den Vertrag mit beschwören mußten.

Und in der That, George Wilhelm war zu dem Bündniß mehr überredet und gezwungen worden, als aus eigner Ueberzeugung demselben beigetreten. Auch fühlte er mit Schrecken, wie groß der Zorn des Kaisers gegen ihn sein werde; er entschuldigte sich auch bei diesem wegen seines Schrittes durch den ihm auferlegten Zwang, wurde aber sehr ungnädig abgefertigt. Seinen Kanzler Schwarzenberg mußte der Kurfürst unter diesen Umständen gänzlich vom Hofe entfernen; doch war seine Entfernung nur eine scheinbare, Schwarzenberg wurde zu Sendungen in Holland und Westphalen verwendet und blieb in fortdauerndem Briefwechsel und Verkehr mit seinem Fürsten.

Der Kaiser hatte indessen die protestantischen Fürsten des südlichen Deutschlands, welche sich an dem Leipziger Bündniß betheiligt hatten, mit Gewalt der Waffen zum Rücktritt von demselben gezwungen und ertheilte nunmehr Tilly den Befehl, auch gegen die norddeutschen Mitglieder des Bundes gewaltsam vorzugehen.

Tilly rückte daher zunächst in Sachsen ein. Die Zwangsmaßregeln, welche er indessen gegen den Kurfürsten anwendete, indem er sein Heer nach Belieben plündern und verheeren ließ und den Städten des Landes ungeheure Kriegskontributionen auferlegte, hatten grade die entgegengesetzte als die beabsichtigte Wirkung. Zu schwach, um sich mit den gesammelten 20,000 Mann sächsischen Truppen gegen Tilly's Uebermacht zu vertheidigen, knüpfte der Kurfürst Unterhandlungen mit dem inzwischen an die Elbe vorgerückten Könige von Schweden an; und nachdem dieser anfänglich den Sachsen, um sie für ihr Zaudern zu bestrafen, äußerst harte Bedingungen auferlegt hatte, kam endlich ein Bündniß zwischen Sachsen und Schweden zu Stande, in welchem Gustav Adolf nur engen Anschluß Sachsens an seine Sache und einmonatlichen Sold für seine Armee forderte.

Erwähnt sei hier noch nachträglich, daß Gustav Adolf, bevor er sich mit seinem Heere der Elbe näherte, zuvor noch Mecklenburg von den Kaiserlichen befreit und die vertriebenen Herzöge unter dem Jubel des Volks wieder in ihr Land eingesetzt hatte. Erst dann hatte der König bei Werben an der Elbe ein befestigtes Lager bezogen und alle Versuche Tilly's und Pappenheim's, ihn von dort zu vertreiben, abgewiesen.

Es sei uns gestattet, über die nunmehr folgenden kriegerischen Ereignisse flüchtig hinweg zu gehen; so wichtig sie auch für das Schicksal der protestantischen Sache Deutschlands sind, so berühren sie doch das brandenburgische Land nur mittelbar.

Nachdem auch Sachsen das Bündniß mit dem Schwedenkönige abgeschlossen hatte, ging der König mit seinem Heere über die Elbe, vereinigte sich bei Düben mit dem sächsischen Heere und erfocht am 17. Sep-

tember 1631 in den Ebenen nördlich von Leipzig, bei dem Dorfe Breitenfeld einen glänzenden und entscheidenden Sieg über den bisher für unüberwindlich gehaltenen Tilly. Dieser selbst, mit Wunden bedeckt, konnte sich nur mit Mühe durch die Flucht der Gefangenschaft oder dem Tode entziehen. Die Folgen dieses Sieges waren unermeßlich; ein kaiserliches Heer, welches sich den Fortschritten Gustav Adolf's entgegen stellen konnte, gab es nicht mehr, der Weg in die kaiserlichen Erbländer lag dem Könige offen und in der That unternahm derselbe mit seinem Heere einen wahren Triumphzug durch ganz Deutschland; erst am Rhein bezog das schwedische Heer die Winterquartiere.

Während so Gustav Adolf bereits im November triumphirend in Frankfurt am Main einzog, bei Oppenheim über den Rhein setzte und schon im December Mainz einnahm, während Bernhard von Weimar in Westphalen mit vielem Glück gegen die bei Breitenfeld zersprengten Schaaren Tilly's focht und ihre Wiedervereinigung hinderte, drang der sächsische Feldmarschall Arnim mit einem Heere in Böhmen ein, eroberte mit leichter Mühe Prag und besetzte die Festung Eger. Die Lage des Kaisers war in der That zu dieser Zeit nicht besser, wie die des unglücklichen Böhmenkönigs nach der Schlacht am weißen Berge.

In dieser Zeit der höchsten Noth wandte der Kaiser seine Blicke auf den Mann, welchen er, obgleich ihm zum größten Danke verpflichtet, in Ungnaden seiner Aemter entsetzt hatte und der seitdem grollend und der Zeiten wartend, wo man ihn wieder gebrauchen würde, auf seinen Gütern in Böhmen saß, auf Albrecht von Waldstein.

§. 24.

Fortsetzung. Wallenstein's Wiederauftreten und Ende. Gustav Adolf's Tod.

Es dauerte gar lange, ehe Kaiser Ferdinand sich entschließen konnte, den von ihm mit Undank behandelten Wallenstein, von dem er mit Recht eine abschlägliche Antwort befürchten mußte, mit der Bitte um Hilfe anzugehen. Aber Noth kennt kein Gebot, und als die von Gustav Adolf zuerst mit dem Kurfürsten von Baiern, als dem Haupte der katholischen Ligue, später mit Kaiser Ferdinand selbst begonnenen Friedensunterhandlungen völlig scheiterten, als Gustav Adolf darauf im März 1632 siegreich in Franken eingerückt war, den Kurfürsten Maximilian vertrieben, Nürnberg eingenommen und Tilly am 15. April bei dem Städtchen Rain beim Einflusse des Lech in die Donau, völlig geschlagen hatte, erst da konnte sich der Kaiser zu dem schweren Schritte entschließen.

Die Friedensbedingungen, welche Gustav Adolf stellte, waren allerdings demüthigend genug; verlangte derselbe doch nicht weniger als Aufhebung des Restitutionsedikts und Ersatz des durch dasselbe verursachten Schadens, völlige Religionsfreiheit, Wiederherstellung Böhmens, Mährens und Schlesiens in ihren alten Zustand, Wiedereinsetzung Friedrich's V., welcher sich zu dieser Zeit im Lager des Königs befand, Vertreibung aller Jesuiten aus dem Reiche und gleichmäßige Besetzung aller geistlichen Stifter durch evangelische und katholische Mitglieder.

Diese Bedingungen einzugehen, ließ der Stolz des Kaisers trotz der bittersten Noth nicht zu; auch die auf's Aeußerste bedrohten Jesuiten setzten Himmel und Erde in Bewegung, um den Kaiser und die katholischen Fürsten zur Ablehnung dieser Friedensvorschläge zu bewegen.

Da gab es denn freilich kein anderes Mittel, als den verhaßten Wallenstein um Hilfe anzuflehen; er war der Einzige, welcher noch Rettung bringen konnte, seit Tilly vier Tage nach der Schlacht am Lech, von einer Stückkugel am Knie verwundet, zu Ingolstadt, 73 Jahre alt, verstorben war.

Wallenstein wies die erste Aufforderung des Kaisers, obgleich diese demüthig genug lautete, kurz und herrisch ab und erst nach wiederholten Bitten und unter den unerhörtesten Bedingungen verstand er sich dazu, noch einmal für die katholische Sache das Schwert zu ziehen.

Gänzliche und unbeschränkte Obergewalt über das Heer, das nur von ihm, nicht einmal vom Kaiser Befehle annehmen sollte, ein österreichisches Erbland als Pfand und die Oberlehnsherrschaft über alle von ihm zu machenden Eroberungen, das waren Wallenstein's Forderungen, mit welchen er sich in Wahrheit zum obersten Gebieter des katholischen Deutschlands machte; dennoch ging der Kaiser sie ein. Wer kann bei diesem von Jesuiten erzogenen Fürsten mit Gewißheit behaupten, ob nicht schon damals der Gedanke in seiner Seele geweckt wurde, daß nach der Rettung sich schon Mittel und Wege finden würden, das gebrauchte Werkzeug unschädlich zu machen oder bei Seite zu schaffen? Genug, Wallenstein übernahm den Oberbefehl über das dem Namen nach kaiserliche Heer, welches er allerdings erst aus dem Nichts hervorrufen sollte.

Kaum war indessen im katholischen Deutschland die Kunde erschollen, daß der große Kriegsfürst Wallenstein wiederum ein Heer werbe, so lockte der Zauber, der mit seinem Namen verbunden war, Schaaren auf Schaaren unter seine Fahnen. Der Soldat wußte, daß unter Wallenstein's Führung ihm nicht allein gewisser Kriegsruhm und Ehre, sondern auch reiche Beute und ein freies ungebundenes Leben winke; Wallenstein's schöpferischer Geist und seltenes Feldherrentalent hatten bald aus dem ungeordneten Chaos ein geordnetes Heer geschaffen und in kurzer Zeit sah er sich an der Spitze von 40,000 Mann, mit welchen er sehr rasch ganz Böhmen von den Sachsen befreite.

Von hier aus wendete sich Wallenstein, den Bitten des durch Gustav Adolf vertriebenen Kurfürsten Maximilian von Baiern nachgebend, nach Baiern, in welchem Lande der König von Schweden bei Nürnberg ein befestigtes Lager bezogen hatte und stellte sein Heer, kaum eine Stunde weit von den Schweden entfernt, auf einem stark befestigten Höhenzuge, dem Altenberge, auf.

Nachdem beide Heere sich so wochenlang gegenüber gestanden hatten, unternahm Gustav Adolf, welcher inzwischen sein Heer durch den Herzog Bernhard von Weimar verstärkt hatte, um der durch Mangel an Lebensmitteln eingerissenen Noth ein Ende zu machen, am 24. August 1632 einen Sturm auf die Linien der Kaiserlichen. Die verzweifeltste Tapferkeit der Schweden vermochte indessen nicht den Sieg zu erringen; und ebensowenig

ließ sich Wallenstein bewegen, sein wohlbefestigtes Lager zu verlassen und eine offene Feldschlacht anzunehmen.

Da brach nach 14 Tagen, als Elend und Mangel in beiden Heeren auf's Höchste gestiegen war und die weit und breit verwüstete Gegend nicht mehr im Stande war, die Menschenmasse zu ernähren, König Gustav Adolf sein Lager ab und marschirte mit seinem Heere unter klingendem Spiele bei den Kaiserlichen vorüber, südlich der Donau zu.

Wallenstein wagte nicht, den König anzugreifen; nach 5 Tagen aber verließ auch er die ausgeplünderte Gegend und wendete sich nach Sachsen, um zunächst den Kurfürsten Johann Georg für seinen Abfall vom Kaiser und sein Bündniß mit den Schweden zu züchtigen.

Des Kurfürsten von Sachsen anfänglicher Feuereifer, mit welchem er sich zum Besten der protestantischen Sache an den König von Schweden angeschlossen hatte, war, wie sich sehr bald zeigte, wohl nur durch die große Noth und Gefahr erzeugt worden, in welche die in Sachsen einbrechenden wilden Schaaren Tilly's diesen charakterlosen Fürsten und sein Land versetzt hatten. Als Gustav Adolf durch den Sieg bei Breitenfeld Sachsen gerettet hatte, ließ der Eifer für die gute Sache bald bei Johann Georg nach und er führte den Krieg gegen den Kaiser so lau, daß mit Recht der Verdacht gegen ihn ausgesprochen worden ist, er habe sich durch sein Benehmen die Gunst des Kaisers für den Fall eines unglücklichen Ausgangs nicht ganz verscherzen wollen.

Wie leicht wäre es dem Kurfürsten gewesen, den Krieg in Böhmen kraftvoller zu führen, oder vielleicht gar den gefährlichen Wallenstein fest zu nehmen. Jetzt bedrohte nun dieser wieder das unglückliche Sachsen mit seinen Schaaren und der Kurfürst sandte Eilboten über Eilboten an den König und Herzog Bernhard mit der Bitte um Hilfe. Gustav Adolf war theils zu edel, um den Bundesgenossen wehrlos dem Feinde zu überliefern, denn das sächsische Heer unter Arnim befand sich in Schlesien, um mit den Brandenburgern unter Oberst v. Burgsdorf vereint die Kaiserlichen zu vertreiben; theils aber gebot ihm auch die Klugheit, sich nicht durch die Wegnahme Sachsens den Rückweg nach der Mark Brandenburg abschneiden zu lassen.

So rückte denn König Gustav Adolf in Eilmärschen nach Sachsen, traf schon am 11. November in Naumburg ein und benutzte die günstige Gelegenheit, als Wallenstein den General Pappenheim mit einer starken Abtheilung seines Heeres nach der hart von den Schweden bedrängten Stadt Köln abgeschickt hatte, um nach Leipzig vorzurücken und den beim Dorfe Lützen stehenden Wallenstein, welcher ihm noch immer an Truppenzahl überlegen war, am 16. November 1632 anzugreifen.

Die unvergleichliche Tapferkeit der Schweden, geführt von ihrem Heldenkönig, errang zwar hier einen vollständigen Sieg über das kaiserliche Heer, dasselbe wurde zu wilder, regelloser Flucht genöthigt und verlor fast alle seine Geschütze, auch der rasch mit einer Reiterschaar zurückeilende Pappenheim konnte den Sieg der Schweden nicht hindern; aber dieser Sieg war theuer bezahlt mit dem kostbaren Leben des großen Königs. Sein kurzes Gesicht führte ihn an der Spitze seiner Reiter zu nahe an den Feind; eine feindliche Kugel zerschmettert ihm den Arm, und als er

den Herzog Franz von Lauenburg bittet, ihn aus dem Gefechte zu führen, eilen kaiserliche Reiter herbei, eine Kugel verwundet den König im Rückgrat, eine andere trifft ihn im Kopf, er sinkt vom Pferde, das ihn am Steigbügel noch eine Strecke fortschleift und haucht seine Heldenseele aus.

Des Königs Pferd, ledig und mit Blut überströmt über das Schlachtfeld jagend, verräth den Schweden ihren unersetzlichen Verlust; doch weiß zum Glück Herzog Bernhard von Weimar in rascher Geistesgegenwart den ersten Schreck der schwedischen Truppen in Begeisterung und wilden Durst nach Rache zu verwandeln und so den Sieg an die schwedischen Fahnen zu fesseln. Erst in der Nacht wurde des großen Königs fast unkenntlicher Leichnam, der Kleider beraubt, auf dem Schlachtfelde aufgefunden, über Wittenberg nach Wolgast und später von dort zu Schiffe nach Stockholm gebracht.

So war der edelste und größte Vorkämpfer des evangelischen Glaubens in das Grab gesunken; im ganzen protestantischen Deutschland herrschte namenlose Trauer und bange Furcht vor der Zukunft, während bei der katholischen Partei die Freude über den Tod des Königs fast den Schmerz über die verlorne Schlacht aufwog.

Und in der That, was sollte nun werden? Wer sollte sich nun mit starkem Arm der protestantischen Sache annehmen, wer anders als Gustav Adolf würde es verstehen, alle die verschiedenen Sinne und Ansichten zu einem einzigen zu machen, so viel Köpfe unter einen Hut zu bringen? Zwar faßte der schwedische Reichsrath, welchem der König die Regierung Schwedens anvertraut hatte, sofort den Entschluß, den bisher für die schwedischen Waffen so günstigen Krieg weiter zu führen; war aber wohl zu erwarten, daß die zaghaften und zum Theil widerwilligen Bundesgenossen Schwedens, daß die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen noch bei dem Bündnisse aushalten würden, seit diesem die Seele fehlte?

Des verstorbenen Königs großer Kanzler Axel Oxenstierna, an der Spitze des schwedischen Reichsrathes stehend, übernahm, von diesem beauftragt, sofort nach dem Tode des Königs die oberste Leitung der protestantischen Angelegenheiten, wozu seine großen Talente ihn vor allen Anderen befähigten. Unerschöpflich an Rath, von großem Scharfblicke und seltener Beredtsamkeit, festen, entschlossenen Charakters und nie dem Unglücke weichend, eignete sich dieser große Mann wie kein Anderer zur Lösung der ihm gestellten schwierigen Aufgabe; aber es stand ihm der Umstand entgegen, daß er kein Fürst, sondern nur ein einfacher schwedischer Edelmann war.

Schon dem Könige hatten die stolzen Reichsfürsten nur mit Widerwillen sich untergeordnet und nur die Nothwendigkeit, so wie der Gedanke, ihn vielleicht dereinst zum deutschen Kaiser gewählt zu sehen, ein Gedanke, den wir schon früher einmal berührt haben, hatte sie zum Nachgeben vermocht; einem einfachen schwedischen Edelmanne zu gehorchen, dagegen sträubte sich das Ehrgefühl der Kurfürsten, die sich als die Säulen des großen deutschen Reichs betrachteten, denn doch zu sehr, um der guten Sache ein solches Opfer zu bringen.

Trotzdem gelang es dem klugen und gewandten Kanzler auf einer Versammlung der protestantischen Stände des fränkischen, schwäbischen,

ober- und niederrheinischen Kreises zu Heilbronn im Mai 1633 nach langer Berathung ein Bündniß zu Stande zu bringen, worin ihm, allerdings unter Mitwirkung eines ihm zur Seite gesetzten Bundesrathes, die oberste Leitung der Angelegenheiten übertragen wurde.

Vergeblich waren des Kanzlers persönliche Bemühungen gewesen, auch Sachsen und Brandenburg zum Beitritt zu bewegen.

Der Kurfürst von Sachsen konnte es nicht verschmerzen, daß nicht ihm, der vermöge seiner Machtstellung dazu am meisten berufen schien, und der, wie viele beschränkte und unfähige Menschen, sich viel mehr Kraft und Fähigkeit zutraute, als er besaß, daß sogar einem gewöhnlichen schwedischen Edelmann die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten anvertraut werden, daß er sich diesem unterordnen solle. Lieber gab er die ganze gute Sache preis, vergaß, daß Gustav Adolf ihn zweimal vor der Rache der Kaiserlichen gerettet hatte und überlegte bei Zeiten, wie er seinen Frieden mit dem Kaiser machen könne.

Edler und uneigennütziger dachte der Kurfürst George Wilhelm von Brandenburg, obgleich dieser viel weniger Ursache zur Dankbarkeit gegen die Schweden hatte, als Johann Georg von Sachsen. Zwar trat auch er dem Heilbronner Bündnisse nicht bei, doch waren seine Beweggründe dazu mehr ehrenwerther Natur und durch seine eigenthümliche Lage geboten.

Schon Gustav Adolf hatte kein Hehl daraus gemacht, daß er Pommern zu einem dauernden Besitze des schwedischen Reiches zu machen beabsichtige; er hatte sogar seinem Schwager, welcher wohlbegründete Anrechte auf dieses Land hatte, das glänzende Anerbieten einer Heirath des Kurprinzen Friedrich Wilhelm mit seiner einzigen Tochter Christine gemacht, wodurch dieser gleichzeitig König von Schweden, und Pommern so ein gemeinsames Besitzthum beider Länder geworden wäre. George Wilhelm hatte indessen diesen Vorschlag abgelehnt, weil er die Bürgschaft einer künftigen Heirath denn doch für sehr unsicher hielt, und Pommern, einmal förmlich abgetreten, dann wahrscheinlich für Brandenburg auf immer verloren war; möglich auch, daß er in einer ihm vielleicht selbst unbewußten Vorahnung von der künftigen Größe seines Hauses, es vorzog, seinen Staat nicht an eine fremde Macht anzulehnen, sondern denselben in selbständiger Kraft zum Schutze und Stolze Deutschlands emporblühen zu lassen.

Jedenfalls gab der Schwedenkönig mit der Ablehnung seines Vorschlages seine Pläne auf Pommern nicht auf und auch der kluge Kanzler betrachtete den dauernden Besitz dieses so vortheilhaft gelegenen Küstenlandes als eine Nothwendigkeit für Schweden.

Für George Wilhelm war es unter solchen Umständen wirklich schwer, für welche der beiden Parteien er sich entscheiden sollte. Er wählte, wie gewöhnlich in solchen Fällen, den Mittelweg und blieb neutral; da er aber im Grunde es doch gut mit der evangelischen Sache meinte und die Fortführung des Krieges bis zum Abschlusse eines günstigen Friedens für nothwendig hielt, so gab er sich alle Mühe, die oberdeutschen Stände dem Heilbronner Bündniß geneigt zu machen.

Auch er hatte übrigens, wie Johann Georg, den selbstsüchtigen Hintergedanken, sich für den Fall eines unglücklichen Ausgangs die Verzeihung

des Kaisers offen zu halten, indem er keinen thätigen Antheil am Kriege ferner nahm.

Wir kehren indessen zu den beiden Heeren zurück, um die kriegerischen Ereignisse nach der Lützener Schlacht, denen wir vorausgeeilt sind, nachzuholen.

Auch im schwedischen Heere, welches sich unter des großen Königs Führung durch alle kriegerischen Tugenden ausgezeichnet hatte, war es nach dem Tode desselben bald traurig genug geworden. Zwar hatte der als Feldherr ausgezeichnete Herzog Bernhard von Weimar zunächst die Führung übernommen und ganz Sachsen rasch von den Kaiserlichen befreit; bald war aber zwischen ihm und seinem Bruder Wilhelm Uneinigkeit über den Oberbefehl ausgebrochen und der Kanzler hatte sich genöthigt gesehen, das Heer zu theilen, Herzog Bernhard mit einem kleineren Theile nach dem Main, den größeren Theil des Heeres aber unter Herzog Georg von Lüneburg nach Westphalen zu senden.

Die genaue Beschreibung dieser Feldzüge gehört nicht in diese Blätter; es genüge daher zu sagen, daß Herzog Bernhard's Heer, als er eben im Begriff stand, mit dem schwedischen General Horn vereinigt nach Oesterreich vorzudringen, wegen rückständigen Soldes schwierig wurde und den Gehorsam versagte. Der Krieg hätte ohne diesen traurigen Zwischenfall vielleicht schon jetzt ein Ende unter den Mauern Wien's genommen. Herzog Bernhard, welchem zur Belohnung für seine Dienste schon längst das Herzogthum Franken versprochen worden war, erzwang jetzt vom Kanzler Oxenstierna die Erfüllung dieses Versprechens und vertheilte an seine Unterbefehlshaber Herrschaften und Güter, aus welchen diese wiederum den Truppen Sold zahlen mußten. Das Heer kehrte so zum Gehorsam zurück, unersetzliche Zeit aber war verloren gegangen, indem Wallenstein nicht allein sein durch die Lützener Schlacht auseinander gesprengtes Heer wieder gesammelt hatte, sondern inzwischen auch 14,000 Mann spanische Hilfstruppen auf deutschem Boden erschienen waren.

Wallenstein hatte nach dem Verluste der Schlacht von Lützen, wie es schien, alle Lust verloren, das ungewisse Kriegsglück noch einmal in einer großen Schlacht auf die Probe zu stellen. Er stand mit seinem Heere, über welches er nach der Schlacht ein strenges Gericht gehalten hatte, unthätig in Böhmen und versuchte, durch Unterhandlungen den Frieden herbei zu führen. Schon jetzt erweckten die Jesuiten im Kaiser den Verdacht, daß Wallenstein in seiner Treue gegen den Kaiser wankend und daß sein einziger Zweck der sei, sich zum Könige von Böhmen zu machen.

Daß ein solcher ehrgeiziger Plan in der Seele Wallenstein's Wurzel gefaßt hatte, ist mehr als wahrscheinlich; dagegen haben die genauesten Forschungen (Förster's Wallenstein) die zweifellosesten Beweise dafür geliefert, daß er in Wirklichkeit noch keine Schritte gethan hatte, um sein Haupt mit der böhmischen Königskrone zu schmücken.

Was für weitgehende Pläne in des ehrgeizigen Mannes Gedanken geschwebt haben mögen, darüber kann nur ein höherer Richter entscheiden; gewiß ist nur, daß sich keine Beweise für seine Schuld haben auffinden lassen und daß grade das verdammenswerthe Benehmen des Wiener Hofes

ihn aus einer allerdings zweideutigen Lage zuletzt zum offenen Verrathe, der die eigene Rettung bezweckte, drängte.

Um nicht durch zu lange Unthätigkeit seinen Feinden Gelegenheit zu geben, ihn zu verdächtigen, brach Wallenstein im Mai 1633 mit seiner Armee nach Schlesien auf, welches Land von den Sachsen unter Arnim und einem schwedischen Heer unter dem Grafen Matthias von Thurn besetzt war. Am Zobtenberge standen sich beide Heere, zur Schlacht gerüstet, längere Zeit gegenüber; doch kam es nicht dazu, indem Wallenstein Unterhandlungen zur Herstellung des Friedens anknüpfte und sogar einen Waffenstillstand abschloß. Das Mißtrauen des Kanzlers Oxenstierna in Wallenstein's Aufrichtigkeit machte diese Unterhandlungen scheitern, Wallenstein bezog ein festes Lager zwischen Schweidnitz und Reichenbach und die verbündeten Sachsen und Schweden folgten ihm dahin, wagten jedoch nicht, ihn anzugreifen.

Wie furchtbar das arme Land unter den Verheerungen der beiden Armeen litt, läßt sich leicht ermessen. Es gab in der That keinen Greuel und keine Gewaltthat, welche die kaiserlichen Völker an den wehrlosen Schlesiern nicht verübten und ganz besonders zeichneten sich darin die Kroaten aus, welche alle in Magdeburg vorgefallenen Frevel mit unmenschlicher Grausamkeit in Schlesien täglich erneuerten.

Weniger hart verfuhren die Sachsen, Schweden und Brandenburger mit den unglücklichen Bewohnern, obgleich auch von diesen manche Gewaltthätigkeit verübt wurde. Um das Elend noch zu erhöhen, brach auch die Pest aus und raffte zahllose Opfer dahin; an vielen Orten fehlte es an Händen, die Todten zu beerdigen.

Unter diesen Umständen versuchte Wallenstein nochmals den Frieden mit dem Feldmarschall Arnim zu verhandeln. Wirklich kam noch im August ein Waffenstillstand zum Abschluß und zum ersten Male ließ jetzt Wallenstein durchblicken, daß er gesonnen sei, sich an dem Kaiser wegen seiner früheren Absetzung zu rächen.

Der vorsichtige Kanzler mißtraute auch diesmal wieder den Vorschlägen Wallenstein's, in welchen er nur die Absicht erblickte, die Sachsen und Brandenburger gänzlich von den Schweden zu trennen und er mochte in dieser Voraussetzung auch Recht haben, denn nunmehr machte Wallenstein ganz offen dem sächsischen Feldmarschall den Antrag, sich mit ihm zu vereinigen und die Schweden vom Boden des deutschen Vaterlandes zu verjagen.

Als auch dieser Antrag zurückgewiesen wurde, entschloß sich Wallenstein, noch einmal zum Schwerte zu greifen. Zunächst sich nach Sachsen wendend, von welchem Lande ihn indessen Arnim glücklich abhielt, wendete er sich plötzlich gegen die nun vereinzelt stehenden Schweden unter Graf Thurn, schlug diesen gänzlich bei Steinau, nahm ihn mit dem größten Theil seines Heeres gefangen und eroberte in raschem Siegeslaufe ganz Schlesien. Sodann drang er längs der Oder in die Neumark ein, erstürmte Frankfurt und Landsberg und überschwemmte mit seinen siegreichen Schaaren die arme Mark Brandenburg bis weit nach Pommern hinein. Abermals erfuhr das wehrlose Land die Schrecken des Krieges, abermals erlag es der Plünderung und den Greuelthaten des kaiserlichen Heeres.

Eine kaiserliche Schaar erschien vor Berlin und bedrohte die Hauptstadt mit Plünderung, wenn sie nicht 20,000 Thaler Kontribution zahle. Die geängstigten Berliner vermochten mit der größten Mühe nur 2000 Thaler aufzubringen, sahen aber zu ihrem größten Erstaunen und mit namenlosem Jubel das feindliche Heer vor ihren Mauern wieder abziehen. Der Grund dieses schnellen Abzuges lag nicht allein in dem Herannahen des sächsischen Feldmarschalls Arnim, sondern hauptsächlich wohl in dem so eben eingetroffenen Befehle des Kaisers an Wallenstein, mit seinem Heere dem schwer bedrängten Kurfürsten von Baiern zu Hilfe zu eilen. Dies letzte wirklich zu thun, lag gewiß nicht in Wallenstein's Absichten; doch schien er dem Gebote des Kaisers zu gehorchen, und zog seine Schaaren aus der Mark zurück, brach auch mit einem Theile seines Heeres nach der oberen Pfalz auf, begnügte sich indessen, Passau zu besetzen und führte dann trotz der wiederholten Mahnungen des Kaisers sein Heer nach Böhmen in die Winterquartiere.

Das Gift des Verdachtes, welches die Jesuiten dem Kaiser in die Seele geflößt hattten, hatte inzwischen seine volle Wirkung gethan und schon war der Fall des gefürchteten Mannes beschlossen. Den mächtigen Feldherrn aber offen zur Verantwortung für seinen Ungehorsam, für seine vielen zweideutigen Schritte und Unterhandlungen mit dem Feinde zu ziehen, das wagte der schwache Kaiser und seine ränkevolle Umgebung nicht; es mußte also zum Morde geschritten werden, um den Gefürchteten aus dem Wege zu räumen.

Das Verfahren des Kaisers gegen Wallenstein wird dadurch um so gehässiger und schmachvoller, als der Kaiser auf Anrathen seiner jesuitischen Beichtväter noch immer im vertrautesten Briefwechsel mit Wallenstein stand, zu der Zeit, als sein Untergang schon längst beschlossene Sache war.

Das feindselige Verfahren gegen Wallenstein begann damit, daß man ihm unter allerlei Vorwänden seine einflußreichsten Generale nahm, um so seinen Anhang im Heere zu verringern. Gewiß durchschaute der Feldherr die Pläne seiner Gegner und wurde grade durch diese dem offenen Verrathe in die Arme getrieben. Nachdem Wallenstein einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, die vornehmsten Führer seines Heeres durch Unterzeichnung einer Schrift an seine Person allein zu fesseln und so dem Kaiser abwendig zu machen, wobei indessen der größte Theil der Regimenter von ihm abfiel und seiner Pflicht gegen den Kaiser treu blieb, entschloß er sich, nunmehr zur eigenen Rettung offen mit den Schweden sich zu vereinigen. Zu diesem Behufe begab er sich mit einigen ihm treu gebliebenen Regimentern nach der Grenzfestung Eger, um dort vorläufig einen Zufluchtsort zu finden und das Herannahen der von ihm durch Eilboten herbei gerufenen Schweden abzuwarten.

Hier ereilte ihn indessen sein blutiges Geschick. In der Nacht vom 25. Februar 1634 wurde der große Feldherr, welcher zweimal das Kaiserhaus vom Verderben gerettet hatte, von dazu gedungenen kaiserlichen Offizieren unter Führung des Hauptmann Devereux ermordet.

Der Kaiser, welchem die Furcht vor seinem Feldherrn schon seit Wochen den Schlaf geraubt hatte, konnte nun wieder frei aufathmen; die

Stimme seines Gewissens beruhigte er durch 3000 Seelenmessen, welche er für den Dahingeschiedenen lesen ließ.

Die Mörder wurden freigebig mit Gütern und Gnadenbeweisen belohnt; bei der Erinnerung an die feige und treulose That aber kann es für jeden Deutschen noch heute ein tröstender Gedanke sein, daß dieselbe von Italienern ersonnen, von Irländern und Schotten ausgeführt ward, eine deutsche Hand aber sich dabei nicht betheiligt hatte.

§. 25.

Fortsetzung. Fernerer Verlauf des Krieges. George Wilhelm's Tod.

Es würde die Grenzen, welche wir uns für dieses Buch gesteckt haben, bei Weitem überschreiten, wenn wir die ferneren Ereignisse des unglücklichen Krieges, welcher nun schon so lange die Fluren Deutschlands verheerte und dessen Ende der Kurfürst George Wilhelm nicht mehr erleben sollte, hier detaillirt unseren Lesern vorführen wollten. Wir erzählen dieselben daher nur im Allgemeinen, wie es des Verständnisses und Zusammenhanges halber nothwendig ist und gehen nur da etwas genauer auf die Begebenheiten ein, wo dieselben in die Geschicke unseres brandenburgischen Vaterlandes eingreifen.

Durch die Einmischung fremder Mächte in die ursprünglich rein deutsche Angelegenheit war der Charakter des dreißigjährigen Krieges im Laufe der Jahre allmählich ein ganz anderer geworden. Anfangs zum Schutze des bedrohten evangelischen Glaubens unternommen, handelte es sich für die kriegführenden Parteien um diesen eigentlich schon lange nicht mehr; jede Macht focht nur noch zur Ausbeutung ihrer eigenen selbstsüchtigen Zwecke, um aus dem allgemeinen Umsturz der Dinge so viel Vortheil wie möglich für sich zu retten und von der Rettung der Glaubensfreiheit war nach Gustav Adolf's Tode weder bei den Schweden, noch bei den protestantischen Fürsten mehr die Rede.

Wenn trotz alledem die Glaubensfreiheit aus diesem entsetzlichen Kampfe gerettet und gesichert hervorging, so kann dies nur das Herz mit tiefer Dankbarkeit gegen Gott erfüllen, dessen Hand allein die Rettung der heiligen Sache, trotz der Fehler ihrer Verfechter, möglich gemacht hat.

Nach Wallenstein's Ermordung übernahm König Ferdinand von Ungarn, der Sohn des Kaisers und später selbst als Kaiser Ferdinand III. an der Spitze Deutschlands, die Führung der kaiserlichen Heere und schlug am 6. September 1634 das vereinigte schwedisch-deutsche Heer in der blutigen Schlacht bei Nördlingen so völlig auf's Haupt, daß kaum 4000 Mann dem Tode oder der Gefangenschaft entrannen; der schwedische General Horn befand sich unter den Gefangenen, Herzog Bernhard von Weimar rettete mit Mühe sich durch die Flucht.

Durch diese unglückliche Schlacht sank die Hoffnung der Protestanten auf lange Zeit in den Staub und für alle protestantischen Fürsten, die es ohnehin schon längst nicht mehr ernsthaft mit der Vertheidigung ihres Glaubens meinten, war sie das Zeichen, auf möglichst gute Art ihren Frieden mit dem Kaiser zu machen.

Zunächst war es natürlich Kurfürst Johann Georg von Sachsen, welcher sein dem Schwedenkönige gegebenes Wort, niemals einen einseitigen Frieden zu schließen, rücksichtslos brach und am 20. Mai 1635 zu Prag mit dem Kaiser Frieden machte. Im ganzen Deutschland war der Unwille über diesen Verrath des Kurfürsten, über seine Treulosigkeit gegen seine Bundesgenossen groß; überall schalt man ihn einen Verräther an Glauben und Freiheit. Und was erlangte der Kurfürst durch diesen Frieden? Im Grunde sehr wenig.

Der Kaiser sicherte ihm und allen protestantischen Ständen, die sich dem Prager Frieden anschließen würden, — und diese wo möglich dazu zu bewegen, übernahm der Kurfürst als Verpflichtung —, völlige Verzeihung zu; dagegen nahm er hiervon schon alle Mitglieder des Heilbronner Bundes, die Böhmen, die Pfälzer und seine eignen österreichischen Erbunterthanen aus. Der Kurfürst mußte sich verpflichten, sein Heer zu dem kaiserlichen stoßen zu lassen zur gemeinsamen Vollziehung des Friedens. Dafür erhielt Sachsen die Lausitz als erbliches Lehen der böhmischen Krone, das Erzstift Magdeburg wurde dem Kurprinzen auf Lebenszeit zuerkannt; die vor dem Passauer Vertrage von den Protestanten eingezogenen Kirchengüter wurden ihnen belassen, wogegen sie die später in Besitz genommenen nach 40 Jahren wieder herausgeben sollten.

Von Duldung und Schutz des evangelischen Glaubens war in dem schimpflichen Frieden gar keine Rede, nur den protestantischen Schlesiern wurde eine äußerst beschränkte Religionsfreiheit zugestanden.

In Brandenburg war mittlerweile der Graf von Schwarzenberg wieder an den Hof des Kurfürsten und an die Spitze der Regierung zurückgekehrt und gab sich die möglichste Mühe, auch den Kurfürsten George Wilhelm mit dem Kaiser auszusöhnen, ein Plan, dessen Ausführung dieser Staatsmann, wie wir wissen, sein ganzes Leben hindurch erstrebt hatte.

Der Kurfürst schwankte wie gewöhnlich lange; als aber der Kaiser sein Erbrecht auf Pommern anerkannte und ihm kräftigen Beistand zur Erwerbung dieses Landes versprach, als selbst die Stände der Mark den Fürsten baten, sich dem Frieden anzuschließen, da zögerte auch George Wilhelm nicht länger, und trat noch im Juli 1635 dem Frieden von Prag bei.

Schon vorher waren die drei Brüder des Herzogs Bernhard von Weimar, die Herzöge von Mecklenburg und Braunschweig-Lüneburg dem Beispiele Sachsens gefolgt.

Die Erbitterung der Schweden über diese beispiellose Treulosigkeit ihrer eignen Bundesgenossen, für deren Rettung sie ja zum Schwerte gegriffen hatten, und die sich nun zum Dank für ihre Hilfe mit dem Feinde vereinigten, um die Schweden aus Deutschland zu jagen, war grenzenlos.

Aus dieser gerechtfertigten Erbitterung ist der furchtbare Haß zu erklären, mit welchem von jetzt ab die Schweden, bei denen auch seit dem Tode Gustav Adolf's die Mannszucht fast völlig verschwunden war, in Brandenburg und Sachsen in der Ausübung von Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten fast die Kaiserlichen übertrafen.

So sah es denn jetzt mit der Sache der Schweden in Deutschland ziemlich traurig aus; aber der kluge Kanzler Oxenstierna verzweifelte nicht an der Möglichkeit, seine Sache allen Schwierigkeiten zum Trotz siegreich

durchzuführen. Noch blieben ihm die Bundesgenossen, welche der Kaiser im Prager Frieden von der Verzeihung ausgeschlossen, noch blieb ihm das Bündniß mit Frankreich, welches sich jetzt anschickte, am Rhein thätig mit in den Krieg einzugreifen, und es gelang ihm, hauptsächlich durch die Vermittelung des Kurfürsten George Wilhelm, im Vertrage zu Stuhme am 9. September 1635 den 6jährigen Waffenstillstand mit Polen auf neue 26 Jahre zu verlängern. So hatte er wenigstens vor den Polen Ruhe und auch der Kurfürst hatte die Freude, wenigstens in seinem Herzogthum Preußen den Frieden auf lange Zeit gesichert zu sehen.

Um so trauriger sah es dagegen in der Mark Brandenburg aus. Hier wogte der Kampf noch Jahre lang hin und her; bald waren die Schweden Sieger, bald wurden sie von den Kaiserlichen und den brandenburgischen Hilfsvölkern wieder zurückgedrängt. Der verheerende Sturm des Krieges brauste zu wiederholten Malen über das arme Land und raubte den unglücklichen Bewohnern das Letzte, was sie besaßen. Selbst die eigenen Landestruppen verübten die größten Gewaltthätigkeiten und vergebens klagten die Städte Berlin und Cöln ihre bittere Noth dem Kurfürsten; der arme Fürst konnte dem Uebel nicht steuern, so gerne er gewollt hätte; mußte er ja doch selbst mehrmals vor den siegreich nach Berlin vordringenden Schweden flüchten.

Das Land wurde allmählich so verwüstet, daß ganze Gegenden ohne Bevölkerung waren; schrieb doch ein schwedischer Befehlshaber nach Erfurt: „ich würde euch schon lange zu Hilfe gekommen sein, wenn nicht zwischen der Oder und Elbe Alles so verwüstet wäre, daß daselbst weder Hunde noch Katzen, geschweige Menschen und Pferde sich aufhalten können. Durch solche Lande, die der Feind wegen Hungers und Jammers hat verlassen müssen, kann ich meine Armee nicht führen."

Von den einzelnen Kriegsbegebenheiten erwähnen wir nur kurz, daß der schwedische General Banner, anfänglich von den Sachsen und Brandenburgern die Elbe hinabgedrängt, im October 1635 bei Dömitz und im December 1635 bei Kyritz über dieselben so bedeutende Vortheile erreichte, daß die Sachsen bis nach Halle zurückgedrängt wurden und der Kurfürst George Wilhelm nach Peitz flüchten mußte.

Durch kaiserliche Hilfsvölker verstärkt, wurde von den Sachsen im Anfange des Jahres 1636 wiederum Banner die Elbe hinab durch die Alt- und Mittelmark getrieben, während der schwedische General Wrangel die Odergegenden verheerte. Noch trauriger wurde die Lage des Landes durch den Sieg Banner's bei Wittstock am 4. October 1636; Banner verfolgte die fliehenden Sachsen durch die Altmark bis nach Thüringen, Wrangel aber setzte sich in der Neu- und Mittelmark fest, zwang Berlin, Truppen einzunehmen und ungeheure Kontributionen zu zahlen, so wie bedeutende Lieferungen an Lebensmitteln und Bekleidungsstücken zu machen und nöthigte den Kurfürsten abermals zur Flucht nach Peitz.

Noch immer hatte der Kurfürst gehofft, die Schweden durch gütliche Unterhandlungen zur Anerkennung seiner Rechte auf Pommern zu bewegen; er hatte deshalb trotz der schrecklichen Behandlung, welche sein Land von den schwedischen Kriegsvölkern erfahren, es bis dahin noch immer vermieden, den Schweden gradezu den Krieg zu erklären und feindselig gegen

sie zu verfahren. Dagegen hatte er, auf seine Pflicht als Reichsfürst sich stützend, keinen Anstand genommen, sein Land dem Kaiser offen zu halten, seine Soldaten dem Kaiser Treue schwören zu lassen.

Als nun aber am 20. Mai 1637 der letzte Herzog Bogislav XIV. von Pommern kinderlos verstarb und eine kurz vor seinem Tode von ihm eingesetzte Regentschaft vorläufig die Regierung übernahm, bis der Streit zwischen Brandenburg und Schweden ausgeglichen sei, da zögerte der Kurfürst nicht, seine alten Rechte auf Pommern geltend zu machen. Er sendete daher einen kurfürstlichen Herold nach Stettin mit der Aufforderung an die Stände Pommerns, ihm die Huldigung zu leisten.

Wie sehr sich aber der Kurfürst in seiner Hoffnung auf die Bereitwilligkeit der Schweden getäuscht hatte, geht daraus hervor, daß der schwedische Befehlshaber in Stettin den Befehl ertheilte, dem Herolde das kurfürstliche Schreiben an den Kopf zu nageln und ihn dann aufzuhängen. Nur mit Mühe rettete die Wittwe Herzog Bogislav's dem Manne das Leben.

Seitdem schloß sich der Kurfürst enger an den Kaiser Ferdinand III. an, denn auch Ferdinand II. war am 15. Februar 1637 gestorben und sein Sohn Ferdinand, bisher König von Ungarn und vor einigen Monaten zum römischen Könige erwählt, war ihm auf dem Kaiserthrone gefolgt. Der Kurfürst stellte 7000 Mann und betheiligte sich von nun an ernstlich am Kriege gegen die Schweden, welche vor der Uebermacht zwar aus den Marken und Mecklenburg weichen mußten, dagegen sich in Pommern behaupteten.

Im Jahre 1638 erhielten dagegen wieder die Schweden bedeutende Verstärkungen und trieben die Kaiserlichen unter dem General Gallas abermals durch die unglückliche Mark Brandenburg, durch Sachsen nach Böhmen und Schlesien. Alle Leiden, welche das arme Volk bisher erduldet hatte, waren gering gegen die unerhörten Greuel, welche bei diesem Rückzuge gleichmäßig Feind und Freund verübten; die Lage wurde zuletzt so unerträglich, daß sich die Bauern in sumpfigen Waldgegenden in Schaaren vereinigten und über die Nachzügler des kaiserlichen Heeres herfielen, ja sogar in wachsender Kühnheit einzelne größere Schaaren angriffen und aus dem Lande jagen halfen.

Ende des Jahres 1638 ging der Kurfürst, welcher den Jammer des Landes nicht mehr ansehen konnte und in demselben auch nicht mehr die Mittel für seinen Hofhalt fand, nach dem Herzogthum Preußen, welches er nicht mehr verlassen sollte. In der Mark übernahm Schwarzenberg als Statthalter die Regierung.

Es darf hierbei nicht unerwähnt bleiben, daß die Kosten des kurfürstlichen Hofhalts trotz der traurigen Lage der kurfürstlichen Kassen und der gänzlichen Verarmung des Landes sehr bedeutend waren.

Es war, wie der unparteiische Geschichtschreiber nicht verschweigen darf, eine von den Schattenseiten in dem Charakter des Kurfürsten, daß er den Freuden der Tafel und der damals allgemeinen Unsitte des starken Trinkens in hohem Grade ergeben war.

In diesem Laster bestärkte den Kurfürsten namentlich der bei ihm in großer Gunst stehende Oberst Konrad v. Burgsdorf, ein Mann von den

rohesten Sitten, der sich selbst rühmte, 10—15 Kannen Wein austrinken zu können und bereits 40 Menschen zu Tode getrunken, ja an einem Abende einmal 80,000 Thaler verspielt zu haben. Unbegreiflicher Weise fand der sonst fein gebildete Kurfürst Geschmack an Burgsdorf's brutalem Witze.

Die Vertheidigung des Landes fiel um diese Zeit allein dem kurfürstlichen Kriegsvolk anheim, da Gallas mit dem kaiserlichen Heere nach Böhmen gedrängt worden war. Leider war diese Vertheidigung sehr unzureichend, das Kriegsvolk selbst verwildert und unzuverlässig. So hatte man einem schwedischen Ueberläufer, Helm Wrangel, die Führung von 10 Fähnlein brandenburgischer Reiter anvertraut und dieser zögerte, als Banner sich wieder den Grenzen näherte, nicht, sich dessen Verzeihung dadurch zu erkaufen, daß er mit allen seinen Reitern wieder zu den Schweden übertrat.

Noch einmal, im August 1639, wurde die Hauptstadt Berlin von den Schweden besetzt und mußte sich ungeheure Erpressungen gefallen lassen. Der Statthalter war nach Peitz geflüchtet, die geringe Besatzung unter dem Obersten v. Kracht rettete sich nach Spandau.

Berlin wurde späterhin vom Kanzler Schwarzenberg des geheimen Einverständnisses mit den Schweden beschuldigt und der Bürgermeister Blechschmidt in Spandau gefangen gesetzt; auf Grund derselben, ebenso unwahrscheinlichen Beschuldigung wurde die Stadt Tangermünde von Schwarzenberg zu einer Geldbuße von 2000 Thalern verurtheilt.

Von Preußen aus faßte der Kurfürst den Plan, durch einen Einfall in Liefland den Schweden Verlegenheiten zu bereiten, und dadurch vielleicht ihre Aufmerksamkeit von der verwüsteten Mark abzuziehen. Dieser Plan, welcher wohl nur dann einige Aussicht auf Gelingen hatte, wenn er mit einer hinreichend starken Kriegsmacht unternommen worden wäre, mußte indessen völlig scheitern, da er mit nur 900 heimlich geworbenen Söldnern unter Führung eines Abenteurers, Herrmann Boot, zur Ausführung gelangte.

An dem ersten ihnen gegenüber tretenden schwedischen Heerhaufen zerschellte diese geringe Schaar wie Spreu vor dem Winde. Der Kurfürst aber hatte vielen Verdruß durch dieses verkehrt angelegte Unternehmen, da Schweden bei dem Könige von Polen über den Bruch des Waffenstillstands klagte und der polnische Reichstag in sehr hochfahrender Weise den Kurfürsten als Lehnsträger zur Verantwortung ziehen wollte.

Wir haben nun noch, ehe wir diese Schilderung der viel bewegten Regierung George Wilhelm's schließen, einen Blick nach den beiden äußersten Grenzen des Landes, nach dem Herzogthum Preußen und nach den neu erworbenen Besitzungen am Rhein, zu werfen.

Das Herzogthum Preußen war, wie wir wissen, von den Schrecken des 30jährigen Krieges wenig oder gar nicht berührt worden und hatte sich seit der Beendigung des schwedisch-polnischen Krieges, also seit 10 Jahren, bereits eines ungestörten Friedens erfreut. Dagegen machten dem Kurfürsten seine abhängige Stellung von der Krone Polen, die demüthigende Art, in welcher die Belehnung mit Preußen ertheilt wurde und vor Allem die sehr beschränkten Herrscherrechte, welche der Kurfürst als Herzog von

Preußen seinen Ständen und eignen Unterthanen gegenüber hatte, nicht geringen Verdruß und erweckten in ihm den glühenden Wunsch, sich gänzlich von der Lehenshoheit Polens los zu machen, ein Ziel, welches allerdings erst seinem großen Sohne Friedrich Wilhelm zu erreichen vorbehalten war. Als ein bedeutungsvolles Zeichen wird erzählt, daß der Kurfürst einmal im Unmuthe über eine so eben erhaltene Nachricht aus Polen bei Tafel einen Apfel genommen und mit den Worten nach dem offen stehenden Fenster geworfen habe: „so gewiß ich diesen Apfel zum Fenster hinaus werfe, so gewiß will ich mich von Polen los machen." Der Apfel aber traf das Fensterkreuz und prallte in den Saal zurück. Durch die eigenthümliche Stellung des Kurfürsten im schwedisch-polnischen Kriege, in welchem beide Theile ihn zum Friedensvermittler brauchten, wurde seine Lage gegen Polen besser. Zwar gelang es ihm nicht, als König Sigismund 1632 starb, bei dessen Nachfolger und Sohne Wladislav IV. die Berechtigung der preußischen Herzöge zu Sitz und Stimme auf den polnischen Wahltagen durchzusetzen, aber er erreichte dennoch sehr günstige Bedingungen für die Empfangnahme des preußischen Lehens und eine bei Weitem verbesserte Stellung gegen seine preußischen Unterthanen, die bisher bei der geringfügigsten Veranlassung sich stets mit Klagen über ihren Herzog nach Warschau gewendet und dort meistens williges Gehör gefunden hatten. Dieses Recht der preußischen Unterthanen wurde hinfort aufgehoben und sollte ihnen nur bei offener Gewaltthätigkeit und verweigerter Rechtshilfe offen stehen; namentlich wurde ihnen kein freies Geleit mehr bewilligt. Ebenso sollten fortan polnische Abgeordnete nicht mehr das Recht haben, sich in den öffentlichen Rechtsgang des Herzogthums zu mischen. Die zwischen den Ständen und den großen Städten gegen die kleinen Städte herrschende Eifersucht kam dem Kurfürsten noch mehr zu Statten, und setzte ihn in den Stand, indem er auf Seite des Adels und der großen Städte trat, die Willkür der kleineren Städte zu brechen und so einen bedeutenden Schritt zur völligen Herrschaft über das Land zu thun.

Das sehr gute Verhältniß, in welchem der Kurfürst stets mit dem Könige Wladislav stand, machte es ihm in seinen letzten Lebensjahren auch möglich, gegen den Adel und die großen Städte, welche er vor Jahren zur Unterdrückung der kleineren Städte benutzt hatte, energischer und kräftiger aufzutreten, als bisher. Der Stadt Königsberg wurde auf ihre Klage vom Könige von Polen die Befugniß abgesprochen, zur Erhaltung ihrer Festungswerke und ihrer Söldner sich selbst eigenmächtig zu besteuern; auch die großen Städte des Landes durften fortan das vom deutschen Orden allen Städten des Landes bewilligte Recht der Selbstverwaltung (Stadtwillkür) nicht mehr ohne Genehmigung des Kurfürsten ausüben.

Nach dem Vertrage von Xanten, 1614, war die rechtmäßig dem Kurfürsten von Brandenburg zustehende Erbschaft am Rhein, wie wir wissen, derartig zwischen dem Kurfürsten Johann Sigismund und dem Prinzen Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg getheilt worden, daß das Herzogthum Cleve, die Grafschaften Mark und Ravensberg, so wie die Herrschaft Ravenstein an Brandenburg, die Herzogthümer Jülich und Berg aber an Pfalz-Neuburg gefallen waren. Spätere Verträge hatten diese Art der Theilung bestätigt; zum wirklichen Besitze seines Antheils aber war, wie

uns aus dem 17. Paragraphen erinnerlich ist, weder Brandenburg, noch Pfalz-Neuburg gekommen, da sowohl die Holländer wie die Spanier sich weigerten, das von ihnen besetzte Land zu räumen und die festen Plätze herauszugeben.

Sogar der zwischen den Holländern und Spaniern abgeschlossene Waffenstillstand hatte das Land nicht erleichtern können; beide behielten, was sie hatten und sogen das arme Land gleichmäßig aus. In dieser Noth wendeten sich endlich 1628 die Stände des Landes mit der Bitte um Hilfe an den Kaiser Ferdinand II. Dieser, welcher am liebsten die schönen Herzogthümer für sich selbst behalten hätte, und sie jedenfalls am wenigsten dem Kurfürsten von Brandenburg gönnte, sagte bereitwillig Hilfe zu und ließ durch Tilly das Land besetzen und verwalten, fing aber auch sofort an, die evangelischen Geistlichen verjagen und die eingezogenen Kirchengüter wieder in Besitz nehmen zu lassen. Das eigenmächtige und feindselige Verfahren des Kaisers mußte in den Fürsten von Brandenburg und Pfalz-Neuburg die Besorgniß erregen, daß der Kaiser das Land gänzlich für sich behalten wolle; sie einigten sich daher im Vertrage zu Düsseldorf 1629 abermals, bestätigten darin die frühere Theilung und setzten außerdem noch fest, daß es dem Pfalzgrafen binnen Jahresfrist frei stehen solle, statt des Herzogthums Berg das Herzogthum Cleve zu wählen; auch solle diese Theilung, wenn in 25 Jahren kein anderer Theilungsvertrag geschlossen werde, dann für alle Zeiten bindend sein.

Eine Räumung des Landes Seitens der Holländer und Spanier fand indessen erst im Jahre 1631 statt, nachdem die Holländer im Jahre zuvor sich durch Ueberrumpelung der Festung Wesel zum alleinigen Herrn des Landes gemacht und sowohl die Spanier wie die Kaiserlichen aus demselben vertrieben hatten. In einem neuen Vertrage zwischen Pfalz-Neuburg und Brandenburg war übrigens im October 1630 eine etwas veränderte Theilung vorgenommen worden; Pfalz-Neuburg behielt zufolge desselben die Länder Jülich, Berg und Ravenstein, Brandenburg aber das Herzogthum Cleve und beide gemeinschaftlich die Mark Ravensberg.

Noch längere Zeit hindurch blieb jedoch das Land der Schauplatz der zwischen den Spaniern und Holländern stattfindenden Kämpfe und namentlich die Holländer unterhielten in Wesel, Emmerich und Rees starke Besatzungen, welche der Kurfürst verpflegen mußte. —

Wir stehen nunmehr am Schlusse der Regierungs- und Lebenszeit des Kurfürsten George Wilhelm und wen sollte nicht ein wehmüthiges Gefühl ergreifen, wenn er einen prüfenden Blick zurückwirft auf diese einundzwanzigjährige Regierung voller Schwankungen, voller Widersprüche, reich an Jammer und Elend für das Land, reich an Entwürdigungen und Demüthigungen für die Person seines Fürsten.

Das Unglück des gewiß mit hinreichender Einsicht begabten und von redlichem Willen beseelten Fürsten, dem nur die männliche Willenskraft und Charakterstärke fehlte, das einmal für recht Erkannte konsequent und beharrlich durchzuführen, wollte es, daß er zu einer Zeit zum Herrschen berufen worden, deren Stürmen er keinen Widerstand zu leisten vermochte, deren überwältigende Ereignisse ihn erdrückten.

Durch Nachgiebigkeit suchte er den über ihn und sein Land hinweg brausenden Schrecken zu entgehen und beschwor sie dadurch nur um so verstärkter auf sich und sein Volk herab. Wohl kein Fürst seines hohen Hauses, weder vor noch nach ihm, mag so viel Unsägliches erlitten, so viel tiefes Herzeleid erfahren haben, als George Wilhelm. Er starb, erst 47 Jahre alt, am 20. November 1640 zu Königsberg in Preußen, in dessen Domkirche auch seine Leiche beigesetzt wurde.

Mit dem Tode George Wilhelm's schließen wir abermals einen Abschnitt in unserer brandenburgischen Geschichte. Der nächste Abschnitt wird uns zeigen, wie trotz der sturmbewegten Zeit der brandenburgische Adler unter dem großen Kurfürsten die Schwingen zu immer höherem Fluge entfaltete, und das neu erstehende Königreich Preußen unter seinen erhabenen Herrschern in die Reihe der mächtigsten Staaten Europa's einführte. — —

Zweites Buch.

Die Herrschaft der Hohenzollern vom Regierungsantritt des großen Kurfürsten bis zur Erlangung der Königswürde.

1640—1701.

Capitel I.

Die Regierung des großen Kurfürsten. 1640—1688.

§. 1.

Zustand des brandenburgisch-preußischen Staates zur Zeit des Todes George Wilhelm's.

Durch Nacht zum Licht, durch Trübsal, Jammer und Demüthigung zu Glanz und Ruhm wollte augenscheinlich die göttliche Vorsehung unsere Mark Brandenburg führen, als sie in dem großen Sohne des Kurfürsten George Wilhelm, in dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, den schon seine Zeitgenossen „den Großen" nannten, einen Mann von hoher Einsicht, seltener Thatkraft, mit allen edlen Eigenschaften des Geistes und des Herzens ausgerüstet, an die Spitze des Landes berief, der mit starker Hand, richtiger Erkenntniß und voll unbeugsamen Willens die ihm gestellte Aufgabe erfaßte und durchführte, dem so recht eigentlich der Ruhm gebührt, der Schöpfer des preußischen Staates zu sein.

Betrachten wir zunächst die verschiedenen Ländergebiete, welche Friedrich Wilhelm von seinem Vater ererbte. Die Mark Brandenburg bildete den Hauptbestandtheil des Staates; ferner besaßen die Kurfürsten von Brandenburg das Herzogthum Preußen als polnisches Lehen, ebenso die ihnen nach dem letzten Theilungsvertrage zugefallenen Länder am Rhein, nämlich das Herzogthum Cleve und die Grafschaft Ravensberg, so wie die Herrschaft Ravenstein, letztere mit Pfalz-Neuburg gemeinschaftlich, und endlich hatten dieselben wohlbegründete und selbst vom Kaiser anerkannte Ansprüche auf Pommern.

Wie aber sah es in der That mit diesem Besitze aus?

Nicht einmal die Mark Brandenburg konnte der Kurfürst unbestritten sein nennen; denn haben wir nicht seit Jahren dieses arme Land als Schauplatz des wildesten und verheerendsten Krieges, abwechselnd im Besitze der einen oder der anderen Partei, haben wir nicht gesehen, wie der Kurfürst George Wilhelm wiederholt vor den schwedischen Schaaren aus seiner Hauptstadt flüchten mußte, wie er endlich im Unmuthe das Land, dessen Herr er nur dem Namen und nicht der That nach war, verlassen hatte! Und selbst jetzt, wo die Kriegsschaaren beider Theile das Land geräumt hatten, weil dasselbe nicht mehr im Stande war, sie zu ernähren, finden wir, daß die eigenen Truppen des Kurfürsten, von ihm geworben

und besoldet, dem Kaiser den Eid der Treue geleistet haben, seinen Namenszug in ihren Fahnen tragen und dem Kurfürsten nur so nebenbei gehorchen. So war von einer wirklichen kurfürstlichen Landeshoheit nicht einmal in der Mark Brandenburg die Rede.

Besser sah es einigermaßen im Herzogthum Preußen aus. Hier hatte sich der verstorbene Kurfürst George Wilhelm durch sein gutes Einvernehmen mit dem Könige Wladislav von Polen allmählich die Last der drückenden Lehensfessel leichter zu machen gewußt, wenn es ihm auch nicht gelungen war, dieselbe ganz abzustreifen; hier hatte er es durch kluge und geschickte Benutzung der Streitigkeiten zwischen den Ständen, den großen und kleinen Städten verstanden, dieselben sämmtlich seinem Willen zu unterwerfen und die Stellung des Landesfürsten unbeschränkter zu machen, hier war der Kurfürst unbestritten und in der That Landesherr.

Aber immer trug er doch das Herzogthum Preußen nur zu Lehen von der Krone Polen und dieses Verhältniß konnte jeden Augenblick durch einen Wechsel in der Person des Königs zu einem höchst drückenden gemacht werden; immer war doch der Besitz auch des Herzogthums Preußen ein höchst unsicherer und schwankender, der durch die Anmaßungen der polnischen Reichstage erschwert und von den Königen Polens leicht durch die nichtigsten Vorwände bestritten werden konnte.

Und wenden wir unseren Blick nach der rheinischen Erbschaft, so sehen wir vollends trostlose Zustände. Wir wissen ja, daß schon der Vater des verstorbenen Kurfürsten sich zu einer Theilung der eigentlich nur ihm gebührenden Erbschaft hatte entschließen müssen, um doch etwas davon zu retten; wir wissen ja auch, daß die beiden im Kriege begriffenen Parteien, die Spanier wie die Niederländer, die Herausgabe des von ihnen occupirten Landes verweigerten und zuletzt die Holländer die festen Plätze des Landes, noch dazu auf Kosten Brandenburgs, besetzt hielten.

Was endlich die Ansprüche auf Pommern betrifft, so waren dieselben unzweifelhaft und im Prager Frieden vom Kaiser selbst anerkannt; aber sie konnten nicht geltend gemacht werden, denn die Schweden hielten sich im Besitz von Pommern und schienen dasselbe für immer behalten zu wollen. Seit Gustav Adolf's Tode war keine Hoffnung mehr vorhanden, dieselben zu einer gütlichen Räumung des Landes zu bewegen.

Und wie sah es im Innern der verschiedenen Landestheile aus?

Die Mark Brandenburg durch die Greuel des 30jährigen Krieges auf's Entsetzlichste verwüstet, ganze Gegenden entvölkert, die Felder unbebaut, die Dörfer verbrannt und zerstört, die Bewohner dem Elend entflohen oder durch dasselbe umgekommen, die Städte gebrandschatzt und verarmt, die Bevölkerung durch Mangel und Krankheit gelichtet; zählte doch die Hauptstadt Berlin zu jener Zeit nur 6000 Einwohner. Der Wohlstand des Landes, vor dem Ausbruch des Krieges durch langjährigen Friedenssegen auf ungeahnte Höhe gestiegen, war auf viele Jahrzehnte hinaus vernichtet.

In Pommern war es nicht viel anders; auch dies arme Land war ja wiederholt von den Schrecken des Krieges heimgesucht worden.

Die Länder am Rhein waren zwar auch seit Jahren der Schauplatz erbitterter Kämpfe, doch hatte die hier weniger gräßliche Art der Krieg-

führung, so wie der größere Reichthum des Landes dasselbe doch nicht so völlig herunterbringen können, wie es in der Mark Brandenburg geschehen.

Am wenigsten hatte das Herzogthum Preußen gelitten, da es durch den 30jährigen Krieg nicht berührt worden war und sich seit dem Abschluß des schwedisch-polnischen Krieges, 1629, der Segnung eines ungestörten Friedens hatte erfreuen können. Aus diesem Grunde war ja auch Kurfürst George Wilhelm nach Preußen gegangen, weil er in diesem Lande besser die Mittel zur Unterhaltung seines Hofes fand, als in der ausgesogenen Mark Brandenburg.

Haben wir so die Lage der einzelnen Theile des brandenburgischen Staates betrachtet, so werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf das Verhältniß dieser Länder unter sich und zu der gemeinsamen Landesregierung und begegnen hier sogleich der höchst traurigen Erscheinung, daß von einer Gemeinsamkeit der einzelnen Landestheile gar keine Rede war, daß kein Theil ein Herz für den anderen hatte. Noch war die Zeit ferne, wo, durch die Weisheit und Thatkraft großer Landesfürsten die einzelnen Theile des brandenburgisch-preußischen Staates zu einem großen Ganzen eng verbunden, alle das gleiche gemeinsame Interesse verfolgten.

Durch fremde Länderstrecken weit von einander entfernt, kümmerte sich der Preuße nicht um den Rheinländer, der Märker nicht um den Preußen; jedes Land fühlte sich gar nicht als Mitglied und Theil eines großen Staates, sondern verfolgte selbstsüchtig seine eigenen Vortheile; war es ja doch so weit gekommen, daß die Stände in Preußen sich beschwerten, als der Kurfürst brandenburgische Truppen nach Preußen brachte, wollte doch keines der Länder sich von anderen Beamten regieren lassen, als von den eigenen Landeskindern. —

Aus diesen vorangeschickten Betrachtungen ergiebt sich die Aufgabe, welche die Vorsehung den Sohn und Nachfolger George Wilhelm's zum Heil des Vaterlandes zu lösen berufen hatte, von selbst.

Es galt, die Wohlfahrt des durch langjährige Kriege verwüsteten Landes durch weise Sparsamkeit zu heben, die durch den Krieg geschlagenen Wunden zu heilen; es galt, die getrennten und unter sich so verschiedenartigen Bestandtheile des Staates zu einem festen Ganzen zu vereinigen, aus innerlich widerstrebenden und äußerlich fast zu Grunde gerichteten oder in fremder Gewalt befindlichen Stoffen ein dauerndes Staatsgebäude aufzuführen und es galt endlich, diesem Staatsgebäude trotz der Stürme der Zeit eine geachtete Stellung in der Außenwelt zu verschaffen.

Wahrlich, eine Riesenaufgabe, zumal für einen 20jährigen Jüngling; zum Glück für unser preußisches Vaterland aber war dieser Jüngling in der harten Schule des Unglücks herangereift zu einem Manne von Einsicht, Erfahrung, Thatkraft und von unbeugsamer Willenskraft, der seine Aufgabe richtig erkannte, mit Eifer und Energie anfaßte und mit Klugheit und Geschick zu einem glänzenden Ende führte. Mit Recht nannte ihn schon die Mitwelt, mit Stolz nennt ihn noch heute das Preußenland: den großen Kurfürsten.

§. 2.

Friedrich Wilhelm's Jugendjahre und Erziehung.

Friedrich Wilhelm wurde am 16. Februar 1620 im kurfürstlichen Schlosse zu Cöln an der Spree geboren, also zu einer Zeit, in welcher die drohenden Wolken des Krieges sich zusammenzuziehen begannen, um bald darauf sich in einem furchtbaren Ungewitter über das unglückliche Böhmenland zu entladen.

Er war wenige Wochen alt, als in der Stadt Berlin der von uns bereits im ersten Buch, Capitel III., §. 20 erwähnte Aufstand ausbrach, welchen der Durchzug von 3000 Engländern nach Böhmen hervorrief. Das Schießen, Schreien und Toben der geängsteten Bürger, die großentheils wohl auch betrunken gewesen sein mögen, dauerte die ganze Nacht hindurch und in der Nähe des kurfürstlichen Schlosses am meisten, so daß der junge Prinz mehrmals aus dem Schlafe geschreckt wurde und der Rath der Stadt es für nöthig hielt, sich dieserhalb bei'm Kurfürsten George Wilhelm zu entschuldigen. Nun, der junge Prinz war bestimmt, in seinem Leben noch recht vielen Kriegslärmen um sich herum zu vernehmen; er hatte also schon im zartesten Alter eine gute Vorschule durchgemacht.

Bei den streng lutherischen Berlinern erregte es großes Aergerniß, daß die kurfürstlichen Aeltern so ungewöhnlich lange mit der Taufe ihres Sohnes zögerten; es bezeichnet recht scharf den Zustand des Landes und der kurfürstlichen Kassen, daß der Hauptgrund dieser Verzögerung in dem Mangel an Mitteln lag, welche zu einem solchen Feste erforderlich waren. Auch hatte man, bei der unglücklichen Lage des Brandenburgischen Hofes zwischen den streitenden Parteien, mit welchen beiden man es nicht verderben wollte, mancherlei Bedenken über die Wahl der Taufzeugen. So wurde denn der junge Prinz erst am 30. Juli, also fast 6 Monate alt, getauft und in ängstlicher Beflissenheit, weder den Kaiser, noch den König Friedrich V. von Böhmen (Bruder der Kurfürstin) zu verletzen, nur die nächsten Verwandten des jungen Prinzen, nämlich seine Großmutter, die Wittwe des verstorbenen Kurfürsten Johann Sigismund (Prinzessin Anna von Preußen), ferner seine beiden Tanten, Schwestern des Kurfürsten, von denen die älteste Marie Eleonore kurz vorher mit König Gustav Adolf vermählt worden war, die jüngere Katharina später den Fürsten Bethlen Gabor heirathete, als Taufzeugen geladen.

Bis zu seinem fünften Lebensjahre blieb der junge Prinz der vortrefflichen Erziehung und Leitung seiner Mutter, der Kurfürstin Katharina, überlassen und erhielt dann in dem ehemaligen Erzieher seines Vaters, dem hochbetagten Johannes v. d. Borch, seinen ersten Hofmeister. Schon im nächsten Jahre stellte sich indessen die Nothwendigkeit heraus, die Erziehung des Prinzen jüngeren und kräftigeren Händen anzuvertrauen; Johann v. d. Borch wurde daher zum Landdrosten in der Grafschaft Ravensberg befördert und an seine Stelle trat der durch gründliches Wissen, wahre aufrichtige Frömmigkeit, entschiedene Willenskraft und feine vornehme Sitten ausgezeichnete Johann Friedrich Kalchun, genannt von Leuchtmar, ein eifriger Bekenner der reformirten Lehre.

Der Unterricht, welchen der Kurprinz unter der oberen Leitung seines vertrefflichen Hofmeisters erhielt, mochte an und für sich dürftig genug sein und sich wohl auf nicht viel mehr wie Lesen und Schreiben, so wie auf eine gründliche Kenntniß der verschiedenen Satzungen seiner Kirche erstreckt haben, doch war Leuchtmar verständig genug, auch für die körperliche Ausbildung des jungen Prinzen durch Unterricht im Reiten, Schwimmen u. s. w. Sorge zu tragen. Auf einem kleinen, ihm von einem kaiserlichen Offizier geschenkten Pferdchen tummelte sich der 8jährige Prinz fleißig im Walde herum, lernte den Speer nach flüchtigem Wilde werfen und lag mit großem Eifer dem Vogelfang, besonders der damals so beliebten Falkenbeize ob.

Jedenfalls bleibt es ein großes und unbestreitbares Verdienst Leuchtmar's, daß er mit Sorgfalt, durch gute Lehren und würdiges Beispiel den Keim zu allen den Menschen schmückenden Tugenden in das Herz seines Zöglings pflanzte und ihn würdig zu der hohen Stellung vorbereitete, die er dereinst einnehmen sollte. Einen Beweis für diese Sorgsamkeit des Hofmeisters finden wir noch darin, daß er den Prinzen schon früh in der polnischen Sprache unterrichten ließ, auch mehrere junge polnische Edelleute unter die Zahl der kurprinzlichen Pagen aufnahm, von welchen dieser den Gebrauch der polnischen Sprache bald völlig erlernte, ein Umstand, der ihm späterhin oft trefflich zu Statten kam.

Der beste Lehrmeister aber ward dem Kurprinzen sehr bald das Leben selbst, und die glückliche Idee seines Vaters, den Sohn zur Vollendung seiner Erziehung in fremde Länder zu schicken, war für die geistige Entwickelung und Ausbildung desselben von den ersprießlichsten Folgen. Allerdings war es auch schon einmal in früherer Jugend nothwendig gewesen, den Prinzen vom Berliner Hofe, an welchem zu jener Zeit, wie bereits erwähnt, tüchtiges Zechen und eine gewisse Rohheit der Sitten an der Tagesordnung war, zu entfernen. Zum Theil dieses von der Kurfürstin erhobene und gerechtfertigte Bedenken, zum Theil auch die bereits über das Land hereinbrechenden Stürme des 30jährigen Krieges gaben die Veranlassung, den Kurprinzen mit seiner Schwester Katharina nach der Festung Cüstrin zu senden, deren Umgebung indessen ebenfalls bald durch herumstreifende Schaaren der Dänen und der Kaiserlichen beunruhigt wurde.

Hier lebte der Prinz in beständigem Umgang und Verkehr mit seinem vortrefflichen Erzieher fleißig und eifrig seinen Studien, zur Erholung mit Lust und Liebe körperliche Uebungen aller Art, namentlich die Jagd betreibend. Mit großer Vorsicht suchte man seinem jugendlichen Gemüthe alle beängstigenden Nachrichten vom Kriegsschauplatze und von dem trostlosen Zustande seines Vaterlandes so viel als möglich fern zu halten. Die Landung seines Onkels Gustav Adolf auf der Insel Rügen konnte indessen dem damals 10jährigen Friedrich Wilhelm kein Geheimniß bleiben und erregte einen Sturm von Enthusiasmus in der jugendlichen Brust. Um so größer war daher auch der Schmerz des Prinzen, als er nur 2 Jahre später, am 15. Juni 1632, zu Wolgast die Leiche seines heldenmüthigen Onkels sah, welche dort unter großen Feierlichkeiten, in Anwesenheit des Kurfürsten George Wilhelm und der Herzöge von Mecklenburg, so wie

einer zahllosen Menschenmenge eingeschifft und nach Stockholm übergeführt wurde.

Der Kurfürst hatte seinen Sohn absichtlich auf dieser Reise mitgenommen, um ihn auf der Rückreise auf längere Zeit am Hofe des Herzogs Bogislav von Pommern zurückzulassen und ihm so die Gelegenheit zu geben, die Sitten und Gebräuche des Landes, welches ja nach dem Tode Herzog Bogislav's an Brandenburg fallen sollte, kennen zu lernen, so wie seinerseits seinen künftigen Unterthanen persönlich bekannt zu werden. 2 Jahre lang währte dieser Aufenthalt des Kurprinzen in Stettin, und 15 Jahre alt kehrte derselbe, an Geist wie an Körper gleich vortrefflich ausgebildet, in Begleitung seines würdigen Erziehers an den Hof des Vaters zurück, dem die zu großen Hoffnungen berechtigende Entwickelung seines Sohnes wohl kein geringer Trost in seinem sonst so mühseligen und traurigen Leben sein mochte.

Dem Kurfürsten George Wilhelm muß es rühmend nachgesagt werden, daß er redlich und mit allen Kräften bemüht war, seinem Sohne eine vortreffliche Erziehung zu Theil werden zu lassen und ihn um so sorgfältiger der hohen ihm bestimmten Stellung würdig zu machen suchte, als der furchtbare Ernst der Zeit für dieselbe einen geistig entwickelten und thatkräftigen Charakter forderte. In diesem Sinne entschloß sich denn auch der Kurfürst, Friedrich Wilhelm zur Vollendung seiner Ausbildung in fremde Länder, und zwar auf die zu jener Zeit weit berühmte Hochschule zu Leyden, zu senden.

Die Wahl dieses Ortes hatte manches Bedenken in der Umgebung des Kurfürsten gefunden. Zumal war es der kurfürstliche Kanzler und allmächtige Günstling des Kurfürsten, Schwarzenberg, welcher mit allen Kräften bemüht war, diesen Plan zu hintertreiben. Sein ganzes Leben hindurch rastlos nach dem Ziele strebend, das brandenburgische Haus für die kaiserliche Partei zu gewinnen, mußte dieser schlaue und gefährliche Staatsmann in der Idee, den Prinzen nach Holland zu senden, diesen Zweck auf's Aeußerste gefährdet sehen.

In dem Lande, dessen tapferes Volk so eben in heldenmüthiger Aufopferung Gut und Leben einsetzte, um seine Freiheit von der spanischen Herrschaft zu erringen, in dem Lande, wo geistige Aufklärung siegreich die Nacht der Finsterniß erleuchtet hatte, an dessen Spitze ein Moritz von Oranien stand, da konnte ein Prinz des brandenburgischen Hauses nur Ideen in sich aufnehmen, die ihn für immer dem kaiserlichen Interesse entfremden mußten. Schwarzenberg suchte daher auch diesen Plan zu durchkreuzen und erklärte zunächst, die kurfürstlichen Kassen seien zu erschöpft, um die Kosten der Reise des Prinzen tragen zu können.

Zeitgenossen sind in dem blinden Hasse gegen den Kanzler so weit gegangen, daß sie in gänzlicher Entstellung der Wahrheit ihm, dem hartnäckigsten Gegner dieser Reise, grade die erste Idee zu derselben untergeschoben haben, und zwar solle er dies in der Hoffnung gethan haben, die in den Niederlanden herrschende Pest oder der Krieg werde den jungen Prinzen, in welchem Schwarzenberg bereits den künftigen Widerstand gegen sein System geahnt habe, dahin raffen. Bei einigem Nachdenken widerlegt sich das Grundlose dieses Vorwurfs von selbst.

Selbst angenommen, Schwarzenberg habe dem Kurprinzen nach dem Leben getrachtet, so war die Gefahr für den Prinzen, auf diese Weise zu enden, in der Mark Brandenburg viel größer, als in den Niederlanden, denn Krieg und Pest wütheten hier bei Weitem grausamer und gräßlicher; aber zu der Annahme selbst ist man durch keinerlei Beweise berechtigt. Es scheint vielmehr, als haben Schwarzenberg's Gegner am kurfürstlichen Hofe, und er hatte deren viele, solche Gerüchte in der böswilligen Absicht erfunden, das Gemüth des Kurprinzen bereits frühzeitig gegen den Kanzler einzunehmen, den sie als das Verderben des brandenburgischen Staates ansahen. Ging man doch so weit in der Wuth und Abneigung gegen Schwarzenberg, daß man nicht die niedrigsten Mittel verschmähte, um diese Gefühle gegen den Kanzler auch in dem Herzen des Prinzen zu erregen. So wurde an einem Abende, als der kaum 10jährige Friedrich Wilhelm in Cüstrin zu Bette ging, unter seinem Bette ein mit einem Dolch bewaffneter Mann hervorgezogen und das Gerücht verbreitet, der Kanzler habe den Mörder gedungen; man findet aber nirgends Spuren, daß dieser Mordversuch zu einer Untersuchung geführt hätte und irrt wohl kaum in der Annahme, daß die ganze Geschichte erfunden oder eine absichtlich dem Prinzen vorgespielte Komödie gewesen ist. Ferner giebt man dem Kanzler Schuld, daß er nach Gustav Adolf's Tode dem wieder eingedrungenen kaiserlichen Volke den Aufenthalt des Kurprinzen verrathen und einen Plan entworfen habe, wie man sich desselben bemächtigen könne, so daß der Prinz, um ihn der Gefahr zu entziehen, auf mehrere Jahre nach Stettin gebracht worden sei.

Für alle diese Beschuldigungen gegen Schwarzenberg haben sich in der nach seinem Tode angestellten Untersuchung keine Beweise finden lassen; sie sind auch wohl von der ihm feindlich gesinnten Partei nur in der Absicht erhoben und in das Ohr des Kurprinzen geflüstert worden, um den künftigen Beherrscher Brandenburgs gegen den tödtlich gehaßten Kanzler einzunehmen. Unnöthige Fürsorge, Friedrich Wilhelm war, als er zur Regierung gelangte, hellen Blickes genug, um genau zu wissen, daß das Staatssystem, zu welchem Schwarzenberg so lange Jahre den Kurfürsten George Wilhelm überredet hatte, nur zum Verderben des Landes gereichen müsse.

Kehren wir indessen zu der Reise des Kurprinzen nach Holland zurück, welche unzweifelhaft von den Feinden Schwarzenberg's und nicht von ihm betrieben worden ist. Das letzte Hinderniß der Reise schwand, als die Kurfürstin aus ihren Ersparnissen 3000 Thaler für dieselbe hingab und im Juni 1634 trat Friedrich Wilhelm, von seinem treuen Erzieher Leuchtmar und einem angemessenen Gefolge begleitet, die Reise nach Leyden an, bezog daselbst die Universität und lag mit großem Fleiß und Eifer seinen Studien ob.

Doch nicht Schätze der Wissenschaft allein waren es, welche der junge Prinz während seines Aufenthaltes in Holland in sich aufnahm; er lernte mehr und Wichtigeres aus den Anschauungen des dortigen Lebens bei seinen zahlreichen Ausflügen in das Land und viele seiner späteren Regierungsmaßregeln lassen deutlich erkennen, wie ihm die Zustände in Holland als Muster auch für seine Staaten vorgeschwebt haben müssen.

Obgleich durch die Befreiungskriege vielfach heimgesucht, stand doch Holland zu jener Zeit an der Spitze der Kultur und zeichnete sich nicht allein durch die errungene religiöse und staatliche Freiheit, sondern auch durch den hohen Aufschwung, welchen Wissenschaften, Künste, Handel und Gewerbe in dem reichen fruchtbaren Lande genommen hatten, vortheilhaft vor den großentheils verwüsteten und verwilderten Ländern Deutschlands, namentlich vor unserer armen Mark Brandenburg aus.

Der junge Prinz, der mit Fleiß und Eifer alle staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen des Landes ansah, der sich bei jeder Gelegenheit über die in Holland herrschende Art des Ackerbau's, der Viehzucht, des Handels und der Schiffahrt zu unterrichten suchte, mußte in seinem, von Liebe für sein Vaterland erfüllten Herzen den glühenden Wunsch rege werden sehen, solche Zustände später auch so viel als möglich in seinen eignen Staaten heranreifen zu lassen.

Der Aufenthalt des Prinzen in Leyden sollte indessen nur von kurzer Dauer sein, da noch in demselben Jahre die Pest sich dieser Stadt in bedenklicher Weise näherte.

Derselbe begab sich daher mit seiner Begleitung zunächst nach Rehnen bei Arnheim, woselbst die verwittwete und vertriebene Königin von Böhmen und Kurfürstin von der Pfalz, die geistreiche und einst wegen ihrer Schönheit berühmte Elisabeth, die Schwägerin seiner Mutter, ihren Wohnsitz genommen hatte. Eine der Töchter der verwittweten Königin, die schöne Prinzessin Ludovike Hollandine, machte einen tiefen Eindruck auf das Herz des damals 17jährigen Prinzen; und da derselbe auch während seines späteren Aufenthalts in Holland noch öfters seine Besuche in Rehnen wiederholte, die Generalstaaten von Holland eine Vermählung des Kurprinzen von Brandenburg mit dieser Prinzessin wohl auch sehr gerne gesehen hätten, so dauerte es gar nicht lange, als schon von Wien aus, wo man durch Schwarzenberg von Allem genau unterrichtet war, an den Kurfürsten George Wilhelm eine warnende Mahnung erging, daß der Prinz sich in Holland in bedenkliche Verbindungen eingelassen habe, die ihn ohne Zweifel dem Kaiser und dem heiligen römischen Reiche gänzlich entfremden würden.

Von Rehnen aus, wo sein erster Besuch nur flüchtig gewesen war, begab sich der Kurprinz nach Arnheim, woselbst er den Prinzen Wilhelm von Oranien und Moritz von Nassau kennen lernte und gewiß so manches Belehrende aus dem Verkehre dieser beiden großen Feldherren und Staatsmänner schöpfte.

Hier entstand in der Seele des Prinzen Friedrich Wilhelm ganz natürlicher Weise der lebhafte Wunsch, sich an den glänzenden Waffenthaten der Niederländer persönlich zu betheiligen; indessen fanden ihn die Prinzen noch nicht kräftig und herangewachsen genug für den Krieg und auch der Vater mochte wohl besorgen, dadurch sich ernstlich mit dem Kaiserhause zu überwerfen; wenigstens heißt es in einem Briefe des Kurfürsten an Leuchtmar: „er sähe es am liebsten, wenn sein Sohn zu Leyden bliebe und seinen Studien mit allem emsigen Fleiß und Eifer obliege."

Der Aufenthalt in Leyden war jedoch durch die Nähe der Pest zu gefährlich geworden und so traf denn der bestimmte Befehl des Kurfürsten ein, sein Sohn solle den Haag besuchen. Allerdings war der Haag nicht

allein der Hauptort des ganzen Landes, sondern zu jener Zeit auch der Sitz der Generalstaaten*), der Mittelpunkt des ganzen politischen Lebens, der Sammelplatz berühmter Staatsmänner aus allen Ländern; der längere Aufenthalt daselbst konnte für den Kurprinzen daher nur in hohem Grade lehrreich sein, und dennoch hatte sein würdiger Erzieher den Prinzen von dieser Stadt bisher ängstlich besorgt fern gehalten, weil in derselben Alles, was vornehm und reich war, zusammenströmte und die Stadt wegen ihrer Sittenlosigkeit mit Recht verrufen war. Leuchtmar fürchtete für das reine Herz, für das unverdorbene Gemüth seines Zöglings.

Doch, in wie unerwarteter und für den Prinzen höchst ehrenvoller Weise bewies derselbe seinem Erzieher das Grundlose seiner Befürchtung!

Es konnte nicht fehlen, daß der junge Prinz, welcher neben seinem ernsten Streben, sich nach allen Richtungen hin auszubilden, heiteren Lebensgenüssen durchaus nicht abhold war, bald von jungen, vornehmen Edelleuten umgeben war, welche, selbst sittenlos, auch den Prinzen auf die Bahn des Lasters zu ziehen bemüht waren. Der Prinz machte auch heitere Feste und Zechgelage seiner Genossen mit, obgleich er selbst im Trinken äußerst mäßig war; als aber eines Abends die jungen Herren, vom Wein berauscht, ihn zu Genüssen aufzureizen suchten, welche die Unschuld seines Herzens gefährdeten, da verließ Friedrich Wilhelm ungeachtet aller Vorstellungen entrüstet den Saal mit den Worten: „ich weiß, was ich meinen Eltern, meinem Lande und mir selbst schuldig bin.“

Schon Tags darauf verließ der Prinz in edlem Unwillen, sein Erzieher Leuchtmar in stolzer Freude über seinen Zögling, den Haag und begab sich nach Breda in das Lager des Prinzen von Oranien, welcher diese Stadt belagerte. Er zog die Gefahren und Entbehrungen des Krieges den Versuchungen der üppigen Hauptstadt vor.

Der als Feldherr und Staatsmann gleich große Prinz von Oranien wurde von Bewunderung über die edle Selbstüberwindung des Prinzen so ergriffen, daß er ihn gerührt auf die Schulter klopfte und ihm die Worte sagte:

> „Mein Prinz, Eure Flucht beweist mehr Heldenmuth, als wenn ich Breda eroberte. Wer schon so früh sich selbst zu überwinden weiß, dem wird auch das Größte gelingen.“

Prophetische Worte, die an dem einstigen Kurfürsten in wahrhaft glänzender Weise in Erfüllung gehen sollten.

Inzwischen näherte sich der Aufenthalt des Kurprinzen in dem ihm so lieb gewordenen Holland seinem Ende. In Wien war man, wie wir vorher angedeutet, schon längst ungehalten über das lange Verweilen des Prinzen in dem, dem Kaiserhause feindlichen Lande und drang immer ernsthafter auf die Rückberufung desselben; ja der Kaiser wünschte den Kurprinzen selbst kennen zu lernen, lud ihn auf der Rückreise nach Wien ein und erbot sich sogar, die Reisekosten zu tragen; offenbar hatte man die Absicht, durch längeren Aufenthalt des Prinzen am kaiserlichen Hofe die in Holland empfangenen Eindrücke in dem Gemüthe desselben zu verwischen,

*) Generalstaaten nannte man die Versammlung aller Deputirten der verschiedenen Provinzen Hollands, welche die Regierung des Landes leiteten.

vielleicht auch, ihn durch Vermählung mit einer kaiserlichen Prinzessin dauernd an das Kaiserhaus zu fesseln.

Als nun auch der inzwischen abgeschlossene Prager Frieden den Kurfürsten wieder enger mit dem Kaiser verband, da konnte sich der Erstere den Mahnungen des Wiener Hofes nicht länger entziehen und ertheilte dem Prinzen den Befehl zur Rückkehr.

Friedrich Wilhelm war auf's Unangenehmste durch diese Abberufung überrascht; er hatte gehofft, wenigstens als Statthalter in Cleve bleiben zu dürfen, wo er doch Holland mehr in der Nähe gehabt hätte. Auch versuchte der Prinz wiederholt, seine Abberufung rückgängig zu machen, bat den Vater, ihn zu weiterer Ausbildung im Kriegs- und Seedienst noch länger in Holland zu belassen, schützte, als dies abgeschlagen wurde, die Gefahren der Seereise zu so vorgerückter Jahreszeit, die Gefahren der Landreise bei den überall herumstreifenden Kriegsschaaren vor und bat endlich den Kurfürsten geradezu, ihm die Statthalterschaft in Cleve zu übertragen, welches Bittgesuch von den Ständen des Herzogthums Cleve inständigst wiederholt wurde.

Dem bestimmt ausgesprochenen Befehle des Vaters mußte sich der Sohn indessen endlich fügen, um so mehr, als der Kurfürst ihm die feierliche Versicherung gab, er werde ihn weder zu einer Reise oder Aufenthalt an widrigen Orten (womit wohl Wien gemeint war), noch zu einer ihm unangenehmen Heirath zwingen. So schiffte sich denn der Kurprinz im Februar 1638 in Amsterdam ein, landete nach einer sehr stürmischen Seereise erst am 14. Mai in Hamburg und setzte von dort seine Reise zu Lande fort, von Werben aus durch eine Abtheilung brandenburgischer Reiter geleitet. Am 6. Juni traf der Prinz am Hofe seines Vaters in Spandau ein und wurde von den kurfürstlichen Eltern mit vieler Herzlichkeit und Auszeichnung empfangen.

Zu Ehren seiner Rückkehr wurden große Festlichkeiten veranstaltet; unter Anderem war auch bei dem Kanzler Schwarzenberg ein großes Festmahl, bei welchem nach der Sitte der damaligen Zeit sehr stark getrunken wurde, der junge Prinz aber wie immer sich durch große Mäßigkeit auszeichnete.

Als der Kurprinz aber am anderen Tage ziemlich heftig erkrankte, streuten die zahlreichen Feinde Schwarzenberg's das Gerücht aus, er habe dem Kurprinzen Gift beibringen lassen, ein Gerücht, ebenso grundlos, wie die schon früher erwähnten gegen den Kanzler erhobenen Beschuldigungen; die völlige Schuldlosigkeit desselben an der Krankheit des Prinzen stellte sich auch in wenigen Tagen heraus, indem dieselbe in eine gewöhnliche Masernkrankheit überging. — Es konnte indessen nicht fehlen, daß der Kurprinz, noch mit der ganzen Frische der in Holland empfangenen Eindrücke, sich weder in der Mark Brandenburg, noch am Hofe seines Vaters gefallen konnte.

Verglich er die Zustände in dem reichen, blühenden, gewerbfleißigen, geistig und leiblich freien Holland mit seinem verarmten, verwüsteten, von wahrer Aufklärung wie von wirklicher Freiheit noch weit entfernten Vaterlande, verglich er die feine und gelehrte Bildung am Hofe zu Haag oder Arnheim mit den Zuständen am Brandenburger Hofe, wo unmäßiges Trinken und rohes zügelloses Wesen an der Tagesordnung waren, so mußte

neben dem Wunsche, diese Zustände dereinst zu bessern, doch in dem Herzen des Prinzen auch die Sehnsucht nach dem so ungern verlassenen Lande recht lebendig werden.

Dieses Gefühl in der Seele des Kurprinzen nahm noch mehr zu, als er im August 1638 mit seinem Vater nach Preußen reiste.

Die Art und Weise des dortigen Regierungssystems, die kleinliche Eifersüchtelei der Stände und der Städte gegen einander und gegen den Landesfürsten, womit sie diesem, auf den Schutz Polens sich stützend, fortdauernd in den Weg traten, die, wenn auch erleichterte, doch immerhin noch drückende Abhängigkeit von Polen, der gänzliche Mangel an gebildetem und gelehrtem Umgange erfüllten das Herz des Prinzen mit tiefem Unmuth. Noch einmal erneuerte Friedrich Wilhelm seine Bitte an den Vater, er möge ihm die Statthalterschaft in Cleve übergeben, und sah unerwarteter Weise diesmal seine Bitte von Schwarzenberg selbst unterstützt, welcher indessen wohl bei dieser Gelegenheit wie schon oft eine zweideutige Rolle spielte. Der Kurfürst, voll Besorgniß, durch Erfüllung der Bitte des Prinzen den Zorn des Kaisers zu erregen und durch die Einflüsterungen Schwarzenberg's wohl auch mit Argwohn gegen die ehrgeizigen Pläne des Sohnes erfüllt, schlug das Begehren desselben in bestimmter Weise ab.

Doch schon war die Zeit nahe heran gerückt, wo die kleinliche Furchtsamkeit und Unentschlossenheit des Kurfürsten den großen Absichten des Prinzen nicht mehr hindernd in den Weg treten sollte.

Im November 1640 erkrankten George Wilhelm und der Kurprinz gleichzeitig, der Kurfürst starb am 1. December 1640; zum Heile des brandenburgisch-preußischen Staates aber genas Friedrich Wilhelm schon nach kurzem Krankenlager und übernahm mit starker Hand das Steuer des Staatsschiffes.

§. 3.

Regierungsantritt des Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Seine politische Lage. Belehnung und Huldigung im Herzogthum Preußen.

Als Kurfürst Friedrich Wilhelm zu Ende des Jahres 1640 die Regierung über den brandenburgisch-preußischen Staat antrat, war der 30jährige Krieg noch immer nicht zu Ende geführt; noch immer standen sich die Parteien in ziemlich gleicher Stärke kampfgerüstet einander gegenüber, beide bemüht, den Kurfürsten von Brandenburg auf ihre Seite zu ziehen, jede von ihnen bereit, das märkische Land gänzlich zu vernichten und blutige Rache zu nehmen, wenn er sich auf die Seite der feindlichen Partei neigen sollte.

Der Kurfürst selbst fühlte das Mißliche seiner Lage, welche von Droysen sehr treffend mit den Worten geschildert worden ist:

> „Seine Lage war unermeßlich schwierig, sie forderte die äußerste Behutsamkeit und Verwegenheit, mit jedem Schritte, den er wagte oder nicht wagte, handelte es sich für ihn um Alles“ u. s. w.

sehr wohl. In einem eigenhändig zu dieser Zeit vom Kurfürsten geschriebenen Aufsatze heißt es: „auf der einen Seite habe ich die Krone Schweden,

auf der anderen den Kaiser, ich sitze zwischen ihnen und erwarte, was sie mit mir anfangen, ob sie mir das Meinige lassen oder nehmen."

Nur wenn man diese unseligen Verhältnisse reiflich erwägt, kann man zu einem richtigen Verständniß der Handlungsweise des Kurfürsten gelangen.

Beständig in der Besorgniß, durch zu engen und offenen Anschluß an die eine Partei, und welche dies sein mußte, hatte des Kurfürsten heller Blick schon längst richtig erkannt —, die andere zu erzürnen und sich und sein Land der Vernichtung auszusetzen, mußte die Politik des Kurfürsten etwas scheinbar Schwankendes, Unsicheres erhalten; er war einmal genöthigt, das fest im Auge behaltene Ziel nicht auf geradem Wege, sondern oft auf Schlangenwindungen, durch List und Verstellung zu erreichen. Wer wollte den Fürsten darum tadeln?

Und das Ziel selbst, wir haben es im vorigen Buch §. 25 näher bezeichnet, es stand wie der Weg selbst, auf dem allein es zu erreichen war, fest und klar in der Seele des Kurfürsten.

Daß Schwarzenberg's Pläne dem Vaterlande nur Unheil bringen konnten, daß der Kaiser Ferdinand III. kein anderes Ziel im Auge hatte, als die Alleinherrschaft der kaiserlich katholischen Partei in Deutschland zu begründen, daß alle Versprechungen des Kaisers, Brandenburg den Besitz von Pommern zu sichern, nur eitel Wind waren, um den Kurfürsten für sich zu gewinnen, und im entscheidenden Augenblicke vergessen werden würden, das wußte Friedrich Wilhelm klar und bestimmt; ebenso versah er sich indessen auch von den Schweden und ihren selbstsüchtigen Absichten nichts Gutes.

Mitten zwischen beiden Parteien hindurch mußte das Schiff des Staates gesteuert, mit Vorsicht und Behutsamkeit jede gefährliche Stelle an beiden Ufern vermieden und aus dem Streite beider Theile möglichst viel Vortheil für das eigene Land gezogen werden. Die Nothwendigkeit einer solchen Politik verbot den geraden Weg, das leuchtet ein.

So war es denn fest beschlossen in der Seele des Kurfürsten, sich von der Abhängigkeit vom Kaiser zu befreien, ohne sich geradezu und offen auf die Seite Schwedens zu stellen, zwischen beiden kriegführenden Mächten aber eine so wehrhafte Stellung einzunehmen, daß jede von ihnen von seiner Feindschaft ein entschiedenes Uebergewicht der Gegenpartei befürchten mußte. Seinem Herzen, seinem Glauben nach neigte sich der Kurfürst entschieden auf die Seite der Schweden; war ja doch auch das Projekt einer Vermählung Friedrich Wilhelm's mit der Prinzessin Christine, der Erbin der schwedischen Krone, noch keineswegs ganz aufgegeben, mußte aber vor dem Kaiser und insbesondere vor dem Könige von Polen sorgfältig verheimlicht werden.

Wir betrachten nunmehr die ersten Regierungshandlungen des jungen Fürsten, welche unser Leser jetzt wohl unter dem richtigen Gesichtspunkte ansehen wird.

Einer der ersten Schritte des Kurfürsten, welcher bei seinem Regierungsantritt in Preußen sich aufhielt und dieses Land auch wegen der Erlangung der Belehnung von der Krone Polen für jetzt nicht verlassen konnte, war

der, daß er den Kanzler Adam von Schwarzenberg in allen seinen Aemtern und Würden bestätigte und ihn in einem eigenhändigen Schreiben bat, auch ferner die Statthalterschaft der Mark Brandenburg weiter zu führen, und ihm somit die fast unerträgliche Regierungslast zu erleichtern. Schwarzenberg mag diese Botschaft eine große Freude bereitet haben; seinen zahlreichen Feinden war die Nachricht um so niederschmetternder, als sie den Sturz des Kanzlers bereits als ganz gewiß vorausgesehen hatten. Und doch war das Ganze nichts weiter, als ein einfaches Mittel, den bereits rege gewordenen Argwohn des Kaisers gegen Friedrich Wilhelm für's Erste einzuschläfern. Denn sich allmählich von einem Manne zu trennen, von dem er jeden seiner Schritte dem Kaiser verrathen wußte, war gewiß von Anfang an des Kurfürsten Wille.

Ein Beweis, wie sehr er dem Kanzler mißtraute, liegt auch darin, daß er durch denselben Boten, welcher dem Kanzler das erwähnte Schreiben überbrachte, nämlich durch einen seiner Vertrauten, Werner v. Schulenburg, gleichzeitig den Befehlshabern der Festungen Cüstrin und Peitz, den Obersten v. Burgsdorf und Trotte, den bestimmten Befehl zukommen ließ, unter keinen Umständen, es sei auf wessen Befehl es wolle, kaiserliches Kriegsvolk in die Festungen aufzunehmen, in allem Uebrigen aber sollten sie dem Statthalter gehorchen. Der Kurfürst stützte sich hierbei auf eine ausdrückliche Bedingung des Prager Friedens.

Verlassen wir nunmehr für kurze Zeit die Mark Brandenburg und richten wir unsere Blicke nach dem Herzogthum Preußen, wo wir den jungen Kurfürsten mit nicht geringen Schwierigkeiten kämpfen sehen, um seine Herrschaft im Lande zu begründen, von der Krone Polen aber die Lehnsverleihung zu erhalten. Schon in einem früheren Paragraphen haben wir darauf hingewiesen, wie Kurfürst George Wilhelm die zwischen dem Adel und den Städten herrschenden Streitigkeiten zu seinem Vortheil auszubeuten gewußt hatte und wie es ihm auch gelungen war, für die Lehnsverleihung günstigere Bedingungen zu erhalten. Dagegen hatte sich König Wladislav von Polen hartnäckig geweigert, auch den damaligen Kurprinzen gleichzeitig noch bei Lebzeiten des Vaters mit Preußen zu belehnen. Dieser mußte daher seinerseits die Belehnung erst feierlich nachsuchen und stieß hierbei auf unerwartete Schwierigkeiten.

Der König hatte es übel vermerkt, daß Friedrich Wilhelm gleich nach dem Tode des Vaters, ohne in Warschau anzufragen, die Regierung des Landes übernommen hatte, daß er den beim Tode George Wilhelm's gerade in voller Thätigkeit begriffenen Landtag hatte weiter tagen lassen, ohne des Königs Genehmigung dazu einzuholen; noch weiter gingen die Anmaßungen des polnischen Reichstages, welcher sogar verlangte, der Kurfürst solle nicht blos dem Könige von Polen, sondern dem polnischen Reiche den Lehnseid leisten; auch das alte wüste Geschrei, die Kurfürsten von Brandenburg hätten das preußische Lehen ganz verscherzt, weil sie es früher mit den Schweden gehalten hätten, erscholl von Neuem.

Auch von der beabsichtigten Heirath des Kurfürsten mit der Prinzessin Christine von Schweden war den Polen etwas zu Ohren gekommen und es bedurfte der ganzen Geschicklichkeit des Kurfürsten und seiner Unter-

händler, Wolf v. Kreutzen und Johann v. Kospoth, um den dadurch rege gewordenen Sturm des Unwillens zu beschwichtigen.

Endlich, nach unsäglichen Schwierigkeiten und unter den lästigsten Bedingungen wurde dem Kurfürsten die Ertheilung des Lehens zugesichert und er erhielt dieselbe am 18. October 1641 zu Warschau unter großen, dem Kurfürsten wohl ebenso lästigen wie ihn demüthigenden Feierlichkeiten.

Die persönliche Erscheinung des jungen Kurfürsten an diesem feierlichen Tage machte so großen Eindruck auf die Königin von Polen, daß sie ihm durch den Grafen Dönhof die Hand ihrer Tochter anbieten ließ, ein in der That verlockender Antrag, den der Kurfürst indessen mit der ritterlichen Antwort ablehnte: „So lange ich mein Land nicht in Frieden regieren kann, darf ich mich nach keiner anderen Braut umsehen, als nach meinem Degen."

Wie dereinst in George Wilhelm's Seele, so stand aber gewiß auch in der Brust des Sohnes der Entschluß fest, sich um jeden Preis von der ihn schwer drückenden Fessel der Lehnsabhängigkeit zu befreien — und er verstand es besser, solchen Entschluß durchzuführen, als der Vater.

Die Bedingungen aber, unter welchen Friedrich Wilhelm die Belehnung erhielt, sind von zu eingreifender Wichtigkeit, um hier ganz mit Stillschweigen übergangen zu werden.

Dre Kurfürst mußte sich verpflichten, an den König von Polen jährlich 30,000 Gulden, und jedesmal, wenn der Landtag eine neue Steuer bewilligte, 60,000 Gulden, aus den Seezöllen aber jährlich 100,000 Gulden zu zahlen. Er mußte versprechen, bei einem Kriege Polens nur mit des Königs Bewilligung parteilos zu bleiben, die Festungswerke von Pillau und Memel zu verstärken und nur solche Befehlshaber in diese Festungen einzusetzen, welche dem Könige genehm waren.

Endlich aber wurde festgesetzt, daß fortan in Preußen nur das römisch-katholische und das augsburgische Glaubensbekenntniß geduldet werden sollte; auch wurden den Katholiken mancherlei Vortheile und Rechte eingeräumt.

Man sieht, daß diese Bedingungen für das stolze und selbstbewußte Herz des jungen Kurfürsten demüthigend genug waren.

Nicht geringere Schwierigkeiten wie bei der Belehnung mit Preußen fand Friedrich Wilhelm in den inneren Zuständen des Landes selbst. Der Streit zwischen dem Adel und den Städten, insbesondere den drei Städten Königsberg, hatte auf dem Landtage 1640 allmählich eine solche Erbitterung angenommen, daß er zu den ärgerlichsten Auftritten führte.

Schon im Jahre 1633 war, wie wir uns aus dem Paragraph 25 des vorigen Buches erinnern, von den Oberständen, unterstützt von der Ritterschaft und insgeheim auch vom Kurfürsten George Wilhelm, eine Verordnung erlassen worden, welche den Städten Königsberg das Recht, ihre Stadtwillküren und Ordnungen selbst einzusetzen, absprach; ganz dasselbe Schicksal hatte einige Jahre früher die Stadt Königsberg in ihrer Eifersucht auf die kleinen Städte in Verbindung mit dem Adel diesen zuerst bereitet.

Da der Widerspruch Königsbergs gegen diese Verordnung auf dem Landtage gar keine Beachtung fand, so veröffentlichte der Rath der Stadt

eine Druckschrift, welche den Adel in der maßlosesten Weise angriff, das Herrenrecht der adligen Grundbesitzer über ihre Gutsunterthanen in Frage stellte, dem Adel vorwarf, daß er auf seinen Gütern nichtadelige Gewerbe betreibe, wie z. B. Bierbrauerei, mit einem Worte, deren Inhalt zwar zum Theil wohl begründet war, die aber doch durch Uebertreibung und Rücksichtslosigkeit Zeugniß ablegte von der Erbitterung, welche auf beiden Seiten die Gemüther beherrschte.

Der Adel wurde gegen die Städte Königsberg klagbar und die Oberräthe verurtheilten dieselben zu einer Geldstrafe von 30,000 Dukaten und befahlen die Einziehung und Vernichtung der Schrift.

Dem Kurfürsten waren diese Streitigkeiten nicht willkommen, denn er brauchte vor der Hand nothwendig Geld und konnte nur von einer Einigung des Landtages die Bewilligung einer neuen Auflage erwarten.

Auch fing der Kurfürst es sehr klug und geschickt an, beide Theile dahin zu bringen, wohin er sie haben wollte. Den Städten versprach er genaue Untersuchung ihrer Sache und seinen Schutz in derselben, falls sie keine neuen Druckschriften mehr vertheilen und sich ihm auch ihrerseits dankbar beweisen wollten; dem eifrig lutherischen Adel sagte er die von ihm verlangten Kirchenvisitationen zu und suchte ihn durch Ueberredung zum Frieden zu bewegen, stellte dem Landtage selbst endlich das grenzenlose Elend in der durch jahrelangen Krieg verwüsteten Mark Brandenburg vor und wie das Herzogthum Preußen dagegen gänzlich vom Kriege verschont geblieben sei, und so erreichte der kluge Fürst seinen Zweck, von den Ständen neue und ziemlich bedeutende Geldbewilligungen zu erhalten. Doch so manchen Trotz und Uebermuth einzelner preußischer Edelleute mußte der Kurfürst für jetzt noch stillschweigend hinnehmen, bis endlich auch der Tag erschien, an welchem der Kurfürst diesen trotzigen Sinn zu brechen die Macht hatte. So war ein Oberburggraf v. Tettau vom Kurfürsten zum Landhofmeister von Preußen ernannt worden, während der König von Polen den Gesandten des Kurfürsten in Warschau, Herrn Wolf v. Kreutzen mit dieser Würde bekleidet hatte. Als nun dieser Letztere von Warschau zurückkehrte, fand er sich nicht allein durch die anderweitige Besetzung seines Postens tief gekränkt, sondern er fand auch auf dem Amte Dulsen einen neu eingesetzten kurfürstlichen Amtmann vor, während er doch dieses Gut vom verstorbenen Kurfürsten geschenkt erhalten zu haben behauptete.

Es ist bezeichnend für die Zustände des Landes, für die Ohnmacht der kurfürstlichen Gewalt und erinnert lebhaft an die gesetzlosen Zeiten in der Mark Brandenburg 300 Jahre früher, daß dieser Edelmann es ungestraft wagen durfte, mit 30 gewaffneten Reitern den kurfürstlichen Amtmann mit Gewalt zu vertreiben und sich in den Besitz des Gutes zu setzen.

Schließen wir diesen Paragraphen mit der Bemerkung, daß der Kurfürst, nachdem er die feierliche Belehnung mit dem Herzogthum Preußen in Warschau erhalten, im November 1641 seinen Einzug in Königsberg hielt und dort wie in den übrigen Städten des Landes noch in demselben und im Anfange des folgenden Jahres die Huldigung des Landes entgegennahm.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf die während der Abwesenheit Friedrich Wilhelm's in der Mark Brandenburg stattgefundenen Begebenheiten.

§. 4.

Ereignisse in der Mark Brandenburg. Sinkende Macht und Ende Schwarzenberg's. Die Widersetzlichkeit der Kriegsobersten. Neubildung eines Heeres. Waffenstillstand mit den Schweden. Des Kurfürsten Wirken in der Mark.

Wir haben gesehen, daß der Kurfürst, für die ersten Jahre seiner Regierung genöthigt, sich in Preußen aufzuhalten, die Regierung der Mark Brandenburg für die Zeit seiner Abwesenheit dem Kanzler Adam Grafen v. Schwarzenberg als Statthalter übertragen hatte.

Dieser Staatsmann, der sich wohl von dem neuen Landesherrn etwas ganz Anderes versehen hatte, fühlte sich zwar durch die Bestätigung in seinen Aemtern und Würden, in welcher er einen Beweis von dem fortdauernden Vertrauen seines Landesfürsten sah, sehr geehrt; doch sollte er bald bemerken, daß der junge thatkräftige Friedrich Wilhelm nicht gesonnen sei, sich wie sein wankelmüthiger Vater, fernerhin willenlos vom Kanzler leiten zu lassen. Schon die erste bereits erwähnte Botschaft Schulenburg's an die Obersten in Cüstrin und Peitz gab ihm eine Andeutung davon, daß seine Macht im Sinken sei.

Zwar suchte er dem Kurfürsten nachzuweisen, daß es mit der Eidesleistung der brandenburgischen Truppen an den Kaiser eigentlich nichts auf sich habe; in seinem Inneren war er aber doch heftig erschrocken darüber, daß der Kurfürst, ohne seinen Rath oder seine Meinung einzuholen, einen solchen Befehl habe geben können; er erkannte jetzt zum ersten Male, daß der feurige und thatkräftige Geist des Fürsten am Ende den brandenburgischen Staat wohl in andere Bahnen lenken wolle, als sie bisher der Kanzler im Interesse des Kaisers vorgezeichnet. Deshalb richtete er auch ein Schreiben an den Kurfürsten, worin er ihm seine fernere Treue und Ergebenheit zusicherte, den jungen Fürsten aber dringend davor warnte, einen einseitigen Frieden mit Schweden abzuschließen, dagegen aber ihm den Rath ertheilte, dem Kaiser das Elend des brandenburgischen Landes vorzustellen und ihn um Unterstützung zur Unterhaltung des brandenburgischen Kriegsvolkes zu bitten. Wie weit der Kurfürst diesen Rath befolgte, werden wir bald sehen.

Zunächst wollte Friedrich Wilhelm, wie wir wissen, auf eigenen Füßen stehen und dazu brauchte er vor allen Dingen einer tüchtigen und nur ihm allein gehorchenden Kriegsmacht; diese sich zu verschaffen, war daher sein erster Schritt. Die inzwischen eintretenden Ereignisse geben einen Beweis dafür, wie sehr recht der Kurfürst in diesem Streben hatte.

Ohne Befehl vom Kurfürsten dazu zu haben, eröffneten mehrere brandenburgische Kriegsobersten mitten im Winter Feindseligkeiten gegen die ruhig in ihren Quartieren stehenden Schweden; so fiel der Oberst Goldacker in Pommern ein, der Rittmeister Strauß überfiel die Schweden in der Niederlausitz, ein anderer Reiterhaufen that dasselbe in Mecklenburg.

Die Feinde Schwarzenberg's wollen die Schuld an diesen jedenfalls unüberlegten Angriffen abermals ihm aufbürden; er habe damit den Kurfürsten, dessen Hinneigung zu Schweden ihm nicht unbekannt geblieben sei, von Hause aus mit demselben ernstlich verfeinden wollen. Die Wahrheit dieser Behauptung möge dahin gestellt bleiben, Beweise haben sich auch dafür nicht auffinden lassen.

Jedenfalls führten diese unklugen Angriffe blutige und für das Land höchst verderbliche Repressalien Seitens der Schweden herbei. Der schwedische Oberst Stahlhans brach im Januar 1641 verheerend in die Neumark ein und bedrohte Berlin mit Feuer und Schwert. Die geängstigte Stadt mußte auf Befehl Schwarzenberg's brandenburgisches Kriegsvolk unter dem Obersten v. Kracht aufnehmen und es sogar dulden, daß am 18. Januar die Vorstädte abgebrannt wurden, um eine bessere Vertheidigung zu ermöglichen, zu welcher ja doch die brandenburgische Macht zu schwach gewesen wäre. Neben vielen anderen werthvollen Gebäuden und Meiereien ging bei dieser Gelegenheit auch ein kurfürstliches Vorwerk in Flammen auf, viele Hunderte verloren ihr Eigenthum und allgemein war der Unwille gegen den Kanzler über diese übereilte und barbarische That.

Der Kurfürst gerieth in heftigen Zorn über diese Vorgänge, welche so völlig im Widerspruch mit seinen Plänen standen; er entsetzte die unbesonnenen Heerführer ihrer Stellen, ließ einen derselben sogar hinrichten, verbot auf's Strengste alle Feindseligkeiten gegen die Schweden und alle ferneren derartigen Streifzüge und bahnte hierdurch, wie durch die Freilassung zweier gefangener schwedischer Befehlshaber zuerst ein freundlicheres Verhältniß mit dieser Macht an. Der Stadt Berlin erließ er zur Entschädigung eine sehr lästige Abgabe und unterstützte sie außerdem mit Geld, den Ständen des Landes erklärte er, daß es seine Absicht sei, zur Erleichterung des Landes das Kriegsheer bedeutend zu vermindern, eine Verheißung, welche im ganzen Lande mit Freuden begrüßt wurde.

Auch dem Kanzler bezeigte der Kurfürst seinen Unwillen über das Geschehene, beschränkte seine Vollmachten, namentlich gab er ihm ferner keine mit seiner Unterschrift versehene Blätter mehr und forderte Rechenschaft über die früher erhaltenen; auch hob er die von Schwarzenberg eingesetzten Kriegsgerichte auf.

Bald zeigte sich nun auch, daß die Art der Eidesleistung der brandenburgischen Truppen durchaus nicht so bedeutungslos war, als der Kanzler den Kurfürsten hatte glauben machen wollen.

Der Kurfürst fand in den oben beschriebenen Vorgängen Veranlassung, sich seiner Kriegsmacht besser zu versichern, als es bei dem nur dem Kaiser geleisteten Eide bisher der Fall war. Er sendete daher die Herren v. Ribbeck und v. Gröben mit dem ganz besonderen Auftrage nach der Mark, das sämmtliche brandenburgische Kriegsvolk und insbesondere die Besatzung der Festungen und ihre Befehlshaber für den Kurfürsten allein zu verpflichten. Diese Maßregel fand bei einigen der Obersten, namentlich bei den Obersten v. Rochau in Spandau, v. Kracht in Berlin und Goldacker in Peiz, den lebhaftesten Widerstand und nur der Oberst v. Burgsdorf in Cüstrin leistete willig und sofort Gehorsam. Hätten die Befehlshaber, welche auf ihren dem Kaiser geleisteten Eid sich stützten,

keine anderen Beweggründe zu ihrer Weigerung gehabt, so könnte man sie darum nicht tadeln; glaubwürdigen Zeugnissen nach spielte aber der Eigennutz und die Furcht vor gänzlicher Entlassung aus dem Dienste des Kaisers eine bedeutende Rolle bei dieser Begebenheit und dies läßt die Handlungsweise der widerspänstigen Obersten mit Recht weniger ehrenvoll erscheinen.

Der Kurfürst wußte indessen den Widerstand theils durch List, theils durch Gewalt zu brechen, denn Herr der festen Plätze seines eigenen Landes mußte er unter allen Umständen werden.

Bevor jedoch dem Kurfürsten es gelang, Herr seines Kriegsheeres zu werden, ereilte den Kanzler Schwarzenberg der Tod, und wir sind genöthigt, diesem bedeutungsvollen Ereignisse einige Worte zu widmen.

Gram über die immer mehr zunehmende Gewißheit, daß seine Macht ihrem Ende entgegen gehe, hatte die Gesundheit des ohnehin schon hochbetagten Kanzlers wankend gemacht; einige höchst ärgerliche Vorfälle dienten dazu, den Zustand desselben immer bedenklicher zu machen.

Die Truppen forderten mit Ungestüm vom Kanzler den seit langer Zeit rückständigen Sold; mit Mühe beschwichtigte Schwarzenberg durch 600 Rthlr. aus seiner Privatkasse eine vor seinem Hause lärmende Rotte Soldaten, die dasselbe zu stürmen drohte. Als aber im Streite über diese Angelegenheit ein Offizier, ein Herr v. Lehndorf, vor den Augen des Kanzlers den Kriegszahlmeister v. Zastrow erstach und bald darauf, als sich Schwarzenberg kaum von dem gehabten Schrecken erholt hatte, demselben ein Schreiben aus Regensburg zuging, worin ihm mitgetheilt wurde, daß man in Wien bereits von seinem vollständigen Falle genau unterrichtet sei, da endete am 14. März 1641 ein Schlagfluß das Leben des berüchtigt gewordenen Staatsmannes.

Auf Befehl des Kurfürsten wurden Schwarzenberg's Papiere versiegelt und eine genaue Untersuchung eingeleitet. Diese ergab zwar für alle dem Kanzler zur Last gelegten Vergehungen, als Verrath am Staate, Versuche, den Kurfürsten aus dem Wege zu räumen u. s. w., nicht die geringsten Beweise; dagegen ging aus den Papieren des Grafen klar und bestimmt hervor, daß er sein hohes Amt und die traurige Lage des Landes benutzt habe, um sich und seine Familie auf unerlaubte Weise zu bereichern. Obgleich das Gehalt des Kanzlers stets nur etwas über 2000 Rthlr. betragen hatte und derselbe während seines ganzen Lebens mit großer Pracht und Verschwendung aufgetreten war, so hinterließ er nach seinem Tode dennoch ein sehr beträchtliches Vermögen.

Allein sein Sohn machte eine Forderung von 400,000 Rthlr. geltend, welche der Vater allmählich auf kurfürstliche Güter vorgeschossen haben sollte; als demselben diese Forderung abgeschlagen wurde, floh er nach Wien, den Kaiser um Hilfe anrufend; und in der That kam später durch die Vermittelung des Kaisers ein Vergleich zu Stande, nach welchem der Kurfürst dem jungen Grafen für alle von ihm erhobenen Ansprüche 300,000 Rthlr. zahlte.

Der plötzliche Tod des Kanzlers befreite den Kurfürsten von einer ihm schon längst lästig gewordenen Fessel, den Kanzler selbst rettete er unzweifelhaft vor großen ihm bevorstehenden Demüthigungen; denn so

beflissen der Kurfürst auch war, nicht offen mit dem Kaiser zu brechen, so war doch der Fall des Kanzlers, von welchem er sich stets bespäht und nach Wien verrathen wußte, in der That für die nächste Zeit beschlossen gewesen.

An Stelle Schwarzenberg's verlieh der noch immer in Preußen weilende Kurfürst dem Markgrafen Ernst v. Jägerndorf, dem Sohne des tapferen Markgrafen Johann Georg, welchen wir am Anfange des 30jährigen Krieges kennen gelernt haben, die Statthalterschaft in der Mark Brandenburg.

Kurze Zeit nach Schwarzenberg's Tode wurde denn auch die Angelegenheit mit den widerspänstigen Befehlshabern von Spandau, Berlin und Peitz zu Ende gebracht.

Unter dem Vorwande einer Einladung zur Jagd wurde zunächst der Oberst v. Rochow nach Berlin gelockt und dort in Haft genommen; ebenso gelang es, sich der Obersten von Kracht und Goldacker zu bemächtigen, doch ließ man sie nach erledigter Sache gern zum Kaiser entfliehen, so wie man auf Bitten des Kaisers diesem auch diejenigen Kriegsschaaren überließ, welche sich fernerhin weigerten, dem Kurfürsten allein den Eid der Treue zu schwören.

Von allen Truppen behielt Friedrich Wilhelm nur 2000 Mann zu Fuß und 200 Reiter im Solde; doch erhöhte er sehr bald diese Zahl auf 3000 Mann und bildete aus ihnen zwei Regimenter zu Fuß und ein Regiment zu Pferde, allerdings nur eine kleine unbedeutende Macht, aber sie gehorchte doch dem Kurfürsten allein und war ihm daher mehr werth, als eine zehnfach so große Zahl, die auswärtigen Fürsten verpflichtet war.

In diesem kleinen Kerne erblicken wir die erste Grundlage der späterhin so großen, mächtigen und schönen preußischen Armee.

Der Kaiser sah diese Vorgänge mit unverhohlenem Mißfallen an und sprach dieses auch dem Kurfürsten aus; doch wußte derselbe ihn durch die Vorstellung zu beruhigen, daß ihm doch unmöglich mit Reichsfürsten gedient sein könne, die nicht einmal die Mittel hätten, sich gegen Fremde ihrer Haut zu wehren.

Mit den Schweden wußte der kluge Fürst aber das bereits angefangene freundschaftlichere Verhältniß so glücklich fortzusetzen, daß schon am 24. Juli 1641 ein zweijähriger Waffenstillstand zu Stande kam, nach welchem jeder Theil vorläufig das behalten sollte, was er inne hatte. Hiernach behielten die Schweden allerdings ganz Pommern und auch die brandenburgischen Städte Driesen, Landsberg und Crossen besetzt, auch wurde ihnen die Werbener Schanze (ein höchst wichtiges Befestigungswerk bei Werben an der Elbe) eingeräumt und freier Durchzug durch das Land zugesichert; aber der größte Theil des Landes war doch nun von den Schweden befreit und athmete erleichtert auf; auch war in der ganzen Mark großer Jubel über dieses glückliche Ereigniß.

Die Verhandlungen mit den Schweden waren zwar Seitens des Kurfürsten möglichst geheim betrieben worden, dennoch konnte es nicht fehlen, daß der Kaiser sehr bald Nachricht davon erhielt. Friedrich Wilhelm entschuldigte sich indessen damit, daß er von den Schweden und seinen eignen Ständen zum Waffenstillstand gezwungen worden sei; auch wußte er den

Zorn des Kaisers dadurch zu beschwichtigen, daß er die Werbener Schanze, als Erzherzog Leopold mit einem kaiserlichen Heere dieselbe vor den Schweden besetzen wollte, rasch zerstören ließ, wie er vorgab, um sie nicht in den Besitz der Schweden fallen zu lassen.

Bei den Schweden, die ihn einer Verletzung des Vertrags beschuldigten, entschuldigte er sich mit vieler Gewandtheit in ähnlicher Weise, und so war das Land ein Befestigungswerk los geworden, dessen Besitz stets die feindlichen Parteien angelockt und viele blutige Kämpfe herbeigeführt hatte. An eine Wiederherstellung derselben konnten die Schweden, das wußte Friedrich Wilhelm sehr gut, bei dem großen Geldmangel so bald nicht denken.

Inzwischen hatte des Kurfürsten heller Blick längst klar erkannt, daß die beiden kriegführenden Parteien des Kampfes müde geworden und daß wahrscheinlich die Zeit nicht mehr fern sei, wo dem armen geängstigten Deutschland nach so langen verheerenden Kriegsstürmen endlich wieder die Segnungen eines allgemeinen Friedens zu Theil werden sollten. Daß beide Theile aber, der Kaiser wie die Schweden, sich keinen Augenblick besinnen würden, diesen Frieden auf Brandenburgs Kosten abzuschließen, wenn der Kurfürst sich nicht vorher durch Bildung einer starken Truppenmacht in eine achtunggebietende Lage versetzt hatte, konnte ihm nicht zweifelhaft sein. Er vergrößerte daher in möglichst unbemerkter Weise sein Heer bis auf 8000 Mann und sah sich nun allenfalls in der Möglichkeit, bei den bald darauf in Hamburg eröffneten Friedensunterhandlungen ein Wort mitzusprechen.

Während so der junge Kurfürst mit Eifer und Klugheit seinem Lande eine Stellung zu verschaffen suchte, welches dasselbe in den Stand setzte, den von Außen kommenden Stürmen kräftigeren Widerstand zu leisten, verlor er auch die inneren Zustände der Mark Brandenburg, die allerdings trostlos genug waren, nicht aus den Augen.

Erst im dritten Jahre seiner Regierung gestatteten die Verhältnisse ihm die Rückkehr in die Mark und an der Spitze eines glänzenden und zahlreichen Gefolges zog der Kurfürst im Anfange des Jahres 1643 in die verarmte und eines großen Theils ihrer Bevölkerung beraubte Hauptstadt Berlin ein. Wie grenzenlos traurig die finanzielle Lage sowohl des Kurfürsten wie des Landes war, geht daraus hervor, daß sich der Kurfürst, außer Stande, selbst die Kosten eines ganz bescheidenen Hofhalts zu bestreiten, genöthigt sah, sein Hofgesinde bei den Bürgern der Stadt einzuquartieren, Alles, was noch Werth hatte, zu verpfänden und sogar von einzelnen begüterten Privatpersonen Geld zu borgen, um nur die nöthigsten Lebensbedürfnisse bezahlen zu können. Auch verlegte der Kurfürst, um den Berlinern die Unterhaltung seines Hofes nicht zu lange aufzubürden, seine Residenz sehr bald nach Cüstrin und entsendete den Obersten v. Burgsdorf, welcher seit seiner bereitwilligen Eidesleistung bei ihm in sehr hoher Gunst stand, nach Preußen, um dort den Ständen die dringende Noth der märkischen Länder vorzustellen und sie zur Hilfe zu bewegen.

Die Bemühungen Burgsdorf's blieben auch nicht ohne Erfolg; nicht allein wurde eine freiwillige Geldsteuer bewilligt, sondern es gingen auch aus den kurfürstlichen Aemtern und zum Theil vom Lande selbst beschafft,

große Wagenzüge voll Getreide, Hafer, Wachs, Talg, Butter, ja selbst eingesalzenes Fleisch aus Preußen nach Cüstrin ab.

Eine Reise, welche der Kurfürst durch die Mark Brandenburg unternahm, überzeugte ihn besser als alle Berichte von der trostlosen Lage des Landes; wir haben denselben bereits zur Genüge beschrieben.

Das Traurigste aber war, daß der größte Theil der übrig gebliebenen Bevölkerung sich einer völligen Hoffnungslosigkeit hingab; Viele, namentlich die jüngeren, während des Krieges geborenen Leute, glaubten in der That, daß ein anderer Zustand, als fortwährender Krieg, niemals eintreten könne; die Segnungen des Friedens kannten die Armen ja gar nicht und glaubten auch an dieselben nicht. So war es natürlich, daß Keiner mehr arbeitete, als wie er zur Erhaltung des eignen Lebens nothdürftig gebrauchte; wozu sollte er sich quälen, da doch der Krieg in der nächsten Stunde alle Früchte seiner Anstrengungen vernichten konnte!

Mit kräftiger Hand und einsichtsvollem Willen griff der Kurfürst in diese entsetzliche Lage des Volkes ein und ließ sich, da er selbst doch nicht Alles leiten, nicht überall zugegen sein konnte, von einsichtsvollen Männern, die wie er das Land bereisen mußten, unterstützen.

Den Bauern, die Friedrich Wilhelm zu neuem Fleiße aufzumuntern wußte, wurde Land als freies Eigenthum überwiesen, aus den Staatswaldungen unentgeldlich Holz zum Bau ihrer Häuser gegeben; in ganz entvölkerte Gegenden zog der Kurfürst Ansiedler namentlich aus Holland und Bremen unter großen Vergünstigungen; der ganz und gar vernachlässigte Gartenbau wurde durch Gärtner aus Holland neu belebt, manches segensreich wirkende Gesetz erlassen. So wurde z. B. Niemand die Erlaubniß zu einer Heirath ertheilt, der nicht zuvor nachweisen konnte, daß er in seinem Garten wenigstens 6 Obstbäume gepfropft und in seiner Besitzung 6 Eichen gepflanzt habe.

Durch solche und ähnliche Mittel wurde nicht allein der Muth der Bevölkerung und die Hoffnung auf bessere Zeiten von Neuem erweckt, sondern in kurzer Zeit wurden auch die Früchte dieser Bestrebungen äußerlich sichtbar und der Ackerbau blühte wieder auf, der Wohlstand des Landes fing an zu steigen.

Noch sollten indessen Jahre vergehen, ehe den schwer geprüften Völkern Deutschlands die Sonne des heiß ersehnten Friedens aufging; widmen wir diesen letzten Jahren des 30jährigen Krieges, so weit sie unsere Mark Brandenburg berühren, einen neuen Paragraphen.

§. 5.

Die letzten Jahre des 30jährigen Krieges.

Der nun schon seit langen Jahren mit abwechselndem Glücke geführte Krieg hatte nicht allein in allen Ländern Deutschlands, die so schwer durch ihn gelitten hatten, sondern auch bei den meisten Fürsten und den eigentlich Krieg führenden Parteien den Wunsch nach einem endlichen Friedensabschluß rege gemacht. Die allgemeine Ermattung und Erschöpfung

hatte sich auch schon längere Zeit in der Kriegführung selbst geltend gemacht; größtentheils sich unthätig einander gegenüber stehend, lebten die Heere auf Kosten des Bürgers und des Bauern, nur dann und wann sich zu einem kühnen Angriffe, zu einem energischen Schlage ermannend, um ein Uebergewicht über den Gegner zu erringen und so die Berechtigung zu erlangen, auf den Friedensverhandlungen seine Forderungen desto höher spannen zu können. Der Krieg glich in seinen letzten Jahren einem alten schwachen Greise, dessen fast abgestorbenes Leben sich nur noch in einzelnen Zuckungen verräth.

Schon auf dem 1640 zu Regensburg eröffneten Reichstage war der Wunsch nach Frieden laut rege geworden und es war in der That dazu gekommen, daß Gesandte in Hamburg zusammentraten, um über die Bedingungen zu unterhandeln. Wie wenig es indessen sowohl dem Kaiser wie den Schweden Ernst damit war, geht daraus hervor, daß die Vermittler in Hamburg Jahre lang Zeit brauchten, ehe sie nur über die einfache Frage sich verständigen konnten, an welchem Orte die eigentlichen Friedensverhandlungen stattfinden sollten.

Mittlerweile hatte sich der kühne und energische schwedische General Banner zu dem verwegenen Unternehmen entschlossen, den zu Regensburg tagenden Reichstag gefangen zu nehmen und so den Dingen eine andere Gestaltung zu geben. In heimlicher Verabredung mit dem französischen Marschall Guébriant brach Banner aus seinen Winterquartieren auf und stand plötzlich, im Januar 1641, mit den Franzosen vereinigt, vor dem erschrockenen Regensburg. Plötzlich eingetretenes Thauwetter hinderte indessen den Uebergang über die Donau und ein herannahendes starkes kaiserliches Heer zwang Banner zum Rückzuge nach der Saale, welchen er nur mit schweren Verlusten bewerkstelligen konnte.

In diese Zeit fällt der bereits im vorigen Paragraphen erzählte Angriff brandenburgischer Kriegsschaaren auf die Schweden, welche Seitens derselben eine schwere Wiedervergeltung nach sich zog und den Kurfürsten zu entgegen kommenden Schritten veranlaßte, schließlich aber zu einem zweijährigen Waffenstillstand führte.

Der bald nach dem verunglückten Unternehmen auf Regensburg erfolgende Tod des General Banner befreite den Kaiser von einem ebenso kühnen als geschickten und glücklichen Gegner und verlieh der kaiserlichen Sache, wenn auch nur auf kurze Zeit, ein so entscheidendes Uebergewicht, daß an des Kaisers Uebermuth die Friedensverhandlungen in Hamburg zu scheitern drohten.

An Banner's Stelle trat indessen der General Torstenson, der, obschon an der Gicht leidend und genöthigt, sich in einer Sänfte den Truppen voran tragen zu lassen, doch neben allen Talenten eines vollendeten Feldherren in seltenem Maße die Gabe besaß, seine Soldaten zu wilder begeisterter Tapferkeit zu entflammen.

Bald war der Sieg wieder an die schwedischen Fahnen gefesselt.

Nachdem Schweden und Kaiserliche sich im Anfange des Jahres 1642 lange Zeit unthätig in der Altmark gegenüber gestanden hatten, versuchten die Kaiserlichen, welche in dem völlig ausgesogenen Lande sich nicht mehr zu halten vermochten, das schwedische Heer nach Mecklenburg zu locken.

Torstenson täuschte sie indessen völlig; indem er scheinbar mit seinem Heere nach Niedersachsen aufbrach, ging er plötzlich wieder über die Elbe zurück, durchzog, die Kaiserlichen vor sich her werfend, die Mittelmark, vereinigte sich in der Lausitz mit dem schwedischen General Stahlhandske, drang in Eilmärschen durch Schlesien nach Mähren vor und bedrohte den Kaiser in seiner Hauptstadt Wien, wo über den kühnen Zug der Schweden kein geringer Schrecken entstand.

Mangel an Lebensmitteln und im Heere ausgebrochene Krankheiten, sowie das Herannahen eines starken kaiserlichen Heeres zwangen den kühnen Torstenson indessen zum Rückzuge nach Schlesien. Als er hier aber durch den General Wrangel bedeutende Verstärkungen von Pommern her erhalten hatte, wendete er sich wiederum nach Sachsen und schlug in den Ebenen Leipzigs, welche in diesem Kriege schon zweimal mit Blut gedüngt worden waren, den kaiserlichen General Piccolomini am 2. November 1642 völlig in die Flucht. Die reiche Stadt Leipzig mußte dem Sieger die Thore öffnen und die Schweden auf lange Zeit und reichlich mit Geld und allen Kriegsbedürfnissen versehen. Schon Anfang 1643 drang Torstenson, welchem der Kaiser nunmehr kein bedeutendes Heer mehr entgegen stellen konnte, abermals durch Böhmen und Mähren siegreich vor, und wiederum schien es, als ob die Schweden in dem durch schwedische Streifschaaren hart genug geängstigten Wien den Frieden dictiren würden, als plötzlich, durch den Kaiser dazu aufgestachelt, ein neuer Feind sich gegen die Schweden erhob und alle Früchte der glänzenden Siege Torstenson's vereitelte, nämlich König Christian von Dänemark.

Seltsame Schickung; denselben König Christian, welcher im Anfange des 30jährigen Krieges als Haupt des niedersächsischen Bundes zur Vertheidigung des protestantischen Glaubens auftrat, ihn sehen wir jetzt im hohen Alter noch einmal sein Schwert ziehen, aber diesmal für den Kaiser und gegen die Verfechter der früher von ihm unterstützten Sache. Es beweist dies besser, als alles Andere, daß der Krieg schon längst einen anderen Charakter angenommen hatte, daß er kein Religionskrieg mehr, sondern ein politischer Krieg geworden war.

Eifersucht gegen Schweden und die Besorgniß, daß sich diese Macht in Deutschland für immer festsetzen werde, von der kaiserlichen Partei geschickt genährt, lenkte Christian's Schritte. Zunächst hatte Dänemarks abermalige Einmischung allerdings den Erfolg, daß Torstenson in seinem Siegeslaufe aufgehalten und vom Kanzler Oxenstierna nach einem anderen Kriegsschauplatz abgerufen wurde; übrigens aber lief das kriegerische Auftreten der Dänen ganz eben so rasch und eben so unglücklich für diese ab, wie vor 18 Jahren.

Torstenson brach in größter Eile im October 1643 von Mähren und Schlesien auf, durchzog die Mark, drang in Holstein ein und vertrieb die noch gar nicht kampfgerüsteten dänischen Truppen überall; in unglaublicher Schnelligkeit eroberte er die ganze dänische Halbinsel. Gleichzeitig griff ein schwedisches Heer unter Gustav Horn die Dänen in der Provinz Schonen an und eroberte im Februar 1644 die Stadt Helsingborg; und als auch die Schweden die dänische Insel Bornholm erobert hatten und die schwedische Flotte unter dem Admiral Carl Gustav Wrangel am

13. October 1644 zwischen den Inseln Laaland und Fehmern einen glänzenden Sieg über die Dänen errang, von deren ganzer Flotte sich nur zwei Schiffe retteten, da kam es durch Frankreichs und Hollands Vermittelung schon im Anfange des Jahres 1645 zu Friedensverhandlungen zwischen den Schweden und Dänen und am 13. August 1645 unter für Dänemark sehr harten Bedingungen zum Frieden zu Brömsebro.

Die Dänen mußten Jemtland, Herjedahlen, Gothland, Halland und die Inseln Gothland und Oesel den Schweden abtreten und allen Ansprüchen auf Bremen und Verden entsagen; den schwedischen Ländern wurde unbedingte Zollfreiheit im Sund und in den beiden Belten bewilligt.

Sobald der Kaiser durch den Abzug Torstenson's sich aus der äußersten Gefahr befreit sah, sendete er den General Gallas mit einem Heere den Schweden nach.

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm aber kam durch dieses abermalige Einrücken der Kaiserlichen in die Mark in die äußerste Verlegenheit. Hatte es ihm bei den großen Erfolgen der Schweden schon große Opfer gekostet, eine Verlängerung des Waffenstillstandes bewilligt zu erhalten, so forderte jetzt der General Gallas von ihm sogar offenen Anschluß an die kaiserliche Sache, rückte in die Altmark ein und drohte mit Feindseligkeiten, wenn der Kurfürst sich weigere.

Zum Glücke für unsere Mark Brandenburg war indessen der General Gallas ein durchaus unfähiger, unentschlossener Feldherr, der seinem berühmten Gegner Torstenson nicht entfernt gewachsen war.

Torstenson zwang den kaiserlichen General, der ihm bis Ratzeburg gefolgt war, sehr bald zum Rückzuge durch die Altmark und vernichtete durch zwei siegreiche Gefechte, im November 1644 zu Jüterbogk, im December bei Magdeburg, das Heer desselben so völlig, daß sich Gallas mit höchstens 2000 Mann nach Böhmen rettete.

Zum dritten Male drang nun der siegreiche schwedische Feldherr in Böhmen ein, schlug am 6. März 1645 ein schnell zusammengerafftes kaiserliches Heer unter den kaiserlichen Generalen Götz und Hatzfeld bei Jankowitz, drei Meilen von Tabor, gänzlich auf's Haupt, eroberte ganz Mähren und drang unaufgehalten bis ganz in die Nähe Wiens vor. Doch abermals legte sich die Vorsehung in's Mittel, um diese Stadt zu retten. Pestartige Krankheiten brachen in Torstenson's Heere aus und als auch der Fürst Rakotzy von Siebenbürgen, anstatt der den Schweden zugesagten Hilfe, einseitig Frieden mit dem Kaiser schloß, da kehrte Torstenson mißmuthig nach Böhmen zurück und legte im December 1645 wegen seiner gänzlich geschwächten Gesundheit den Oberbefehl über das schwedische Heer nieder.

Inzwischen hatte doch der Kaiser aus den Vorgängen der letzten Kriegsjahre die Ueberzeugung gewonnen, daß es ihm trotz aller Anstrengungen wohl niemals gelingen werde, die Schweden völlig zu besiegen. Diese Ueberzeugung machte auch ihn dem Frieden günstiger als bisher gestimmt und die Verhandlungen der seit dem Jahre 1643 bereits in Osnabrück und Münster tagenden Gesandten über den Abschluß des Friedens nahmen von jetzt ab einen etwas rascheren Verlauf.

Aber diese Verhandlungen selbst, welch' ein Bild voll albernem Dünkel und Hochmuth, voll Stolz und Uebermuth, kleinlicher Eitelkeit und Pedanterie, voll niedriger Selbstsucht und Entwürdigung boten dieselben!

Allein zwei Jahre waren hingegangen, ehe man sich darüber einigte, daß die Friedensverhandlungen mit Frankreich zu Münster, mit Schweden zu Osnabrück statt finden sollten, und welche werthvolle Zeit ging mit lächerlichen Streitigkeiten über Rang und Würden, Angelegenheiten der Etikette, mit Meinungsverschiedenheiten über die Vollmachten und Formenwesen verloren.

Den traurigsten Eindruck aber macht die Stellung, welche das kaiserliche Haus in seiner Selbstsucht bei den Friedensverhandlungen einnahm!

In dem Gefühl, daß das Kaiserhaus zu schwach sei, eine wirkliche Schirmherrschaft über Deutschland fernerhin auszuüben, in der Erkenntniß, daß das Haus Habsburg von den fremden Mächten keine Vortheile für das deutsche Reich zu erlangen im Stande sei, suchten die kaiserlichen Gesandten vor allen Dingen eine möglichste Vergrößerung des kaiserlich katholischen Oesterreichs zu erreichen und zum ersten Male scheute sich ein deutscher Kaiser nicht, um des Vortheils seines eigenen Hauses willen, Theile des Reiches fremden Mächten abzutreten.

Bevor wir indessen näher auf die Verhandlungen dieses Friedensschlusses eingehen, der erst im Jahre 1648 zu Stande kommen sollte, und welchem wir einen besonderen Paragraphen einräumen wollen, bemerken wir nur noch hier, daß der Krieg auch während der Friedensverhandlungen weiter tobte und wichtige kriegerische Ereignisse mehr als einmal wesentlichen Einfluß auf den Gang der Unterhandlungen übten.

Da indessen der Krieg sich in den letzten Jahren mehr nach dem südwestlichen Deutschland zog und, abgerechnet einige Durchmärsche schwedischer Truppen, unsere Mark von demselben nicht mehr berührt wurde, so können wir unsere Leser für dieselben füglich auf größere historische Werke verweisen. —

§. 6.

Der westphälische Friedensschluß.

Nach unsäglich langen Vorbereitungen, Streitigkeiten, nach Erledigung von meist unbedeutenden Förmlichkeiten und nach Verzögerungen aller Art waren endlich im Juni 1645 die Gesandten der sämmtlichen den Frieden unterhandelnden Mächte vereinigt und am 11. Juni wurden die Unterhandlungen feierlich eröffnet. Der Kaiser und das Reich waren hierbei durch den ebenso einsichtsvollen und edel gesinnten, wie uneigennützigen Grafen v. Trautmannsdorf, der mit Recht als die Seele der Friedensverhandlungen bezeichnet wird, Schweden durch seinen berühmten Kanzler Oxenstierna, Frankreich durch seinen Gesandten Grafen d'Avaux vertreten.

Der Kurfürst von Brandenburg ließ seine Interessen durch den Grafen Johann von Wittgenstein, dem die geheimen Räthe von Löben, von der Heiden und Peter Fritz zur Seite standen, wahrnehmen und

außerdem hatten sämmtliche größere und kleinere Staaten Deutschlands und fast des gesammten Europa's ihre Bevollmächtigten zur Stelle, alle bereit, bei dem bevorstehenden großen Theilungswerke ein Stückchen Land und Leute auch für sich zu erringen.

Es kann nicht in der Absicht dieser Blätter liegen, all' den verwickelten Verhandlungen des Friedenswerkes hier speciell zu folgen; wir begnügen uns daher auch hier, wie überall, nur dasjenige genauer zu erzählen, was den brandenburgischen Staat unmittelbar berührt, und das Uebrige nur in flüchtigen Zügen anzudeuten.

In den Vorverhandlungen war festgesetzt worden, daß in Osnabrück mit den Schweden, in Münster mit den Franzosen der Frieden verhandelt werden sollte, während nach dem Wunsche des Kaisers alle rein deutschen Angelegenheiten in einer besonderen Versammlung von Abgeordneten der deutschen Stände zu Frankfurt am Main ihre Erledigung finden sollten. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm erkannte indessen klar, daß hierdurch nicht allein das Friedenswerk sehr verzögert werden mußte, sondern daß auch die Reichsstände in einer abgesonderten Versammlung allzusehr dem Einflusse des Kaisers ausgesetzt sein würden; er sträubte sich daher nach Kräften gegen diese dritte Versammlung, und hauptsächlich seinen Bemühungen, durch Frankreich und Schweden unterstützt, ist es zuzuschreiben, daß der Kaiser nachgeben mußte und die Reichsstände ebenfalls an der allgemeinen Friedensverhandlung Theil nahmen.

Was nun das große Friedenswerk selbst betrifft, so zerfiel dasselbe im Wesentlichen in drei Theile, die wir der Reihe nach betrachten, nämlich:

1) die Erledigung der von den Kronen Frankreich und Schweden erhobenen Ansprüche auf Entschädigung,
2) die Wiederherstellung des deutschen Reiches, dessen Grundverfassung durch den Krieg bis in's Innerste erschüttert war, und
3) die Feststellung des gegenseitigen Verhältnisses der verschiedenen Religionsparteien.

Mit der Festsetzung der Entschädigung fremder Mächte fing man bezeichnend genug an, und da Frankreich sowohl wie Schweden recht gut wußten, wie bereitwillig der Kaiser sei, Frankreich auf Kosten des Reichs, Schweden auf Kosten Brandenburgs zu entschädigen, vorausgesetzt, daß auch dem Hause Habsburg genügende Vortheile erwüchsen, so waren beide Mächte im Fordern nichts weniger als bescheiden.

Daß aber erst diese Unbescheidenheit der französischen und schwedischen Forderungen die deutschen Reichsstände dazu veranlaßte, gegen eine Entschädigung dieser Mächte, welche sich ja ganz ungerufen in den Krieg gemischt hatten, überhaupt ihre Stimme zu erheben, beweist, wie sehr der Sinn für das allgemeine Wohl, für die hohe Stellung und Macht des deutschen Reiches geschwunden war.

Der französische Gesandte d'Avaux berechnete ungeheure Summen, welche Frankreich für deutsche Reichsfürsten ausgegeben haben wollte und erklärte mit ächt französischem Uebermuthe, daß Frankreich zwar zu größeren Entschädigungs-Ansprüchen berechtigt sei, daß es aber im Hinblick auf die traurige Lage des deutschen Reiches sich mit der Abtretung des Elsaß, der vier sogenannten Waldstädte in Schwaben, so wie der lothringischen Bis-

thümer Metz, Toul und Verdun, welche Frankreich übrigens der That nach schon lange im Besitz hatte, zufrieden erklären wolle. Kaum merkte der schlaue Franzose, daß diese entwürdigenden Vorschläge nicht mit der Entrüstung aufgenommen wurden, wie er wohl selbst erwartet hatte, so forderte er mit dreister Stirne auch noch die Festungen Breisach und Philippsburg.

Die Schweden gingen in ihren Forderungen noch weiter; sie verlangten die Abtretung von ganz Pommern mit dem Bisthum Kammin, die Bisthümer Bremen und Verden als weltliche Herzogthümer, die Hafenstädte Wismar und Warnemünde nebst ihren Gebieten, ferner ganz Schlesien und endlich noch eine bedeutende Geldsumme zur Bezahlung ihres Heeres. Und so ungeheuerlich diese Forderungen waren, sie wurden, was zunächst Frankreich betrifft, vom deutschen Kaiser und den deutschen Reichsfürsten und Reichsständen zumeist bewilligt. Nach langen Verhandlungen wurde im 11. Artikel des Friedens-Traktats die förmliche Abtretung der lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun, der Festung Breisach, und des Elsasses mit Ausnahme der in demselben liegenden Reichsstädte (Straßburg) und der Besitzungen der Reichsritterschaft feierlich ausgesprochen.

Man sieht, was der Uebermuth der Franzosen schon vor 200 Jahren dem deutschen Volke zu bieten wagte.

Die Verhandlungen mit den Schweden waren bei Weitem schwieriger und verwickelter, als die mit Frankreich. Waren an diese letztere Macht nur Theile des deutschen Reiches überlassen worden, für welche das Kaiserhaus kein persönliches Interesse hatte, so handelte es sich hier um die Ueberlassung von Schlesien, also eines dem österreichischen Kaiserhause persönlich gehörenden Landes. Ganz besonders aber war Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg bei dieser Einigung interessirt, da die Friedensverhandlungen ihn mit dem Verluste eines Landes, Pommern, bedrohten, auf welches er die gegründetsten Ansprüche hatte.

Er sträubte sich daher auch mit aller Kraft gegen die Abtretung Pommerns an Schweden, wies in einer Denkschrift nach, wie dieses Land nach klarem Rechte unbestreitbar zu Brandenburg gehöre, wie dasselbe für Brandenburg von der größten Wichtigkeit sei, indem es durch seine Lage die Mark mit Preußen verbände, Brandenburg die See für den Handel öffne und den Besitz der Odermündungen sichere; er wies nach, wie Pommern, im Besitze Schwedens, der ewige Zankapfel zwischen Dänemark und Polen sein müsse und werde, und wie bereits des Kurfürsten Vorfahren den Titel und das Wappen des Landes geführt hätten und endlich, wie es auch der allgemeine Wunsch der Pommern sei, zu Brandenburg, dessen Fürsten auch sie als ihren rechtmäßigen Landesfürsten ansehen müßten, zu kommen.

In der That hatten die pommerschen Stände die feierliche Erklärung abgegeben, daß sie nach dem Tode Herzog Bogislav's sich als zu Brandenburg gehörig betrachteten und sich nimmermehr ungefragt wie eine Heerde Vieh verhandeln lassen wollten.

Doch alle Anstrengungen des Kurfürsten blieben vergeblich; zwar bot man ihm das Bisthum Halberstadt als Entschädigung an, doch wurde

dieser Vorschlag von ihm mit Entrüstung verworfen; zwar wollte Frankreich Brandenburg noch außerdem mit einigen schlesischen Fürstenthümern entschädigen, dagegen sträubte sich wieder der Kaiser, welchem ein zu großer Zuwachs für Brandenburg schon lange ein Dorn im Auge war; endlich machte Schweden den Vorschlag, welcher vom Kaiser, von Frankreich und von Holland unterstützt wurde, Pommern zwischen Brandenburg und Schweden zu theilen.

Der Kurfürst, der nicht die Macht hatte, sich dem Willen der vereinten Mächte zu widersetzen, sah sich mit blutendem Herzen zum Nachgeben gezwungen, und nach langen, oft drohenden Verhandlungen, nachdem Friedrich Wilhelm vergeblich versucht hatte, den edlen Grafen v. Trautmannsdorf mit 100,000 Thalern zu bestechen und so wenigstens Stettin und die Odermündungen für sich zu retten, kam endlich eine Einigung zu Stande.

Schweden erhielt zufolge dieses Vertrages ganz Vorpommern nebst der Insel Rügen, so wie von Hinterpommern Stettin, Garz, Damm, Gollnow, die Insel Wollin und das pommersche Haff mit allen dazu gehörigen Orten als erblichen Besitz. Außerdem wurden das Erzbisthum Bremen, das Stift Verden, Stadt und Hafen Wismar als Lehen des deutschen Reiches an Schweden abgetreten. Der übrige Theil von Pommern, das Bisthum Cammin und die Johannitergüter in Vorpommern verblieben dem Kurfürsten von Brandenburg, welcher übrigens durch den ihm zugesprochenen Besitz der Bisthümer Halberstadt und Minden, so wie auch Magdeburgs nach dem Aussterben des jetzigen Bisthum-Verwesers (fand 1680 statt) reichlich entschädigt wurde. Für 160 □Meilen, welche Brandenburg in Pommern verlor, erhielt es 200 □Meilen des schönsten, wohl bebauten und reich bevölkerten Landes.

Ein Versuch des Kurfürsten, bei dieser Gelegenheit auch das seinem Vater widerrechtlich entzogene Herzogthum Jägerndorf wieder an sich zu bringen, scheiterte an dem Widerstande des Kaisers.

Nachdem so die fremden Mächte auf Kosten deutscher Fürsten und Völker für ihre Einmischung in rein deutsche Angelegenheiten entschädigt worden waren, ging das Friedenswerk rascher von Statten und es wurden nun zunächst, um das alte deutsche Reich in seiner Grundverfassung äußerlich wie innerlich wieder herzustellen, folgende Bestimmungen getroffen, von denen wir die wichtigsten hier kurz mit einflechten, weil sie doch auch auf unsern brandenburgischen Staat, wie auf alle deutschen Länder von großer Wichtigkeit werden sollten.

1) Holland und die Schweiz wurden als fortan vom Reiche getrennt anerkannt. Was die Schweiz betrifft, so war diese Bestimmung ziemlich überflüssig, denn die Trennung der Schweiz vom Reiche bestand in Wirklichkeit schon längst. Mit Holland gingen dem deutschen Reiche die Mündungen des deutschen Rheinstroms verloren.
2) Der Sohn des inzwischen verstorbenen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, welchen wir als König von Böhmen im Anfange des 30jährigen Krieges haben auftreten sehen, Karl Ludwig, wurde in einen Theil seiner pfälzischen Länder wieder eingesetzt und für ihn eine neue Kurwürde (die achte) geschaffen; doch mußte er die

ganze Oberpfalz an Baiern abtreten, welches ebenfalls im Besitz der Kurwürde blieb.

3) Die Herzöge von Mecklenburg wurden für das abgetretene Wismar durch die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg entschädigt.

4) Alle während der Religionsstreitigkeiten erlassenen Achtserklärungen wurden aufgehoben.

5) Allen deutschen Fürsten wurde das Recht zuerkannt, ohne den Kaiser Bündnisse mit dem Auslande schließen zu dürfen, jedoch nicht gegen das Reich selbst.

Durch diese, hauptsächlich von Frankreich herbeigeführte Bestimmung wurde die Macht des Kaisers wesentlich beschränkt, die Stellung der Fürsten in ihren Ländern eine bei Weitem selbständigere, aber auch der Samen der Zwietracht in das Reich geworfen; denn die in diesem Artikel enthaltene Clausel, daß kein Fürst des Reiches sich je mit auswärtigen Mächten gegen den Kaiser und das Reich verbünden dürfe, war leicht zu umgehen.

Der Kaiser war mit dieser Bestimmung, zu welcher die Arglist Frankreichs und die Besorgniß der deutschen Fürsten vor der zu großen Macht des Kaisers geführt hatte, in einen machtlosen Schatten verwandelt, dem nichts als der Vorsitz in den Reichsversammlungen blieb; das Reich selbst war noch machtloser und ohnmächtiger geworden, als es früher schon war, wo die Uneinigkeit des vielgegliederten deutschen Reiches, die deutsche Langsamkeit und Bedächtigkeit im Rath sowohl wie in der Ausführung doch schon längst ein Gegenstand des Spottes für die Nachbarn war.

In dieser Bestimmung wurde der Grund gelegt, der das deutsche Reich von Erniedrigung zu Erniedrigung führte und endlich durch die Entstehung des Rheinbundes dasselbe ganz in Trümmer schlug.

Dagegen wurde aber auch für die Völker etwas sehr Wichtiges dadurch gewonnen, nämlich die Möglichkeit freier, eigenartiger Geistesentwickelung; ohne diese Möglichkeit, welche kein anderes Land Deutschlands besser zu würdigen und zu benutzen wußte, wie unser preußisches Vaterland, wäre es diesem wohl schwerlich gelungen, die hervorragende Stellung in Deutschland und Europa zu erringen, auf welche wir seine erhabenen Fürsten es werden führen sehen.

Wenden wir uns nun zu dem dritten Theil des großen Friedenswerkes, zu der Regelung der religiösen Angelegenheit, der Stellung der verschiedenen Religionsparteien im deutschen Reiche.

Daß die neue Lehre mit Feuer und Schwert nicht ausgerottet werden konnte, das hatte ein 30jähriger Krieg zur Genüge bewiesen; daß aber der klug entworfene Plan der Jesuiten, die neue Lehre mit List zu untergraben und allmählich erstarren zu machen, scheiterte, das verdankt die Welt dem hellen Blick und dem thatkräftigen Auftreten Friedrich Wilhelm's von Brandenburg.

Die Jesuiten riethen dem Kaiser zum Frieden; doch sollte ihren Absichten gemäß nur den Lutheranern, nicht den Reformirten Religionsfreiheit zugestanden werden. Sie erkannten ganz richtig, daß in der reformirten Confession das Leben und die bewegende Kraft des Protestantismus,

in dem damaligen Lutherthum die Erstarrung der evangelischen Lehre liege, welche über kurz oder lang doch wieder zum Katholicismus zurückführen müsse.

Zum Glück für die Welt wurde dieser Plan vereitelt und den religiösen Streitigkeiten durch folgende Beschlüsse ein Ende gemacht:

1) Die vollkommene Gleichstellung beider Religionsparteien in allen weltlichen Angelegenheiten wird ausdrücklich anerkannt.
2) Die Reformirten werden in allen Dingen den Lutheranern gleichgestellt und werden den Genossen des Augsburgischen Bekenntnisses zugezählt. Der Passauer und Augsburger Religionsfriede werden auf's Neue bestätigt.
3) Den Fürsten wird das Recht zuerkannt, von ihren Unterthanen dieselbe Religion zu fordern, der sie selbst angehören (Reformationsrecht); doch sind sie verbunden, denen, welche sich dazu nicht verstehen wollen, 3 Jahre Zeit zur Auswanderung zu lassen.
4) Der Religionsstand wird überall, mit Ausnahme der kaiserlichen Erbländer, so wieder hergestellt, wie er am 1. Januar 1624 gewesen war; für die Pfalz und ihre Verbündeten ist hierbei das Jahr 1619 maßgebend. Diese Termine gelten auch als Maßstab für den Besitz geistlicher Güter.
5) In allen religiösen Angelegenheiten soll fortan auf den Reichstagen nicht durch Stimmenmehrheit, sondern durch gütlichen Vergleich beider Parteien entschieden werden; auch soll das Reichskammergericht künftig stets aus 24 protestantischen und eben so viel katholischen Mitgliedern bestehen.

So hatte denn nach langem Blutvergießen die evangelische Kirche eine vollkommene Anerkennung und Gleichstellung mit der katholischen errungen; aber was für Ströme von Blut waren vergossen, welch' grenzenloses Elend über die Menschheit hereingebrochen, ehe das schöne herrliche Ziel erreicht wurde. Die Vorsehung wird einst richten über die, welche in dem ohnmächtigen Bestreben, der Welt das Licht der Aufklärung vorzuenthalten, so Schweres verschuldet.

Am 6. August 1648 wurde das große Friedenswerk zu Osnabrück unterzeichnet; wegen einzelner fehlender Unterschriften verkündete erst am 24. October 1648 Kanonendonner vom Bischofssitze zu Münster und Glockengeläute der Welt die Segnungen des wiedergekehrten Friedens. —

§. 7.

Die Vermählung des Kurfürsten. 1646.

Bevor wir in der Geschichte unserer Mark Brandenburg weiter fortfahren und nach so langer drückender Kriegszeit den Frieden in die verwüsteten Fluren desselben einkehren sehen, richten wir unsere Blicke für kurze Zeit auf die Person des großen Kurfürsten selbst, und auf die noch während der Friedensverhandlungen stattgefundene Vermählung desselben.

Wie schon früher erzählt worden, war es ein Lieblingsprojekt des großen Königs Gustav Adolf gewesen, den damaligen Kurprinzen von Branden-

burg dereinst mit seiner Tochter Christine vermählt und so den Streit Schwedens und Brandenburgs über den künftigen Besitz von Pommern ausgeglichen zu sehen. Auch Friedrich Wilhelm war, älter geworden, dieser Verbindung nicht abgeneigt gewesen, da sie ihm in der That glänzende Aussichten eröffnete und neben dem Kurhute von Brandenburg auch die schwedische Königskrone auf sein Haupt zu setzen versprach. Die Verhandlungen mit dem schwedischen Reichsrath über dieses Projekt waren auch nie ganz abgebrochen worden, mußten aber vor dem Könige von Polen und ganz besonders vor dem polnischen Reichstage auf's Aeußerste geheim gehalten werden, da auch König Wladislav von Polen Ansprüche auf die schwedische Königskrone machte und in den Schweden seine bittersten Feinde sah. Die ihm gebührende Krone des damals mächtigen Schwedens auf dem Haupte seines ohnehin widerwilligen und gefürchteten Vasallen zu sehen, hätte der König von Polen niemals ertragen und wirklich wurde von ihm schon im Jahre 1642 der Kanzler Ossalinski nach Königsberg entsendet, um dem Kurfürsten sehr ernsthafte Vorstellungen gegen die beabsichtigte Verbindung des Kurfürsten mit Christine von Schweden zu machen. Unfehlbar werde diese Verbindung zu einem blutigen Kriege führen, da es dem Kurfürsten nicht unbekannt sein könne, daß der König von Polen seine Ansprüche auf den schwedischen Thron nicht aufgegeben habe. Nur mit Mühe gelang es Friedrich Wilhelm, den Polenkönig über seine Absichten zu beruhigen; seiner Versicherung, daß er überhaupt noch an keine Vermählung denke, wurde nur halb geglaubt und bei Ossalinski's Abreise sogar den preußischen Regimentsräthen bei ihrem Eide anbefohlen, auf die Verhandlungen mit Schweden ein wachsames Auge zu haben und den König von Allem zu unterrichten.

Ganz waren diese Verhandlungen indessen doch nicht abgebrochen worden, nur wurden sie mit mehr Vorsicht betrieben. So benutzte Friedrich Wilhelm die Gelegenheit, als die Mutter der Prinzeß Christine, die verwittwete Königin Maria Eleonore, mit dem schwedischen Reichsrathe wegen der Erziehung ihrer Tochter, von welcher sie ganz ausgeschlossen werden sollte, und wegen der Entziehung aller Subsistenzmittel in Streit gerathen war, um ganz im Geheimen die Verhandlungen wegen der Vermählung wieder aufzunehmen.

Durch seine Gesandten Gerhard Leuchtmar und Siegmund Götz wurde der Streit zwischen der verwittweten Königin und den schwedischen Ständen sehr bald vermittelt, indem der Kurfürst seiner Tante das Schloß Insterburg in Preußen zum Wohnsitze anweisen und die von Schweden gezahlten Gelder durch den dortigen Amtshauptmann verwalten ließ.

Der gewünschten Verbindung traten jedoch ernsthafte Hindernisse entgegen, welche der kluge Kanzler Oxenstierna sehr richtig zu würdigen wußte. Den streng lutherischen Schweden, so meinte der Kanzler, würde ein reformirter Fürst niemals behagt haben, Friedrich Wilhelm aber hätte den Schweden zu Liebe wohl schwerlich jemals seinen Glauben geändert. Bei der großen Abneigung der Prinzessin Christine gegen jede Ehe, bei ihren nichts weniger als weiblichen Eigenschaften erkannte Oxenstierna sehr klar, daß eine Verbindung mit dem thatkräftigen und äußerst selbständigen Kurfürsten von Brandenburg nur zum Unglücke beider Theile, und eine etwaige

Auflösung der Ehe auch zum Unheil für beide Völker werden mußte. Und der Kanzler hatte Recht; das spätere Leben Christinen's hat bewiesen, daß diese Vermählung weder zum Wohle des Kurfürsten, noch zum Glück des Landes gereicht haben würde.

Die Wahl des Kurfürsten fiel nunmehr auf die durch Schönheit und Anmuth, durch Geist, hohe Bildung und Frömmigkeit gleich ausgezeichnete Prinzessin Luise von Oranien, die Tochter des tapferen Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, desselben, welchen der Kurfürst bei seinem Aufenthalt in Holland im Lager vor Breda aufgesucht und welcher ihm so anerkennende Worte über seine Flucht aus dem Haag gesagt hatte. Die Prinzessin war zu jener Zeit, als Friedrich Wilhelm oft trauliche Stunden in der Familie ihrer erlauchten Eltern verlebt hatte, noch ein Kind von 7—8 Jahren gewesen, jetzt aber zur Freude und zum Stolz ihrer Eltern zu einer 18jährigen Jungfrau herangewachsen.

Von Cleve aus, wohin der Kurfürst seine Residenz verlegt hatte, um dort sowohl dem Haag, als auch dem Friedenskongreß zu Münster und Osnabrück näher zu sein, leitete er seine Bewerbung um die Prinzessin ein und begab sich nach erhaltenem Jawort mit einem glänzenden Gefolge nach dem Haag, um die nothwendige Einwilligung der holländischen Generalstaaten nachzusuchen.

Am 23. November 1646 zog Friedrich Wilhelm unter dem Jubel des Volkes mit zahlreichen Begleitern und gefolgt von 300 Reitern und 500 Musketieren, welche zu diesem Einzuge ganz besonders neu und prachtvoll gekleidet worden waren, im Haag ein und hielt in einer wohlgesetzten Rede bei den Generalstaaten um die Einwilligung zu seiner Vermählung mit der Prinzessin Luise an. Dieselbe wurde bereitwilligst ertheilt und der fürstlichen Braut ein Jahrgeld von 20,000 Gulden ausgesetzt.

Man hat wohl hier und da dem Kurfürsten einen Vorwurf über die bei dieser Gelegenheit entfaltete Pracht und über den dadurch verursachten Kostenaufwand gemacht, der im schreienden Widerspruche mit der drückenden Noth des Landes stehe; wer will es aber dem ritterlichen und prachtliebenden jungen Fürsten verargen, daß er vor den reichen Holländern und bei dem im Haag herrschenden Glanz und Luxus nicht ärmlich auftreten wollte! Jedenfalls eine verzeihliche Eitelkeit!

Bereits am 27. November fand in dem Palaste des Prinzen-Statthalters die Vermählung des jungen fürstlichen Paares nach dem Ritus der reformirten Kirche, welcher auch die Prinzessin angehörte, statt. Der Krankheit des hochbetagten Statthalters wegen ohne große Festlichkeiten; doch wird uns erzählt, daß der Kurfürst bei der Trauung in weißen Atlas, reich mit Perlen, Diamanten und Stickereien in Gold und Silber besetzt, gekleidet gewesen sei.

Da der fromme Sinn der jungen Kurfürstin sich nicht entschließen konnte, ihren kranken Vater zu verlassen, so kehrte der Kurfürst vorläufig allein nach Cleve zurück, dessen Schloß eiligst zur Aufnahme der Fürstin in Stand gesetzt wurde; erst als im März 1647 der Statthalter in den Armen seiner Tochter und in Gegenwart des herbeigeeilten Kurfürsten verschieden war, führte der Kurfürst seine Gemahlin nach Cleve, woselbst sie über ein Jahr verweilten.

Am 21. Mai 1648 wurde hier der Kurfürst durch die Geburt eines Sohnes erfreut, welcher bei der mit großen Festlichkeiten verbundenen Taufe die Namen Wilhelm Heinrich erhielt, zur größten Betrübniß der fürstlichen Eltern aber schon im zartesten Knabenalter zu Wesel starb. Bei einem der Hoffeste zu Ehren des Täuflings erschien der noch immer in der Gunst des Kurfürsten stehende Oberst v. Burgsdorf in 11 verschiedenen Anzügen; im Uebrigen aber war seine Glanzzeit bald vorbei, denn die fein gesittete Kurfürstin wußte gar bald dem anstößigen Schlemmen bei Hofe ein Ende zu machen; und als Burgsdorf sich einst bei dem Kurfürsten darüber beklagte, daß es am kurfürstlichen Hofe gar nicht mehr so flott und lustig zugehe, wie bei Lebzeiten des Kurfürsten George Wilhelm, wo man doch dann und wann ein Dorf oder Schloß durch Trinken habe gewinnen können, da äußerte die Kurfürstin in edlem Unwillen: „da sei Gott für, so zu wirthschaften und so viel Schlösser und Güter für das liederliche Saufen zu verschwenden."

Bald erkannte überhaupt der Kurfürst, daß er in seiner Wahl einer Gattin überaus glücklich gewesen sei, und daß er in der Kurfürstin nicht allein ein edles und vortreffliches Weib, sondern auch eine gar kluge und einsichtsvolle Rathgeberin gewonnen habe, die mit ihrem natürlichen Verstande oft weiter sah, als mancher sogenannte gewiegte Staatsmann.

Die echte edle Weiblichkeit der Kurfürstin lehrte sie übrigens, obgleich der Kurfürst sie gerne bei Staatsangelegenheiten befragte, nie die Grenze überschreiten, welche die Stellung der Frau für diese bestimmt hat.

Die Ehe des großen Kurfürsten aber wurde bald ein Muster für das ganze Land; denn beide Gatten erkannten sehr richtig, daß nichts in einem Lande wirksamer für die Verbesserung oder Verschlechterung der Sitten ist, als das Beispiel von Oben her.

Wir kommen in einem späteren Paragraphen noch eingehender auf das häusliche und Familienleben des Kurfürsten zurück und bemerken hier nur noch, daß die Friedensverhandlungen und sonstigen Ereignisse erst im Frühjahr 1650 dem Kurfürsten gestatteten, seine Gemahlin nach Berlin zu führen, woselbst das kurfürstliche Schloß zu Cöln an der Spree zum Wohnsitz für das fürstliche Paar in Stand gesetzt worden war.

Am 10. April 1650 hielt der Kurfürst mit seiner Gemahlin, feierlich empfangen von der Geistlichkeit, der Ritterschaft, dem Magistrat der Städte Berlin und Cöln und jauchzend begrüßt vom Volke, seinen Einzug in Berlin. Aber das Leben in Berlin war nicht nach dem Sinne der Kurfürstin; sie sehnte sich nach Thätigkeit und als sie einst den Kurfürsten auf einem Ausfluge nach dem Jagdschlosse Bötzow begleitet hatte, wurde sie durch den Anblick der schönen grünen Havelwiesen so wunderbar an ihre Heimath erinnert, daß sie den Kurfürsten bat, ihr diesen Ort zur Anlegung einer holländischen Musterwirthschaft zu überlassen.

Der Kurfürst genehmigte diesen Wunsch gern und noch im September 1650 sehen wir die Fürstin eifrig beschäftigt, nach holländischer Art eine echte Muster-Milchwirthschaft einzurichten, ein holländisches Landhaus zu bauen und einen Park, so wie einen Gemüse- und Obstgarten anzulegen. In kurzer Zeit blühte die neue Kolonie, die zu Ehren der Kurfürstin den Namen Oranienburg erhalten, herrlich auf; Gärtner und Landwirthe,

fleißige und geschickte Kolonisten ließ die Fürstin aus Holland kommen und setzte dieselben freigebig in den Stand, sich bei Oranienburg anzusiedeln; und nicht blos um Küche und Garten, um Feld und Viehzucht kümmerte sich der praktische und thätige Sinn der edlen Fürstin; auch eine bessere Erziehung der Jugend, möglichst guter Unterricht für dieselbe und geistige und leibliche Wohlfahrt ihrer Unterthanen war der Gegenstand ihrer unausgesetzten Sorge.

Bald war Oranienburg der Lieblingsaufenthalt der Kurfürstin; sie selbst aber der Gegenstand unbeschreiblicher Liebe und Verehrung für alle Bewohner desselben. Verlassen wir indessen dieses freundliche Bild und wenden wir uns wiederum zu dem ferneren Verlaufe der historischen Begebenheiten zurück.

§. 8.

Die Vollziehung des Friedensschlusses.

Am 24. October 1648 war allerdings den schwer geängstigten Völkern des deutschen Reiches verkündet worden, daß der unheilvolle Krieg ein Ende haben und der Welt der Frieden wieder geschenkt sein solle; bis es aber wirklich dazu kam, und vor allen Dingen bis das fremde Kriegsvolk den deutschen Boden verlassen hatte, — denn eher war ja doch an eine wirkliche Erleichterung des Volks nicht zu denken, — bis dahin sollten leider noch Jahre vergehen.

Von den Schweden verlangte man, sie sollten ohne Weiteres den deutschen Boden räumen und alle von ihnen besetzten festen Plätze und Städte wieder herausgeben; diese dagegen weigerten sich dessen entschieden und forderten, wie man gestehen muß nicht mit Unrecht, es solle ihnen vorher die im Frieden bewilligte Entschädigung von 3 Mill. Thalern ausgezahlt und auch die übrigen Bedingungen, insbesondere die Wiedereinsetzung der Evangelischen in ihre Rechte erfüllt werden. Mittlerweile kostete die tägliche Unterhaltung des schwedischen Heeres 120,000 Reichsthaler und fast wurde es dem ausgesogenen Lande zur Unmöglichkeit, diese zu erschwingen. Der Streit beider Parteien, welche zu Nürnberg über die Vollziehung des Friedens unterhandelten, nahm zuletzt einen so heftigen Charakter an, daß der Oberbefehlshaber der Schweden, Pfalzgraf Karl Gustav, bereits Nürnberg verlassen hatte, sein Heer zu den Waffen rief und der Wiederausbruch des Krieges unvermeidlich schien.

Eine so ernste Drohung verfehlte ihre Wirkung nicht; den Schweden wurde das Recht zuerkannt, bis zur Erfüllung ihrer Forderungen in Deutschland zu bleiben und auch die Franzosen behielten feste Plätze und Städte besetzt; die Bedrückung des Landes dauerte also ungeachtet des Friedens fort.

So konnte es wohl nicht ausbleiben, daß überall die größte Unzufriedenheit über einen Frieden herrschte, der alle Gewaltthätigkeiten und Drangsale des Krieges so gut wie dieser im Gefolge hatte, und wirklich kam es dahin, daß der Kaiser einen Befehl für das ganze Reich erlassen mußte, in welchem alles Predigen und Streiten über den Frieden bei schwerer Strafe untersagt wurde.

Kurfürst Friedrich Wilhelm, welchem vor allen Dingen daran lag, die Schweden aus seinen Ländern abziehen zu sehen, betrieb mit großem Eifer die Erfüllung der schwedischen Forderungen und erklärte sich bereit, den auf ihn fallenden Antheil der Kriegsentschädigung, im Betrage von 141,670 Thalern, sofort zu zahlen. Aber obgleich der Kurfürst diese Summe, welche er durch eine im ganzen Lande ausgeschriebene Kopf- und Viehsteuer zusammenbrachte, wirklich an die Schweden auszahlte, räumten diese zwar die Mark Brandenburg, aber erst im October 1649 übergaben sie ihm Halberstadt und Minden und es dauerte bis in das Jahr 1650 hinein, ehe sie dieses neu erworbene Land gänzlich verlassen hatten und der Kurfürst die Huldigung desselben in Empfang nehmen konnte.

Noch größere Schwierigkeiten verursachte es, die Schweden aus den, dem Kurfürsten im Friedensschluß zugesprochenen Theilen von Hinterpommern zu entfernen; dieselben behaupteten, mit der Abtretung der Städte Stettin und Wollin auch das auf dem östlichen Oderufer gelegene Gebiet dieser Städte erhalten zu haben und suchten durch allerlei Vorwände die Verhandlungen möglichst hinzuschleppen und einen für sie günstigen Grenzvertrag durchzusetzen.

Der Kurfürst, ohnehin durch die gezwungene Abtretung Vorpommerns auf's Empfindlichste in seinem Rechtsgefühl verletzt, leider aber nicht in der Lage, gegen das mächtige Schweden seinen Willen mit Gewalt durchzusetzen, scheute sogar die Kosten der Reise nicht und begab sich nach Prag zum Kaiser Ferdinand III., dessen Vermittelung in Anspruch nehmend. Von diesem überaus freundlich aufgenommen, denn der Kaiser wollte um diese Zeit die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige durchsetzen, erlangte der Kurfürst sehr leicht die Zusage, daß die Schweden zur Räumung der ihnen nicht gehörenden Theile von Pommern ernstlich aufgefordert werden und Schweden nicht eher die Belehnung über Vorpommern u. s. w. erhalten solle, bis es seinen Verpflichtungen gegen Brandenburg nachgekommen sei.

Doch was half ein kaiserliches Versprechen, wenn die wirklich erlassene Aufforderung nicht auch mit Macht unterstützt wurde; was half es dem Kurfürsten, daß man im ganzen Lande ihm dankbar für seinen Eifer entgegenjauchzte und Medaillen prägen ließ, welche des Kurfürsten Bildniß und die Inschrift trugen:

„Unser Kurfürst wieder kümmt,
und sich seines Lands annimmt",

so wie

„Unseres Fürsten Wohlfahrt sehen,
ist selbst unser Wohlergehen";

die Schweden räumten die streitigen Gebietstheile dennoch nicht und erst am 14. April 1653 kam in Stettin ein Vertrag zu Stande, in welchem der Kurfürst sich mit blutendem Herzen entschließen mußte, die Städte Damm, Greifenhagen, Kammin und Gollnow nebst bedeutenden Landgebieten auf dem rechten Oderufer den Schweden abzutreten und noch dazu $^4/_5$ der gesammten pommerschen Landesschuld zu übernehmen. Erst im Sommer 1653 räumten nunmehr die Schweden den übrigen Theil von Hinterpommern dem Kurfürsten ein.

Mit seinen rheinischen Besitzungen war Friedrich Wilhelm noch übler daran, denn nicht einmal die Belehnung über dieselben hatte er beim Kaiser durchzusetzen vermocht; dieser hatte vielmehr im Jahre 1642, als er dem Kurfürsten die Belehnung über seine deutschen Länder ertheilte, ausdrücklich die jülich-cleveschen Länder bis zur endgültigen Erledigung des Erbschaftsstreites ausgenommen. Und wann stand diese endgültige Erledigung wohl zu erwarten, denn auch im westphälischen Friedensschlusse war nichts in dieser Angelegenheit entschieden und nur festgestellt worden, daß der Streit durch eine rechtliche Untersuchung und gütlichen Vergleich in Zukunft beigelegt werden solle.

Noch während der Friedensverhandlungen, 1647, hatte Friedrich Wilhelm mit dem Mitbesitzer der jülich-cleveschen Länder, dem hochbetagten Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg, der, wie wir wissen, nach seinem Streite mit George Wilhelm katholisch geworden war, einen neuen Vertrag geschlossen, zufolge dessen der Kurfürst das Herzogthum Cleve, die Grafschaft Mark und Ravensberg behielt, dagegen auf den Mitbesitz von Ravenstein Verzicht leistete. In demselben Vertrage war jedoch Wolfgang Wilhelm, der ein willenloses Werkzeug in den Händen der katholischen Geistlichkeit geworden war, die Verpflichtung auferlegt worden, seinen evangelischen Unterthanen in Jülich und Berg freie und ungehinderte Ausübung ihrer Religion zu gestatten.

Dieser feierlich eingegangenen Verpflichtung ungeachtet kamen indessen zahlreiche Bedrückungen der Evangelischen vor und berief sich der Pfalzgraf dabei auf einen Artikel des westphälischen Friedensvertrages, wonach für seine Länder das Jahr 1624 maßgebend für die Wiederherstellung des Religionsstandes sein solle, ein Jahr, in welchem gerade die Evangelischen in Jülich und Berg aller ihrer Freiheiten verlustig gegangen waren.

Vergeblich stellte der Kurfürst, welchem der nach seiner Ansicht ohnehin ganz unberechtigte Mitbesitzer schon lange ein Dorn im Auge war, und welcher sich von demselben im Düsseldorfer Vertrage durch Schwarzenberg's Verrath auf's Gröblichste übervortheilt hielt, vor, daß der zwischen ihnen besonders abgeschlossene Vertrag nicht durch den Friedensschluß aufgehoben sein könne; der Pfalzgraf kehrte sich an keine Vorstellung, ließ die evangelischen Prediger in seinen Ländern verjagen, die Gotteshäuser schließen und bedrückte seine evangelischen Unterthanen nach wie vor.

Da griff der Kurfürst zum Schwerte; nachdem er sich des Beistandes der holländischen Generalstaaten versichert hatte, drangen plötzlich 4000 Mann brandenburgische Truppen unter Otto Christoph v. Sparr, welcher in österreichischen Diensten Oberfeldzeugmeister gewesen und nach dem Frieden in den Dienst des Kurfürsten getreten war, in das Herzogthum Berg ein, eroberten Angermünde und bezogen ein festes Lager bei Angerort, durch Streifschaaren im ganzen Lande die Abgaben für den Kurfürsten in Beschlag nehmend.

Mit ängstlichem Staunen sahen die Fürsten des Reiches auf die kühne That des brandenburgischen Kurfürsten; sie fürchteten abermals den Krieg entbrennen zu sehen und zwar durch das Auftreten eines Landes, welches noch vor Kurzem gar kümmerlich seine Existenz aus den Stürmen des 30jährigen Krieges gerettet hatte und oft nur mit Mühe der

gänzlichen Vernichtung entgangen war. Eine Ahnung von der Größe des Riesengeistes, welcher in Friedrich Wilhelm schlummerte, mochte sie wohl überkommen.

Indessen lief dieser erste Versuch des Kurfürsten, sich selbst sein Recht zu verschaffen, ziemlich unglücklich ab; denn allgemein wurde er als Ruhestörer betrachtet und fand sich allein dem allgemeinen Unwillen gegenüber stehend; auch Holland hatte im Augenblicke des Handelns ihn verlassen und sein Gegner in dem Herzog Karl von Lothringen mit 15,000 Mann eine kräftige Hilfe gefunden. So sah sich denn der Kurfürst genöthigt, dem allgemeinen Drängen nachzugeben und mit dem Pfalzgrafen in Unterhandlungen zu treten, noch ehe es zu einem wirklichen Kriege kam.

Nach langen Verhandlungen und mehrfachen persönlichen Zusammenkünften der beiden Fürsten kam endlich am 11. October 1651 durch die Bemühungen der kaiserlichen Gesandten zu Essen ein Vertrag zu Stande, in welchem der zuletzt im Jahre 1647 abgeschlossene Theilungsvertrag bestätigt wurde.

Außerdem wurde festgesetzt, daß die kirchlichen Streitigkeiten durch ein aus drei katholischen und drei evangelischen Mitgliedern bestehendes Schiedsgericht endgültig geregelt werden sollten und beide Theile sich dem Ausspruche dieses Gerichtes unweigerlich zu fügen hätten. Auch sollte derjenige, der jemals, unter welchem Vorwande es auch sei, zu den Waffen greifen werde, für immer seines Rechtes auf die Erbschaft verlustig sein.

So war der Streit denn wieder für einige Zeit beigelegt; die Hoffnung, dermaleinst in den Besitz der ganzen Erbschaft zu gelangen, gab Friedrich Wilhelm doch nicht auf.

§. 9.

Die Zeit der Ruhe.

Leider sollte die Zeit der Ruhe nach 30jährigen Kriegsstürmen nach dem Willen der Vorsehung für unseren brandenburgisch-preußischen Staat nur von kurzer Dauer sein; schon thürmten im Osten des Landes sich neue Gewitterwolken am Himmel auf, welche nach wenigen Jahren sich in abermaligen blutigen Kämpfen entladen sollten. Daß diese unser Vaterland ungleich besser gerüstet und vorbereitet gegen den Sturm finden konnten, als es leider beim Ausbruch des 30jährigen Krieges der Fall war, verdankt das Land der hohen Einsicht, der starken Willenskraft und der unermüdeten Thätigkeit seines Fürsten.

Betrachten wir diese Thätigkeit des großen Kurfürsten in der kurzen Zeit der Ruhe etwas näher.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die ganze Regierungsart des Kurfürsten einen etwas gewaltthätigen Charakter in sich trug; wer aber den damaligen Zustand des Volkes, welches in dumpfer Betäubung Alles über sich ergehen zu lassen gewöhnt war, wer die gewaltigen Erschütterungen betrachtet, welche die bisherigen Stützen der menschlichen Gesellschaft, Adel, Geistlichkeit, Städte, wanken gemacht hatten, wer endlich die hohen Ziele in's Auge faßt, zu welchen Friedrich Wilhelm sein Land

führen wollte, der muß sich sagen: nur auf diese Weise konnte der große Kurfürst dies Ziel erreichen, nur so konnte er der Schöpfer und Begründer des heutigen preußischen Staates werden.

Daß er des allgemeinen Besten halber oft die Rechte Einzelner mißachtete, daß er die Macht der Stände und der Städte brach, um auf ihren Trümmern ein neues Gebäude aufzuführen, an dessen Spitze eine möglichst unbeschränkte fürstliche Macht stand, kann dem großen Fürsten um so weniger zum Tadel gereichen, als er diese erhöhte fürstliche Macht ja nicht, wie es zu derselben Zeit in Frankreich geschah, zur Befriedigung seiner Launen und despotischen Gelüste, sondern einzig und allein zum Wohl und Heil seines Landes und seiner Unterthanen gebrauchte.

Daß dabei zuweilen die Hand des Fürsten schwer auf diesen letzteren lag, konnte nicht wohl anders sein; denn wer Großes erreichen will, muß auch Großes zu leisten im Stande sein; um aber das in Elend und Abspannung versunkene Land wieder zu erheben, war eben die höchste Anspannung aller Kräfte nothwendig. Der Kurfürst selbst zögerte nicht, seine ganzen Kräfte, sein ganzes Leben dem Wohle der Allgemeinheit zu opfern, und daher war er wohl gewiß berechtigt, auch von seinen Unterthanen mehr wie Gewöhnliches zu fordern.

Seine Hauptsorge richtete der Kurfürst zunächst auf die Begründung und Erhaltung eines stehenden Heeres auch im Frieden.

Freilich kostete ein solches dem Lande große Summen; aber die Erfahrung hatte den Kurfürsten gelehrt, wie wehrlos ein Land ohne stehendes Heer seinen Feinden gegenüber stehe, wie selbst die im Fall eines Krieges rasch zusammengerafften Söldnerhaufen ihren Zweck nur schlecht erfüllten, wie sie im Kriege nur ihr eigenes Wohlleben, ihre eigene Bereicherung auf Kosten des armen Landes im Auge hatten, wie sie nach dem Kriege oft eine Geißel und Plage für die Bevölkerung geworden waren.

Dem allen war abgeholfen, wenn der Fürst schon im Frieden ein Heer hatte, welches, wohl geschult und für den Krieg ausgebildet, jeden Augenblick bereit war, zur Vertheidigung des Landes aufzutreten.

Wir haben gesehen, daß der Kurfürst in der Ueberzeugung von dieser Nothwendigkeit bereits im Anfange seiner Regierung ein Corps von 3000 Mann in Sold genommen hatte und dasselbe fortgesetzt zu vermehren bestrebt war. Schon im Jahre 1646 zählte die brandenburgische Armee 8000 Mann und wenige Jahre später, als der Kurfürst gegen Pfalz-Neuburg zum Schwerte griff, hatte er bereits 16,000 Mann wohlgeübter und disziplinirter Truppen in seinen Diensten; aber auch diese für die damalige Zeit und bei der Armuth des Staates immerhin schon bedeutende Armee genügte dem Kurfürsten nicht und so sehen wir beim Ausbruch des schwedisch-polnischen Krieges den Kurfürsten schon an der Spitze einer Armee von 26,000 Mann mit 72 Geschützen. Wie anders wäre wohl die Stellung George Wilhelm's im 30jährigen Kriege gewesen, wie viel Jammer und Elend wäre voraussichtlich dem Lande erspart worden, wenn dem Landesfürsten schon damals eine solche Heeresmacht zur Verfügung gestanden hätte.

Die Beschaffenheit des brandenburgischen Heeres wurde durch die unausgesetzten Bemühungen des Kurfürsten, welcher hierbei durch den

Generalfeldmarschall Georg v. Derfflinger und den General-feldzeugmeister Otto v. Sparr auf's Eifrigste unterstützt wurde, bald eine ganz vorzügliche, und in kurzer Zeit hatten die brandenburgischen Kriegsschaaren durch ihre Tapferkeit, Dressur und vorzügliche Mannszucht überall großes Ansehen erworben.

Die Infanterie des damaligen brandenburgischen Heeres, welche ihre Ausbildung hauptsächlich dem bereits genannten Otto v. Sparr verdankte, bestand aus Musketieren und Pikenieren, und war schon damals mit einem bequem sitzenden blauen Tuchrock bekleidet; die Musketiere waren mit Degen und Muskete bewaffnet, welche beim Abfeuern auf eine Gabel gelegt wurde; auch führten sie zur Abwehr feindlicher Reiterangriffe tragbare spanische Reiter mit sich. Die Pikeniere trugen sehr lange Piken, außerdem den Degen, Panzer und zum Schutze des Kopfes Pickelhauben, während die Musketiere denselben mit einem Filzhute bedeckten.

In den letzten Regierungsjahren des großen Kurfürsten sehen wir auch schon kleine Abtheilungen von Jägern zu Fuß und zu Pferde, formirt aus den Forstbeamten des Landes, zur Verwendung kommen. Auch der Artillerie, welche bisher gar nicht zum Heere gerechnet wurde und ein in sich zunftmäßig geordnetes Handwerk bildete, verlieh Friedrich Wilhelm zuerst in Europa eine Organisation, durch welche sie zu einem Bestandtheil der Armee gemacht wurde.

Die Reiterei des Heeres, durch den berühmten Reitergeneral Derfflinger ausgebildet, war größtentheils sehr reich gekleidet, gut beritten und vortrefflich bewaffnet. Sie trug lederne Koller, meist Helm und Panzer und führte als Waffe ein langes Schwert, Karabiner und Pistole. Eine besondere Abtheilung des Heeres bildeten die Dragoner, welche sowohl zu Fuß wie zu Pferde verwendet wurden und mit Säbeln, kurzen Piken und leichten Musketen bewaffnet waren.

Auch das Befestigungswesen im Lande wurde durch Otto v. Sparr auf eine für die damalige Zeit hohe Stufe der Vollendung gebracht.

Auf alle Weise sorgte der Kurfürst nach Kräften für sein Heer; die strengste Mannszucht, wegen der vielen Ausländer allerdings nothwendig, wurde eingeführt, durch regelmäßigen Gottesdienst für Erweckung und Erhaltung des religiösen Gefühls im Heere Sorge getragen, wobei dem Kurfürsten wohl das löbliche Beispiel seines großen Onkels Gustav Adolf vorgeschwebt haben mag; auch wurde behufs der besseren Ausbildung von Offizieren schon im Jahre 1653 zu Colberg eine Ritter-Akademie gegründet.

Wir können diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne wenigstens in Kürze eines Mannes zu erwähnen, welchem das brandenburgische Heer so unendlich viel verdankt, nämlich des bereits genannten Generalfeldmarschalls Freiherrn Georg v. Derfflinger, noch heute in allen Kreisen des Vaterlandes schlechthin unter dem Namen „der alte Derfflinger“ rühmlichst bekannt.

Georg Derfflinger, im Jahre 1606 als Sohn armer Bauersleute in einem österreichischen Dorfe im Lande ob der Enns geboren und mit seinen Eltern wegen ihres Glaubens zur Auswanderung gezwungen, erlernte ursprünglich das Schneiderhandwerk und trat mit 16 Jahren seine Wander-

schaft durch das Reich an, in welchem zu jener Zeit an allen Orten die Kriegsfackel loderte.

Es wird von ihm erzählt, daß er, ohne einen Pfennig im Vermögen, bei dem Orte Leitmeritz an eine Fähre gekommen sei und traurig habe zusehen müssen, wie ein Haufen Reiter ohne Fährgeld von den Fährknechten übergesetzt worden sei, während sie ihn, den wandernden Schneidergesellen, ohne Geld in der Tasche, verhöhnten. Der Spott der Fährknechte und mehr noch der Anblick der kecken Reiterschaar habe einen plötzlichen Entschluß in der Brust des jungen Schneiders erweckt; er habe sein Bündel sammt Scheere und Bügeleisen in den Strom geworfen und sich als Reitersmann anwerben lassen.

Gleichviel, ob diese populär gewordene Darstellungsweise auf Wahrheit begründet ist, oder ob in der Seele des jungen Derfflinger wohl schon die Ahnung, zu etwas Besserem geboren zu sein, geschlummert haben mag; genug, wir finden Georg Derfflinger zuerst unter Graf Matthias v. Thurn in Böhmen fechten, dann aber in sächsische Dienste treten, wo er wegen seiner Tapferkeit und kriegerischen Tüchtigkeit bald zum Offizier befördert wurde.

An allen hervorragenden Kämpfen des 30jährigen Krieges, aber stets auf Seiten der Evangelischen Theil nehmend, trat Derfflinger bei der Landung Gustav Adolf's in das schwedische Heer und zeichnete sich daselbst so aus, daß er bereits im Jahre 1635 den Rang eines Obristlieutenants bekleidete. Bei seinen Kriegszügen vielfach die Mark Brandenburg berührend, hatte er dort die Schwester eines seiner Waffenfreunde, das reich begüterte Fräulein Tugendreich v. Schaplow, kennen gelernt und sich mit derselben vermählt; beim Abschluß des westphälischen Friedens nahm er seinen Abschied und lebte zur Zeit, als der Kurfürst Friedrich Wilhelm seine Residenz in Berlin nahm, still und friedlich auf seinen Gütern. Der Kurfürst warf indessen seine Blicke gar bald auf den bereits rühmlichst bekannten Reiterobersten, dessen Kriegstüchtigkeit und Erfahrung ihm bei der Neubildung seines Heeres nicht unwesentliche Dienste zu leisten versprach, und so trat denn Georg Derfflinger kurz vor dem Ausbruche des schwedisch-polnischen Krieges als ältester Generalwachtmeister in die brandenburgische Armee. Welche großen Dienste er seinem neuen Vaterlande leisten, wie er allmählich zu den höchsten Ehrenstellen im Staate steigen sollte, werden wir in den nächsten Blättern dieses Buches sehen. Wir vervollständigen das Bild des ausgezeichneten Kriegsmannes nur noch durch eine von seinen Zeitgenossen herrührende Schilderung, welche ihn als einen wohlgebildeten, großen und starken Mann, als einen Mann der That, welcher Kühnheit mit Besonnenheit zu verbinden weiß, als einen Mann, den die Natur zum Kriege bestimmt zu haben scheint, beschreiben.

Mit seinen Schulkenntnissen sah es wohl mangelhaft genug aus; auch von höfischer und feiner Sitte verstand der in Schlachten und Lagern grau gewordene Feldherr nicht viel und seine Art zu sprechen war mitunter derb genug; doch seine natürliche Begabung, sein scharfer Verstand halfen ihm über dergleichen Mängel leicht hinweg, und befähigten ihn sogar, bei staatsmännischen Unterhandlungen oft eine hervorragende Rolle zu spielen. Wir flechten bei dieser Gelegenheit gleich eine, die derbe Soldaten-

natur des alten Derfflinger so recht bezeichnende Anekdote über denselben ein, welche eigentlich in eine spätere Zeit fällt. Als der greise Feldmarschall Derfflinger einst an der Tafel des Kurfürsten speiste, hatte der ebenfalls anwesende französische Gesandte die dreiste Stirn, den Kurfürsten mit spöttischer Miene zu fragen, „ob es wahr sei, daß einer der obersten Führer seines Heeres früher ein Schneidergeselle gewesen sei." Der alte Derfflinger, dem man es rühmend nachsagen muß, daß er sonst gar keinen Werth auf seine geringe Herkunft legte und oft genug selbst darüber scherzte, antwortete dem übermüthigen Franzosen auf der Stelle, aufstehend und auf seinen Degen zeigend: „ja wohl, der bin ich und das hier ist die Elle, womit ich solchen Hundsf . . . das Maß nehme." —

War so der Kurfürst mit Ernst bedacht, sein Land für kommende Kriegsfälle besser zu schützen und sich durch eine starke Kriegsmacht in den Stand zu setzen, auch seinerseits in den Welthändeln ein Wort mit zu sprechen, so suchte er auch andererseits mit nicht weniger Sorgfalt den inneren Wohlstand des Landes zu heben und so die Aufbringung der für das Heer erforderlichen Kosten zu ermöglichen. Wie im ganzen Lande Ackerbau und Viehzucht, Handel und Gewerbe danieder lagen, haben wir schon beschrieben; diese wieder zur Blüthe zu bringen, war das eifrige Bestreben des Kurfürsten.

Schon im Jahre 1647 war von zwei Franzosen, den Gebrüdern Pierre und Hugue Lanch auf mehreren Gütern des Kurfürsten der Versuch gemacht worden, durch zweckmäßige Einrichtungen die Einkünfte derselben zu erhöhen. Die beiden Franzosen gingen von der Ansicht aus, welche leider erst nach vielen Jahrzehnten allgemeine Verbreitung finden sollte, daß ein freier und wohlhabender Bauernstand die erste und hauptsächlichste Bedingung für die Wohlfahrt eines Landes sei. In dieser Erkenntniß forderten sie denn auch die gänzliche Aufhebung der Frohn- und Scharwerkdienste der Bauern; man sollte ihnen Land als freies Eigenthum überweisen und durch Ausrottung des unnützen Wildstandes, namentlich der Wildschweine, ihre Aecker vor den Verheerungen schützen, denen sie jetzt fortwährend ausgesetzt seien. Hierdurch würde sich in der That baldigst ein wohlhabender, fleißiger und auch in sittlicher und geistiger Beziehung veredelter Bauernstand gebildet haben, der nicht allein in der Lage war, große Steuern zu zahlen, sondern der dies auch aus Dankbarkeit mit Freuden gethan haben würde.

Leider scheiterte der Versuch der beiden in richtiger Erkenntniß ihrer Zeit so weit vorausgeeilten Brüder an der geringen Erfahrung, welche sie in der Landwirthschaft selbst besaßen; doch Friedrich Wilhelm ließ sich in seinen Bemühungen nicht irre machen. Bereits im Jahre 1650 wurde eine gründliche Untersuchung aller landesherrlichen Einkünfte angeordnet; der Kurfürst selbst bereiste viele der Landestheile und sah mit eignen Augen, wie die fürstlichen Aemter verwaltet wurden, so manche Verbesserung dabei angebend, welche sein Aufenthalt in Holland ihn kennen gelehrt hatte.

Die Verpachtung der kurfürstlichen Aemter und Bauerngrundstücke wurden einer sorgfältigen Regulirung unterzogen und damit manche höhere Einkünfte erzielt, jedenfalls aber durch die eingeführte strenge Controle

der Vortheil gewonnen, daß der Landesherr eine genaue Uebersicht über seine Einkünfte gewann.

Durch Heranziehung von fleißigen und einsichtsvollen Kolonisten, Landwirthen und Gärtnern aus Holland wurde schon in den Jahren 1647 und 1648 die Landwirthschaft in den verödeten Landstrichen wieder in Aufnahme gebracht; welchen wirksamen Beistand hierbei die Kurfürstin ihrem Gemahl leistete, haben wir bereits früher erwähnt. Auch gebührt ihr das Verdienst, zuerst die Kartoffel in der Mark heimisch gemacht zu haben.

Besondere Aufmerksamkeit schenkte Friedrich Wilhelm der Hebung des Handels; in Holland hatte er gelernt, welcher Wohlstand aus demselben für ein Volk hervorgehen kann. Der Kurfürst hatte für den künftigen Aufschwung des brandenburgischen Handels die weitgehendsten Pläne; beabsichtigte er ja doch mit der Zeit seine Staaten in die Reihe der Seemächte zu stellen und alle Vortheile des überseeischen Handels auch seinem Volke zuzuwenden. Die Verwirklichung dieses kühnen Gedankens blieb einer späteren Zeit seiner Regierung vorbehalten und werden wir gelegentlich darauf zurückkommen; doch kaufte der Kurfürst schon im Jahre 1650 den Dänen die Festung Dansburg auf der Küste Koromandel ab und gab sich Mühe, durch genauere Verbindung mit den Hansastädten diesem Unternehmen festen Bestand zu sichern. Um so schmerzlicher fühlte der Kurfürst jetzt den Verlust Stettins und der Odermündungen.

Auch die Gewerbe ermunterte der Kurfürst auf alle Weise und untersagte zu diesem Zwecke die Einfuhr aller solcher Waaren, welche auch im Inlande selbst verfertigt wurden; ebenso wurde zur Hebung der inländischen Tuchweberei die Ausfuhr von Wolle verboten, wodurch der fast erstorbene Gewerbfleiß in der Mark neues Leben erhielt.

Außerdem verdankt das brandenburgisch-preußische Volk dieser Regierungszeit des großen Kurfürsten die Einrichtung des Postwesens, welches in den Jahren 1646—1650, trotz des Widerspruchs des erblichen Reichspostmeisters, Grafen v. Thurn und Taxis, von ihm eingeführt wurde und die weit zerstreut auseinander liegenden Provinzen des Landes zum Vortheil des Handels und des freien Verkehrs mit einander verband. Schon 1646 verband eine brandenburgische Post die Städte Danzig, Königsberg und Memel, woselbst sich die schwedische Post nach Riga anschloß; eine Reitpost wurde 1648 zwischen Königsberg und Warschau eingerichtet und einige Jahre später wurde auch Berlin mit Magdeburg, Wesel und Cleve durch eine brandenburgische Post verbunden, welcher sich in Cleve eine holländische Post nach Amsterdam anschloß Dem brandenburgischen Postwesen stand der hochverdiente Hofrentmeister Michael Matthias vor.

Alle diese Schöpfungen Friedrich Wilhelm's, zur Zeit der Ruhe nach den Stürmen des 30jährigen Krieges und theilweise noch während derselben begonnen, sie bedurften zu ihrer Reife der Zeit und des ungestörten Friedens; und diese Zeit der Ruhe war leider zu kurz zugemessen, um den Fürsten schon jetzt die Früchte seiner Unternehmungen in reicheren Staatseinnahmen genießen zu lassen.

Und leider brauchte Friedrich Wilhelm zu allen seinen Schöpfungen Geld und zwar Geld für die gegenwärtige Zeit; war die Hoffnung auf die

Zukunft auch ein Trost für ihn und das Land, die Bedürfnisse des Augenblicks ließen sich damit nicht befriedigen.

So sah sich denn der Kurfürst genöthigt, seinen Unterthanen immer neue Opfer aufzuerlegen und bald hatten Steuern, Zölle und Abgaben eine Höhe erreicht, wie nie zuvor. Namentlich die Einrichtung der Accise, welche anfänglich nur auf kurze Zeit eingeführt werden sollte, bei der es aber verblieb und welche erst durch eine völlige Umgestaltung in späteren Jahren zugleich beliebt und einträglich gemacht werden sollte (1667), erregte für jetzt die laute Unzufriedenheit der Berliner.

Die Noth zwang den Kurfürsten zu noch übleren Mitteln; so wurde der Handel mit Salz, mit Mühlsteinen, ebenso das Einsammeln und Verarbeiten des Eisensteins zu einem fürstlichen Monopol erklärt; noch mehr als über die theuern Salzpreise aber murrte das Volk, als im Jahre 1651 auch zu dem traurigsten aller Finanzbehelfe, zu dem Ausgeben zu leicht geprägter Münzen Zuflucht genommen werden mußte. War indessen auch durch dergleichen verderbliche Mittel die Unzufriedenheit in vielen Kreisen des Volkes groß, so war doch auch andererseits die Ueberzeugung bereits vielfach festgewurzelt, daß der Kurfürst bei allen schweren Steuern und Abgaben, bei allen großen Lasten, welche er seinem Volke auferlegte, nur das Beste des Landes im Auge habe und die Summen, welche er einnahm, nur zum allgemeinen Wohle verwende.

Diese Ueberzeugung ließ das Volk geduldig den Druck in der Hoffnung auf bessere Zeiten ertragen, und diese Hoffnung sollte nicht zu Schanden werden. Wir werden in einem späteren Paragraphen sehen, wie Friedrich Wilhelm, nachdem er seinem Volke eine achtunggebietende Stellung unter den Nationen verschafft und dasselbe ruhmreich durch so manche Stürme hindurch geführt hatte, auch seine Sorgfalt für das Wohl des Landes belohnt sehen, wie er mit seinem Volke die Früchte ernten sollte, zu denen er in der kurzen Zeit der Ruhe den Keim gelegt.

§. 10.

Der schwedisch-polnische Krieg. Betheiligung Brandenburgs an demselben.

In Schweden hatte im Jahre 1644 die zwar gelehrte und geistvolle, aber ebenso launenhafte, bizarre und unweibliche Tochter des großen Königs Gustav Adolf, Christine, von den Ständen des Reichs mit 18 Jahren für mündig erklärt, den Thron bestiegen.

Ihre launenhafte und oft despotische Regierung, ihre grenzenlose Verschwendung und ihr anstößiger Lebenswandel brachten sie indessen in kurzer Zeit in ernste Zerwürfnisse mit den schwedischen Reichsständen und diese forderten wiederholt, um der üppigen und tyrannischen Weiberherrschaft zu entgehen und Schwedens Thronfolge nach ihrem Tode gesichert zu sehen, von der Königin, daß sie sich vermähle. Zwar begünstigte die Königin eine Zeitlang scheinbar die Bewerbungen ihres Vetters, des Pfalzgrafen Carl Gustav von Zweibrücken, der schon als Heerführer im 30jährigen Kriege sich hohen Ruhm erworben hatte; als aber im Jahre

1649 die schwedischen Reichsstände mit Ungestüm auf der Vermählung der Königin bestanden, erklärte Christine mit Bestimmtheit, sich niemals vermählen zu wollen. Dagegen wußte sie es nach langen Verhandlungen durchzusetzen, daß der von ihr zu ihrem Nachfolger bestimmte Pfalzgraf Carl Gustav am 10. März 1649 feierlich als Thronfolger Schwedens anerkannt wurde.

Die Vorgänge in Schweden gefährdeten indessen in hohem Grade die Ansprüche des Königs von Polen auf den schwedischen Thron. In Polen war inzwischen König Wladislav IV. am 20. April 1648 gestorben und die Wahl der polnischen Großen hauptsächlich durch die Bemühungen des Kurfürsten Friedrich Wilhelm auf den Bruder Wladislav's, Johann Casimir, gelenkt worden.

Eine ziemlich bedeutende Partei unter den polnischen Reichsständen hatte dem Kurfürsten selbst die polnische Königskrone angetragen; doch zum Heil des Vaterlandes hatte der Kurfürst dieselbe ausgeschlagen. Indessen suchte der Kurfürst doch seinen offenbar steigenden Einfluß in Polen dazu zu benutzen, um die ihm in hohem Grade lästige Lehnsfessel etwas leichter zu machen. In der That gelang es ihm, zwar unter Aufopferung von 200,000 Gulden als Geschenke an den neuen König und die polnischen Großen, es durchzusetzen, daß man ihm fortan die Empfangnahme der Belehnung durch Abgeordnete, die ungesäumte Bestätigung aller seiner Vorrechte in Preußen, einen jährlichen Beitrag zur Befestigung Pillau's und endlich, was dem Kurfürsten von hoher Wichtigkeit war, die freie und ungehinderte Ausübung des Gottesdienstes für die Reformirten in Preußen zugestand. Der erste Schritt zu der gänzlichen Befreiung von Polen, ein Ziel, welches der große Kurfürst niemals aus den Augen verlor, war somit geschehen.

Der neue Polenkönig Johann Casimir hatte zwar den polnischen Reichsständen bei seiner Wahl das feierliche Versprechen geben müssen, nicht mehr an den Besitz der schwedischen Königskrone zu denken; denn die Polen fürchteten mit Recht, dadurch in fortwährende Kriege mit Schweden verwickelt zu werden; demungeachtet nannte sich Johann Casimir stets König von Polen und Schweden, protestirte feierlich gegen die Ernennung Carl Gustav's zum schwedischen Thronfolger und wies auch 400,000 Rthlr., welche ihm die Königin Christine als Entschädigung für das Aufgeben seiner Ansprüche bieten ließ, mit den Worten zurück: „dafür sei kein Königreich feil, dafür werde er nicht einmal auf Liefland Verzicht leisten."

Im Grunde hatte der schwache und gutmüthige Johann Casimir, welcher sich völlig von seiner Gemahlin Katharina, der Wittwe seines Bruders Wladislav, leiten ließ, wohl nur die Absicht, durch seine Weigerung die gebotene Summe erhöht zu sehen; doch erreichte er diesen Zweck nicht, vielmehr erhielt er von Christine die stolze Antwort: „ihr Vetter Carl Gustav werde mit 30,000 Zeugen herüber kommen und ihm die Gültigkeit seiner Ansprüche beweisen."

Vorläufig kam es indessen noch nicht zum Kriege.

Im Juni 1654 legte die Königin Christine, nachdem sie in wenigen Jahren durch ihre Verschwendungssucht und leichtsinnige Freigebigkeit die Schätze und den Credit des Staates völlig ruinirt und durch Verschenkung

der Krongüter auch den Grundstock des Staatsvermögens fast vernichtet hatte, die Regierung Schwedens freiwillig in die Hände des Pfalzgrafen Carl Gustav nieder, welcher als König Carl X. den Thron bestieg. Beiläufig sei hier bemerkt, daß die Königin Christine von den schwedischen Reichsständen ein Jahrgeld von 240,000 Rthlr. erhielt und sehr bald, nun aber zu spät, Reue über ihre Abdankung empfand. Nach einem abenteuerlichen Leben in Paris schwor die Tochter Gustav Adolf's den Glauben, für welchen ihr hochherziger Vater sein Leben hingegeben hatte, wieder ab, kehrte in den Schooß der römisch-katholischen Kirche zurück und starb im Jahre 1689 in höchst dürftigen Verhältnissen in Rom. Durch das Ausbleiben ihres Jahrgeldes aus Schweden sah sie sich in den letzten Jahren ihres Lebens genöthigt, eine Pension von 12,000 Scudi vom Papste anzunehmen. —

Der König Johann Casimir von Polen verfehlte nicht, gleich nach der Thronbesteigung Carl's X. durch seinen Gesandten Canasiles feierlich gegen diese Verletzung seiner Erbrechte zu protestiren und da dies noch dazu auf eine den König von Schweden persönlich beleidigende Weise geschah, Carl X. auch ein auswärtiger Krieg zu jener Zeit als das einzige Mittel, einem Staatsbankerott zu entgehen, äußerst erwünscht war, so war der Krieg zwischen Polen und Schweden unvermeidlich.

Abermals sollte es zum blutigen Waffengange zwischen zwei Völkern kommen, und abermals sollte der brandenburgische Staat durch seine Lage genöthigt werden, sich bei dem Kampfe zu betheiligen; abermals war der Kurfürst in der üblen Lage, sich für eine der beiden Parteien entscheiden zu müssen

Wie sehr gereichte es jetzt dem Lande zum Heil, daß der Kurfürst die Zeit der Ruhe benutzt hatte, sich in wehrhaften Zustand zu versetzen, so daß er nun selbst aus dem Streite der Nachbaren Vortheil ziehen konnte.

Beide Theile, die Schweden wie die Polen, suchten durch die verlockendsten Verheißungen den Kurfürsten auf ihre Seite zu ziehen, hatte er ja doch, wie wir wissen, zu dieser Zeit bereits ein wohlgeübtes Heer von 26,000 Mann und 72 Geschütze.

Schweden verlangte vom Kurfürsten die Einräumung der preußischen Seehäfen, versprach aber dagegen, ihn von der polnischen Lehnsherrschaft zu befreien und ihm den Besitz Preußens als souveränes Herzogthum zu sichern; die Polen aber, welche gar nicht zum Kriege gerüstet waren und bei denen unglaubliche Bestürzung und Verwirrung herrschte, richteten angstvoll ihre Blicke auf Friedrich Wilhelm, die Großpolen riefen ihn sogar ganz offen um Hilfe an und in vielen Theilen des polnischen Reiches ging man allen Ernstes mit dem Gedanken um, dem Kurfürsten von Brandenburg die polnische Krone aufzunöthigen. In solche Noth hatte sich das polnische Reich durch die gänzliche Vernachlässigung des Kriegsheeres im langen Frieden, durch die stete Uneinigkeit seiner Großen gebracht.

Einen festen Entschluß unter solchen Umständen zu fassen, war in der That für den Kurfürsten eine schwere Sache. Den Schweden konnte er die Art und Weise, wie sie ihn des größten Theils von Pommern beraubt hatten, immer noch nicht vergessen; und wer stand ihm dafür, daß dieselben

jetzt ihr Versprechen halten würden, daß sie nicht nach der Besiegung Polens das Herzogthum Preußen ebenso gut für sich behalten würden, als es damals mit Pommern geschehen. Ueberdem war die öffentliche Meinung in Deutschland keineswegs auf der Seite Schwedens und auch die meisten Fürsten sahen scheel auf das immer weitere Umsichgreifen dieser Macht.

Zu einem Bündnisse mit Polen fühlte sich der Kurfürst eben so wenig geneigt. Von den Polen hatten er wie sein Vater stets nur Bitteres und Demüthigendes erfahren und bei dem unzuverlässigen, treulosen Charakter dieser Nation mußte der Kurfürst befürchten, daß Polen gar leicht auf seine Kosten Frieden mit Schweden machte und er die Zeche bezahlen mußte.

Unter diesen Verhältnissen faßte der Kurfürst den Entschluß, in dem bevorstehenden Kampfe neutral zu bleiben, zwischen beiden Parteien aber eine so starke Stellung einzunehmen, daß er ein zu großes Uebergewicht der einen oder der anderen jeden Augenblick zu verhindern vermochte und so nach den Umständen seinen eignen Vortheil wahrnehmen konnte. Er rüstete deshalb mit großem Eifer, zog aus den Rheinlanden, aus Halberstadt, Minden sein Kriegsvolk herbei und entsendete den General Derfflinger mit einer 8000 Mann starken Heeresabtheilung und 38 Geschützen nach Preußen zum Schutze dieses Landes gegen beide Theile. Man sieht, welcher Unterschied zwischen der Neutralität Friedrich Wilhelm's und der seines Vorgängers herrschte.

So erklärte denn der Kurfürst dem Schwedenkönige, als dieser immer dringender auf dem Abschlusse eines Bündnisses bestand, daß er in dem Kampfe parteilos bleiben, den Schweden aber freien Durchzug durch Preußen gestatten wolle. Einen engeren Anschluß an die schwedische Sache schlug er zwar nicht entschieden ab, stellte aber den Schweden so unerfüllbare Bedingungen, daß sich die Verhandlungen zerschlugen, was allerdings ganz im Wunsche des Kurfürsten lag.

Während so noch Unterhandlungen gepflogen wurden und die Polen in ihrer Noth alle Welt, sogar die Türken um Hilfe angefleht, auch vergebens durch französische Vermittelung den Frieden zu erhalten gesucht hatten, machte der kühne ritterliche König von Schweden allen diplomatischen Zügen ein unerwartetes Ende.

Er ließ im Juli 1655 17,000 Mann schwedischer Kerntruppen, die er in Vorpommern gesammelt hatte, unter dem General Wittenberg, ohne Rücksicht auf die Neutralität des Kurfürsten von Brandenburg und ohne auf den allgemeinen Unwillen in ganz Europa zu achten, durch brandenburgisches Gebiet nach Posen und Kalisch rücken; der König selbst folgte wenige Tage später mit 15,000 Mann, vereinigte sich mit dem Marschall Wittenberg, besetzte Posen und Kalisch, drängte den König Johann Casimir, welcher sich ihm nur mit 10,000 Reitern entgegenstellen konnte, aus Warschau heraus und schlug ihn am 6. September bei Czernova.

In unausgesetzter Verfolgung zwang Carl X. den König, bis Krakau zu weichen und endlich, nach einem abermaligen unglücklichen Gefechte, seinem Reiche völlig den Rücken zu kehren und auf seine Güter in Schlesien zu flüchten. Noch in demselben Jahre eroberte Carl auch ganz Westpreußen

mit Ausnahme Danzigs, und als auch das ganze polnische Reichsheer, welches unter Stephan Potocki in der Ukraine stand, zu den Schweden übertrat, glaubte der ehrgeizige Schwedenkönig bereits im sicheren Besitze des ganzen Polenreiches zu sein. —

Friedrich Wilhelm hatte zu der durch die Schweden begangenen Verletzung seines Gebietes still geschwiegen; als aber König Carl im raschen Siegeslaufe ganz Polen bis auf Danzig in kurzer Zeit unterworfen hatte, da fürchtete der Kurfürst nicht mit Unrecht ein zu starkes Uebergewicht der schwedischen Macht und zögerte, seiner Politik getreu, nicht, sich der polnischen Sache zuzuwenden. Demgemäß schloß er einen Vertrag mit Holland ab und sagte den in Marienburg versammelten Ständen von Polnisch-Preußen seine Hilfe zu; aber die Holländer trauten der allerdings zweideutigen Politik des Kurfürsten nicht und glaubten, daß er trotz des mit ihnen am 27. August 1655 abgeschlossenen Vertrages doch insgeheim mit den Schweden verbündet sei; sie zahlten daher die versprochenen Hilfsgelder (monatlich 16,000 Thlr.) nicht allein nicht aus, sondern schlugen dem Kurfürsten sogar seine Bitte um Gewährung eines Vorschusses von 200,000 Rthlr. ab.

Mit den Ständen des polnischen Preußen wurde dagegen ein Bündniß zu Stande gebracht, wonach beide Theile erklärten, daß sie nichts weiter als den Schutz des Landes im Auge hätten und daß sie gegen den König von Schweden nur dann Gewalt gebrauchen würden, wenn ihre gütlichen Vorstellungen fruchtlos bleiben sollten. Die Stände verpflichteten sich, 4000 Mann zum Heere des Kurfürsten zu stellen und diesem den Oberbefehl über das gesammte Heerwesen, sowie das Besatzungsrecht in Marienburg und in den Städten längs der Weichsel einzuräumen; dagegen sollte der Kurfürst nach beendeter Sache gehalten sein, seine Truppen wieder aus Westpreußen zurückzuziehen und Alles in den Stand wieder zurückzusetzen, den es vor dem Kriege gehabt hatte.

Der König Johann Casimir, über diese unerwartete Hilfe in der Noth erfreut, versprach dem Kurfürsten, wenn er fernerhin treu bei ihm ausharre, gern die Erlassung der Lehnspflicht für Preußen; ja er erbot sich sogar, ihm Liefland und seine eigenen Ansprüche auf die schwedische Königskrone abzutreten. Diese beiden letzten Aussichten konnten indessen Friedrich Wilhelm nicht verlocken; er erkannte zu gut die Werthlosigkeit beider Versprechungen ohne Bestätigung der Stände. Und daß die polnischen Stände niemals eingewilligt haben würden, ihm, dem Lehnsträger der polnischen Krone, Theile des polnischen Reichs zu überlassen, wußte der Kurfürst genau.

Der kühne und rasch entschlossene König von Schweden beendete indessen alle diese zweideutigen und künstlichen Verhandlungen mit einem Schlage. Ueberzeugt, daß der Kurfürst es weder mit Schweden noch mit Polen redlich meine, sondern nur allein seinen eignen Vortheil im Auge habe, dabei aber doch von dem lebhaften Wunsche beseelt, denselben auf seine Seite zu ziehen, rückte König Carl plötzlich mit einem starken Heere vor Königsberg und forderte von dem dort weilenden Kurfürsten mit Ernst und Entschiedenheit, daß er ihm, dem König, welcher als Eroberer in die Rechte Johann Casimir's getreten sei, die Huldigung für das Herzogthum

Preußen, — fortan ein Lehen der schwedischen Krone, — leiste. Da gleichzeitig die schwedischen Waffen auch in Westpreußen siegreiche Fortschritte machten und die Städte Schwetz, Tuchel, Conitz, ja selbst das starke Thorn kurz hinter einander von den Schweden erobert wurden, so sah der Kurfürst sich genöthigt, den Bedingungen des schwedischen Königs sich zu unterwerfen und am 17. Januar 1656 wurde zwischen Carl X. und Friedrich Wilhelm ein Vertrag zu Königsberg abgeschlossen, nach welchem Preußen fortan ein schwedisches Lehen sein, die Belehnung aber jedesmal durch Abgeordnete stattfinden sollte. Außerdem mußte der Kurfürst den Schweden freien Durchzug durch sein Land, sowie den Gebrauch seiner Häfen gestatten und, wenn es gefordert wurde, 1500 Mann brandenburgische Hilfstruppen stellen. Dagegen trat Schweden dem Kurfürsten das den Polen abgenommene Bisthum Ermland ab.

So hatte denn alle Kunst und Berechnung für jetzt dem Kurfürsten nichts weiter geholfen, als daß er aus einem polnischen Vasallen ein schwedischer geworden war. Indessen vor der Hand war nichts dagegen zu machen und der Kurfürst mußte sich mit dem Troste begnügen, daß der Königsberger Vertrag unmöglich ein lange dauernder sein könne, daß die Sache noch nicht aus sei. —

Inzwischen hatte schon am Ende des Jahres 1655 in Polen ein völliger Umschwung der Dinge begonnen. Mit Beschämung sahen die polnischen Großen ein, in welche traurige Lage ihre Uneinigkeit, ihre Feigheit und offenbarer Verrath das Vaterland gebracht hatten. An Stelle ihres rechtmäßigen und von ihnen selbst gewählten Königs herrschte jetzt ein fremder Fürst, unter dessen strengem Regimente von der alten polnischen Republik, von der ehemals so glänzenden Stellung polnischer Senatoren nicht mehr die Rede war. Mit Schmerz und Ingrimm sahen sie sich und das Volk bedrückt von fremden Kriegsleuten, die noch dazu Ketzer waren, und der Entschluß, es müsse anders werden, reifte in Vieler Herzen.

Als endlich bei einem großen Gastmahle der Palatin von Posen, Graf Johann v. Lesno, bei einer begeisterten Rede in die Worte ausbrach: „noch ist Polen nicht verloren", da entzündeten diese Flammenworte in der Brust aller Anwesenden einen heiligen Eifer für die Sache des Vaterlandes. Schon am 7. Januar 1656 vereinigten sich eine große Zahl der reichsten und mächtigsten polnischen Großen in der Conföderation zu Tyskiewicz zum Kampfe für ihren König und ihren Glauben und forderten durch eine Deputation den zu Lemberg weilenden Johann Casimir auf, zu ihnen zu kommen und sich, wie es seine Pflicht als König von Polen erheische, an ihre Spitze zu stellen.

Die Klugheit der polnischen Geistlichkeit wußte auch sehr bald das niedere Volk, in Polen mehr wie irgendwo im Aberglauben versunken, für diesen Kampf zu entflammen.

In Czenstochau sollte das Bild der Jungfrau Maria, so erzählten die Priester, während der Belagerung der Stadt durch die Schweden die Augen verdreht und blutige Thränen geweint haben; ja bei einem Sturme der Schweden sollte sich die Erde geöffnet und sämmtliche Ketzer verschlungen haben. Albernes betrügerisches Possenspiel, welches aber doch

seinen Zweck erreichte und die blinde Volksmenge zur wildesten Kampfbegier aufstachelte.

Auch König Johann Casimir, welcher mit Freuden dem Rufe der polnischen Magnaten gefolgt war, zögerte nicht, den Aberglauben des Volkes für seine Zwecke zu benützen. Im April 1656 ordnete er eine große Wallfahrt nach dem wunderthätigen Marienbilde an und erklärte in der Kathedrale zu Lemberg die heilige Jungfrau von Czenstochau zur Königin und Schutzpatronin des polnischen Reiches.

Daß er hierbei das Gelübde that, alle Bauern seines Reiches von der schwer drückenden Leibeigenschaft zu befreien, sowie allen Nichtkatholiken in seinen Staaten freie Ausübung ihrer Religion zu gestatten, erregte überall im Lande großen Jubel und führte dem neu gebildeten polnischen Heere Schaaren von Kämpfern zu. Leider wurden beide Versprechungen des Königs nicht erfüllt.

Als endlich auch das polnische Kronheer, welches, wie wir wissen, bei Carl Gustav's Einfall in Polen auf schwedische Seite getreten war, mit fortgerissen von der Begeisterung der Polen, sich öffentlich von den Schweden lossagte, als die letzten polnischen Schaaren und zuletzt auch die Litthauer das schwedische Heer verließen, als auch der Großfürst von Moskau den Schweden den Krieg erklärte und in Liefland einfiel, da schien die schwedische Sache dem Untergange nahe zu sein.

Carl X. von Schweden war indessen ein Kriegsheld von ausdauerndem Muthe, der sich durch Unglück nicht niederbeugen ließ. Mit der Belagerung von Danzig beschäftigt, hob er diese bei der Nachricht von der Erhebung der Polen sofort auf, sammelte sein Heer in und bei Thorn und führte dasselbe trotz des harten Winters nach Galizien, die ihm unter Czarnecki entgegenstehenden Polen bei Golumb im Februar 1656 auseinander treibend. Der Uebermacht der Feinde konnte indessen selbst ein Held wie Carl Gustav nicht obsiegen; immer zahlreicher von den polnischen Heerhaufen umringt, zuletzt völlig von seinen Verbündeten verlassen, hatte der König sich genöthigt gesehen, bis nach Warschau zurück zu weichen.

Mangel und Elend, Hunger und Krankheiten ließen ihn auch hier nicht weilen; eine kleine aber tapfere Besatzung unter dem Marschall Wittenberg in Warschau zurücklassend, kehrte der König mit den geringen Resten seines Heeres nach Preußen zurück, daselbst Verstärkungen an sich zu ziehen. Der Zorn des Königs über die Abtrünnigkeit der Polen verleitete denselben zu dieser Zeit zu einer äußerst grausamen und nicht zu billigenden Maßregel; er erließ ein Edikt, durch welches jedem Bauern für die Einlieferung eines gefangenen rebellischen Edelmannes oder auch nur seines Kopfes die Befreiung von Leibeigenschaft, Roboth und Frohndienst und Nutznießung der Güter desselben auf sechs Jahre, ebenso jedem Edelmanne für solche Einlieferung die Hälfte der Güter des Eingelieferten zugesichert wurde.

Diese verabscheuenswerthe Handlungsweise erregte die Erbitterung der Polen bis zum Fanatismus und führte die blutigsten Repressalien herbei.

Zunächst litt darunter die schwedische Besatzung von Warschau, welche nach einer tapferen Vertheidigung am 30. Juli 1656 zwar unter ehren-

vollen Bedingungen kapitulirt hatte, von den wüthenden Polen aber beim Abzuge größtentheils niedergemetzelt wurde.

Sehen wir nunmehr, wie Kurfürst Friedrich Wilhelm sich diesen Vorgängen gegenüber verhielt.

Vom Könige von Polen aufgefordert, seiner Pflicht getreu zu bleiben und mit ihm vereint, die Schweden zu vernichten, antwortete der vorsichtige und staatskluge Kurfürst, daß er zwar bei dem Kampfe am liebsten parteilos bleibe, indessen gar nicht abgeneigt sei, Polen thätigen Beistand zu leisten, wenn dieses ihm nur den Ersatz der Kriegskosten sichere und ihn vor der Rache der Schweden schützen wolle. Friedrich Wilhelm wußte aber sehr genau, wie wenig auf die Versprechungen Polens zu geben sei und daß, wenn Schweden völlig besiegt sei, ihn unfehlbar für den Beistand, welchen er früher Schweden geleistet, rücksichtslos die Rache Polens treffen werde; er wollte also mit solchen Unterhandlungen nur Zeit gewinnen.

Auf der anderen Seite war jetzt der Augenblick gekommen, von Schweden bessere Bedingungen zu erhalten und den erzwungenen Vertrag von Königsberg wesentlich zu seinen Gunsten zu verändern. Auch Carl Gustav, dem bei seiner äußerst mißlichen Lage unendlich viel an dem wirksamen Beistande des Kurfürsten gelegen sein mußte, erkannte klar, daß er diesen nur durch vortheilhaftere Verträge zu erreichen im Stande sei.

So kam denn zwischen beiden Fürsten am 25. Juni 1656 zu Marienburg ein neuer Vertrag zu Stande, in welchem sich Friedrich Wilhelm offen für die Sache der Schweden erklärte. In dem Vertrage verpflichtete sich der Kurfürst, 4000 Mann brandenburgische Hilfstruppen zu stellen, auch seine ganze Kriegsmacht, wenn es nöthig würde und so weit er selbst sie entbehren könne, für Schweden bereit zu halten. Die Kriegführung in Preußen sollte dem Kurfürsten, die in Polen dem Könige überlassen werden. Dieser Letztere sicherte dagegen dem Kurfürsten Beistand gegen jeden Angriff auf seine Besitzungen zu, erleichterte wesentlich die Lehnsbedingungen für Preußen und versprach ihm den Besitz von Großpolen und Ermland.

So trat nun offen der Kurfürst als Feind der Polen auf und erregte dadurch den Zorn des Königs Johann Casimir gegen sich in so hohem Grade, daß dieser im Unglück so verzagte, im Glücke so übermüthige Fürst in seiner Siegesgewißheit die prahlerischen Worte sprach:

> „die Schweden habe ich für die Tataren zum Frühstück bestimmt, den Kurfürsten aber werde ich in ein stilles Plätzchen setzen, wo ihn fortan weder Sonne noch Mond bescheinen soll.“

In der Gewißheit, daß es sich bei dem nunmehr bevorstehenden Kampfe für ihn um seine ganze Existenz handle, beschloß Friedrich Wilhelm diesmal denn auch, dem Könige von Schweden mit allen seinen Kräften Beistand zu leisten. Er verstärkte daher das schwedische Heer nicht blos mit 4000 Mann, wie der Vertrag von Marienburg ihn verpflichtete, sondern stieß selbst mit 15 Regimentern Fußvolk, 12 Reiter- und 3 Dragoner-Regimentern, in Summa mit 18,000 Mann und 30 Ge-

schützen zum Heere Carl Gustav's, dessen Stärke sehr verschieden, von 8—16,000 Mann angegeben wird.

Das vereinigte schwedisch-brandenburgische Heer rückte gegen Warschau vor, welches von einem 40,000 Mann starken polnischen Heere und zahlreichen Kosaken- und Tatarenschwärmen vertheidigt wurde. Nachdem ein Versuch des französischen Gesandten, den Frieden zu vermitteln, an dem Uebermuthe Johann Casimir's gescheitert war, griffen die Brandenburger und Schweden, welche als Erkennungszeichen grüne Eichenzweige und Aehrenbüschel an den Hüten trugen, am 28. Juli die stark verschanzte feindliche Stellung an, warfen die feindliche Vorhut zurück und rückten bis in die Nähe der Schanzen. Erst die Nacht machte dem Kampfe ein Ende, ohne eine Entscheidung zu bringen; doch wurde sie von den Verbündeten benutzt, um den Plan für den Angriff am folgenden Tage festzustellen.

Am 29. Juli noch im Morgengrauen rückte das verbündete Heer gegen die feindlichen Linien vor, dem Kurfürsten gelang es, eine Anhöhe zu nehmen, von welcher er das polnische Heer wirksam beschießen ließ und die ausdauernde Tapferkeit der Brandenburger vertheidigte dieselbe gegen die von allen Seiten heranstürmenden Reiterhorden, sowie gegen das polnische Fußvolk, welches verzweifelte Anstrengungen machte, die Brandenburger aus ihrer Stellung zu vertreiben. Carl Gustav leistete den Truppen des Kurfürsten die wirksamste Hilfe und beiden gelang es, alle Angriffe der Polen abzuschlagen.

Erst der dritte Tag der Schlacht, der 30. Juli, brachte die Entscheidung. Die Brandenburger unter ihrem Generalfeldzeugmeister Sparr nahmen zuerst den durch starke Verhaue befestigten Wald von Praga, und als sie darauf in lebhaftes feindliches Geschützfeuer geriethen, setzte sich der Kurfürst selbst an die Spitze einer Heeresabtheilung und stürmte die feindlichen Höhen. Der kaltblütigen Tapferkeit der Brandenburger konnte nichts widerstehen, die Höhen wurden genommen, die Geschütze auf den fliehenden Feind gewendet, ein großer Theil des polnischen Fußvolkes ergab sich dem Kurfürsten.

Inzwischen waren auch die Schweden unter Carl Gustav und der andere Theil des brandenburgischen Heeres unter Sparr siegreich vorgerückt, und bald artete der Rückzug der geschlagenen Polen in eine wilde regellose Flucht aus. Alles stürzte der Weichselbrücke zu, um sich hinter die dort befindlichen starken Schanzen zu retten, den Flüchtigen voran Johann Casimir selbst. Die Gerüste, welche er auf der Weichselbrücke für die vornehmen Damen hatte errichten lassen, um von dort die Vernichtung seiner Feinde anzuschauen, verschafften diesen nun den Anblick seiner eigenen Niederlage.

Die dreitägige Schlacht von Warschau vernichtete die Macht des Polenkönigs für's Erste vollständig, denn dieser dachte gar nicht daran, sich in Warschau selbst noch zu vertheidigen und setzte seine Flucht bis Lublin fort; nach wenigen Tagen besetzten die Sieger die Stadt, die denn allerdings nach der rohen Sitte der Zeit von Schweden und Brandenburgern gemeinschaftlich geplündert wurde. Die Warschauer Schlacht aber begründete auch den Waffenruhm des brandenburgischen Heeres, denn hauptsächlich der Tapferkeit und der standhaften Ausdauer der Branden-

burger war der Sieg zu verdanken. Dem Kurfürsten aber, welcher schon lange bei seinen Zeitgenossen den Ruf eines ausgezeichneten Staatsmannes hatte, erwarb sie nunmehr auch den Ruhm eines tapferen und einsichtsvollen Feldherrn; sie steigerte das Ansehen des Kurfürsten in ganz Europa in hohem Maße. Selbst der als Staatsmann und Feldherr hoch berühmte Protektor der Republik England, Oliver Cromwell, bewarb sich in einem eigenhändigen, höchst schmeichelhaften Schreiben um die Freundschaft des brandenburgischen Kurfürsten. —

Im Interesse Carl Gustav's lag es nunmehr, den fliehenden Polen eifrig zu folgen und ihre einzelnen Heerhaufen völlig zu vernichten; jedoch fand er unerwarteter Weise hierbei hartnäckigen Widerstand an seinem Bundesgenossen Friedrich Wilhelm. Dieser erklärte dem Könige, er habe seinerseits die Bedingungen des Marienburger Vertrages gewissenhaft erfüllt und müsse nunmehr an sein eigenes Land denken; in Preußen drohten jeden Augenblick wilde Tatarenhorden mit einem Einfalle; dorthin müsse er also eilen, um sein Land zu schützen.

Wirklich brach der Kurfürst nach wenigen Ruhetagen mit seinem Heere auf und führte dasselbe nach Preußen; Carl Gustav, ohne die Brandenburger zu schwach, um etwas Ernsthaftes zu unternehmen, sah sich gezwungen, alle Früchte des großen Sieges aufzugeben, und gab daher auch Polen ganz auf, kehrte mit seinem schwachen Heere nach Danzig zurück und versuchte abermals, diese Stadt in seine Gewalt zu bringen.

Die Polen dagegen athmeten von Neuem auf, als ihre gefährlichen Gegner abgezogen; bald standen wieder zahlreiche Polenheere im Felde und Johann Casimir gab sich eben so rasch wieder den großartigsten Hoffnungen hin, wie er vorher im Unglücke kleinmüthig und verzagt gewesen war; der Haß und Zorn gegen den Kurfürsten von Brandenburg, welchem die Polen mit Recht das Unglück von Warschau Schuld gaben, war in allen Klassen der Bevölkerung größer wie je.

Friedrich Wilhelm hatte nicht Unrecht gehabt, wenn er sein Land gegen die Einfälle der Tataren schützen zu müssen glaubte; leider kam er bereits zu spät, um das arme Preußen vor Greueln zu bewahren, wie sie kaum in den wildesten Zeiten des 30jährigen Krieges die Mark Brandenburg erfahren hatte.

20,000 Litthauer unter ihrem Feldherrn Gonsiewski, unterstützt von zahlreichen Tatarenschwärmen, durchbrachen die schwachen schwedischen und brandenburgischen Heerhaufen unter dem schwedischen General Niederhelm, dem Brandenburger Grafen Waldeck und dem Fürsten Boguslav Radziwil, welche die ausgedehnte Grenze des Landes nicht zu decken vermochten, vernichteten Alles, was sich ihnen entgegenstellte und verwüsteten das Land auf wahrhaft grauenvolle Weise. In kurzer Zeit lagen nicht weniger als 13 Städte, 249 Flecken und Dörfer mit 37 Kirchen in Asche, 23,000 wehrlose Menschen waren getödtet und, was das Schrecklichste war, über 34,000 Menschen wurden in die entsetzlichste Sklaverei geschleppt; wohl keiner von ihnen hat je die Heimath wieder gesehen.

Uebrigens zerstreuten sich die Tatarenhorden nach dem leicht erfochtenen Siege in einzelnen schwachen Haufen über das ganze Land und wurden auf den Rath des umsichtigen und entschlossenen Grafen v. Waldeck

mit schnell zusammengerafftem Kriegsvolk und bewaffneten Landleuten nun mit leichter Mühe aus dem Lande getrieben; die Brandenburger aber übten ihrerseits eine ebenso ungerechte wie grausame Wiedervergeltung durch Raub und Plünderung in Polen aus. Erst ein dreimonatlicher Waffenstillstand, am 28. November 1656 abgeschlossen, beendete diese grauenvolle Katastrophe, welche dem armen Herzogthum Preußen nicht allein gegen 100,000 Menschen gekostet, sondern den Wohlstand ganzer Gegenden auf Jahrzehnte vernichtet hatte. —

War Friedrich Wilhelm bei seiner Weigerung, dem Könige von Schweden bei der weiteren Bekämpfung der Polen zu helfen, gewiß einerseits durch die oben angegebenen Gründe geleitet worden, so kann doch auch andererseits nicht in Abrede gestellt werden, daß auch hier wieder die von ihm stets befolgte Politik, keinen Theil zu mächtig werden oder ganz unterdrücken zu lassen, deutlich hervortritt. Demgemäß lag es nicht in der Absicht des Kurfürsten, Polen gänzlich zu vernichten; im Gegentheile suchte er in der nächsten Zeit, da Carl Gustav's Sache aus Gründen, die wir gleich berühren werden, ein schlechtes Ansehen zu gewinnen anfing, sich den Weg der Versöhnung mit Polen offen zu halten; vorläufig jedoch zerschlugen sich alle desfallsigen, vor den Schweden sehr geheim gehaltenen Bemühungen an dem grenzenlosen Haß der polnischen Großen und des polnischen Volkes gegen den Kurfürsten.

Mittlerweile war die Lage der Schweden eine sehr ungünstige geworden. Dänemark, der alte Feind Schwedens, drohte mit Krieg und ließ bereits eine Flotte in der Ostsee kreuzen; der Großfürst von Moskau erklärte schon Anfang November 1656 offen an Schweden den Krieg und König Johann Casimir zog mit einem neu gesammelten Heere von 40,000 Mann nach Westpreußen, vertrieb die Schweden und nöthigte sie, die Belagerung von Danzig aufzuheben, in welche Stadt Johann Casimir am 15. November 1656 triumphirend seinen Einzug hielt.

Unter diesen Umständen konnte sich Carl Gustav nicht länger der Ueberzeugung verschließen, daß er seinerseits Opfer bringen müsse, wenn er den Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der ohnehin schon mißmuthig über das Auftreten des Schwedenkönigs als Lehnsherr geworden war, sich länger als wirklichen Bundesgenossen erhalten wollte. Friedrich Wilhelm antwortete dem mit den Verhandlungen beauftragten schwedischen Grafen Schlippenbach geradezu: „er sei nicht länger Willens, all' das Seinige vor die lange Weile in die Schanze zu schlagen und die vom Könige von Polen gemachten vortheilhaften Vorschläge von der Hand zu weisen."

So kam denn endlich am 20. November 1656 zwischen Schweden und Brandenburg der Vertrag zu Labiau zu Stande. Schweden entsagte in demselben allen seinen Ansprüchen auf Preußen, welches fortan als souveränes Herzogthum den Kurfürsten von Brandenburg gehören und nur nach dem Aussterben dieses Fürstenhauses an Schweden zurückfallen sollte; dagegen sicherte Friedrich Wilhelm Schweden seinen Beistand zur Behauptung Westpreußens und anderer polnischer Gebiete zu.

So war denn der Kurfürst an dem so heiß ersehnten Ziele; freilich war seine Anerkennung als unabhängiger Herzog von Preußen bis jetzt

erst von Schweden erfolgt und mußte nunmehr auf eine oder die andere Weise auch bei Polen durchgesetzt werden; doch der erste Schritt war ja gethan und der Kurfürst fest entschlossen, Alles daran zu setzen, um auch seine Unabhängigkeit gegen Polen zu behaupten.

Zunächst sah es damit traurig genug aus. Von Westpreußen aus drangen zahlreiche Kosaken- und Tatarenschwärme in die Neumark und Pommern ein und verursachten den kurfürstlichen Ländern durch Plünderung, Brand und Mord so empfindlichen Schaden, daß die Stände der Neumark in ihrer Noth mit denselben einen Waffenstillstand auf zwei Monate abschlossen, ohne den Kurfürsten deshalb zu befragen. Dieser nahm den Schritt der Stände sehr ungnädig auf, und verwies ihnen denselben derb genug. Vergeblich bemühte sich der Kurfürst, dem nun vor allen Dingen an der Wiederherstellung des Friedens gelegen war, den König von Schweden zu Unterhandlungen mit Polen zu bewegen; selbst die Nachricht, daß der Kaiser den Polen Hilfe zugesagt hatte, daß die Dänen mit einem Heere in das schwedische Herzogthum Bremen eingefallen seien, vermochten den Starrsinn und kühnen Muth Carl Gustav's nicht zu brechen. Die Polen hoffte er dadurch in Schach zu halten, daß er den Fürsten Ragoczy von Siebenbürgen zu einem Einfalle in Polen bewog und in dieser Hoffnung brach er in der Mitte Juli 1657 mit nur 6000 Mann schwedischer Kerntruppen von Thorn auf, eilte in Gewaltmärschen nach Hamburg, woselbst er schon im August eintraf, drang nach kurzer Rast in Holstein ein und eroberte im Fluge die ganze jütische Halbinsel, die Dänen siegreich vor sich her und auf ihre Inseln treibend. Als mit dem Ende des Jahres 1657 ein ungewöhnlich starker Frost den Belt meilenweit mit einer festen Eisdecke belegte, zögerte der kühne Schwedenkönig nicht, mit seinem um 12,000 Mann verstärkten Heere den Dänen auf ihre Inseln zu folgen. Er eroberte in kurzer Zeit Fünen, Langeland, Laland und Falster und rückte bis dicht vor Kopenhagen, woselbst ihm die Dänen nur noch 3000 Mann entgegen zu stellen vermochten. König Friedrich III. von Dänemark, gänzlich hilflos, mußte sich daher zu dem für Dänemark äußerst nachtheiligen Frieden von Roeskilde am 26. Febr. 1658 entschließen. —

Durch den Abmarsch der Schweden war Friedrich Wilhelm von Brandenburg um so mehr in eine äußerst mißliche Lage gerathen, als die Hoffnung Carl Gustav's, die Polen durch den Angriff Ragoczy's hinlänglich zu beschäftigen, sich durchaus nicht bestätigte. Kaum hatte Ragoczy erfahren, daß der König von Schweden zur Bekämpfung der Dänen abgezogen sei, so trat er mit seinem Heere den Rückzug an, der zuletzt in eine wilde Flucht ausartete, so daß der ihn eifrig verfolgende Potocki ihn noch auf polnischem Boden zu einem schimpflichen Friedensvertrage zwang.

Der Kurfürst stand daher allein dem allmählich immer mehr anwachsenden polnischen Heere unter Johann Casimir, welches von Begierde nach Rache für die Tage von Warschau brannte, gegenüber; außerdem mußte er jeden Tag einen Einfall der Moskowiter in Preußen befürchten.

So nahm er denn mit Freuden das Anerbieten des Kaisers an, zwischen Brandenburg und Polen einen Vertrag zu vermitteln. Als je-

doch Johann Casimir verlangte, der Kurfürst solle die Lehnsoberherrlichkeit Polens über Preußen wiederum anerkennen, erklärte Friedrich Wilhelm seinen festen Entschluß, sich nie wieder in diese Abhängigkeit begeben und es lieber auf die Entscheidung durch das Schwert ankommen lassen zu wollen.

Dazu hatte indessen Johann Casimir, welcher das Feldherrntalent des Kurfürsten, den tapferen und starken Arm der Brandenburger genugsam kennen gelernt hatte, denn doch keine Neigung und so kam es endlich durch die fortgesetzten Bemühungen des Kaisers Leopold (seit Mai 1657) am 19. September 1657 zwischen Polen und Brandenburg zu dem für unser Vaterland so wichtigen Vertrage von Wehlau.

In diesem Vertrage erkannte König Johann Casimir die volle Landeshoheit des Kurfürsten im Herzogthum Preußen an, trat demselben die Herrschaften Bütow und Lauenburg in Hinterpommern, beide aber als polnische Lehen, ab und versprach ihm auch den Besitz der Stadt Elbing, welche freilich noch in den Händen der Schweden war; doch sollte diese von den Polen für 40,000 Gulden wieder eingelöst werden können.

Friedrich Wilhelm dagegen gab alle in Polen gemachten Eroberungen heraus und versprach, Polen fortan ein treuer Bundesgenosse zu sein und ihm jederzeit mit 1500 Mann zu Fuß und 500 Reitern zu Hilfe zu kommen.

Dieser Artikel des Vertrages wurde noch an demselben Tage dahin ausgedehnt, daß beide Länder sich zu gegenseitiger Waffenhilfe im Kriegsfalle verpflichteten und der Kurfürst versprach, Polen mit 6000 Mann und dem nöthigen Geschütz beizustehen, dagegen solle dieses die Kriegskosten ersetzen.

So war denn durch diesen günstigen Vertrag auch von Seiten Polens die Unabhängigkeit Friedrich Wilhelm's anerkannt, sein Lieblingswunsch erfüllt und es galt nun noch, sich bei Zeiten gegen die Rache des schwedischen Königs zu sichern, welcher den Kurfürsten laut des Verraths bezüchtigte und aussprach: „er hoffe noch den Tag zu erleben, an welchem er an Polen und Brandenburg zugleich würde Rache nehmen können.“ Der König vergaß dabei, daß sein eignes Verfahren den im Stiche gelassenen Kurfürsten auf den Weg der Verständigung mit Polen hatte treiben müssen. —

Um sich gegen Schweden zu sichern, denn diesem Feinde gegenüber war die größte Vorsicht nöthig, schloß Friedrich Wilhelm am 10. November 1657 ein Bündniß mit Dänemark ab, in welchem offen der Zweck ausgesprochen war, mit gemeinsamen Kräften den Schweden alles Land wieder abzunehmen, was sie von Dänemark mit Gewalt erobert und von Brandenburg durch Verträge erpreßt hatten. Man sieht, daß der Kurfürst schon jetzt an die Wiedergewinnung des so ungern aufgegebenen Pommerns dachte.

Auch mit dem Kaiser Leopold, welcher hauptsächlich durch des Kurfürsten Bemühungen seine Wahl zum Kaiser durchgesetzt hatte und ihm dafür zu Dank verpflichtet war, wurde am 9. Februar 1658 ein enges Bündniß abgeschlossen. Friedrich Wilhelm wäre nun am liebsten gleich

in Pommern eingefallen und hätte es den Schweden abgenommen, doch weigerte sich dessen Leopold in der Besorgniß, einen Reichskrieg zu entzünden.

Wenige Wochen später vernichtete der bereits erwähnte Frieden zu Roeskilde die Existenz des dänischen Staates fast gänzlich; den Kurfürsten machte dieser Frieden abermals äußerst besorgt, da er nunmehr befürchten mußte, Carl Gustav werde sich jetzt gegen ihn wenden. Er machte daher abermals einen Versuch, sich dem Könige von Schweden zu nähern und erbot sich, den Frieden zwischen ihm und Polen zu vermitteln; Carl Gustav aber stellte sich, als ob er den Friedensversicherungen des Kurfürsten Glauben schenke und suchte ihn durch Versprechungen, aber auch durch Drohungen für sich zu gewinnen.

Die Besorgniß Friedrich Wilhelm's stieg immer mehr, als so manche Gerüchte von der Absicht Johann Casimir's, den Wehlauer Vertrag nicht zu halten, zu seinen Ohren gedrungen waren. Doch wußte Johann Casimir diese Besorgniß zu zerstreuen und im Juli 1658 erschien sogar die Königin Katharina von Polen selbst in Berlin, um dem Kurfürsten das völlige Einverständniß beider Höfe zuzusichern.

Als aber Carl Gustav von Neuem zum Kriege rüstete, eine starke schwedische Flotte segelfertig bei Kiel lag und die Gesandten Brandenburgs gar nicht mehr vor den König gelassen wurden, da mußte der Kurfürst das Aeußerste für sich besorgen.

Das befürchtete Kriegsungewitter entlud sich indessen abermals über Dänemark, welches die Bedingungen des Roeskilder Friedens zu erfüllen sich geweigert hatte und dessen völlige Eroberung dem Schwedenkönige auch als die leichtere und lohnendere Aufgabe erschien. Als aber der Angriff der Schweden in Dänemark in allen Schichten der Bevölkerung eine Begeisterung erweckte, die jeden Stand, jedes Alter, jedes Geschlecht zur Aufopferung für das bedrohte Vaterland antrieb, da erkannte auch Friedrich Wilhelm, daß er diese Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen dürfe, um mit Schweden Abrechnung zu halten und dem Schicksal zu entgehen, welches ihm ein völliger Sieg Schwedens über Dänemark unfehlbar bereitet haben würde.

Hauptsächlich Friedrich Wilhelm's eifrigen Bemühungen ist es zuzuschreiben, daß Oesterreich, Polen, Holland und Brandenburg sich ernstlich zur Rettung Dänemarks vereinigten. Er selbst brach noch im September 1658 mit 16,000 Mann Brandenburgern, denen 11,000 Oesterreicher und 5000 Polen folgten, nach Holstein auf, vertrieb die Schweden in kurzer Zeit siegreich aus Schleswig bis nach Jütland hinein und sah sich am Uebersetzen nach Fühnen, wozu dänische Schiffe schon bereit lagen, nur durch den plötzlichen Eintritt des strengen Winters verhindert. Carl Gustav's Lage aber wurde durch den glücklichen Feldzug Friedrich Wilhelm's wiederum ungünstig genug und schon sah er sich genöthigt, die Belagerung von Kopenhagen aufzugeben; in die härteste Bedrängniß aber mußte er gerathen, wenn die Verbündeten im nächsten Frühjahr auf Seeland landen sollten. Doch weigerte sich die holländische Flotte, da es im Interesse der Holländer lag, weder Schweden noch Dänemark gänzlich zu

vernichten, die Truppen der Verbündeten überzuschiffen und ein vereinzelter Versuch des Kurfürsten, welcher im Mai 1659 Fridericia erobert hatte, Fühnen anzugreifen, war mit zu geringen Mitteln unternommen und endete kläglich.

In Preußen und Pommern hatte Carl Gustav nur wenig Mannschaft zurücklassen können, die indessen durch glänzende Tapferkeit ihre geringe Zahl ersetzten.

Ganz besonders verdient die hartnäckige Vertheidigung von Thorn hervorgehoben zu werden, in welcher starken Festung sich ein kleines Corps Schweden unter dem tapferen Benedict Oxenstierna sechs Monate lang heldenmüthig gegen 40,000 Oesterreicher und Polen wehrte und eine ehrenvolle Capitulation erfocht, am 23. December 1658. Es würde für den Raum dieser Blätter zu weit führen, alle diese einzelnen Kriegsbegebenheiten hier aufzuführen.

Wir begnügen uns daher, hier nur noch anzuführen, daß der Kurfürst, als im Juli 1659 ein österreichisches Heer unter Souchet in Pommern eindrang, um nach der Erklärung des kaiserlichen Generals dieses Land für den Kurfürsten zu erobern, voller Mißtrauen gegen die wirklichen Absichten der Oesterreicher selbst in Eilmärschen nach Pommern ging und in Jütland nur geringe Streitkräfte zurückließ. Vergeblich forderte Friedrich Wilhelm von den Stettinern, als die Kaiserlichen die Stadt zu belagern anfingen, daß sie ihm, ihrem rechtmäßigen Landesherrn, die Thore öffnen sollten; doch nahm er wenigstens die Städte Schwedt, Löknitz, Prenzlau als ihm zugehörig in Besitz.

Von allen Seiten wurden indessen die Aufforderungen an den Kurfürsten sowohl wie an Schweden, Frieden zu schließen, immer dringender. Schon im Sommer 1659 hatten England, Holland und Frankreich unter sich im Haag Verträge abgeschlossen, durch welche sie die kriegführenden Mächte zum Frieden nöthigen wollten; doch geschah dies in so anmaßender Weise, daß die Einmischung völlig ihren Zweck verfehlte.

Als jedoch auch Carl Gustav durch seine ungünstige Lage dem Frieden geneigter wurde, als endlich Frankreich mit Bestimmtheit forderte, daß bis zum Ende des Februar 1660 Frieden geschlossen sein müsse, widrigenfalls es sich mit 40,000 Mann einzumischen drohte, da traten die Abgesandten der verschiedenen Staaten zunächst zu Berathungen in Thorn zusammen. Noch während dieser Verhandlungen starb König Carl Gustav ganz plötzlich zu Gothenburg am 12. Februar 1660 an einem bösartigen Fieber und nunmehr wurden in dem bei Danzig gelegenen Kloster Oliva ernsthafte Friedensconferenzen eröffnet.

Am 3. Mai 1660 wurde endlich zu Oliva der Frieden unterzeichnet; eine schwarze Marmorplatte mit einer goldenen Inschrift zeigt daselbst der Nachwelt den Ort dieses glücklichen Ereignisses an.

Schweden und Brandenburg gaben sich die während des Krieges einander abgenommenen Gebietstheile gegenseitig zurück; die Verträge von Königsberg, Marienburg und Labiau, durch welche das Herzogthum Preußen zu einem schwedischen Lehen erklärt worden war, wurden aufgehoben, dagegen der Vertrag von Wehlau, durch welchen Polen die Unabhängigkeit Preußens anerkannt hatte, feierlich bestätigt.

Das Herzogthum Preußen war fortan für alle Zeiten ein freier, erblicher Besitz der Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm sah seinen sehnlichen Wunsch erfüllt; auf dem Grundpfeiler der preußischen Unabhängigkeit konnten nunmehr er und seine Nachfolger das erhabene Gebäude des preußischen Staates aufführen. Zunächst galt es nun, eine innerliche organische Verbindung des neu erworbenen Preußen mit dem Hauptlande Brandenburg zu bewerkstelligen; wie der Kurfürst diese schwierige Aufgabe löste, sehen wir in dem folgenden Paragraphen.

§. 11.

Der Kampf des Kurfürsten gegen die preußischen Stände.

Dem Namen nach war der Kurfürst Friedrich Wilhelm nun allerdings souveräner Herr des Herzogthums Preußen; in Wirklichkeit sah es aber mit dieser Herrschaft traurig genug aus und es sollte gewaltige und sich immer wiederholende Kämpfe kosten, dieselbe zur vollen Geltung zu bringen.

Wir haben schon bei einer früheren Gelegenheit darauf hingewiesen, wie die welterschütternden Begebenheiten der letzten Jahrhunderte in allen Ländern die bisher so mächtig dastehenden Stützen der menschlichen Gesellschaft, Adel, Geistlichkeit, Städte wanken gemacht hatten, wie überall an deren Stelle eine erhöhte fürstliche Gewalt getreten war, welche den ganzen Staat in der Person des Fürsten konzentrirte, den Willen und die Meinung jedes Einzelnen im Volke dem allein geltenden Willen des Landesfürsten unterwarf.

Die Macht der Stände, sonst so oft dem Willen der Fürsten mit Erfolg entgegen tretend, war überall zu einem Schatten herabgesunken oder gänzlich gebrochen; höchstens wurde den Ständen noch hier und da auf den Landtagen, welche übrigens ganz nach dem Belieben der Fürsten zusammenberufen oder vertagt, resp. aufgelöst wurden, eine berathende Stimme in Steuerangelegenheiten belassen.

Auch in den deutschen Ländern unseres brandenburgischen Staates hatte sich diese Umwälzung allmählich und geräuschlos vollzogen; mit um so größerem Streit und Kampfe sollte sie dagegen in dem neu erworbenen Herzogthum Preußen vor sich gehen.

Wir erinnern uns aus der in flüchtigen Zügen berührten Geschichte von Preußen, daß der deutsche Ritterorden, welcher das Land den heidnischen Preußen entrissen und reich und blühend gemacht hatte, in der blutigen Schlacht bei Tannenberg 1410 der Macht der Polen gänzlich erlegen war, Westpreußen ganz an Polen abgetreten hatte und Ostpreußen nur noch als polnisches Lehen besaß.

Als über 100 Jahre später der letzte Hochmeister des Ordens, Albrecht von Brandenburg, Preußen zu einem weltlichen Herzogthum umschuf und dieses im Jahre 1618 endlich an den Kurstaat Brandenburg fiel, war dasselbe immer noch ein Lehn des polnischen Reiches und den Ständen des Landes mußten bei jedem Wechsel des Fürsten alle ihre Gerechtsame und Freiheiten verbürgt werden.

Wir erinnern uns aus der Regierungszeit des Kurfürsten George Wilhelm, welche Verdrießlichkeiten diesem bereits aus der Machtstellung der preußischen Stände erwachsen waren; zögerten diese doch bei der geringsten Veranlassung niemals, in Warschau über ihren Landesfürsten zu klagen — und erhielten, wenn irgend möglich, nur zu oft Recht. Die Rechte und Privilegien der preußischen Stände aber waren nach dem Vorbilde Polens gebildet und ein Blick auf das Maß von Rechten, welches der polnische Adel dem von ihm selbst gewählten Könige gegenüber in Anspruch nahm, erklärt vollständig die übermüthige und hochfahrende Weise, mit welcher auch der preußische Adel den brandenburgischen Fürsten gegenüber trat.

Allerdings hatte schon George Wilhelm es verstanden, durch geschickte Benutzung der zwischen dem Adel und den Städten herrschenden Uneinigkeit einen Stand durch den andern zu beschränken; immerhin blieben dem Adel aber noch genug Vorrechte, um den Landesherrn vielfache Verlegenheiten zu bereiten und ihre Macht zu einem bloßen Schatten herabzudrücken.

Jetzt, als der Vertrag von Wehlau und der Frieden von Oliva das Herzogthum Preußen von der polnischen Abhängigkeit befreit hatte, konnte für die Stände Preußens füglich nicht mehr die Rede davon sein, sich auf ihr Verhältniß zu Polen, auf ihren dem polnischen Könige geleisteten Eid zu berufen; und dennoch verweigerten sie dem Kurfürsten auch nach dem Vertrage von Wehlau hartnäckig die Huldigung, unter dem Vorwande, der König von Polen habe sie ihres Eides noch nicht entlassen. Sie behaupteten dabei, das Herzogthum Preußen sei nicht durch Gewalt der Waffen, sondern durch eigenen freien Entschluß der preußischen Stände in das Lehnsverhältniß zur Krone Polen getreten; mithin bedürfe ein Vertrag, welcher dieses Lehnsband löse, auch der Zustimmung derer, die es dereinst geknüpft.

Ein Schein von Recht lag in dieser Auffassung, das läßt sich nicht hinwegleugnen; im Grunde aber wurden Adel und Städte, sonst so oft feindlich einander gegenüber stehend, von der gleichmäßigen Besorgniß getrieben, daß es mit ihrer Machtstellung bald ein Ende haben werde, wenn der Kurfürst von Brandenburg erst wirklicher, unabhängiger Herr im Lande sei. Der Egoismus, welcher Adel und Städte zum gemeinsamen Widerstande gegen den Kurfürsten trieb, tritt um so krasser hervor, wenn man die Natur der Privilegien und Rechte betrachtet, welche dieselben nach polnischem Muster beanspruchten. Unter Freiheit verstanden sie wohl nichts Anderes, als Befreiung von allen Lasten für das Gesammtwohl des Landes — für sich; sie wollten bestimmen, was für Steuern das Volk zahlen müsse, wie viel Truppen der Fürst des Landes halten dürfe; nur nach ihrem Willen sollte Krieg geführt oder Frieden geschlossen werden; mit einem Worte, sie, die Stände des Landes, wollten in allen Angelegenheiten die entscheidende Stimme haben; der Kurfürst sollte nur eine Nebenrolle dabei spielen, und wenn er dies nicht wolle, so wollte das Land lieber bei Polen bleiben, um so für die Stände alle die kostbaren Güter erhalten zu sehen, deren Verlust sie bei dem thatkräftigen und entschlossenen Charakter des Kurfürsten jetzt befürchten mußten. Und in der That, diese Machtstellung der Stände zu beschränken, diese Vorrechte zu vernichten, dazu

war Friedrich Wilhelm fest entschlossen; die geringe Macht, welche er aber in Wahrheit besaß, die Unsicherheit aller Verhältnisse zwangen ihn zu allmählichem und vorsichtigem Verfolgen des gesteckten Zieles.

Wir sind bei dieser Auseinandersetzung etwas weitläufiger geworden, als es der Raum dieser Blätter zu gestatten scheint; zum richtigen Verständniß des zwischen Fürst und Ständen sich entspinnenden Zwistes, welcher nicht ohne Anwendung von Gewalt erledigt werden sollte, erschien diese Genauigkeit indessen nothwendig; über die Einzelheiten des Jahre lang dauernden Streites gehen wir um so flüchtiger hinweg. — —

Der Kurfürst hatte während seiner Abwesenheit von Preußen den Fürsten Bogislaus Radzivil, denselben, welchen wir schon als ritterlichen Kämpfer gegen die wilden Tataren kennen gelernt haben, als Statthalter von Preußen eingesetzt. Wie schwierig die Stellung dieses Mannes gegenüber dem widerspenstigen Adel, der durch die Begünstigung der Reformirten aufgebrachten lutherischen Geistlichkeit und der auffässigen, eigentlich jeder Art von Besteuerung abgeneigten Bürgerschaft gewesen sein muß, geht aus wiederholten dringenden Briefen des Statthalters hervor, in welchen er dem Kurfürsten die traurige Lage des Landes schildert.

Er theilt dem Kurfürsten mit, daß von der Partei der Unzufriedenen im Lande eine Zusammenberufung aller Stände betrieben werde, in welcher die Rädelsführer, auf welche wir sogleich kommen werden, durch ihre Beredtsamkeit ihr Ansehen zu erhöhen hofften. Diese Partei beabsichtige der obersten Gewalt Trotz zu bieten; und wenn eine allgemeine Ständeversammlung zu Stande käme, so würde das Erste sein, daß sie die Bestätigung aller ihrer Gerechtsame forderten; sollte diese nicht in allen Theilen bewilligt werden, so werde es Anlaß zu neuen Beschwerden geben. Vernunftgründe nähmen die Preußen nicht an, meinte der Statthalter, vielmehr blieben sie, wie er aus Erfahrung wisse, hartnäckig auf ihrer Meinung bestehen. In der That hatte sich, sowohl im Adel wie in der Bürgerschaft, eine zahlreiche Partei gebildet, welche drohend die Bestätigung ihrer Rechte forderte und von so wenig Vaterlandsliebe beseelt war, daß sie im Ernste den Plan verfolgte, Preußen wieder an das gänzlich zerrüttete Polenreich zu bringen.

Als der Kurfürst bestimmt erklärte, daß er die Erhebung der Steuern künftig nicht mehr von den Ständen abhängig machen wolle, rief diese Erklärung im größeren Theil des Adels und bei der Bürgerschaft der großen Städte, insbesondere Königsbergs, eine unbeschreibliche Aufregung hervor; und trotz des strengsten Verbots fanden wiederholt Versammlungen sowohl der Adligen, wie der Bürgerschaft statt, welche offen Landesverrath betrieben.

Als Führer dieser Versammlungen thaten sich im Adel der Generallieutenant Albert von Kalkstein und dessen älterer Bruder, der Oberst Christian Ludwig von Kalkstein, in der Bürgerschaft der Schöppenmeister von Königsberg, Hieronymus Rhode, hervor.

Dieser Letztere, welchem übrigens der unparteiische Geschichtschreiber das Zeugniß geben muß, daß er aus innerer Ueberzeugung handelte und für diese mit seinem ganzen Leben eintrat, daß er zwar ein wüthender

Demagoge, aber im besseren Sinne des Worts und aus Grundsatz war, hatte einen ungeheuren Einfluß auf die Königsberger Bürgerschaft.

Er scheute sich nicht, auf dem Landtage den Antrag zu stellen, es solle eine Deputation im Namen des Landtages nach Warschau gesendet werden, um beim polnischen Reichstage Beschwerde über das eigenmächtige Vorgehen des Kurfürsten zu führen. Zwar verboten die Oberräthe die Absendung einer solchen Deputation, ein Theil der Königsberger Bürgerschaft rief sogar Rhode vom Landtage ab; doch diente dies nur dazu, die Aufregung zu vermehren und sie nunmehr vom Landtage selbst in die weiteren Kreise der Bürgerschaft zu verbreiten. Man behauptet, Rhode habe schon zu dieser Zeit den polnischen Krongroßfeldherrn aufgefordert, mit bewaffneter Mannschaft in's Land zu rücken, Adel und Städte würden ihm sofort zufallen.

In der Versammlung der Ritterschaft ging es nicht besser zu. Der Generallieutenant v. Kalkstein scheute sich nicht, beleidigende Verläumdungen über den Kurfürsten auszusprechen und Mitglieder des Landtages, die nicht seiner Meinung waren und für die Anerkennung der Souveränetät des Kurfürsten gestimmt hatten, mit Herausforderungen zu bedrohen; er wurde auf besonderen Befehl des Kurfürsten verhaftet, und als er nach längerer Zeit seiner Haft entlassen wurde, scheint diese sein Gemüth abgekühlt zu haben; er verhielt sich von da an still und ruhig auf seinen Gütern.

Auch die Verhaftung Rhode's hatte der Kurfürst anbefohlen; sie unterblieb aber, da sie unfehlbar einen Aufruhr herbeigeführt haben würde, dessen Folgen zu jener Zeit unberechenbar werden konnten.

Die Landtagsverhandlungen mußten wegen der in Königsberg ausgebrochenen Pest im Sommer auf einige Zeit vertagt werden und erst im October versammelte sich derselbe wiederum in Bartenstein. Aber auch hier kam es zu keinem Verständniß zwischen den Parteien. Zwar erklärten sich die Stände nach langen Verhandlungen bereit, die Souveränetät des Kurfürsten anzuerkennen; sie stellten aber so anmaßende und übertriebene Gegenforderungen auf, daß der Kurfürst dieselben verwerfen mußte. Die Stimmung wurde immer erbitterter und gereizter; und als der Kommandant des dicht vor Königsberg neu angelegten Forts Friedrichsburg, Oberst Bellkum, durch eigenmächtiges Benehmen in wiederholte Streitigkeiten mit den Bürgern der Stadt gerieth, wobei sogar Kanonenschüsse auf die Stadt fielen, wurde die aufrührerische Bewegung so groß, daß ein offener Aufruhr kaum noch zu verhindern war. Hatte doch der vom Kurfürsten nach Königsberg gesendete Oberpräsident des Geheimen Rathes, Otto v. Schwerin, durch sein besonnenes und humanes Wesen mehr wie jeder Andere dazu geeignet, die streitenden Parteien zu versöhnen, die Kränkung erleben müssen, daß, als er zum 16. Februar 1662, dem Geburtstage des Kurfürsten, die oberen Behörden der Stadt zu einem Gastmahle lud, Niemand der Geladenen erschienen war.

Allmählich gelang es jedoch der Einsicht der fürstlichen Räthe, wenigstens mit dem Adel auf dem Landtage eine Einigung herbeizuführen. Ein großer Theil desselben wünschte bereits längere Zeit ein Verständniß mit dem Kurfürsten und bequemte sich daher um so mehr zu der vorgeschlagenen Feststellung einer vor der Hand auf drei Jahre einzuführenden Accise,

als der Adel von dieser Art Steuer wenig berührt wurde; um so größer wurde dadurch die Aufregung in der Bürgerschaft, welche nun ihrerseits den Adel als abtrünnig von der guten Sache schalt, während dieser wieder den Städten alles Unheil aufbürdete, was aus dem Streite hervorging.

Der Oberst von Kalkstein, ein Mann von unversöhnlicher Sinnesart und auf den Kurfürsten auf's Bitterste erzürnt, weil dieser ihn wegen Unterschleife seiner Würde als Amtshauptmann hatte entsetzen lassen, hatte sich inzwischen nach Warschau begeben und sich dort unter den polnischen Landboten eine zahlreiche Partei gebildet, welche gern bereit war, die Auflehnung der preußischen Stände gegen den Kurfürsten zu unterstützen.

Auch der Schöppenmeister Rhode sendete nunmehr, als er einen großen Theil des Adels in seinem Widerstande wankend werden sah, seinen Sohn nach Warschau, welcher dort Namens der Stadt Königsberg die Erklärung abgeben mußte: „sie wollten viel lieber dem Teufel unterthänig werden, als länger unter solchem Drucke leben.“ Derselbe bestach sogar die Königin von Polen mit 200,000 Gulden, um sie der Sache der Stadt Königsberg geneigt zu machen; und in der That wußte diese ihren wankelmüthigen Gemahl zu einem Schreiben an die Bürgerschaft Königsbergs zu bewegen, worin er sie seiner besonderen Theilnahme und seines Schutzes versicherte und sich nicht entblödete, er, der polnische König, den Unterthanen des Kurfürsten von Brandenburg und Herzogs von Preußen alle ihre Rechte und Freiheiten zu bestätigen. Diese Handlungsweise des Königs von Polen erscheint um so verächtlicher, wenn man erwägt, daß er erst kurz zuvor auf dringendes Ansuchen Friedrich Wilhelm's die preußischen Länder von ihrem Eide durch eine feierliche Erklärung entbunden hatte.

Die kurfürstliche Regierung war diesem Treiben gegenüber fast wehrlos. Vergeblich hatte der Kurfürst durch seinen Gesandten in Warschau auf die Auslieferung Kalkstein's und Rhode's dringen lassen, welche dort ganz offen Landesverrath gegen ihn betrieben; auch der Schöppenmeister Rhode selbst war nach Warschau gegangen, hatte sich dem Könige von Polen geradezu als Abgesandter der preußischen Städte vorgestellt und ihn ganz offen zum bewaffneten Einschreiten aufgefordert; aus Warschau zurückgekehrt, hatte er in Königsberg mit dem rastlosesten Eifer seine Aufreizungen zum offenen Aufruhr und Anschluß an Polen fortgesetzt und — jeden Augenblick war zu befürchten, daß das kaum erworbene Herzogthum wieder verloren gehen, wieder an Polen zurückfallen werde. Nicht einmal so viel Gewalt hatte der Statthalter, daß er die Verhaftung Rhode's zu vollziehen wagen durfte.

Wie groß die Gefahr für die kurfürstliche Regierung geworden war, geht aus einem Briefe des Statthalters Fürsten Radziwil vom 25. Juli 1662 hervor, in welchem es heißt:

„Unsere Gefahren mehren sich täglich und nur die Anwesenheit des Kurfürsten kann die herben Thränen trocknen, denn unsere Nachbarn, die Polen, wollen diese Entfernung benutzen“ u. s. w.

In wiederholten Schreiben schilderte Radziwil die gefahrvolle Lage und forderte den Kurfürsten dringend auf, schleunigst selbst nach Preußen zu kommen, wenn nicht Alles verloren sein sollte. Endlich gab der Kurfürst, welcher durch Geschäfte aller Art in Cleve und der Mark aufgehal-

ten worden war, diesem Drängen nach und traf am 18. October 1663 mit einer starken Truppenmacht in Königsberg ein. Es war die höchste Zeit, dem aufrührerischen Treiben ein Ende zu machen.

Zunächst kam es nun darauf an, sich des Hauptes der Empörung, Rhode's, zu bemächtigen, welcher, sich auf den Schutz der von ihm verleiteten Bürger verlassend, gänzlich unbekümmert sein Thun und Treiben fortsetzte. Zweimal schon hatte der Hauptmann Hille versucht, ihn auf der Straße zu verhaften; aber er durfte den sofort mit Stangen und Spießen herbeieilenden Bürgern kein Leides thun und so mußte denn zur List gegriffen werden. Rhode erhielt Hausarrest und wurde durch Schildwachen in seinem Hause bewacht. Am 30. October Morgens aber wurde die Bürgerschaft in die Rathhäuser beordert, um dort eine kurfürstliche Mittheilung entgegen zu nehmen; während dieser Zeit fuhren einige kurfürstliche Rüstwagen, von Dragonern escortirt, bei dem Hause Rhode's, welcher selbst zum Fenster hinaus sah, vorbei. Plötzlich, wie von ungefähr, fuhren die Wagen so in einander, daß sie die Straße sperrten, eine Abtheilung Dragoner drang in das Haus, bemächtigte sich Rhode's, warf ihn in einen Wagen und brachte ihn in's Schloß in Sicherheit. Zwar entstand ungeheure Aufregung unter der Bürgerschaft, als sich die Kunde von Rhode's Verhaftung verbreitete; die Menge strömte nach dem Schloßplatze zusammen; als sie dort aber 3000 Mann kurfürstliche Soldaten und geladene Geschütze aufgestellt fand, als sie auf dem Schloß die blutrothe Fahne wehen sah, da merkte Königsbergs Bürgerschaft wohl, daß mit dem Einzuge des Kurfürsten die Dinge eine andere Gestaltung genommen hatten und — keine Hand regte sich für Rhode's Befreiung.

Der Kurfürst ließ nun einige Tage darauf diejenigen Schöffen und Zunftmeister der Stadt, welche sich am widersetzlichsten gezeigt hatten, auf das Schloß entbieten und hier hielt ihnen der kurfürstliche Geheime Rath von Jena eine äußerst eindringliche Rede, ermahnte sie, von ihrem Trotz gegen ihren rechtmäßigen Fürsten abzulassen und sich nicht durch gefährliche Verbindungen in's Unglück zu stürzen. Der Kurfürst dagegen wolle das Vergangene verzeihen, sie übrigens in ihren Freiheiten schützen und auch bei den Steuern nicht unbillig gegen sie sein, wenn sie zur Pflicht zurückkehren wollten. Der Kopf der verrätherischen Verbindung fehlte und so leisteten denn die Glieder auch keinen Widerstand mehr. Nach Ablauf einer achttägigen Bedenkzeit ließ die Bürgerschaft Königsbergs durch Abgeordnete um Verzeihung bitten und erkannte die Souveränetät des Kurfürsten an.

Am 28. October 1663 leisteten die Stände, die Abgeordneten des Adels und der Städte, nachdem sie zuvor durch Abgesandte des Königs von Polen feierlich ihres Eides gegen diesen entbunden worden, im inneren Raum des alten Schlosses zu Königsberg dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg feierlich den Huldigungseid und erkannten ihn als ihren einzigen, wahren und unmittelbaren Oberherrn an. Friedrich Wilhelm dagegen beschwor die landständischen Verfassungen, jedoch mit der Einschränkung, daß sie den Bedingungen des Olivaer Friedens nicht entgegen stünden.

Uns bleibt nun hier noch ein kurzes Wort über das Schicksal Rhode's zu sagen. Der Kurfürst hatte gleich nach der Verhaftung Rhode's den Magistrat der Stadt Königsberg zu sich berufen, demselben die Gründe der Verhaftung mitgetheilt und ihn zum Gehorsam ermahnt. Auf die Bitte um Rhode's Freilassung aber hatte er erwidert, daß mit demselben nach gemeinem Rechte verfahren werden solle.

So wurde denn Rhode vor ein besonders dazu berufenes Gericht gestellt, vor welchem er seine Handlungsweise mit großer Zuversichtlichkeit und Kühnheit vom Standpunkte des Rechtes vertheidigte und seiner Ueberzeugung bis an's Ende treu zu bleiben erklärte. Seltsamer Weise ist über den Urtheilsspruch gegen ihn niemals etwas bekannt geworden; da er aber erwiesenermaßen Hochverrath begangen hatte, so lautete das Urtheil wahrscheinlich auf Tod und ist nur durch die Gnade des Kurfürsten, welcher sich begnügte, den besiegten Feind für die Folge unschädlich zu machen, in ewiges Gefängniß umgewandelt worden. Rhode wurde, um ihn etwaigen Befreiungsversuchen zu entziehen, erst nach Colberg, von da nach Cüstrin und zuletzt nach Peitz gebracht, woselbst er mit vieler Milde behandelt wurde. Auch war der Kurfürst gar nicht abgeneigt, ihm völlige Verzeihung angedeihen zu lassen, wenn Rhode dazu zu bewegen gewesen wäre, sein Unrecht einzusehen; da er aber hartnäckig auf der Rechtmäßigkeit seiner Meinung bestand, so gebot die Klugheit, ihn auch für die Folge gefangen zu halten, und der Kurfürst wies daher alle Bitten um Rhode's Freilassung, welche Seitens des Königs von Polen, des Erzbischofs von Gnesen und der Königsberger Bürgerschaft wiederholt an ihn ergingen, beharrlich ab. Rhode starb in der Gefangenschaft zu Peitz 1678.

Des Zusammenhanges wegen knüpfen wir hier, dem historischen Gange der Ereignisse vorausgreifend, die Erzählung der ferneren Streitigkeiten des Kurfürsten mit den preußischen Ständen, so wie des endlichen Schlusses derselben an.

Der Kurfürst war in dem Kampfe mit den Ständen seines neuen Herzogthums zwar in so fern als Sieger hervorgegangen, als diese ihm im Jahre 1663 die so lange verweigerte Huldigung geleistet hatten; in Wirklichkeit aber war durch diesen Sieg wenig erreicht und in der Lage der Sache so gut wie nichts geändert worden. Friedrich Wilhelm hatte sich genöthigt gesehen, alle Vorrechte und Privilegien der Stände, wie solche die von ihm beschworene landständische Verfassung festsetzte, zu bestätigen und sah sich somit nach wie vor in seinem Wirken überall durch den Einspruch der Stände gehemmt.

Bei jeder neuen Steuer, und der Kurfürst sah sich leider durch die fortwährenden Kämpfe, in welche er verwickelt wurde, genöthigt, immer von Neuem und oft recht schwer drückende Abgaben seinem Volke aufzuerlegen, flammte der Widerstand des preußischen Landtages immer von Neuem auf. Die Noth zwang den Kurfürsten nur zu oft, seine Forderungen eigenmächtig und rücksichtslos durchzusetzen, ohne auf den Widerspruch der in ihren Rechten gekränkten Stände zu achten, und so wurde das gegenseitige Verhältniß immer wieder getrübt und die Stimmung im Lande immer von Neuem gereizt.

Zwar war die Kraft des Widerstandes im Wesentlichen gebrochen. Rhode war im Gefängniß und Kalkstein weilte in Polen, es fehlte daher den Unzufriedenen an einem Führer; als aber der Kurfürst auf dem Landtage 1666 die nur auf drei Jahre bewilligte Accise eigenmächtig auf zwei Jahre verlängerte und forterhob, als er außer dieser Steuer noch 10,000 Thlr. monatlich und 66,000 Thlr. Rückstände von den Ständen forderte, da brach abermals allgemeine Unzufriedenheit im Lande aus und drohte mit neuen Gefahren.

Christian Ludwig von Kalkstein, welcher sich der Erbhuldigung entzogen hatte und während seines Aufenthalts in Warschau eifrig für die Wiedervereinigung Preußens mit Polen thätig gewesen war, kehrte nach Königsberg zurück und trat ganz offen an die Spitze der Bewegung. Als er aber die Frechheit so weit trieb, mit Pistolen bewaffnet umher zu gehen und Drohungen gegen das Leben des Kurfürsten, den er gar nicht als seinen Landesherrn anerkannte, auszustoßen, da wurde er verhaftet und zum Tode verurtheilt, diese Strafe jedoch vom Kurfürsten in ewiges Gefängniß umgewandelt. Auf die Fürbitte der Kurfürstin Dorothea, der zweiten Gemahlin Friedrich Wilhelm's, wurde der gefährliche Ruhestörer und unverbesserliche Verschwörer schon nach einjähriger Gefangenschaft seiner Haft entlassen, mußte aber 5000 Thlr. Strafe zahlen und eidlich geloben, sich von seinen Gütern in Preußen nicht zu entfernen und sich für die Folge aller feindseligen Schritte gegen den Kurfürsten zu enthalten.

Kalkstein leistete den Eid, doch nur, um ihn zu brechen, denn schon im Jahre 1670 sehen wir ihn wiederum in Warschau, im Verein mit dem jüngeren Rhode eifrig beschäftigt, von Neuem an der Auflösung des Wehlauer Vertrages zu arbeiten, in seinen beleidigenden Reden gegen den Kurfürsten maßloser denn je.

Vergeblich ließ der Kurfürst durch seinen Gesandten v. Brandt in Warschau die Auslieferung des Hochverräthers und eidbrüchigen Unterthanen fordern; der im Jahre 1669 an die Stelle des freiwillig dem Thron entsagenden Johann Casimir getretene neue König von Polen, Michael Wisnowiecki, verweigerte dieselbe unter den nichtigsten Vorwänden und, gänzlich willenloses Werkzeug in den Händen der großentheils durch Kalkstein gewonnenen polnischen Großen, bewilligte er dem Verräther sogar einen Schutzbrief.

Hierdurch ermuthigt, trat Kalkstein nunmehr ganz offen, aber völlig unberechtigt, als Abgesandter der preußischen Stände auf und bat auf dem polnischen Reichstage um Schutz und Hilfe gegen die Regierung des Kurfürsten.

Die Geduld Friedrich Wilhelm's aber war nunmehr erschöpft, und der brandenburgische Gesandte in Warschau erhielt den bestimmten Befehl, sich auf eine oder die andere Weise Kalkstein's zu bemächtigen. Dies war indessen nicht so leicht auszuführen, denn Kalkstein ging selbst auf der Straße niemals ohne Schutzwachen. List half indessen der Gewalt; Kalkstein wurde unter dem Vorwande einer wichtigen Mittheilung in das Haus des Gesandten auf der Lesno'schen Vorstadt gelockt und, als er das Zimmer desselben allein betreten hatte, von brandenburgischen Dragonern, welche dem Gesandten zur Wache dienten, überfallen, gebunden und geknebelt, in

eine von der Wand gerissene Tapete gewickelt und in einen bereit stehenden Wagen geworfen, mit welchem es dem Dragonerhauptmann Montgomery glücklich gelang, Warschau unentdeckt zu verlassen. Einige Meilen von Warschau wurde der Gefangene auf ein Pferd gesetzt und unangefochten nach Memel in sicheren Gewahrsam gebracht.

Der Gewaltstreich Brandt's erregte in ganz Warschau ein ungeheures Aufsehen und Brandt sah sich genöthigt, heimlich aus der Stadt zu entfliehen, um sein Leben vor den wüthenden Polen zu retten.

Auch forderte König Michael wiederholt und dringend die Freilassung des Obersten, welcher nur mit Verletzung des Völkerrechts verhaftet worden sei und drohte im Weigerungsfalle mit Krieg; das Schicksal Kalkstein's konnte dadurch nicht abgewendet werden. Die Auslieferung desselben wurde verweigert; der Gesandte Brandt und Montgomery wurden zwar, um den König von Polen zu beruhigen, zum Schein zu harten Strafen, der Letzte sogar zum Tode verurtheilt, doch gelangte das Urtheil nie zur Ausführung und die Drohung Polens mit Krieg fertigte der Kurfürst mit den Worten ab: „sie sollten nur kommen, sie würden ihn gerüstet finden."

Kalkstein aber, die Ursache so vielen Haders und Zwistes, wurde von einer aus Preußen und Märkern bestehenden Kommission als Eidbrecher, Fälscher und Hochverräther zum Tode verurtheilt und beendete am 8. November 1671 sein schuldiges Leben auf dem Schaffot.

Mit dem Tode Kalkstein's war der Widerstand der preußischen Stände für immer gebrochen; zwar verfehlte jede neue Forderung des Kurfürsten nicht, den Widerspruch der Landtage hervor zu rufen und das Gemüth des Fürsten gegen seine widerspänstigen preußischen Unterthanen dadurch immer mehr zu verbittern; zwar versuchte noch einmal im Jahre 1673 beim Tode König Michael's von Polen ein kleiner Theil des preußischen Adels, Verbindungen mit den polnischen Großen anzuknüpfen, um Polens Beistand zu erlangen; aber der Partei fehlte das leitende Haupt, die innere treibende Kraft, und das Schicksal Kalkstein's schreckte denn doch vor den äußersten Schritten ab.

Allmählich sehen wir die preußischen Stände immer gehorsamer dem Willen des Kurfürsten sich unterwerfen und schon im Jahre 1676 wenden sich die Mitglieder des Landes in einer Denkschrift über den Zustand des Landes an den Kurfürsten, deren ehrerbietige Sprache wunderbar absticht gegen den übermüthigen und anmaßenden Ton der früheren Jahre.

Die geistige Größe, die unbeugsame Willenskraft des großen Fürsten hatte auch diese widerstrebenden Geister unterworfen, ihre Selbständigkeit in den Grundfesten gebrochen.

§. 12.

Kirchliche Streitigkeiten.

Gleichzeitig mit dem um die wirkliche Machtstellung des Kurfürsten zwischen diesem und den preußischen Ständen geführten Kampfe entbrannte auch, und zwar hauptsächlich in der Mark Brandenburg und in der Hauptstadt des Staates, auf religiösem Gebiete ein Streit, welcher weithin im

Lande die Gemüther erregte und dem auch wir unsere Aufmerksamkeit nicht versagen dürfen.

Hatte der 30jährige Krieg einerseits unserer Mark auch tiefe Wunden geschlagen, den Wohlstand des Volkes auf lange Zeit vernichtet, Handel und Gewerbe fast erdrückt und im Volke selbst eine arge Verwilderung der Sitten hervorgerufen, so hatte das durch den Krieg hervorgerufene Elend doch auch andrerseits die wohlthätige Folge gehabt, daß sich die Gemüther der Menschen in dieser Zeit des Drangsals und der Noth mit um so größerer Innigkeit zu Gott, zu den religiösen Lehren und den geheiligten Institutionen des Glaubens wendeten. Liegt es ja doch in der armen menschlichen Natur, daß im tiefsten Unglücke das Herz nur von Gott allein noch Hülfe, und mit um so größerer Zuversicht hofft, je größer die Noth ist, während der Mensch im Glücke nur zu leicht der göttlichen Vorsehung vergißt.

Durch diese in allen Schichten der Bevölkerung verbreitete und immer wachsende religiöse Stimmung, durch die Theilnahme Jedermanns an allen kirchlichen Angelegenheiten erklärt sich die tiefe Bewegung, welche der von uns zu schildernde religiöse Streit im ganzen Lande hervorbrachte.

Der Streit zwischen den Geistlichen der lutherischen und der reformirten Kirche, welcher schon bei früheren Gelegenheiten von uns berührt worden ist, hatte niemals gänzlich geruht; fort und fort waren namentlich durch die hartnäckige Unduldsamkeit der lutherischen Geistlichen die ärgerlichsten Auftritte entstanden; durch die in der besten Absicht unternommenen Schritte des Kurfürsten, beide Kirchen mit einander zu versöhnen, schlug der Kampf leider von Neuem in hellen Flammen auf.

Betrachten wir etwas eingehender die Glaubenssätze, aus deren Verschiedenheit der Zwiespalt in der evangelischen Kirche entstanden war, so erscheinen diese dem unbefangenen Beurtheiler so geringfügig, daß man nicht begreifen kann, wie über dieselben ein so hartnäckiger, das ganze Reformationswerk gefährdender Streit die Menschheit Jahrhunderte lang entzweien konnte. Eben nur die rege Theilnahme des ganzen Volkes, der Ernst, mit welchem die damalige Zeit alle Religionsangelegenheiten betrachtete, vermag dies zu erklären.

Zunächst war es die Lehre vom Abendmahl, in welcher beide Theile verschiedene Anschauungen hatten. Die Lutherischen betrachteten das Brot und den Wein als den wirklichen und wahren Leib und das Blut Christi, in welche Brot und Wein im Augenblick des Genusses durch ein Wunder der göttlichen Allmacht verwandelt werde; die Reformirten wollten beides nur als ein Sinnbild des göttlichen Leibes und Blutes verstanden wissen. Ein zweiter streitiger Punkt war die Austreibung des Teufels bei der Taufe, welche die Lutheraner mit Hartnäckigkeit beibehalten wollten, während die Reformirten dieselbe verwarfen und sich dabei auf das Beispiel des Herrn Jesu beriefen, welcher von Teufelsbeschwörungen nichts gewußt und festgesetzt habe.

Die lutherische Kirche hatte somit die mystische, geheimnißvolle Grundlage der christlichen Lehre beibehalten; bei ihr zeigte sich in der nun einmal fest gewonnenen Gestaltung zwar eine größere Wärme des Gefühls, aber auch eine ebenso unverkennbare Hinneigung zu manchem Glaubensſatz

der katholischen Kirche, während in der reformirten Lehre ein Element der fortschreitenden Verbesserung lag und eine größere Schärfe des denkenden Verstandes vorherrschte. Uebrigens hatte sich auch die reformirte Lehre nicht frei von Satzungen gehalten, welche in ihrer strengen Anwendung nothwendiger Weise zur Unduldsamkeit und zum Fanatismus führen mußten. Es ist dies besonders die schon von Calvin aufgestellte Lehre von der Prädestination, d. h. von der Vorherbestimmung des Menschen zur ewigen Seligkeit oder zur ewigen Verdammniß, durch einen Rathschluß Gottes; eine Lehre, die zwar nicht von allen reformirten Gemeinden in ihrer ganzen trostlosen Strenge aufgenommen war, die aber den orthodoxen Lutheranern die willkommene Gelegenheit bot, ihre Gegner der Gleichgültigkeit gegen das Heilige, so wie derselben starren Einseitigkeit zu bezüchtigen, wie diese sie ihnen vorwarfen. Und in der That, giebt es wohl einen trostloseren Gedanken, der allen Begriffen von der göttlichen Gnade und Allbarmherzigkeit mehr Hohn spräche, als den, daß ein Mensch von seiner Geburt an schon vorher zur ewigen Verdammniß bestimmt sein solle?

Der beklagenswerthe Streit zwischen den Reformirten und Lutheranern, welcher namentlich von Seiten der lutherischen Geistlichkeit mit unglaublichem Haß und Erbitterung geführt wurde, hatte bereits in früheren Zeiten wiederholt so ärgerliche Auftritte hervorgerufen, daß die Kurfürsten mit strengen Edikten gegen den fanatischen Eifer hatten eintreten müssen; die einzelnen Versuche, eine Annäherung zwischen beiden Parteien herbei zu führen, waren stets an dem starren Festhalten der Lutheraner an ihren Formen gescheitert und hatten nur eine um so mehr gereizte Stimmung, eine steigende Erbitterung hinterlassen. Hatte sich doch der lutherische Prediger Heinzelmann in Berlin so weit vergessen, daß er von der Kanzel herab Alle verfluchte, die nicht lutherischen Glaubens waren; hatte doch der Rektor der Stadtschule zu Berlin, Jakob Hellwig, zu Ostern 1661 durch seine Schüler ein geistliches Komödienspiel, wie es zu jener Zeit Sitte war, aufführen lassen, welches die Leiden Christi darstellen sollte, im Grunde aber auf eine rohe Verspottung der Reformirten und ihrer Religionsgebräuche hinauslief. Hauptsächlich fand die Intoleranz der lutherischen Geistlichen immer neue Nahrung in der Universität zu Wittenberg, deren fanatische Professoren nicht allein die Lehre der Reformirten mit dem blindesten Hasse verfolgten, sondern die Reformirten selbst aus dem Verbande der Augsburger Confession hinaus zu drängen suchten, indem sie den Grundsatz aufstellten, daß kein lutherischer Fürst die Niederlassung eines Reformirten in seinen Ländern dulden dürfe. Friedrich Wilhelm fand sich durch dieses maßlose Auftreten bewogen, im Jahre 1662 durch eine strenge Verordnung allen seinen Unterthanen den Besuch der Wittenberger Universität zu verbieten.

Einer der Wenigen im Lande, welche erhaben über diesem gehässigen Parteitreiben standen, war der Kurfürst Friedrich Wilhelm selbst.

Mit wahrer Ueberzeugung und vom Grunde seines Herzens der reformirten Lehre anhängend, war Friedrich Wilhelm doch vor Allem ein aufrichtiger Christ, durchdrungen von der reinen christlichen Lehre, welche auch den anders Glaubenden als Bruder zu lieben befiehlt, und erfüllt von dem eines Herrschers über Millionen würdigen Gedanken, daß in

einem Staate alle verschiedenen Religionsbekenntnisse gleichen Schutz und gleiche Rechte genießen müßten. Auch in ihm lebte schon die Ueberzeugung, welche über 100 Jahre später sein großer Urenkel Friedrich II. in die schönen Worte kleidete:

„In meinen Staaten soll Jedermann nach seiner Art glauben und selig werden dürfen.“

In diesem wahrhaft christlichen Sinne handelte Friedrich Wilhelm auch gegen andere religiöse Secten, insbesondere gegen die Secte der Socinianer, welche in der heiligen Schrift nur das als richtig erkannten, was ihr Verstand begreifen konnte, und deren Lehre daher eine rein rationelle war. Er gewährte ihnen, als sie 1658 aus Polen vertrieben worden, bereitwillig Aufnahme in Preußen, woselbst sie an den Grenzen Masoviens ganze Landstriche, die verwüstet da lagen, wieder urbar machten und mit Dörfern bebauten. Auch schützte der Kurfürst die still und fleißig lebenden Leute gegen die Verfolgung der preußischen Stände. Mit Ernst und Eifer aber war der Kurfürst bemüht, die beiden getrennten evangelischen Kirchen einander wieder zu nähern oder wenigstens dahin zu wirken, daß dieselben friedlich neben einander bestanden. Wohl mochte es den frommen Sinn des Fürsten betrüben, die Religion, zu welcher er sich selbst aus voller Seele bekannte, von dem größten Theile seines Volkes angefeindet zu sehen.

Schon im Jahre 1654 hatte ein Edikt des Kurfürsten allen Unterthanen verboten, weder im Inlande noch außerhalb theologische Streitschriften drucken zu lassen, welche nicht vorher von dem obersten Consistorium geprüft worden waren.

Ein Edikt vom August 1659 schärft allen Räthen sämmtlicher Provinzen auf's Eindringlichste ein, das gegenseitige Verdammen und Verlästern der Reformirten und Lutheraner zu hintertreiben.

Eine Reihe von kurfürstlichen Verordnungen aus dem Jahre 1662, nachdem im Jahre zuvor in Cassel ein Versuch zur friedlichen Vereinigung zwar dort ziemlich gelungen, der kaum hergestellte theologische Frieden aber in Wittenberg auf's Heftigste angefeindet worden war, bezeugt die wahre christliche Frömmigkeit und die hohe Einsicht, mit welcher der Kurfürst diese schwierige Sache behandelte.

Eine dieser Verordnungen regelt mit tiefer Sachkenntniß die theologischen Prüfungen und schärft den Examinatoren ein, daß sie weniger auf das Geschick zu theologischen Disputationen, als vielmehr auf ein wirkliches Verständniß der heiligen Schrift und die Fähigkeit der Candidaten, die Unwissenden zu unterrichten, die Betrübten zu trösten, die Nachlässigen zu warnen, mit einem Worte auf die Fähigkeit zu der Ausübung einer wahren christlichen Seelsorge, sehen sollen.

Eine zweite Verordnung schärft nochmals den lutherischen Predigern ein, ein friedliches Verhalten gegen ihre reformirten Glaubensgenossen zu beobachten und ihren Gemeinden nur solche Dinge von der Kanzel herab vorzutragen, welche diese zu verstehen vermöchten, nicht aber philosophische Schulweisheit und Verketzerung, Verdammung und Verspottung der von der lutherischen Kirche abweichenden religiösen Lehrsätze. Eine dritte Verordnung, die wir schon berührt haben, verbietet allen brandenburgischen Unterthanen den Besuch der Universität Wittenberg, welche durch ihre

Unduldsamkeit den Zorn des Kurfürsten in hohem Maße auf sich gezogen hatte.

Leider hatten des Kurfürsten redliche Bemühungen, den inneren Frieden der Kirche wieder herzustellen, gar wenig Erfolg; und so entschloß er sich denn, dem Beispiele seines Schwagers, des Landgrafen Wilhelm VI. von Hessen-Cassel folgend, noch einen Versuch zur Vereinigung der beiden sich befehdenden Kirchenparteien zu machen und eine Anzahl der bedeutenderen lutherischen und reformirten Geistlichen zu einem friedlichen Religionsgespräch zu versammeln. Den Vorsitz bei dieser Versammlung übertrug der Kurfürst demselben Otto v. Schwerin, dessen ruhige Besonnenheit und taktvolle Festigkeit wir bereits auf den preußischen Landtagen kennen gelernt haben. Die Einladung des Kurfürsten zu dieser Versammlung kennzeichnet hinlänglich den Geist, in welchem er diese Religionsgespräche, die von dem Vorsitzenden deshalb auch mit dem passenden Namen „Liebesgespräche" benannt wurden, gehalten wissen wollte. Leider entsprach der Erfolg nicht den gehegten Erwartungen, so wenig wie der Charakter dieser Gespräche dem ihnen verliehenen Namen.

Von Seiten der Reformirten war man gern bereit, der Gegenpartei die Hand zur Versöhnung zu bieten, wie denn überhaupt der reformirten Partei rühmend nachgesagt werden muß, daß sie jederzeit humaner und mehr im Geiste wahren Christenthums den Lutheranern gegenüber getreten war und sich insbesondere von dem maßlosen Schimpfen und Verketzern derselben frei gehalten hatte. Leider aber hatten die Lutheraner zu ihrem Sprecher auf den Versammlungen einen Mann gewählt, der schon immer als einer der heftigsten Gegner der Reformirten aufgetreten war und dessen blinder Eifer auch hier wieder Alles verdarb, den Licentiaten und Archidiakonus Reinhardt.

Was halfen alle beweglichen Reden Schwerin's! Sie konnten die Heftigkeit der Lutheraner, die von einer Verständigung mit den Reformirten nur dann etwas wissen wollten, wenn diese in allen Punkten nachzugeben und ihre Irrthümer abzuschwören bereit wären, nicht zügeln und die Liebesgespräche arteten bald in wüsten Streit und Kriegsgeschrei aus.

Nach langem Streit und Hader, und nachdem der Kurfürst wiederholt der Versammlung sein Mißfallen über ihre Unversöhnlichkeit hätte zu erkennen gegeben, wurden endlich die Lutheraner zu einer endgültigen Erklärung aufgefordert und gaben dieselbe, hauptsächlich auf Anstiften Reinhardt's, dahin ab:

> „Glaubenssätzen, die in der heiligen Schrift ganz deutlich ausgedrückt sind, standhaft zu widersprechen, ist verdammlich. Wer solcher Sünde sich theilhaftig macht, ist gleichfalls verdammlich. Mit einem solchen darf man sich in keine Gemeinschaft einlassen; nur ist es erlaubt, für ihn zu beten, daß Gott ihn von seinem Irrthum befreie, damit er nicht verdammt werde."

Der wohlwollende Versuch Friedrich Wilhelm's war somit wiederum gescheitert und nunmehr war es Pflicht des Fürsten, gegen das maßlose Treiben der lutherischen Geistlichen mit Ernst und Nachdruck aufzutreten.

Eine kurfürstliche Verordnung vom 16. September 1664 verbot nochmals allen Geistlichen beider Bekenntnisse das gegenseitige Anfeinden und

Verlästern von den Kanzeln, untersagte alles feindliche Benehmen gegen die Gemäßigten und Nachgiebigen, so wie alle Consequenzmacherei, durch welche man die Behauptungen der Gegenpartei lächerlich zu machen suchte, und forderte von allen Geistlichen, lutherischen wie reformirten, daß sie sich durch Unterschrift eines Reverses bei Strafe der Amtsentsetzung verpflichten sollten, diesen Geboten auf's Gewissenhafteste nachzukommen.

Man hat wegen dieses Edikts den Kurfürsten vielfach angegriffen; man sah besonders auf Seiten der orthodoxen lutherischen Geistlichen eine bedenkliche Beeinträchtigung der christlichen Lehrfreiheit, klagte über Gewissenszwang, über Vergewaltigung der lutherischen Kirche zu Gunsten der reformirten und es fehlte selbst von den Kanzeln herab nicht an heftigen Angriffen gegen den Kurfürsten und sein Edikt.

Ein großer Theil der lutherischen Geistlichkeit hatte sich auch so an das Schimpfen und Verketzern der Gegenpartei gewöhnt, daß die eifernden Herren in Verlegenheit geriethen, was sie nun predigen sollten; sie fürchteten, daß ihre Predigten von nun an der Würze entbehren und ihre Zuhörer nicht mehr fesseln würden.

Alle diese Vorwürfe gegen den Fürsten erscheinen indessen ungerecht, wenn man bedenkt, wie gerechtfertigt der Wunsch des Kurfürsten und aller Gebildeten im Lande war, das vorhandene öffentliche Aergerniß zu beseitigen, wie alle bisher angestellten Versuche zu friedlicher Vereinigung gescheitert waren und wie im Grunde die Unterschrift des Reverses zu nichts verpflichtete, als was zu fordern der Fürst völlig berechtigt war.

Von Seiten der reformirten Geistlichkeit stieß das Edikt auf gar keinen Widerstand; auch ein großer Theil der lutherischen Prediger, zum Theil wirklich das Verderbliche des bisherigen maßlosen Treibens erkennend, zum Theil aber auch von der Besorgniß getrieben, ihr Amt und mit ihm die Mittel zum Leben zu verlieren, unterzeichnete den Revers mit mehr oder minder Bedenken. Erzählte ja doch der Volkswitz, daß die Pfarrersfrauen zu jener Zeit alle Morgen ihren Eheherren den Revers des Kurfürsten vorgelegt hätten, mit der Bitte:

„Schreibt, lieber Herre, schreibt,
Damit ihr bei der Pfarre bleibt.“

Am heftigsten erhoben sich die lutherischen Geistlichen Berlins gegen die Unterschrift des verlangten Reverses; sie baten sich Bedenkzeit aus, um inzwischen Gutachten über die Angelegenheit von auswärtigen Universitäten und Consistorien, wie z. B. Wittenberg, Hamburg u. s. w. einzuholen.

Als aber im April 1665 auf Befehl des Kurfürsten die gesammte lutherische Geistlichkeit Berlins und Cölns von dem Oberpräsidenten v. Schwerin versammelt und die beiden Oberhäupter derselben, der 70jährige Probst Lilius und der bereits genannte Archidiakonus Reinhardt, zu einer bestimmten Erklärung aufgefordert, die Unterschrift des Reverses hartnäckig verweigerten, wurden beide ihres Amts entsetzt, den anderen Geistlichen dagegen noch eine kurze Bedenkzeit bewilligt. Dieser entschiedene Schritt des Kurfürsten erregte im ganzen Lande ungeheures Aufsehen; von allen Seiten wurde Friedrich Wilhelm mit Bitten bestürmt, die beiden so beliebten Prediger wieder einzusetzen, und selbst die kurmärkischen Stände suchten durch mehrere sehr freimüthig gehaltene Vorstellungen auf den

Entschluß des Kurfürsten einzuwirken. Was den Archidiakonus Reinhardt betrifft, so hatte sich dieser von jeher als ein zu entschiedener Gegner der angestrebten Versöhnung gezeigt, um länger geduldet werden zu können; er mußte daher Berlin verlassen und fand eine Anstellung in Leipzig. Dem alten Propst Lilius wurde nochmals eine kurze Bedenkzeit gestattet, während welcher er sich entschloß, den Revers zu unterschreiben. In sein Amt wieder eingesetzt, starb der von allen Seiten auf's Gehässigste angefeindete Mann, tief gebeugt, schon im folgenden Jahre.

Von all den lutherischen Geistlichen Berlins, welche zu jener Zeit, sei es aus wirklich großer Gewissenhaftigkeit, sei es aus eigensinnigem Festhalten an der einmal gewonnenen Ueberzeugung von ihrer eigenen Unfehlbarkeit, ihr Amt aufzugeben genöthigt wurden, erregt keiner unsere Theilnahme in so hohem Grade, als der Prediger an der St. Nikolaikirche zu Berlin, Paul Gerhardt, schon zu jener Zeit als geistlicher Liederdichter in den weitesten Kreisen hoch berühmt und verehrt. Wir dürfen unsere Leser nur an die schönen Lieder: „Befiehl Du Deine Wege", „Ist Gott für mich", „Wann ich einmal soll scheiden" und hundert andere, welche noch heute die Herzen so vieler Menschen mit Trost und Hoffnung erquicken, erinnern, um den Schmerz begreiflich zu machen, welchen Berlin bei dem drohenden Verlust des allgemein beliebten Seelsorgers empfand.

Zwar hatte Gerhardt niemals an dem gehässigen Auftreten der lutherischen Amtsgenossen Theil genommen, vielmehr hatte er schon in den Liebesgesprächen eifrig zur Nachgiebigkeit und Versöhnung geredet; aber eine Gewissenhaftigkeit, der man zwar seine Achtung nicht versagen kann, die indessen doch auch übertrieben genannt werden muß, erlaubte ihm nicht, den geforderten Revers zu unterschreiben und noch vom Krankenbette aus ermahnte er seine Amtsgenossen in sehr beweglichen Schreiben zum Festhalten an ihrer Ueberzeugung.

So mußte denn das Consistorium auch Gerhardt's Amtsentsetzung aussprechen, die nicht blos in Berlin, sondern im ganzen Lande wahrhafte Trauer verbreitete; war ja doch der Name des gefeierten Dichters, waren seine schönen frommen Lieder doch schon damals in alle Welt gedrungen und der Kurfürst selbst achtete und schätzte den würdigen Mann in hohem Grade.

Von allen Seiten mit Bitten bestürmt und darauf hingewiesen, daß Gerhardt sich niemals einen Angriff auf die reformirte Religion erlaubt, daß er stets einen untadelhaften Wandel geführt und seine Kirchenlieder ja sogar mit Erlaubniß des Kurfürsten in das Märkische Gesangbuch von 1658 aufgenommen worden seien, erklärte Friedrich Wilhelm, er wolle auf die geforderte Unterschrift Gerhardt's verzichten, indem er die Ueberzeugung habe, daß Gerhardt auch ohne Revers der erlassenen Verordnung nachkommen werde.

Auch diese Nachgiebigkeit des Kurfürsten, welche in Berlin mit hohem Jubel aufgenommen wurde, konnte indessen die Bedenklichkeit des übertrieben gewissenhaften Diakonus nicht beseitigen; er glaubte auch ohne Unterschrift des Reverses durch sein Eingehen auf den Willen des Kurfürsten Verbindlichkeiten zu übernehmen, durch welche er sein Gewissen beschwert sah und weigerte sich, sein Amt wieder anzutreten. Wie sehr aber

der Kurfürst wirklich den Wunsch hegte, Paul Gerhardt in seiner Stellung zu erhalten, geht nicht allein aus dem Schreiben hervor, durch welches der Kurfürst den Magistrat zu Berlin mit der Wahl eines neuen Predigers beauftragte, sondern wird auch dadurch bestätigt, daß dem abgesetzten Prediger noch zwei Jahre lang Einkünfte aus der Nikolaikirche überlassen wurden. Nach Ablauf derselben fand Paul Gerhardt eine Anstellung in Lübben, welches Städtchen damals dem Herzoge von Sachsen-Weißenfels gehörte, und wirkte dort bis 1676.

Das ist der wahrheitsgetreue Hergang einer Begebenheit, welche zu vielfachen Angriffen auf den Charakter des großen Kurfürsten benutzt worden ist; das Ungerechte dieser Angriffe wird jeder unbefangene Beurtheiler gewiß zugeben müssen, denn mit mehr Milde konnte Friedrich Wilhelm nicht wohl einem Manne entgegentreten, der sich seinen edlen Absichten so hartnäckig entgegenstellte.

Auch wurde schon damals von allen Besonnenen und Gemäßigten erkannt, daß die Weigerung Gerhardt's, selbst ohne Unterschrift sein Amt wieder anzutreten, aus übergroßen Gewissensskrupeln hervorgegangen sei. Wenn übrigens das bekannte Gedicht: „Paul Gerhardt“, von Schmidt zu Lübeck, das Schicksal des frommen Dichters in einer Weise schildert, welche das Gefühl des Lesers in ergreifender Weise erregt, so darf man doch dabei andrerseits nicht vergessen, daß der Inhalt der Dichtung in schreiendem Widerspruche mit der historischen Wahrheit steht.

Schmidt läßt den frommen, vom Kurfürsten gewaltthätig in's Elend getriebenen Dichter mit seiner zahlreichen Familie auf der Reise und aller Subsistenzmittel entblößt, in tiefster Verzweiflung das schöne Lied dichten:

„Befiehl Du Deine Wege,
Und was Dein Herze kränkt“ u. s. w.,

worin sowohl der Dichter wie seine Gattin wunderbaren Trost finden. Gleich darauf, als ob die Vorsehung das kindliche Vertrauen des Dichters auf der Stelle belohnen wolle, seien zwei Männer eingetreten, welche ihm die Nachricht von seiner Anstellung durch den Herzog überbracht und ihn so aus der tiefsten Noth befreit hätten.

Dergleichen macht sich in einem Gedicht sehr schön und rührend, entbehrt aber der Begründung, denn das angeführte schöne Lied Gerhardt's ist mit vielen anderen schon Jahre lang vor der Abhaltung der Liebesgespräche allgemein bekannt und im Munde des Volks gewesen.

Mit Paul Gerhardt war übrigens der Widerstand der lutherischen Geistlichen im Wesentlichen gebrochen; allmählich begann sich die Ueberzeugung Bahn zu brechen, daß beide Kirchen am besten friedlich neben einander hergingen. Andrerseits mochte wohl auch das Schicksal Paul Gerhardt's, der durch den Revers in einen nicht anders zu lösenden Widerspruch mit sich selbst gerathen war, den Kurfürsten von dem Mißlichen des Edikts von 1664 überzeugen. Im Jahre 1667 hob ein kurfürstliches Edikt die Maßregel der von den Geistlichen zu unterschreibenden Reverse gänzlich und allgemein auf, und schon 1668 wurde auch erlaubt, daß sowohl Lutheraner wie Reformirte auf der Kanzel die Lehre der Gegenpartei widerlegen dürften, doch sollte dies ohne Consequenzmacherei, Bitter-

keit, Verketzerung und Verdammung, vielmehr in anständiger christlicher Bescheidenheit geschehen.

So sehr hatten wenige Jahre und wenige Beispiele von wohlangebrachter Strenge die Gemüther beruhigt; eine völlige Vereinigung beider Theile, die sich so bitter gehaßt, sollte allerdings erst nach fast 150 Jahren, im Jahre 1817 eintreten.

§. 13.

Politische Umschau. Veranlassung zum Kriege.

Wir begleiten nunmehr den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Neuem auf das Schlachtfeld und in eine Reihe von kriegerischen Unternehmungen, in welche ihn theils seine politische Lage, seine bereits gewonnene Machtstellung, theils der Umstand verwickelte, daß unter allen Fürsten und Staatsmännern jener Zeit der große Kurfürst der Einzige war, der das deutsche Reich gegen die Bestrebungen des Auslandes, namentlich des Königs von Frankreich, zu schützen verstand und bereit war, der den großartigen und umfassenden Plänen dieses Königs mit einer selbständigen Politik entgegen zu treten vermochte.

Zum besseren Verständniß aber werfen wir hier einen flüchtigen Blick auf die damalige politische Gestaltung der Staaten.

Die Herrschaft des habsburgischen Kaiserhauses, zur Zeit ihrer höchsten Blüthe unter Kaiser Carl V. einen so großen Theil der Welt umfassend, daß dieser Kaiser die stolzen Worte aussprechen durfte: „in meinen Staaten geht die Sonne niemals unter", hatte durch den 30jährigen Krieg eine gänzliche Niederlage erfahren. Seit sich fremde Mächte in den großen Riß, welcher durch das deutsche Reich ging, eingemischt und denselben zu ihrem eigenen Vortheil auszubeuten verstanden hatten, war es mit dem Uebergewicht des österreichischen Kaiserhauses vorbei und andere Mächte traten in den Vordergrund, durch ihr errungenes Uebergewicht den minder mächtigen Staaten die politischen Bahnen vorzeichnend, welche dieselben nach ihrem Gefallen, zu ihrem Nutzen wandeln sollten.

Eine Zeit lang, unter dem großen Könige Gustav Adolf und den ihm in seiner ruhmvollen Bahn folgenden talentvollen Feldherren, schien das kleine Schweden berufen zu sein, an die Spitze der mitteleuropäischen Staaten zu treten. Die geringen Hilfsmittel, welche dieses Reich in sich selbst fand, waren indessen nicht ausreichend, in den fortgesetzten Kämpfen zwischen ihm und anderen Ländern Schweden bei aller inneren Kraft lange Zeit die übernommene Rolle fortspielen zu lassen, die errungenen Vortheile dauernd zu behaupten. Nach dem Tode des kühnen Carl Gustav schwand die Macht Schwedens, schon durch den Friedensschluß zu Oliva bedenklich erschüttert, immer mehr und mehr, und dieses Reich trat, wie es seiner Lage, seinem Umfange und seinen inneren Verhältnissen auch völlig entspricht, wiederum in die zweite Reihe der europäischen Staaten zurück.

Um so kühner und glänzender schwang sich dagegen Frankreich empor. Beherrscht von einem jungen, ehrgeizigen Könige, Ludwig XIV. (1643 bis 1715), welcher nach dem Tode des Kardinal Mazarin (1661) selbst die

Zügel der Regierung ergriffen hatte, und dieselbe völlig unbeschränkt, nach eigenem Ermessen und Willkür führte, standen diesem nicht allein unermeßliche Hilfsmittel, sondern auch ausgezeichnete Feldherren und Staatsmänner zu Gebote. Zu jener Zeit noch angebetet von seiner Nation, welche ihm mit Unrecht den Namen Ludwig der Große giebt, beherrschte Ludwig XIV. wie das Land, so auch die Geister seines Volkes und wußte dieses geistige Uebergewicht weit über alle Länder hin geltend zu machen. Schon auf den Friedensverhandlungen zu Osnabrück und Münster haben wir gesehen, wie schwer es war, der Eleganz der französischen Bildung, der schmeichelnden Ueberredungskunst der französischen Diplomaten und — französischem Golde zu widerstehen. Ein zahlreiches und tapferes Kriegsheer, befehligt von ausgezeichneten Feldherren, gab dem Auftreten des Königs den nöthigen Nachdruck und bei der Schlauheit und Gewissenlosigkeit, mit welcher derselbe die Uneinigkeit seiner Nachbarn, der Spanier, Holländer und vor Allem des deutschen Reiches zu benutzen verstand, bei dem brennenden Ehrgeiz des Königs, bei der glänzenden Außenseite, welche derselbe allen Dingen in den Augen seines übrigens gänzlich willenlosen Volkes zu geben und somit bei diesem immer neuen Enthusiasmus und Opferfreudigkeit zu erwecken wußte, konnte es nicht fehlen, daß bald Frankreich an die Spitze Europa's trat.

Spanien war politisch völlig ohnmächtig geworden. Die Knechtschaft, in welcher die Jesuiten die Geister der spanischen Könige wie des spanischen Volkes gehalten, hatte die traurigsten Früchte getragen. Die spanischen Könige waren willenlose Werkzeuge in den Händen der Jesuiten, brachten die größte Zeit ihres Tages in Gebeten oder mit der Erfüllung nichtssagender Förmlichkeiten zu; die einst so stolze und schöne spanische Flotte faulte in den Häfen, die Armee, einst das kriegerische Vorbild für ganz Europa, sank immer tiefer, da sich Niemand um dieselbe kümmerte und nicht einmal die Losreißung der so schönen, reichen und blühenden spanischen Niederlande hatte trotz aller Anstrengungen verhindert werden können.

Rußland konnte zu jener Zeit noch nicht in die Reihe der civilisirten europäischen Staaten gezählt werden; erst nach dem Tode des großen Kurfürsten sehen wir den Czar Peter I., mit Recht von seinem Volke auch Peter der Große genannt, bemüht, europäische Gesittung, Kunst und Bildung seinen halbasiatischen Völkern einzuimpfen.

Polen war aus den Kämpfen mit Schweden und Brandenburg von Neuem geschwächt hervorgegangen. An seiner Spitze ein König ohne Macht und Ansehen, im Inneren zerrissen durch die in der unglücklichen polnischen Verfassung begründete, chronisch gewordene Uneinigkeit der polnischen Nation, war der Einfluß des polnischen Reiches auf die Angelegenheiten Europa's gleich Null zu erachten.

Was England betrifft, so bot dasselbe im Anfange des 17. Jahrhunderts ein Bild innerer Zerrissenheit und Willkürherrschaft. Die schmähliche Regierung Jacob's I. und seines Sohnes Carl I., ihre blutgierige Verfolgung der Katholiken, ihre unersättliche Habsucht und willkürliche Nichtachtung der Rechte des englischen Volks führte in der Mitte des Jahrhunderts zu einer großen Revolution, welche mit der Vertreibung

der Stuart'schen Königsfamilie und mit der Hinrichtung König Carl's I. am 30. Januar 1649 endete.

Die kurze Zwischenregierung Oliver Cromwell's, welcher unter dem Titel Lordprotektor der Republik England regierte, war eine völlige Militärherrschaft und hatte genug mit den Kämpfen im Innern des Landes zu thun, als daß sie sich viel um die europäischen Angelegenheiten hätte kümmern können. Als bald nach dem Tode Cromwell's 1658 die Stuarts wieder zurückkamen und Carl II. den englischen Thron bestieg, änderte sich hieran wenig. Der schwache, nur seinen Lüsten und Launen fröhnende König regierte bald ebenso willkürlich und eigenmächtig, als es sein Vater vor der Revolution gethan und war dabei von der Schlauheit und List des französischen Hofes, von dem reichlich gespendeten französischen Golde so umsponnen und abhängig, daß England auch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zunächst von aller bleibenden Einwirkung auf die politischen Angelegenheiten Europa's so gut wie ausgeschlossen blieb.

Einen auffallenden Gegensatz zu den übrigen Staaten Europa's bot in jener Zeit die junge Republik der vereinigten Niederlande, welche erst kürzlich ihre Befreiung vom spanischen Joche glücklich errungen hatte. War in allen Ländern die Macht der Fürsten mehr oder weniger eine unbeschränkte geworden, so hatten die Holländer, eifersüchtig auf die errungenen Freiheiten und besorgt, dieselben durch die während des Krieges unentbehrlichen Prinzen von Oranien wiederum zu verlieren, nach dem Frieden nichts Eiligeres zu thun gehabt, als die Fürstenmacht völlig zu beseitigen und unschädlich zu machen. Nach dem Tode Wilhelm's II. von Oranien war kein Statthalter wieder gewählt, die Oranier vielmehr völlig von der Volkspartei verdrängt worden. An die Spitze der Republik Holland traten die Gebrüder de Witt; unter ihrer Herrschaft ging aber die alte holländische Wehrhaftigkeit bald gänzlich verloren, das Heer wurde vernachlässigt, die Festungen des Landes verwahrlost; und als der Sturm des Krieges über das arme Land hereinbrach, fand er dasselbe vertheidigungslos. Zu spät erkannte das holländische Volk seinen Fehler; ein furchtbarer Aufstand, heimlich wohl auch von den Oraniern geschürt, brach in Amsterdam aus und die Gebrüder de Witt wurden auf's Grausamste von dem erbitterten Pöbel ermordet, Wilhelm III. von Oranien trat als Statthalter an die Spitze der Republik.

Nachdem wir so die Nachbarn des deutschen Reiches flüchtig betrachtet haben, wenden wir für einen Augenblick unsern Blick in das Innere des Reiches selbst.

Der nach Innen und Außen gesunkenen Machtstellung des habsburgischen Kaiserhauses haben wir schon erwähnt; den Kaisern kam es nur noch darauf an, die österreichische Hausmacht zu erhöhen und zu vermehren und willig opferten sie Theile des deutschen Reiches, um persönlicher Vortheile willen. Dabei waren die Fürsten des Hauses Habsburg, sowohl Ferdinand III. wie sein Sohn Leopold I., schwache, im höchsten Grade phlegmatische Männer, von Jesuiten erzogen und blind der Leitung derselben unterworfen.

Was die einzelnen deutschen Länder betrifft, so wird das Herz mit Trauer erfüllt, wohin auch das Auge sich wenden möge. Das äußerlich

glänzende, indessen in hohem Grade verderblich wirkende Beispiel des französischen Königs Ludwig XIV. hatte die große Mehrzahl der deutschen Fürsten mit einer Nachahmungssucht erfüllt, welche die traurigsten Folgen für die deutschen Völker nach sich zog. Nicht allein wollte jeder auch noch so kleine deutsche Fürst fortan sein Land oder Ländchen nach Ludwig's Beispiel, d. h. gänzlich nach Willkür und eigenem Ermessen regieren; nein, auch der Glanz und die Pracht, die grenzenlose Verschwendung, die Maitressenwirthschaft und alle Laster des französischen Hofes fanden in den meisten deutschen Fürsten eifrige Nachahmer.

Das grenzenlose Elend, welches hierdurch von Neuem über die schon so schwer heimgesuchten deutschen Völker hereinbrach, sträubt sich die Feder zu beschreiben. Jeder kleine Fürst wollte ein Ludwig XIV. sein, wollte sein Versailles, seinen zahlreichen Hof, seine Maitressen, seine glänzenden Feste u. s. w. haben und überall sehen wir an den Höfen die rauschendsten Vergnügungen, glänzende Jagden, sogar Löwenhetzen, Schauspiele, italienische Opern, Feuerwerke u. dergl. mehr entstehen, welche dem armen darbenden Volke den letzten Heller erpreßten.

Eine rühmliche Ausnahme von diesem unwürdigen Treiben machte unser brandenburgischer Staat, Dank sei es dem edlen Herzen seines großen Kurfürsten. Auch Friedrich Wilhelm liebte Glanz und Pracht, wo es die Würde seiner Stellung erforderte; aber er zog es vor, die Summen, welche auch er oft mit schwerer Hand von seinem Volke nahm, zum Besten des Landes zu verwenden, als sie in üppigen Vergnügungen zu vergeuden. So war es denn auch kein Wunder, daß von allen deutschen Fürsten keiner im Auslande so hoher Achtung und Anerkennung sich erfreute, als Friedrich Wilhelm. Mit Aufmerksamkeit waren die Fürsten Europa's dem immer steigenden Wachsthum und der stetigen inneren Erstarkung des noch vor wenigen Jahren so unbedeutenden und gering geschätzten brandenburgischen Kurstaats gefolgt, mit Bewunderung hatte sie die Staatskunst des Kurfürsten in seinen Verhandlungen mit Schweden und Polen, das Feldherrntalent desselben in den Kämpfen mit diesen Mächten erfüllt.

Das Haus Oesterreich dagegen, obgleich wohl fühlend, daß das deutsche Reich keine kräftigere Stütze finden könne, als Friedrich Wilhelm von Brandenburg, betrachtete das Wachsen dieses Fürstengeschlechtes mit steigender Eifersucht, und wenn im Augenblicke der Gefahr die habsburgischen Kaiser auch kein Bedenken trugen, die Hilfe Brandenburgs in Anspruch zu nehmen, der Lohn für dieselbe war nach verschwundener Gefahr stets schnöder Undank.

Wenden wir uns nunmehr zu den Thatsachen zurück.

Die ränkevolle und eroberungssüchtige Politik Ludwig's XIV. von Frankreich, stets bestrebt, sich auf Kosten der schwächeren Nachbarn zu bereichern, hatte vor Allem die Schwächung des deutschen Reiches als Ziel in's Auge gefaßt. Die alte Eifersucht der französischen Könige gegen den habsburgischen Kaiserstamm hatte den König ja sogar bewogen, beim Tode Kaiser Ferdinand's III., 1657, sich selbst um die deutsche Kaiserkrone zu bewerben und nur den eifrigen Bemühungen des Kurfürsten Friedrich Wilhelm und des Kurfürsten von Sachsen gelang es, eine solche Schmach vom deutschen Reiche abzuwenden. Um der habsburgischen Kaisermacht

einen Damm entgegen zu setzen, hatte sich auch Ludwig XIV. schon bemüht, unter seinem Protektorat einen Rheinbund deutscher Fürsten zu stiften und hatte auch wohl hier und da geneigtes Gehör, sein reichlich ausgestreutes Geld willige Annahme gefunden; zur Ehre der damaligen deutschen Fürsten kam indessen ein solcher selbstmörderischer Gedanke für jetzt noch nicht zur Ausführung und sollte durch die gänzliche Zerrissenheit Deutschlands erst 150 Jahre später verwirklicht werden.

Zunächst wagte Ludwig XIV. es indessen noch nicht, das deutsche Reich offen anzufallen, sondern suchte sich vorläufig durch die von demselben abgerissenen Theile desselben zu bereichern. Wir können über diese Versuche, die im Grunde Raubanfällen sehr ähnlich sehen, füglich in Kürze hinweggehen und nur die Betheiligung unseres großen Kurfürsten an der Abwehr derselben eingehender behandeln.

Der Besitz der spanischen Niederlande (das heutige Belgien und die Freigrafschaft Burgund) und die Aussicht auf den leichten Erwerb derselben reizte zuerst die Habsucht des französischen Königs. Die rechtlichen Ansprüche, welche er auf die genannten Länder machte, waren so nichtssagend als möglich. Ludwig war vermählt mit der ältesten Tochter des Königs Philipp IV. von Spanien aus dessen erster Ehe. Da nun König Philipp nur aus seiner zweiten Ehe einen Sohn hatte, so berief sich Ludwig auf das in einigen belgischen Provinzen herrschende Recht, wonach alle Kinder erster Ehe, auch Töchter, den Kindern späterer Ehen in der Erbschaft vorangehen. Ludwig vergaß dabei nur, daß seine Gemahlin bei ihrer Verheirathung ausdrücklich auf alle Erbansprüche Verzicht geleistet hatte; darauf kam es indessen dem Könige, welcher gewohnt war, Alles nach seinem allmächtigen Willen zu lenken, auch weiter nicht an; ihm genügte der noch so kleine Schimmer eines Rechtes und so drangen denn 1667 zwei französische Heere in Belgien ein.

Die Holländer, welche zumeist bei diesem Ereignisse interessirt waren, hatte der schlaue und gewissenlose Ludwig schon vorher in einen Krieg mit England verwickelt und schloß kurz vor seinem Einfall ein Bündniß mit ihnen ab, um sie von etwaiger Einmischung in den Streit zurückzuhalten.

Der Widerstand Spaniens gegen die Franzosen war nur unerheblich und schon sah sich König Ludwig fast ohne Kampf im Besitze des ganzen Landes, als sich im Januar 1668 die drei Staaten Holland, England und Schweden, die räuberischen Absichten Ludwig's durchkreuzend, zu einem unter dem Namen der Triple-Alliance bekannt gewordenen Bündnisse vereinigten und die Franzosen zu einem Frieden zwangen, welcher 1668 zu Aachen abgeschlossen wurde.

Ludwig XIV. sah sich für jetzt genöthigt, seinen Raub wieder herauszugeben, doch behielt er zwölf Plätze in den spanischen Niederlanden besetzt, die er sofort zu starken Festungen umschuf.

König Ludwig glaubte sich durch diesen Frieden und den ihm widerfahrenen Zwang in seiner Eigenliebe auf's Empfindlichste verletzt und sein Grimm gegen die Holländer stieg bei dem Gedanken auf's Höchste, daß er die erfahrene Demüthigung einer Republik, einem Volke von Krämern, an dessen Spitze nicht einmal ein Fürst, sondern ein einfacher Bürger (de Witt) stand, zu danken habe, daß diese Nation von Kaufleuten

sich sogar des über ihn, den größten und mächtigsten Fürsten der Erde, gewonnenen Triumphes in öffentlichen Blättern laut zu rühmen wagte. Er beschloß, an der übermüthigen Republik Rache zu nehmen, sie wo möglich politisch zu vernichten. Zunächst galt es daher, das Bündniß der drei Reiche zu sprengen, und leider gelang dies der Schlauheit Ludwig's nur zu gut.

Den schwachen König Carl II. von England wußte der gewissenlose Ludwig durch das Versprechen großer Geldsummen und sogar durch die Reize einer eigens für den Geschmack des liederlichen Carl ausgesuchten Maitresse, welche zu diesem Zwecke die Herzogin von Orleans nach London begleiten mußte, für sich zu gewinnen.

Zwischen beiden Fürsten kam im Mai 1670 ein vorläufig geheim gehaltenes Bündniß zu Stande, in welchem sie sich förmlich zur Demüthigung und Unterdrückung der holländischen Republik verbanden. Den Generalstaaten wurde durch die Abberufung des englischen Gesandten Temple, welcher hauptsächlich die Triple-Allianz zu Stande gebracht hatte, indessen bald klar, wessen sie sich von ihrem Bündniß mit England ferner zu versehen hätten.

In Schweden hatte das reichlich ausgestreute französische Gold schon längst dem Könige Ludwig XIV. eine große Partei geworben, so daß er mit Bestimmtheit auf die Unterstützung schwedischer Staatsmänner rechnen konnte; doch kam es erst 1672, kurz vor dem wirklichen Ausbruch des Krieges, zu einem förmlichen, ebenfalls geheim gehaltenen Bündnisse mit Schweden.

Nicht zufrieden, Holland auf die hinterlistigste Weise von seinen Bundesgenossen getrennt zu haben, schloß Ludwig auch noch Bündnisse mit mehreren deutschen Fürsten ab und fand, zur Schande derselben sei es gesagt, bei dem Kurfürsten von Cöln, bei dem Bischofe von Münster und mehreren anderen ein bereitwilliges Entgegenkommen. Doch darf man sich darüber wundern, wenn man erfährt, daß selbst der Kaiser Leopold, der allezeit Mehrer und Schützer des Reiches, am 1. November 1671 ein äußerst vorsichtig gehaltenes geheimes Bündniß mit Ludwig einging, worin er sich verpflichtete, wenn Frankreich mit den Holländern oder anderen Mächten in Krieg gerathe, dieselben in keiner Weise zu unterstützen? Auch hier hatte französisches Gold willige Aufnahme gefunden. Als Beweis von der ränkevollen Gesinnung Ludwig's mag es gelten, daß man trotz des mit Oesterreich abgeschlossenen Vertrages französischer Seits ernstlich bemüht war, die durch Zriny und andere ungarische Große hervorgerufenen Unruhen zu nähren und dem eignen Bundesgenossen Verlegenheiten zu bereiten.

Noch immer zögerte indessen Ludwig, trotz aller diplomatischen Erfolge, den entscheidenden Schlag zu führen und der Grund dieser Zögerung lag wesentlich in dem Wunsche des Königs, auch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg für seine Sache zu gewinnen; abermals ein Beweis von der hohen Bedeutung, welche derselbe bereits erlangt hatte.

Friedrich Wilhelm hatte mancherlei Rücksichten zu bedenken, ehe er sich zu einem entscheidenden Schritte entschließen konnte. Was die Republik Holland betrifft, so hatte sich dieselbe, besonders seit die Volkspartei an

der Spitze des Landes stand, gegen den Kurfürsten nur rücksichtslos und verletzend benommen; auch wegen seiner Besitzungen am Niederrhein mußte Friedrich Wilhelm an der Fortdauer eines freundlichen Verhältnisses mit Frankreich äußerst gelegen sein; andererseits dachte der Kurfürst zu groß und zu edel, um seine Schritte durch persönliche Gereiztheit lenken zu lassen und erkannte zu klar die Nothwendigkeit, die Republik Holland vor den Angriffen der Franzosen zu schützen und dem maßlosen Uebermuthe König Ludwig's einen Damm entgegenzusetzen. Er war der einzige Fürst seiner Zeit, der sich deutlich der ganz Deutschland bedrohenden Gefahr bewußt war, der die eigentlichen Absichten Ludwig's XIV. trotz der geschicktesten Verhüllung durchschaute.

Der König scheute indessen kein Opfer, um Friedrich Wilhelm für seine Pläne zu gewinnen; wollte er Holland vernichten, so war für ihn der Beistand Brandenburgs zu Lande ebenso wichtig wie die Hilfe Englands zur See; er bot daher dem Kurfürsten ein Bündniß an, legte ihm offen den Plan zur Theilung der sieben vereinigten Provinzen Hollands vor und bot ihm als Preis seiner Unterstützung die Provinzen Geldern und Zütphen als Beute-Antheil.

Friedrich Wilhelm wies das angebotene Bündniß zurück und zögerte nicht, die holländischen Generalstaaten von den Absichten Ludwig's zu benachrichtigen; Johann de Witt aber fühlte sich durch die mit Schweden und England abgeschlossene Triple-Allianz, von deren bereits erfolgter Sprengung er nichts ahnte, so sicher, und glaubte auch, daß der ganze Plan nur eine Erfindung des Kurfürsten sei, der dadurch für sich oder das Haus Oranien Vortheile zu erlangen hoffte; kurz er wies die Warnungen und Anerbietungen des Kurfürsten kalt zurück.

Ein zweiter Versuch Ludwig's XIV., Friedrich Wilhelm wenigstens zur Neutralität in dem bevorstehenden Kampfe zu bewegen, scheiterte ebenfalls an der Redlichkeit und an der klaren Erkenntniß des Fürsten.

In Holland hatte man sich indessen bis zum Anfange des Jahres 1672 in völliger Sicherheit gewiegt; zur See zwar vortrefflich gerüstet, war dagegen die Republik in fast völlig wehrlosem Zustande für einen Landkrieg; und als endlich doch den kurzsichtigen Gewalthabern im Haag die Augen über die wirklichen Absichten König Ludwig's aufgingen, als die oranische Partei mit Ungestüm darauf drang, sich gegen die Kriegsgefahr zu rüsten, da war es fast zu spät, um dem Unheil Einhalt zu gebieten. Jetzt war man bereit, auf die Anerbietungen Friedrich Wilhelm's einzugehen, jetzt berief man den Prinzen Wilhelm von Oranien als General-Capitain der Republik für den bevorstehenden Feldzug, jetzt kam denn auch mit dem Kurfürsten ein Vertrag zu Stande, in welchem er gegen Herausgabe der noch immer von den Holländern besetzten Plätze in Cleve und gegen Subsidiengelder versprach, der Republik im Falle eines Angriffs mit 20,000 Mann zu Hilfe zu kommen.

Friedrich Wilhelm zögerte nicht, dieses Bündniß zur Kenntniß des Wiener Hofes zu bringen und ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß durch König Ludwig XIV. offenbar das deutsche Reich gefährdet und der Kaiser als Reichsoberhaupt verpflichtet sei, Hilfe gegen den Reichsfeind zu leisten.

Kaum glaublich erscheint es, daß Kaiser Leopold zwar versprach, in dem Falle eines Angriffs auf Holland dem Kurfürsten 12,000 Mann Hilfstruppen zu senden, daß er demohnerachtet aber bei dem 1671 abgeschlossenen Vertrage mit Frankreich verblieb. Wie der Wiener Hof solch' schreienden Widerspruch zu lösen verstand, werden wir im folgenden Paragraphen sehen.

§. 14.

Krieg des Kurfürsten gegen Ludwig XIV. von Frankreich.

Ludwig XIV. glaubte nunmehr stark genug zu sein, um über sein immer noch wehrloses Opfer herzufallen; war es ihm auch nicht gelungen, den Kurfürsten als Bundesgenossen zu gewinnen, so wußte er ihm durch sein geheimes Bündniß mit Kaiser Leopold I. doch genugsam die Hände gebunden und brauchte ihn als Feind wenigstens nicht mehr sehr zu fürchten.

So drangen denn im April und Mai 1672, nachdem am 17. April 1672 von Frankreich völlig nichtssagende Kriegserklärungen gegen Holland und Brandenburg erlassen worden, 100,000 Franzosen unter den Befehlen der berühmten Feldherren Condé und Turenne in Holland und den kurfürstlich brandenburgischen Theil von Cleve ein. Die Niederländer waren außer Stande, einer so furchtbaren Uebermacht Widerstand entgegen zu setzen; Kurfürst Friedrich Wilhelm, durch den plötzlichen Angriff überrascht, befand sich noch weit ab vom Kriegsschauplatz; das französische Heer, bei welchem sich König Ludwig nebst seinem Kriegsminister Louvois und dem berühmten Ingenieur Vauban selbst befanden, eroberte daher in raschem Siegeslaufe und fast ohne Schwertstreich die Provinzen Oberyssel, Geldern und Utrecht, hier wie auch in den Cleve'schen Ländern mit unerhörter Grausamkeit verfahrend und Alles mit Feuer und Schwert verwüstend. So wurden die Bewohner der Stadt Bodegraven, welche aus dem von den Franzosen angezündeten Orte fliehen wollten, mit Flintenschüssen in die brennende Stadt zurückgetrieben. Das Landvolk wurde überall auf's Furchtbarste gequält und ausgeplündert, in den evangelischen Kirchen wurden die Altäre niedergerissen und katholische Gebräuche gewaltsam wieder eingeführt; die Greuel des 30jährigen und des spanischen Befreiungskrieges schienen sich an dem unglücklichen Volke wiederholen zu wollen.

König Ludwig's stolzes Herz schwoll vor Freude, als er sich so rasch am Ziel seiner Wünsche sah; und als in Amsterdam eine Revolution zu Gunsten des Prinzen von Oranien ausbrach, als der erbitterte Pöbel die Gebrüder de Witt, welchen er nicht ganz mit Unrecht die Schuld an der Wehrlosigkeit des Landes aufbürdete, grausam ermordete und den Prinzen Wilhelm III. von Oranien zum Statthalter erhob, da glaubte der rachsüchtige König sich auch an seinen bittersten Feinden gerächt; er ahnte nicht, daß gerade die Erhebung des als Feldherr und Staatsmann gleich ausgezeichneten Prinzen seinen Fortschritten einen Damm entgegensetzen würde.

Dieser heldenmüthige Prinz, an dessen Charakter leider der unvertilgbare Flecken haftete, daß er die Ermordung der Gebrüder de Witt wenigstens nicht verhindert und die Mörder derselben belohnt und beschützt hat, gab dem Kriege bald eine andere Wendung. Bei der Opferfreudigkeit des ganzen holländischen Volkes, welches lieber die völlige Auswanderung aus dem Lande wählen, als sich dem tyrannischen Willen König Ludwig's fügen wollte, war bald ein großes Heer gesammelt; ohne Rücksicht auf den dadurch entstehenden unermeßlichen Schaden wurden im Herbst 1672 vom Volke die Schleusen geöffnet und so das ganze Land mit Wasser bedeckt, das französische Heer durch diese aufopfernde That zu einem schnellen Rückzuge genöthigt. Bald wagte sich Prinz Wilhelm sogar auf französisches Gebiet, die Festung Charleroi belagernd.

Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte unterdessen ein Heer von über 26,000 Mann gesammelt und Anfang September 1672 den Marsch nach dem Rhein angetreten; es bedurfte einer zweiten ernstlichen Mahnung des Kurfürsten an den Kaiser, um diesen zur Erfüllung seiner Zusage zu bewegen. Wirklich stieß in der Gegend von Halberstadt der kaiserliche General Montecuculi mit 16,000 Mann zum brandenburgischen Heere, aber mit welchen geheimen Vollmachten ausgerüstet!

Nicht helfen sollte er dem Kurfürsten gegen die Franzosen, nein, auf alle Weise die kriegerischen Unternehmungen desselben zu hindern, so lauteten die von Wien mitgegebenen Verhaltungsbefehle, welchen selbst der österreichische General nur mit Unwillen sich unterwarf.

Der Kurfürst ahnte natürlicher Weise von dieser verrätherischen Instruction nichts, sah sich aber bei jeder Gelegenheit durch das Zaudern oder durch offenen Widerspruch in allen seinen Operationen gehemmt. Zunächst beredete Montecuculi den Kurfürsten, nicht durch Westphalen geradewegs den Niederländern zu Hilfe zu ziehen, sondern mehr südlich sich nach dem Rhein und der Mosel zu wenden, dadurch den Franzosen die Zufuhr abzuschneiden und sie zu einer Theilung ihrer Streitkräfte zu nöthigen. Das anerkannte Feldherrentalent Montecuculi's und dessen größere Erfahrung bewogen den Kurfürsten nachzugeben und, nicht ahnend, daß dieser durch den großen Umweg den Franzosen blos Zeit verschaffen wollte, bewegte sich das vereinigte Heer durch Hessen nach dem Rhein zu, auf welchem Marsche bereits wegen mangelhafter Verpflegung und wegen der stets von den Oesterreichern beanspruchten besseren Quartiere vielfache Streitigkeiten entstanden.

Als sich endlich das vereinigte brandenburgisch-österreichische Heer dem Rhein näherte und denselben erst bei Coblenz, dann bei Oppenheim überschreiten wollte, widersetzten sich dem die Kurfürsten von Mainz und Trier, sowie der Kurfürst von der Pfalz, und als Friedrich Wilhelm, über dies unpatriotische Benehmen der gedachten Fürsten auf's Aeußerste erbittert, sich anschickte, den Uebergang mit Gewalt zu erzwingen, verweigerte Montecuculi geradezu den Gehorsam und erklärte, daß er von Wien aus Befehl habe, die Neutralität der Kurfürsten zu respectiren und daher dem brandenburgischen Heere nicht folgen werde.

Durch den Marsch des Kurfürsten nach dem Rhein war inzwischen wirklich den Holländern eine wesentliche Erleichterung geworden, denn der

Marschall Turenne hatte sich durch denselben genöthigt gesehen, mit einem Theile seines Heeres die Mosel heraufzuziehen und so einen Angriff von Süden her abzuwehren. Turenne nahm zu diesem Zwecke eine äußerst starke Stellung bei Trier ein und erwartete hier den Angriff des Kurfürsten — aber, wie wir wissen, vergeblich.

Man denke sich den Zorn des Kurfürsten, der sich durch das Zaudern und die Unzuverlässigkeit seiner Bundesgenossen (denn den offenen Verrath erkannte der große Sinn des Fürsten noch immer nicht) zur Unthätigkeit verdammt sah und ruhig zusehen mußte, wie unterdessen die Franzosen in seinen eignen Ländern am Niederrhein barbarisch hausten. Nicht einmal eine energische Verfolgung Turenne's, als dieser sich wieder nach Norden gegen den Prinzen von Oranien wendete, konnte der Kurfürst durchsetzen; auch hier scheiterte die Ausführung am bösen Willen.

Mißmuthig gab Friedrich Wilhelm daher den mit dem Prinzen von Oranien verabredeten Operationsplan auf und begann den Rückzug nach Westphalen, wobei das verbündete Heer in dem gebirgigen Westerwalde durch grundlose Wege, schlechtes Wetter und Mangel an Lebensmitteln bedeutende Verluste erlitt. Die Lage des Kurfürsten zu dieser Zeit war eine wahrhaft peinliche zu nennen. Gegenüber einem der berühmtesten Feldherren jener Zeit, Turenne, sah er sich durch den Verrath der Oesterreicher, trotzdem er an der Spitze eines starken und schönen Heeres stand, überall die Hände gebunden und außer Stande, etwas Ernstliches zu unternehmen; dazu kam, daß seine Bundesgenossen, die Holländer, allmählich über seine Saumseligkeit zu klagen anfingen und ihrerseits mit der Bezahlung der Hilfsgelder lässig wurden, dazu kamen ferner die Klagen vieler deutscher Fürsten über den Schaden, welchen ihre Länder durch die Truppenzüge erlitten und endlich die traurige Verwüstung seines eigenen Landes am Niederrhein. Wahrlich, mancher andere deutsche Fürst hätte schon längst die Sache aufgegeben und hätte seinen Frieden mit dem Reichsfeinde gemacht, ohne ferner das deutsche Interesse zu vertreten.

Durch die Abberufung Montecuculi's, welcher sich weigerte, seine unwürdige Rolle an der Seite Friedrich Wilhelm's ferner zu spielen, wurde wenig an der Kriegführung geändert, denn an seine Stelle trat der Herzog von Bournonville, der mit viel mehr Bereitwilligkeit die verrätherische Politik des Wiener Hofes unterstützte

Marschall Turenne war mit seinem Heere über den Rhein gegangen und in Westphalen eingedrungen; und lebhaft drang nunmehr der Kurfürst in seinen Verbündeten, jetzt die entscheidende Schlacht zu wagen; vergeblich, der Widerwille der Oesterreicher, in Verbindung mit der rauhen Jahreszeit, dem Mangel an Unterhalt und endlich die hohe Kriegskunst Turenne's, welcher die Schlacht nur immer in vortrefflichen Stellungen anzubieten verstand, vereitelten den Wunsch Friedrich Wilhelm's auch diesmal und er sah sich sogar genöthigt, sein Heer auf das rechte Weserufer in die Winterquartiere zu führen.

Wer kann es unter den gegebenen Verhältnissen dem Kurfürsten verdenken, daß auch er des fruchtlosen Krieges müde wurde und daran dachte, einen möglichst vortheilhaften Frieden mit den Franzosen zu machen.

Wahrlich, er hatte mit schweren Opfern genug für das Reich gethan und konnte nun auch mit ruhigem Gewissen an das Wohl seines eigenen Landes denken.

Der Undank seiner Verbündeten mußte den Kurfürsten vollends dazu bewegen; die Holländer gaben ihm allein die Schuld an dem saumseligen Gange des Krieges; sie vergaßen, daß allein Friedrich Wilhelm's Marsch nach dem Rhein schon hingereicht hatte, sie von dem größten Theil ihrer Feinde zu befreien; sie machten sogar Miene, mit Frankreich über den Frieden zu verhandeln, ohne den Kurfürsten dabei zu berücksichtigen, wie es doch der abgeschlossene Vertrag ausdrücklich festsetzte. Andererseits überhäufte England den Kurfürsten mit den heftigsten Vorwürfen, daß nur durch seine Schuld der Krieg der Franzosen gegen Holland sich so unnütz lange hinziehe und vor Allem mußte es dem Kurfürsten das höchste Bedenken erregen, daß zwischen Schweden und Frankreich eifrige Verhandlungen gepflogen wurden, die nicht füglich einen anderen Zweck haben konnten, als die Schweden zu einem Angriff auf die östlichen Länder des Kurfürsten zu bewegen.

So knüpfte Friedrich Wilhelm denn Friedensunterhandlungen mit Frankreich an, konnte es aber nicht hindern, daß der Marschall Turenne ruhig auf dem rechten Rheinufer blieb und die Bischöfe von Cöln und von Münster in Verbindung mit den Franzosen das Land bis nach Fulda noch während der Friedensverhandlungen verheerten und brandschatzten.

Am 6. Juni 1673 wurde im französischen Lager zu Vossem, unweit Antwerpen, der Frieden zwischen Frankreich und Brandenburg abgeschlossen.

Durch denselben erhielt der Kurfürst alle seine Besitzungen bis auf Rees und Wesel, welche Plätze die Franzosen noch vorläufig behielten, zurück; zugleich versprach Ludwig XIV., dem Kurfürsten 800,000 Livres zu zahlen und ihm Beistand gegen Holland zu leisten, welches von ihm mit Ungestüm die gezahlten Subsidiengelder zurück forderte; dagegen verpflichtete sich Friedrich Wilhelm, keinem Feinde Frankreichs Beistand zu leisten, es sei denn, daß das deutsche Reich angegriffen werde.

Friedrich Wilhelm war ein zu scharf blickender Staatsmann, um den Frieden von Vossem für einen dauernden zu halten; er sah noch schwere Kämpfe gegen die Franzosen voraus und verringerte deshalb sein Heer vorläufig noch nicht, so schwer ihm die Erhaltung desselben auch wurde; um so schwerer, als die von Frankreich versprochenen 800,000 Livres niemals gezahlt wurden. Des Kurfürsten Scharfblick hatte ihn nicht getäuscht.

Ein im Juni 1673 zu Cöln versammelter Congreß von Gesandten, welcher einen allgemeinen Frieden verhandeln sollte, löste sich auf, als Kaiser Leopold den Prinzen Wilhelm von Fürstenberg, welcher als Gesandter des Kurfürsten von Cöln auftrat, insgeheim aber gegen die kaiserlichen Interessen wirkte, gefangen nehmen und aus Cöln wegführen ließ.

Dem Kaiser Leopold selbst waren indessen auch die wirklichen Absichten König Ludwig's XIV. und die Gefahr, welche in seinem geheimen Bündniß mit demselben für das Reich lag, klar geworden; er bemühte sich daher, Friedrich Wilhelm von Brandenburg abermals auf seine Seite zu

ziehen und gab ihm, wunderlich genug, seine Unzufriedenheit über den einseitig mit Frankreich abgeschlossenen Frieden zu erkennen.

Andererseits suchten auch Frankreich, Holland und Schweden ein Bündniß mit dem Kurfürsten zu Stande zu bringen und mit der letzteren Macht, von welcher her ihm zunächst die meiste Gefahr drohte, schloß Friedrich Wilhelm auch wirklich im December 1673 ein gegenseitiges Schutz- und Trutzbündniß ab.

Vergeblich bemühte indessen sich Ludwig XIV., den Kurfürsten zu einem Bündnisse auch mit Frankreich zu bewegen. Wenn er zu diesem Behufe auch die Festungen Wesel und Rees wieder herausgab, so konnte dies doch den Kurfürsten nicht günstiger für ihn stimmen, da andererseits die französischen Generale und ihre Verbündeten trotz des Friedens in seinen Ländern sich mancherlei Erpressungen erlaubten und die versprochenen französischen Gelder immer noch nicht gezahlt wurden. Auch lag dem Kurfürsten das Interesse des deutschen Reichs zu warm am Herzen, als daß er sich zu einem Bündnisse mit dem Feinde des Reiches hätte entschließen können.

So trat denn vielmehr Friedrich Wilhelm, als zwischen den Niederlanden, Spanien und Kaiser Leopold ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Frankreich zu Stande kam, am 1. Juli 1674 diesem Bündnisse bei, verpflichtete sich, in dem ausbrechenden Kriege 16,000 Mann zu stellen und wurde mit dem Oberbefehl über das gegen Frankreich aufzustellende Heer betraut.

Gleichzeitig ward an Frankreich der Reichskrieg erklärt. Sowohl Frankreich wie Schweden, wo die französische Partei ein großes Uebergewicht erlangt hatte, waren über den Beitritt des Kurfürsten zu diesem Bündnisse in hohem Grade ungehalten.

Wir beschränken uns auch bei diesem Kriege, welcher gleichzeitig am Nieder- und Oberrhein geführt wurde, im Wesentlichen auf die Theilnahme Brandenburgs an demselben.

16,000 Mann hatte der Kurfürst zu stellen versprochen und mit einer Armee von 30,000 Mann überschritt derselbe im October bereits den Rhein bei Straßburg, um den Kaiserlichen unter Bournonville, die dort bereits einen schweren Stand gegen Turenne hatten, zu Hilfe zu eilen. Vergeblich aber war des Kurfürsten Hoffnung, daß es nun, wo eine so entschiedene Ueberzahl auf Seiten der Verbündeten war, zu entscheidenden Ereignissen kommen würde.

Dasselbe Zaudern und Zögern, dieselbe Unentschlossenheit Seitens der Oesterreicher, wie im Feldzuge von 1672, trat auch jetzt wieder dem Kurfürsten entgegen und hemmte und hinderte ihn bei allen Operationen. War ja doch, ähnlich wie 1672, wiederum der Herzog von Bournonville heimlich angewiesen, den Befehlen des Kurfürsten nur dann zu gehorchen, wenn sich der Kriegsrath damit einverstanden erklärte. Wiederum führte der Kurfürst den Oberbefehl nur dem Namen nach. Und im Kriegsrath wurde der kriegslustige Fürst jedesmal von den österreichischen Generalen überstimmt.

In einem Berichte des geheimen Staats-Archivs zu Berlin heißt es: „Dem Kurfürsten waren überall die Hände gebunden. Der Marschall Derfflinger gerieth darüber mehrmals in solchen Zorn, daß er, wenn er mit seinen Anträgen, den Feind anzugreifen, im Kriegsrath nicht durchdrang, mit der Faust auf die Tafel schlug, davon ging und erklärte, mit der Sache nichts mehr zu thun haben zu wollen. Die Anderen lachten ihn darüber aus und hatten ihren Spott."

So kam es denn außer einigen unbedeutenden Gefechten zu keiner Entscheidung auf diesem Theil des Kriegsschauplatzes; denn selbst als am 10. Januar 1675 Turenne in einem blutigen Gefechte bei Türkheim mit großem Verluste geschlagen worden war, hatte dies keinen anderen Erfolg, als daß der siegreiche Bournonville mit seiner ganzen Macht über den Rhein zurückging und den Franzosen das ganze Elsaß überließ. Der Kurfürst sah sich gezwungen, diesem Rückzuge zu folgen und so nahm denn die ganze verbündete Armee ihre Winterquartiere in Franken und Schwaben.

Uebrigens herrschte im ganzen österreichischen Heere, wo man natürlicher Weise von den geheimen Instructionen der Führer nichts ahnte, der größte Unwille über Bournonville, so daß der Wiener Hof sich genöthigt sah, ihn abzurufen und, natürlich nur zum Schein, vor ein Kriegsgericht zu stellen, welches ihn denn auch von aller Schuld freisprach.

Auch Friedrich Wilhelm wurde um diese Zeit vom Kriegsschauplatze abgerufen; doch war es eine Mahnung ernsterer Art, als jenes unwürdige Possenspiel des Wiener Hofes, welche an ihn erging, nämlich die Nachricht, daß Ende December 1674 12,000 Schweden in die Mark eingefallen seien.

Der Kurfürst scheint eine solche Nachricht übrigens einigermaßen erwartet zu haben; denn weit entfernt, bestürzt durch dieselbe zu werden, äußerte er mit heiterem Antlitz zu den um ihn versammelten Offizieren: „Die Schweden sind in die Mark eingefallen, auf diese Weise könnte ich ganz Pommern erlangen."

Wir begleiten im nächsten Paragraphen den großen Kurfürsten auf die sich ihm eröffnende Siegesbahn, auf welcher er, nur auf sich und sein treues Volk angewiesen, unvergängliche Lorbeeren pflückte.

§. 15.

Veranlassung zum Kriege gegen Schweden.

Und wie kamen die Schweden dazu, mitten im Frieden, ohne jegliche vorhergegangene Kriegserklärung in die Staaten des Kurfürsten einzubrechen, mit welchem sie noch vor ganz Kurzem ein enges Bündniß geschlossen hatten?

Auch in dieser schreienden Rechtsverletzung erblicken wir den hinterlistigen Gang der ränkevollen und arglistigen Politik König Ludwig's XIV.

Französisches Gold hatte längst, wie wir bereits bemerkten, die Umgebung des jungen und unerfahrenen Königs von Schweden, Carl XI.,

für das französische Interesse gewonnen und schon im April 1672 war es zu einem Bündnisse zwischen beiden Staaten gekommen, in welchem Schweden gegen 600,000 Thlr. jährlicher Subsidien und vollen Ersatz aller etwa darauf verwendeten Kosten die Verpflichtung übernahm, allen denjenigen Staaten den Krieg zu erklären, welche in dem großen Kampfe Frankreichs gegen Holland diesem letzteren Lande Hilfe leisten sollten.

Allerdings wäre es den schwedischen Staatsmännern am wünschenswerthesten gewesen, diese reichen Hilfsgelder von Frankreich zu beziehen, ohne dafür irgend eine Gegenleistung zu machen, die auch Schweden in Krieg verwickeln mußte; in diesem Sinne hatte auch der schwedische Gesandte in Berlin sich eifrig bemüht, den Kurfürsten von dem Bündnisse mit dem Kaiser, Holland und Spanien zurückzuhalten. Ja, als dies nicht mehr rückgängig zu machen war, hatte er sogar den Kurfürsten auf seinem Marsche nach dem Rhein begleitet, immer noch in der Hoffnung, es werde ihm gelingen, denselben von einer thätigen Theilnahme am Kriege zurückzuhalten.

Jetzt nun drang Ludwig XIV., dem außerordentlich viel daran gelegen sein mußte, seinen gefährlichsten Gegner, Friedrich Wilhelm, durch einen unerwarteten Angriff der Schweden vom Kriegsschauplatz am Rhein entfernt zu sehen, mit Ungestüm in Schweden, seinen Verpflichtungen nachzukommen und drohte im Weigerungsfalle, mit der Zahlung der Subsidien inne zu halten; und so wurden denn schon im November 1674 Truppen von Schweden nach Schwedisch-Pommern übergeschifft.

Der Kurfürst hatte während seiner Abwesenheit seinen Schwager, den Fürsten Johann Georg von Anhalt-Dessau, als Statthalter in der Mark zurückgelassen, der die Bewegungen der Schweden mit wachsamen Augen beobachtete und dem Kurfürsten getreulich Bericht erstattete. Bei dem immer drohender aussehenden Anwachsen der schwedischen Truppen hatte der Statthalter auch bereits Schritte gethan, um einen etwaigen Angriff der Schweden so gut wie möglich abzuweisen. So waren die wichtigsten Pässe zwischen der Mark und Pommern, wie z. B. der Paß von Löcknitz, ungangbar gemacht, aus Förstern und Heidereitern kleine berittene Corps gebildet und zum Schutze Berlins sogar ein Corps von 1200 Mann errichtet worden.

Die eigentliche brandenburgische Kriegsmacht befand sich ja leider bis auf wenige Truppen, die nothdürftig zur Besetzung der Festungen ausreichten, mit dem Kurfürsten selbst am Rhein; und dieser war keineswegs gesonnen, seine Pläne durch das verdächtige Benehmen der Schweden durchkreuzen zu lassen.

Indessen, die Mahnungen König Ludwig's, ernstlicher gegen Brandenburg aufzutreten, wurden immer dringender, und so betraten denn 13,700 Schweden unter dem Feldmarschall Karl Gustav v. Wrangel im December 1674 den Boden der Mark Brandenburg.

Auf den sofort erfolgenden Protest des Statthalters gegen diesen Friedensbruch erklärte der schwedische Feldmarschall: „er sei nicht als Feind gekommen und werde bei seinen Truppen gute Mannszucht halten, aber er sei genöthigt, sein Heer in die Staaten des Kurfürsten zu führen, da dieser Schwedens Bundesgenossen, Ludwig XIV., am Rhein bekriege.

Wolle der Kurfürst seine Armee vom Rheine zurückziehen, so sei auch er bereit, den brandenburgischen Boden wieder zu verlassen."

Die Nachricht von diesem Ereignisse war es, welche wir den Kurfürsten erhalten sahen. Statt ihn zu schrecken, erfüllte sie sein Herz mit stolzer Freude; zeigte sie ihm doch jetzt die Möglichkeit, seinen Lieblingswunsch erfüllt, ganz Pommern unter seiner Herrschaft vereinigt zu sehen. Auch jetzt noch zögerte Friedrich Wilhelm, der die Absichten König Ludwig's, durch die Schweden ihn unschädlich zu machen, wohl erkannte, mit seinem Heere nach Brandenburg zurückzugehen. Zwar konnte er es nicht hindern, daß die Schweden die ganze Uckermark in Besitz nahmen, doch hielten sie wirklich gute Mannszucht und der Kurfürst sandte daher Befehl an den Statthalter zurück, man sollte die Schweden, da sie als gute Freunde gekommen zu sein erklärten, auf keine Weise zu Feindseligkeiten reizen; die Städte sollten ihnen verschlossen gehalten werden, wo sie dieselben jedoch gewaltsam öffneten, sollte ihnen von den Bürgern kein Widerstand geleistet werden. Für ihn, den Kurfürsten, standen wichtigere Interessen am Rhein auf dem Spiel und so ließ er denn ruhig sein Heer in Franken die Winterquartiere beziehen; die Schweden aber erblickten in diesem Zurückweichen des Kurfürsten vom Rhein, welches, wie wir uns erinnern, durch das verrätherische Benehmen der Oesterreicher veranlaßt worden war, ein Eingehen auf ihre Forderungen und enthielten auch ihrerseits sich aller Feindseligkeiten.

Das war es indessen nicht, was König Ludwig gewollt hatte, und empört über das Fehlschlagen aller seiner Pläne drang er jetzt mit Entschiedenheit in den Feldmarschall Wrangel, offene Feindseligkeiten gegen Brandenburg zu eröffnen. Leider erkrankte dieser und der Oberbefehl ging in die Hände seines Bruders, des Generallieutenant Waldemar v. Wrangel, über, welcher ein willigeres Ohr für die Wünsche der Franzosen hatte.

Die Mannszucht der Schweden ließ unter dem neuen Oberbefehl bald gänzlich nach, die Forderungen der schwedischen Befehlshaber wurden immer ungestümer, die aufgelegten Contributionen immer unerschwinglicher; täglich hörte man von immer neuen und größeren Gewaltthätigkeiten der Schweden und bald wiederholten sich in der armen Mark die Greuelscenen des 30jährigen Krieges im vollsten Umfange. Die Dörfer wurden geplündert und verbrannt, das Vieh weggetrieben, die Saaten und Felder verwüstet und die armen wehrlosen Bewohner unter den gräßlichsten Martern ihrer Habe beraubt. Die Noth des Landes stieg täglich.

Die wenigen im Lande befindlichen brandenburgischen Truppen waren in den Festungen zerstreut und konnten den Greueln nicht wehren; in der Ritterschaft und im Bürgerstande fehlte es an der rechten Opferfreudigkeit, vor allen Dingen aber an der Einheit in der Leitung, ohne welche ein Widerstand nicht denkbar war, und so schien Alles verloren zu sein, denn der Kurfürst weilte fern und bis er Hilfe brachte, war das Land eine Wüste.

Um so schöner und rührender erscheint der allgemeinen Unthätigkeit gegenüber zu dieser Zeit das patriotische Benehmen der märkischen Bauern. Von ihren Vätern erinnerten sie sich gehört zu haben, wie diese sich gegen die Grausamkeiten der Kaiserlichen im 30jährigen Kriege zusammengeschaart

und in den undurchdringlichen Wäldern und Sümpfen so manchen kaiserlichen Heerhaufen aufgerieben hatten.

Auch sie machten es wie ihre Väter, bewaffneten sich mit Heugabeln, Sensen und Spießen, ordneten sich zu Compagnien unter selbstgewählten Führern und griffen oft mit Erfolg, namentlich in den an Wäldern und Sümpfen reichen Havelgegenden, vereinzelte schwedische Heerhaufen an. Diese Bauerntrupps führten Fahnen mit dem brandenburgischen Adler und den Buchstaben F. W., sowie mit der Inschrift:

„Wir sind Bauern von geringem Gut
und dienen unserm Gnädigsten
Churfürsten und Herrn mit Leib und Blut."

Giebt das Benehmen der märkischen Bauern auch einen rührenden Beweis von der schönen patriotischen Gesinnung derselben, von ihrer Anhänglichkeit an ihren Landesfürsten und ihrer inneren, kernigen Wehrtüchtigkeit: das traurige Schicksal des Landes konnte vor der Hand im Wesentlichen dadurch nicht gewendet werden.

Wohl mag das landesväterliche Herz des Kurfürsten tief von dem Unglück, welches über seine Unterthanen hereingebrochen, erschüttert worden sein, wie dies verschiedene an den Statthalter gerichtete Briefe beweisen. In einem derselben vom 5. Februar 1675 heißt es:

„Ich beklage von Herzen meine gute Kur Brandenburg und meine lieben Unterthanen, welche darüber zwar leiden, aber ich hoffe, daß sie dadurch in ruhigeren und besseren Zustand in's Künftige sollen gesetzt werden und daß wir uns nicht mehr solches — unter Reichsständen niemals erhörten — barbarischen Ueberfalls zu befahren haben werden. Es vermeinen zwar die Schweden, daß sie mich durch solche Ueberfallung dahin zwingen und bringen wollen, daß ich von der Alliirten-Partei abtreten und mich zur Neutralität oder auf ihre Seite zu bringen, resolviren solle. Sie fehlen hierin sehr, denn nachdem sie mich ganz ruinirt haben, bleibt nichts übrig als das Leben in mir und solches will ich lieber verlieren, als zu changiren und mich nicht zu revanchiren, es mag nun ablaufen, wie es wolle und dadurch beweisen, daß ich nicht so veränderlich bin, als sie mich öffentlich ausgeben. Ich vertraue meiner gerechten Sache! Gott hat mich so oft gnädig aus mancher Gefahr, worin ich gestanden, wunderbarlich gerettet. Ich zweifle nicht und vertraue ihm, er werde es in diesem auch thun und seine gnädige Hand von mir nicht abziehen, sondern mit Ehren und Ergötzung wunderbar herausführen." —

In einem anderen Schreiben vom 22. Februar ermahnt der Kurfürst, nur noch eine kurze Weile Geduld zu haben; er hoffe und zweifle nicht, daß aller Schaden theuer genug bezahlt werden solle.

Und in der That hatte der Kurfürst Ursache genug, vorsichtig aufzutreten. Daß er die Absicht hatte, die schreiende Friedensverletzung der Schweden zur völligen Erwerbung Pommerns auszubeuten, wissen wir schon; dazu fehlte es ihm aber nicht allein an Bundesgenossen und Geld,

dazu mußte auch der Kaiser für die Ansicht gewonnen werden, daß der Friedensbruch der Schweden mit dem Verluste des Landes bestraft werden müsse, welches sie vom deutschen Reiche zu Lehen hatten, d. h. mit dem Verluste Pommerns. Wie wenig aber der deutsche Kaiser geneigt war, eine Vergrößerung Brandenburgs zu begünstigen, haben wir bereits wiederholt erfahren. Wirklich gab man in Wien auf alle Forderungen Friedrich Wilhelm's nur ausweichende und nichtssagende Antworten und wollte ihm nicht einmal den Besitz von Stettin gewährleisten; nicht glücklicher war der Kurfürst in seinen Bemühungen bei den übrigen deutschen Fürsten des Reiches; er, der so oft für das Interesse des Reichs Alles eingesetzt hatte, fand nirgends Unterstützung, als es galt, ihn in seinem Rechte zu schützen.

Um so eifriger betrieb daher der Kurfürst die Verhandlungen mit Holland und begab sich im März 1675 persönlich nach dem Haag, um dort seine Sache kräftiger zu betreiben; leider erkrankte er unterwegs in Cleve, wo er eine vorläufige Besprechung mit dem Prinzen von Oranien hatte, heftig an der Gicht und kam erst im Mai im Haag an. Nach vielem Handeln und Feilschen, denn bei den Holländern wurde auch die hohe Politik stets stark nach kaufmännischer Art betrieben, erreichte Friedrich Wilhelm seine Absicht. Holland erklärte Schweden den Krieg, Dänemark schloß sich dem an, England versprach neutral zu bleiben und die Polen, welche ebenfalls mit einem Einfalle in die Mark drohten, hoffte man durch den russischen Czaar, welcher zu einem Angriffe auf Liefland bewogen worden war, in Schach zu halten.

Die Stunde hatte nunmehr geschlagen, wo mit den Schweden blutige Abrechnung gehalten werden sollte.

§. 16.

Der Kampf Friedrich Wilhelm's gegen die Schweden.

Schon durch vorausgesendete Boten hatte der Kurfürst seine in Franken stehende Armee in Marsch setzen lassen; er selbst erreichte dieselbe am 23. Mai in Schweinfurt und unaufhaltsam ging die kleine, nur 15,000 Mann starke Schaar in Eilmärschen der Elbe zu. Schon von Schweinfurt aus hatte der Kurfürst den Statthalter von seiner Annäherung, die er äußerst geheim zu halten befahl, in Kenntniß gesetzt und demselben geschrieben:

„Ich hoffe, von Schweinfurt in 14 Tagen schon an der Elbe zu stehen; Edelleuten, Bürgern und Bauern wollen Ew. Liebden gleichfalls befehlen, allen Schweden, wo sie solche bekommen können, die Hälse entzwei zu schlagen und kein Quartier zu geben. Gott sei gedankt, daß alle Alliirten nunmehr einig sind, daß kräftig gegen die Schweden agirt werden soll."

Die Befehle des Kurfürsten über die Geheimhaltung seines Marsches wurden vortrefflich ausgeführt; denn als die Armee am 11. Juni Magdeburg erreichte, erlangte er hier die frohe Gewißheit, daß jenseits der Elbe von seinem Anmarsche noch nichts bekannt sei. Sofort wurden alle Thore der Stadt gesperrt, sämmtliche Elbkähne weggenommen und bewacht. Noch in der Nacht vom 11. zum 12. Juni wurde ein großer Kriegsrath gehalten und in demselben beschlossen, den auf's Höchste ermüdeten Truppen

einen Ruhetag zu lassen und dann zunächst auf die Stadt Rathenow einen überraschenden Angriff zu versuchen, um so den rechten und linken Flügel der Schweden von einander zu trennen; auch durfte man hier um so eher auf günstigen Erfolg hoffen, als dem Vernehmen nach Rathenow nur von 100 schwedischen Dragonern unter dem Obersten Wengelin besetzt sein sollte.

Schon von Staßfurt, vor Magdeburg, aus hatte der fromme Sinn des Kurfürsten für den 10. Juni einen allgemeinen Buß- und Bettag für alle seine Staaten angeordnet und als Text der zu haltenden Predigten die Worte gewählt:

> „Aber der Herr ist bei mir wie ein starker Held, darum werden meine Verfolger fallen und nicht obsiegen, sondern sollen sehr zu Schanden werden, daß sie so thöricht handeln; ewig wird die Schande sein, der man nicht vergessen wird."
>
> (Jerem. 20, 11. 12.)

Am 13. Juni 1675 Morgens 3 Uhr brach der Kurfürst unter strömendem Regen an der Spitze von 6000 Dragonern und 1200 auf Wagen gesetzten Musketieren von Magdeburg auf, mit ihm der alte Marschall Derfflinger, der General der Cavallerie Prinz von Hessen-Homburg, der kurfürstliche Stallmeister Emanuel Froben und der Kammerherr v. Buch; auch Kähne wurden auf Wagen mitgeführt, an Geschützen, des rascheren Fortkommens halber mit doppelter Bespannung versehen, hatte die kleine Schaar nur 13 bei sich.

Des heftigen Regens halber ging der Marsch nur langsam von Statten und als am Abend beim Dorfe Parchen ein Lager bezogen wurde, erhielt der Kurfürst die höchst unerfreuliche Nachricht, daß seine Annäherung den Schweden bereits bekannt und die Besatzung Rathenow's schon seit einigen Tagen bis zu 6 Compagnien Dragonern verstärkt worden sei. Die erstere Nachricht erwies sich indessen schon am folgenden Tage als ungegründet, indem ein Herr von Briest, welcher noch am Abend des 13. Juni in Rathenow gewesen war, dem Kurfürsten bestimmt versicherte, daß die Schweden völlig sorglos und ohne Ahnung der ihnen drohenden Ueberraschung seien. Der zweite Theil der erhaltenen Kunde erwies sich als richtig, konnte aber an der einmal beschlossenen Sache nichts mehr ändern.

So setzte sich denn in der Nacht vom 14. zum 15. Juni das Heer des Kurfürsten in Bewegung auf Rathenow, 400 Musketiere schifften auf Kähnen die Havel hinab, die übrigen Truppen marschirten auf dem Landwege, mit unverzagtem Muthe oft durch tiefes Wasser watend; gegen 2 Uhr Morgens befand sich die Hauptmacht in der unmittelbaren Nähe der Stadt.

Die Stadt Rathenow liegt auf einer Insel, welche die Havel bildet; auf der Seite nach Magdeburg zu theilt sich der Fluß in zwei Arme, über welche Brücken führen; die Ufer des Flusses auf beiden Seiten des Dammweges bestehen in sumpfigen, nur schwer gangbaren Wiesen; die Annäherung an die Stadt ist daher für Truppenmassen mit großen Schwierigkeiten verbunden und nur List und Ueberraschung konnte zu dem gewünschten Ziele führen.

Der Marschall Derfflinger, durch seine genaue Kenntniß der schwedischen Sprache hierzu vortrefflich geeignet, näherte sich, seine Begleiter in

unmittelbarster Nähe versteckt zurücklassend, dem an der aufgezogenen Brücke stehenden Wachtposten und gab sich für einen schwedischen, von den Brandenburgern verfolgten Offizier aus. Als der wachthabende Corporal zögerte, die Brücke herunter zu lassen, drohte Derfflinger ihm mit Aufhängen, wenn er durch seine Schuld gefangen würde und erreichte auf diese Weise wirklich seinen Zweck. Die Brücke rasselte nieder; gleichzeitig mit dem alten Feldmarschall aber jagte auch eine Abtheilung brandenburgischer Dragoner herüber, die Wache wurde entwaffnet oder niedergehauen; leider aber entkamen von derselben mehrere Leute, welche nun sofort die Besatzung, welche nichts ahnend im tiefsten Schlafe lag, allarmirten.

Indessen hatte auch die auf Kähne gesetzte Abtheilung die Stadt erreicht und sich des Südthores bemächtigt, eine andere Abtheilung von 600 Musketieren hatte nach langem Umherirren auf den sumpfigen Wiesen einen Uebergang bei einer Mühle entdeckt und sich in den Besitz des Mühlthores gesetzt und so gelang es denn den Brandenburgern, nach kurzer aber tapferer Vertheidigung der Schweden, die ganze Stadt zu erobern. Das ganze Regiment des Obersten Wengelin wurde niedergemacht oder gesprengt; er selbst mit mehreren Offizieren und einigen Dragonern, so wie den sechs Regimentsfahnen, gefangen genommen.

Das glückliche Gelingen dieses kühnen Ueberfalls erfüllte den Kurfürsten mit hoher Freude; er erblickte darin mit Zuversicht die Gewißheit ferneren günstigen Erfolges und ließ noch an demselben Tage den Statthalter durch einen Eilboten von der Einnahme Rathenow's benachrichtigen. —

War somit auch ein glänzender, ferneres Glück verheißender Anfang gemacht, so blieb doch die Hauptaufgabe noch übrig; es galt, die Schweden wo möglich gänzlich zu vernichten oder wenigstens mit solchen Verlusten aus dem Lande zu jagen, daß ihnen die Lust zum Wiederkommen für immer verging. —

Die schwedische Heeresmacht stand in zwei verschiedenen Abtheilungen, das eine Corps in und bei Havelberg unter dem Befehl des Feldmarschall Wrangel, das andere in und bei Brandenburg unter dem Generallieutenant Wrangel aufgestellt; des Kurfürsten Bestreben mußte es demgemäß sein, die Vereinigung beider zu verhindern, ihnen die wenigen Ausgänge aus dem großen Havelländischen Luch zu versperren und sie wo möglich einzeln zu schlagen; hierzu fehlte es aber gänzlich an Infanterie. Diese hatte erst am 14. Juni Magdeburg erreicht und befand sich zwar bereits, durch den Kurfürsten zur höchsten Eile angespornt, auf dem Marsche; als aber am 15. durch Landleute und ausgeschickte Patrouillen die Nachricht einging, daß das in und bei Brandenburg aufgestellte schwedische Corps in großer Unordnung sich durch die havelländischen Sümpfe hindurch zurückziehe, um den Paß von Fehrbellin zu erreichen und sich so auf einem Umwege mit dem anderen schwedischen Corps zu vereinigen, daß ferner auch dieses Corps bereits von Havelberg aus den Rückzug anträte, da mußte der Kurfürst sich zu einem anderen Plane entschließen, wenn er nicht die Schweden aus dem ihnen gelegten Netze entschlüpfen sehen wollte.

Demgemäß wurden an den Statthalter nach Berlin Befehle geschickt, er solle auf's Schleunigste Alles, was er an Truppen zusammenraffen könne, nach den Pässen bei Oranienburg, Cremmen und Fehrbellin ent-

senden, die Pässe selbst sollten nach Möglichkeit ungangbar gemacht, die Brücken zerstört und so dem Feinde jeder Ausweg aus dem sumpfigen Havellande versperrt werden. Ihn in demselben festzuhalten und gänzlich zu vernichten, war des Kurfürsten Entschluß.

Am 15. Juni wurde den Truppen in Rathenow ein Ruhetag gewährt und ein feierlicher Dankgottesdienst gehalten, auch 500 Musketiere zur Besatzung der Stadt bestimmt und mit dem übrigen Theile der Armee, fast nur noch aus Reitern bestehend, setzte sich der Kurfürst am 16. auf Fehrbellin zu in Bewegung.

Je länger der Marsch in dem durch Regen aufgeweichten Boden dauerte, um so deutlicher wurden die Spuren von der grenzenlosen Unordnung, welche auf dem Rückzuge der Schweden herrschen mußte; überall war der Weg mit stecken gebliebenem Fuhrwerk, Heergeräthe aller Art bedeckt und schon am 17. erreichte der Vortrab der Brandenburger unter General Lüdeke wiederholt abziehende schwedische Reiterschaaren und trieb sie in die Flucht. Der Muth der brandenburgischen Reiter wuchs dadurch von Stunde zu Stunde und mit Ungestüm erwarteten sie die entscheidende Schlacht.

Am 18. Juni Morgens wurde endlich die schwedische Hauptmacht unweit Linum, $1\frac{1}{2}$ Meilen vor dem Städtchen Fehrbellin, durch den mit Ungestüm an der Spitze von 1500 Reitern vorgegangenen Prinzen von Hessen, welcher sich an diesem Tage die Ehre des Befehls über den Vortrab ausgebeten hatte, erreicht.

Zu schwach, um mit der Avantgarde allein den Feind in seiner äußerst vortheilhaften Stellung anzugreifen, sandte der Prinz Boten auf Boten an den noch weit zurückgebliebenen Kurfürsten mit der dringenden Bitte um schleuniges Heranrücken. Zweimal noch gingen die Schweden, ängstlich besorgt um ihren Rückzug, näher nach Fehrbellin zurück; jedesmal folgte der unermüdliche Landgraf mit seinen Reitern und brachte sie auf's Neue zum Stehen. Zum dritten Male erreichte er sie in einer festen Stellung zur Seite des Dorfes Hakenberg, $\frac{3}{4}$ Meilen vor Fehrbellin, und hier war es, wo brandenburgische Tapferkeit noch an demselben Tage einen glänzenden Sieg über die schwedische Uebermacht erkämpfen sollte.

Im Kriegsrath des Kurfürsten war man sehr getheilter Meinung gewesen, ob man den dringenden Aufforderungen des Landgrafen von Hessen nachkommen und mit 5600 Reitern und 13 Geschützen eine Schlacht gegen 4000 schwedische Reiter, 7000 Mann Fußvolk und 38 Geschütze wagen sollte. Auch der alte Derfflinger, ein gewiß unverzagter Kriegsheld, hatte dies Wagestück doch bedenklich gefunden und seinen Rath dahin abgegeben, man solle lieber die Schweden von Cremmen aus im Rücken angreifen und so ohne alle eigene Gefahr vernichten; als aber der Kurfürst, die wiederholten Bitten des Landgrafen um Hilfe für ein Zeichen der Vorsehung haltend, die Worte sprach:

„Weil wir dem Feinde so nahe sind, muß er Federn oder Haare lassen",

da entgegnete auch Derfflinger:

„Gnädiger Herr, ich habe geglaubt, als General meine Meinung nach bester Einsicht aussprechen zu müssen; da es aber Ew. Kur-

fürstlichen Hoheit nicht gefällt, dieser beizupflichten, so wird mich nichts abhalten, dem Feinde nach Kräften Abbruch zu thun; sei auch im Kampf dem Zufall mehr überlassen, als ich wünsche, sei auch die Gefahr größer, als sie bei meinem Vorschlage sein würde."

Die Schlacht war somit beschlossen und nach einem kurzen Gebete setzte sich der Kurfürst an die Spitze seiner Truppen und rückte so schnell es ging vor.

Ein starker Nebel verbarg den Schweden den Anmarsch der brandenburgischen Truppen und unter dem Schutze desselben gelang es dem Marschall Derfflinger, einige kleine Anhöhen vor dem rechten Flügel der schwedischen Stellung mit Geschützen zu besetzen und von dort aus die Schweden mit Vortheil zu beschießen. Auch General Wrangel erkannte sehr bald die große Wichtigkeit, welche der Besitz dieser Höhen für ihn hatte und ließ dieselben durch Reiterei und Fußvolk auf's Heftigste angreifen. Vertheidigt wurden die Höhen durch eine Abtheilung abgesessener Derfflinger'scher Dragoner, unterstützt von zwei weiteren Dragonerregimentern.

Der Nebel war verschwunden und das ganze Schlachtfeld völlig zu übersehen, als der erste schwedische Angriff, wie gewöhnlich mit großer Tapferkeit, erfolgte. Schon wichen die brandenburgischen Reiter, schon schien der Sieg sich an die schwedischen Fahnen zu fesseln, da riefen die zu Fuß fechtenden Dragoner den weichenden Reitern zu, sie würden sich bei ihren Geschützen niederhauen lassen; da eilte der Kurfürst herbei, sammelte die wankenden Regimenter und führte sie, durch ein neues Regiment unter dem tapferen Landgrafen von Hessen unterstützt, auf's Neue gegen die Schweden vor. Dieselben wurden zurückgeworfen und die brandenburgische Tapferkeit behauptete die wichtige Stellung.

Ein zweiter, mit noch zahlreicheren Truppen unternommener Angriff der Schweden scheiterte an dem Heldenmuthe des Obersten Morner, welchem der Kurfürst die Vertheidigung aufgetragen und befohlen hatte, Alles aufzubieten, um die Batterie zu halten. Morner selbst starb an der Spitze seiner Dragoner, sich mit Ungestüm dem anstürmenden Feinde entgegen werfend, den Heldentod.

Zum dritten Male sammelten sich die Schweden zu einem Angriffe auf die Hügel, von welchen aus die brandenburgischen Geschütze Tod und Verderben in ihre Reihen schleuderten. Da eilte der Kurfürst selbst herbei und übernahm mit den Worten:

„getrost, tapfere Brandenburger, ich, euer Fürst und nunmehriger Capitain, will siegen oder zugleich mit Euch sterben",

an Stelle des gefallenen Morner den Befehl. Bei dieser Gelegenheit war es, wo der schon erwähnte Stallmeister Froben unter irgend einem Vorwande den Kurfürsten bat, den Schimmel, welchen Friedrich Wilhelm an diesem Tage ritt, mit seinem, Froben's Pferde zu vertauschen, weil er bemerkt hatte, daß der Feind nach dem Schimmel des Kurfürsten ein heftiges Feuer richtete. Die aufopfernde That scheint wirklich dem Kurfürsten das Leben gerettet zu haben, denn Froben fiel bald darauf, von einer Kanonenkugel getroffen.

An der Spitze seiner tapferen Brandenburger stürmte der Kurfürst in die Reihen der Schweden, seine Heldengestalt Allen voran, wie der gemeinste Reiter sein Leben einsetzend, um den Sieg zu gewinnen. Nichts vermochte den brandenburgischen Hieben zu widerstehen und schon um 10 Uhr Morgens war der glänzendste Sieg erfochten; in Unordnung flohen die Schweden nach Fehrbellin, vom alten Derfflinger hart verfolgt, der ihnen noch viele Gefangene, Kanonen, 2000 Gepäck- und andere Wagen, eine große Zahl von Pferden und 2000 Stück geraubtes Vieh abnahm, welches letztere auf Befehl des Kurfürsten sofort an die ausgeplünderten Ortschaften des Havellandes vertheilt wurde.

Der Verlust der Schweden in der Schlacht von Fehrbellin betrug 3000 Mann an Todten und Verwundeten, ihre Heerhaufen, völlig aufgelöst und zersprengt, erreichten am vierten Tage nach der Schlacht, noch etwa 2—3000 Mann stark, die brandenburgische Grenze. Die brandenburgische Armee eroberte in der Schlacht 6 Geschütze, 3 Standarten, 11 Fahnen, machte eine große Beute an Kriegsmaterial aller Art und verlor selbst nur etwa 500 Mann.

Am 20. Juni ließ der Kurfürst einen feierlichen Dankgottesdienst abhalten, Tags darauf folgte die Armee den Schweden bis an die mecklenburgische Grenze und bezog hier, da sie wahrlich der Ruhe bedürftig war, auf einige Zeit Quartier. Hatte doch die Reiterei während 11 Tagen nicht abgesattelt.

Am 23. Juni hielt der Kurfürst unter dem Jubel des Volks seinen Einzug in Berlin; ihn begleiteten die eroberten Trophäen, aber schon am folgenden Tage sehen wir den unermüdlichen Fürsten wieder bei seiner Armee in voller Thätigkeit, dieselbe von Neuem zu ferneren Kämpfen vorzubereiten. — —

Der siegreiche Ausgang der Schlacht von Fehrbellin aber war für den Kurfürsten in mehr als einer Beziehung von der höchsten Bedeutung; nicht allein war durch diese eine Schlacht das Land von den übermüthigen Feinden gesäubert, der Ruhm der schwedischen Waffen, noch aus dem 30jährigen Kriege her in so hohem Ansehen stehend, durch die Tapferkeit der Brandenburger vernichtet, das Feldherrngenie des Kurfürsten selbst aber von Neuem erprobt und bewährt; sondern die Hauptsache war, daß der Kurfürst selbst und sein Volk mit ihm von diesem Augenblicke an ein erhöhtes Vertrauen in die eigene Kraft setzte. Einen Beweis von diesem erhöhten Selbstvertrauen hatte Friedrich Wilhelm noch auf dem Schlachtfelde von Fehrbellin selbst gegeben, als er den tapferen Obersten Henning unter dem Namen von Treffenfeld in den Adelstand erhoben hatte, das erste Mal, daß ein Kurfürst von Brandenburg sich erlaubte, eine solche Standeserhöhung selbständig vorzunehmen, während man bisher dazu stets die Autorisation des Kaisers für nothwendig erachtet hatte.

Auch das Ausland zollte den hohen Verdiensten Friedrich Wilhelm's und seiner tapferen Krieger volle Anerkennung, und von allen Seiten, von London, Paris, Madrid, Moskau, aus dem Haag und aus Copenhagen gingen Beglückwünschungsschreiben in Berlin ein; selbst Kaiser Leopold verschmähte es nicht, dem Kurfürsten hohes Lob zu zollen und ihn dabei zu ersuchen, für die Folge sein kostbares Leben nicht so verwegen in Gefahr

zu setzen, sondern zu erwägen, wie kostbar die Erhaltung desselben für das gesammte deutsche Reich sei. Die schönste Anerkennung aber für seinen glänzenden Feldzug wurde dem Kurfürsten durch das Urtheil seines großen Urenkels, Friedrich II., zu Theil, welcher darüber sagte:

> „Wenige Feldherren können sich eines Feldzuges, dem von Fehrbellin ähnlich, rühmen. Der Kurfürst entwirft einen so großen wie kühnen Plan und führt ihn mit staunenswerther Schnelligkeit aus. Er überfällt ein Standquartier der Schweden, Rathenow, während Europa meint, daß er noch in Franken verweile; er fliegt zu den Feldern von Fehrbellin, wo die Feinde sich ihm geschaart entgegensetzen; er schlägt mit einem kleinen Reitercorps, welches von langen Märschen abgemattet ist, eine zahlreiche und achtungswürdige Infanteriemacht, die das deutsche und polnische Reich besiegt hatte. Dieser Zug, so glänzend wie nachdrucksvoll, verdient es, daß man auf ihn das Veni, vidi, vici des Julius Cäsar anwende.“

Als Beweis dafür, daß auch beim Feinde die Thaten Friedrich Wilhelm's Bewunderung erregten, mag hier angeführt werden, daß Ludwig XIV. sich eigens Pläne von dem sumpfigen Havellande anfertigen ließ, um die Operationen seines gefürchteten Gegners genau prüfen zu können. —

In politischer Beziehung hatte die Schlacht von Fehrbellin für den Kurfürsten den Erfolg, daß der Kaiser und die deutschen Reichsfürsten, die vorher so hartnäckig dem Kurfürsten Beistand verweigert hatten, jetzt nicht länger zögerten, Schweden für einen Feind des Reiches zu erklären und Hilfstruppen gegen denselben zu versprechen. Indessen rückten die kaiserlichen Hilfstruppen, die schon vor der Rückkehr des Kurfürsten nach der Mark sich unter dem General Cob in Schlesien versammelt hatten, so langsam heran und auch die holländische Flotte, welche im Verein mit der dänischen die Schweden zur See angreifen sollte, rüstete so langsam, daß Friedrich Wilhelm sich zumeist auf die eigene Kraft und auf die Hülfe der Dänen angewiesen sah.

Mit dem Könige von Dänemark fand deshalb Seitens des Kurfürsten am 1. September 1675 zu Gadebusch eine Zusammenkunft statt, in welcher festgesetzt wurde, daß beide Mächte den Krieg gegen Schweden so lange fortsetzen wollten, bis ihnen volle Entschädigung zu Theil geworden, und zwar sollte diese für Brandenburg in dem Besitze von ganz Schwedisch-Pommern bestehen.

Im Verein mit den dänischen Truppen, welche durch Mecklenburg heranzogen, wurden nun am Schlusse des Jahres 1675 die Schweden überall vom deutschen Boden verjagt; ein vereintes brandenburgisch-dänisches Heer trieb dieselben bis hinter die Wälle von Stralsund, war aber außer Stande, diesen festen Platz einzunehmen, da es an allem nöthigen Belagerungsmaterial und bald auch an Lebensmitteln gebrach.

Der früh und außergewöhnlich streng hereinbrechende Winter machte den Operationen, welche Seitens des Kurfürsten mit der Einnahme der Städte Wolgast, Wollin und Greifenhagen schlossen, ein Ende. Nur Stettin, Stralsund und Greifswald blieben noch im Besitze der Schweden.

Der Feldzug des Jahres 1676 ging ohne entscheidende Ereignisse vorüber. Schon im Januar landeten die Schweden auf der Insel Usedom, eroberten die Swinemünder Schanze und nahmen die Besatzung gefangen; dagegen scheiterte ein Versuch des schwedischen Generals Mardefeld, mit 3000 Mann die Stadt Wolgast wieder zu erobern, an der Tapferkeit der brandenburgischen Besatzung. Derfflinger und Schwerin rückten von verschiedenen Seiten der Stadt zu Hilfe, zwangen Mardefeld zum Rückzuge und warfen ihn mit großem Verluste nach Stralsund hinein.

Ein zweiter Angriff der Schweden auf Wolgast unter dem Feldmarschall Graf Königsmark wurde durch den Kurfürsten selbst abgewehrt, welcher der eng eingeschlossenen und hart bedrängten Stadt, durch ihre Lage an der Mündung der Oder von hoher Wichtigkeit, im Juli mit einem starken Corps zu Hilfe zog und Königsmark nach Stralsund zurückdrängte.

Im August eroberte der Kurfürst Anclam, dessen Besatzung nach wiederholtem Bombardement und nach mehreren abgeschlagenen Stürmen kapitulirte; ebenso fiel im October die Stadt Demmin nach tapferer Gegenwehr in die Hände der Brandenburger und die Schweden sahen sich auf den Besitz der Festungen Stettin, Greifswald, Stralsund und der Swinemünder Schanze beschränkt. Auch zur See waren die Schweden von den Dänen mit Erfolg bekämpft worden; am 11. Juli war die schwedische Flotte von der vereinigten holländisch-dänischen bei der Insel Oeland angegriffen worden und hatte schwere Verluste erlitten, und selbst der Kurfürst hatte durch einen holländischen Kaufmann, Benjamin Raule, für seine Rechnung Kaperschiffe ausrüsten lassen, welche die schwedisch-pommerschen Häfen mit Erfolg blockirten und sogar zwei kleine schwedische Kriegsschiffe, so wie viele Handelsfahrzeuge aufbrachten.

Eine Entscheidung konnte aber nur durch die Eroberung Stettins herbeigeführt werden. Dies sehr richtig erkennend, zog der Kurfürst mit einer ansehnlichen Macht noch im October vor die Stadt und schnitt durch eine kleine Flotille dieselbe auch von der Seeseite ab. Besatzung und Bürgerschaft aber waren vom ausdauerndsten Muthe erfüllt, wiesen alle Aufforderungen zur Uebergabe ab und hielten standhaft wiederholte Beschießungen der Stadt aus. Am 28. October sah sich der Kurfürst genöthigt, die Belagerung aufzuheben und seine Truppen in die Winterquartiere zu legen.

Mit dem Frühjahre 1677 wurde der Angriff auf die bisher noch niemals eroberte Stadt Stettin, welche deshalb den stolzen Namen „die Jungfrau Stettin" führte, erneuert und zwar diesmal ernstlicher.

Die schwedische Besatzung Stettins war 3000 Mann stark und wurde von dem ebenso tapferen wie umsichtigen Obersten von der Noht befehligt; die Bürgerschaft war in ihrem Herzen eifrig schwedisch gesinnt, weil sie unter der Schwedenherrschaft so mancherlei Vortheile und Privilegien genossen, welche, wie sie wohl wußte, unter des Kurfürsten Regierung der Stadt schwerlich bleiben durften; sie wetteiferte daher mit der Besatzung an Eifer und Ausdauer in der Vertheidigung. Alle Aufforderungen des Kurfürsten, welcher den Stettinern vorstellte, daß er ja doch ihr rechtmäßiger Landesherr sei, die Schweden dagegen Feinde des Reiches und

von Kaiser und Reich dazu feierlich erklärt, wurden vom Magistrat im Vertrauen auf die starken Wälle abgewiesen. Auch die lutherische Geistlichkeit soll sich viele Mühe gegeben haben, die feindselige Stimmung der Stettiner Bürger gegen den reformirten Kurfürsten immer gereizter zu machen.

So weit ging der Uebermuth der Bürger, daß sie, um den alten Marschall Derfflinger zu verhöhnen, an den Marienkirchthum eine riesige Schneiderscheere aufhingen, daß sie noch am 13. und 14. Juli unter dem Schutze der Sternschanze ein Getreidefeld abmähten und, die Brandenburger verhöhnend und verspottend, das Getreide unter deren Augen in die Stadt einfuhren.

Dem gegenüber mußte Ernst gezeigt werden. In den ersten Tagen des August war die Stadt von allen Seiten eng umschlossen, 160 grobe Geschütze bedrohten dieselbe, 200,000 Kanonenkugeln, 800 gefüllte Granaten, 10,000 Bomben und 15,000 Centner Pulver waren aus den Zeughäusern zu Berlin, Magdeburg und Cüstrin heran geschafft worden. In den Nächten vom 3. zum 4., sowie vom 6. zum 7. August wurde die Stadt bombardirt und an vielen Orten in Brand geschossen; der Muth der Belagerten blieb ungebeugt, obgleich eine der ersten Kugeln den Obersten v. d. Noht getödtet hatte.

In der Zeit bis zum December hin fanden wiederholte heftige Beschießungen der Festung statt; die Stadt glich einem Trümmerhaufen und in ganz Stettin gab es kein einziges unbeschädigtes Haus mehr; dennoch wies die Besatzung wie die Bürgerschaft alle Aufforderungen zur Uebergabe ab und erklärte, sie wollten ihrem Könige, wenn nicht die Stadt, so doch die Wälle und die Mauern derselben erhalten. Selbst die menschenfreundliche Ermahnung des Kurfürsten, die Greise, Frauen und Kinder aus der Stadt zu entfernen, wurde trotzig zurückgewiesen.

Schon wurden im Kriegsrath des Kurfürsten Stimmen laut, welche zur Aufhebung der Belagerung riethen, doch Friedrich Wilhelm erklärte, daß er sich lieber vor den Mauern Stettins begraben lassen wolle.

So wurde denn Alles zu einem Hauptsturme auf die Stadt, welchem eine abermalige Beschießung voran gehen sollte, eingeleitet. Die Noth in Stettin war indessen auf's Höchste gestiegen; von den 3000 Schweden waren kaum noch 300 am Leben, von den Bürgern waren auch bereits über 2400 umgekommen und, was den Muth der Belagerten am meisten beugte, — die Vorräthe an Schießbedarf und an Lebensmitteln waren zu Ende.

So bot denn am 12. December der schwedische General Wulfen mit Zustimmung der Bürgerschaft die Kapitulation an; in seinem Schreiben an den brandenburgischen General von Endten sagt er: „daß er bei so bewandten Umständen nach geschossener Bresche sich leider genöthigt sehe, diejenige Jungfrau, die sich so lange bewähret, in die Arme des durchlauchtigsten Anwerbers zu offeriren.“

Der Kurfürst ehrte die bewiesene Tapferkeit auch an dem besiegten Feinde und gewährte der Besatzung freien Abzug mit allen kriegerischen Ehren. Auch gegen die Abgeordneten der Bürgerschaft erwies sich der Kurfürst überaus gnädig; er bewilligte ihnen völlige Verzeihung für Alles,

was geschehen und hörte es wohlgefällig an, als sie die Hoffnung ausdrückten, daß der Kurfürst in ihrem standhaften Verharren bei Schweden eine Gewährleistung für ihre künftige Treue gegen ihn selbst erblicken werde; auch versprach der edle Fürst, der sich durch diese Milde Vieler Herzen eroberte, daß er nach Kräften zum Wiederaufbau der halb zerstörten Stadt beitragen und die niedergebrannten Kirchen ganz auf eigene Kosten wieder aufbauen lassen wolle. Erst am 27. December hielt der Kurfürst mit seiner Gemahlin seinen feierlichen Einzug in die Stadt, so lange Zeit hatte man bedurft, um die Straßen von Schutt und Trümmern zu säubern.

§. 17.

Fortsetzung. Friedensverhandlungen. Fernerer Kampf gegen Schweden. Der Frieden zu St. Germain.

Die glänzenden Erfolge, welche die kurfürstlichen Waffen erfochten, hatten den Kurfürsten zwar seinem Ziele, dem völligen Besitze von Pommern, um einen bedeutenden Schritt näher gerückt und seinen Namen in ganz Europa zu hohem Ansehen gebracht; andrerseits jedoch auch nicht verfehlt, bei vielen Staaten Neid und Besorgniß zu erregen. Vor Allem hatte man in Wien mit immer steigendem Mißtrauen der wachsenden Macht Brandenburgs zugesehen und nicht ohne Erfolg flüsterten die am Wiener Hofe herrschenden Jesuiten dem Kaiser fortgesetzt in's Ohr, wie gefährlich es für das deutsche Reich und für die heilige katholische Kirche sein müsse, wenn im Norden Deutschlands sich ein mächtiger protestantischer Staat bilde, dessen überraschend schnelle Machtentfaltung schon jetzt in bedenklicher Weise dem österreichischen Kaiserhause die Wage halte. War doch der Kaiser von dieser Besorgniß bereits so erfüllt, daß er die Worte aussprach: „er habe kein Wohlgefallen daran, daß unter dem Kurfürsten sich am baltischen Meere ein Königreich der Vandalen erhebe."

Daher kam denn auch die geringe Unterstützung, welche Friedrich Wilhelm trotz des abgeschlossenen Bündnisses mit Oesterreich bei diesem fand. Vergeblich stellte der Kurfürst in Wien wiederholt vor, daß er und sein Haus allein ein wirkliches Anrecht auf den Besitz Pommerns habe, daß Schweden sein Besitzrecht nur auf das Recht der Eroberung stützen könne und daß dieses Recht durch den unerhörten Friedensbruch der Schweden als erloschen angesehen werden müsse, ferner daß ja auch der Kurfürst jetzt Pommern erobert habe und sich also neben dem aus dem Vertrage mit Herzog Bogislav XIV. hergeleiteten, ebenfalls auf das Recht der Eroberung berufen könne; endlich, daß ja die Erklärung Schwedens zum Reichsfeinde es ausdrücklich anerkenne, daß Schweden den Besitz des Landes verwirkt habe. Vergeblich, man wollte in Wien keine Vergrößerung Brandenburgs, hielt den Kurfürsten mit ausweichenden Antworten hin und traf in der Stille alle Anstalten, mit Frankreich und Schweden ohne den Kurfürsten von Brandenburg Frieden zu schließen. In der That eröffnete der Wiener Hof mit Frankreich Friedensverhandlungen und nahm es als eine Anmaßung des Kurfürsten auf, als dieser erklärte, daß er bei dem abzuschließenden

Frieden als selbständiger Fürst mitsprechen und sich nicht dem fügen wolle, was Oesterreich und Frankreich zu beschließen für gut fänden. Auch bei den anderen kleinen deutschen Staaten fand Friedrich Wilhelm nur Gegner, die seine immer steigende Macht mit Neid und Besorgniß erfüllte und die sich gern mit dem Kaiser verbanden, um Brandenburg nicht zu mächtig werden zu lassen. Am treulosesten verfuhr die Republik Holland, für welche der Kurfürst so bereitwillig das Schwert gezogen und noch kürzlich, im Frühjahr 1678, trotz des eignen Krieges mit Schweden, eine Armee von 18,000 Mann zu Hilfe gesendet hatte, gegen ihn.

Im Haag war schon seit längerer Zeit nur die Partei des Prinzen von Oranien noch für die Fortsetzung des Krieges; die republikanische Partei wünschte den Frieden herbei, um das Ansehen des Prinzen zu schwächen; und sie wurde von gar Vielen unterstützt, welche nur im Abschluß eines günstigen Friedens die Möglichkeit erblickten, den zu Grunde gerichteten Handel wieder zu beleben.

So kam denn im August 1678 zwischen Holland und Frankreich ein Friedensvertrag zu Stande, in welchem trotz des lebhaften Widerspruchs des Prinzen von Oranien der Kurfürst völlig von seinem undankbaren Bundesgenossen im Stiche gelassen wurde. In diesem Frieden erhielten die Niederlande Alles zurück, was Ludwig XIV. ihnen geraubt hatte; was aber das Traurigste war, Frankreich hatte es zu einer der Hauptbedingungen des Friedensvertrages gemacht, daß sein Verbündeter, der König von Schweden, völlige Entschädigung für Alles, was er im Kriege verloren, erhalten solle. Der Frieden, welchem sich auch England anschloß, war somit völlig auf Kosten des Kurfürsten abgeschlossen worden; auch schrieb Friedrich Wilhelm den Generalstaaten einen höchst erbitterten Brief, in welchem er ihnen mit scharfen Worten ihre Undankbarkeit und Treulosigkeit vorwarf.

Von allen Bundesgenossen verlassen und verrathen, — nur das kleine Dänemark hielt treu bei ihm aus, — versuchte nun auch Friedrich Wilhelm möglichst günstige Friedensbedingungen für sich zu erlangen und sich, wenn nicht das ganze, so doch wenigstens den größten Theil von Pommern zu sichern. Vergeblich! überall stieß der Kurfürst auf Widerstand; Frankreich beharrte bei der einmal ausgesprochenen Forderung, daß Schweden Alles wieder erhalten müsse, was es verloren, und nicht einmal den Besitz von Stettin, was doch mit so vielen Opfern erobert worden, wollte man dem Kurfürsten zugestehen. Da aber ließ der erzürnte Friedrich Wilhelm erklären, „lieber wolle er Alles auf's Spiel setzen, als Stettin herausgeben", und da Schweden und Frankreich ebenso hartnäckig bei ihrer Weigerung verharrten, so zerschlugen sich die Friedensverhandlungen und abermals sollte das Schwert die Entscheidung bringen.

Nach dem Falle Stettins, am Schlusse des Jahres 1677, besaßen die Schweden von Pommern nur noch die Städte Stralsund und Greifswald, sowie die Insel Rügen, welche sie im Januar 1678 von den Dänen zurückerobert hatten. Sie aus beiden zu vertreiben, war der nächste Plan des Kurfürsten, und da Stralsund sehr fest und wegen seiner Lage am Meere, Rügen gegenüber, nur dann mit Aussicht auf Erfolg angegriffen werden konnte, wenn man sich zuvor zum Herrn der Insel Rügen gemacht hatte, so wurde zunächst der Angriff auf Rügen beschlossen.

Der Kurfürst vereinigte daher seine, während der nutzlosen Friedensverhandlungen auf's Neue ergänzte und ausgerüstete Armee im August 1678 bei Wolgast, woselbst er auch eine aus 350 kleinen Fahrzeugen und 8 von den Holländern gekauften größeren Schiffen bestehende Flotte gesammelt hatte. Am 11. und 12. September wurden die brandenburgischen Truppen eingeschifft und landeten am 13. September an der Südküste der Insel in der Nähe von Putbus, während gleichzeitig die Dänen sich im Norden Rügens festsetzten. Dem ungestümen Andringen der Brandenburger unter Derfflinger und Schöning konnte das starke Kanonenfeuer der Schweden und die Tapferkeit des schwedischen Grafen Königsmark nur kurze Zeit Widerstand leisten; die brandenburgischen Truppen sprangen in der Nähe der Küste aus den Fahrzeugen, erreichten, bis an den Hals im Wasser watend, das feste Land und stürmten mit Begeisterung die von den Schweden besetzten Anhöhen. Als auch Reiterei glücklich gelandet war, war der Sieg rasch und vollständig entschieden; mit genauer Noth erreichten die Schweden Stralsund; auch die beiden Fährschanzen wurden in wenigen Tagen erobert und bereits am 16. September befand sich die ganze Insel im Besitze des Kurfürsten.

Nun konnte Friedrich Wilhelm mit Ernst an die Eroberung Stralsunds denken, jener stolzen Feste, welche gerade vor 50 Jahren der größte Feldherr seiner Zeit, der unüberwindliche Wallenstein, geschworen hatte zu erobern und wenn sie mit Ketten am Himmel befestigt sei. Auch diesmal wieder schien die Stadt und Besatzung, jener heldenmüthigen Vertheidigung eingedenk, fest entschlossen, dem Kurfürsten hartnäckigen Widerstand zu leisten und wies wiederholte Aufforderungen desselben trotzig zurück; über 3000 bewaffnete Bürger schlossen sich der 2200 Mann starken schwedischen Besatzung an.

Als aber der Kurfürst am 16. October die Stadt mit 150 schweren Geschützen beschießen ließ, als dieses Bombardement in kurzen Unterbrechungen die ganze Nacht und den 17. fortdauerte und wiederholt Feuersbrünste ausbrachen, da war der trotzige Sinn bald gebrochen und noch an demselben Tage kapitulirte die für unüberwindlich gehaltene Festung. In wenigen Tagen hatte der Kurfürst erreicht, was Wallenstein trotz der ungeheuersten Anstrengungen im Laufe von Monaten nicht gelungen war. Schon am 7. November ergab sich, von dem raschen Falle Stralsunds erschreckt, auch die Stadt Greifswald; die schwedischen Besatzungen beider Städte erhielten freien Abzug zur See und somit war Friedrich Wilhelm durch die Gewalt seiner Waffen alleiniger Herr von ganz Pommern.

Des Kurfürsten scheinbar so glänzende äußere Lage war aber in Wirklichkeit trübe genug. Vergeblich setzte er die Verhandlungen mit Ludwig XIV. fort und suchte denselben durch die Vorstellung, daß das Bündniß mit Schweden ihm, dem Könige, doch eigentlich gar keinen Vortheil gebracht, sondern nur Geld gekostet habe, daß des Kurfürsten Krieg mit Schweden ein gerechter sei u. s. w., zu günstigeren Bedingungen zu bewegen.

Schon setzten sich französische Heere in Bewegung, um die westlichen Besitzungen des Kurfürsten anzugreifen und ihn in seiner Siegeslaufbahn gegen die Schweden aufzuhalten.

Eine ebenso große Gefahr aber bedrohte den Kurfürsten von Norden her.

Ludwig XIV. hatte es nicht aus den Augen verloren, daß ein Angriff von Seiten Polens oder Schwedens auf das Herzogthum Preußen am meisten geeignet sei, des Kurfürsten kriegerische Thätigkeit von Pommern abzuziehen; denn Preußen war fast gänzlich wehrlos und wurde nur von 3000 Mann höchst unzuverlässiger und mangelhaft bewaffneter Landmiliz vertheidigt; außerdem herrschte auch noch ein so wenig patriotischer Sinn im Lande, daß noch vor Kurzem die preußischen Stände erklärt hatten, ein Krieg des Kurfürsten von Brandenburg mit den Schweden gehe sie eigentlich gar nichts an. Die Herren sollten bald genug merken, wie nahe sie ein solcher Krieg berühren könne.

Polen unter seinem tapferen Könige Johann Sobiesky war in der That nicht abgeneigt zu einem Einfalle, welcher möglicherweise zu dem Wiederbesitz Preußens führen konnte; noch ehe aber zu diesem Zwecke Rüstungen stattfanden, hatte der Kurfürst in Pommern so überraschend schnelle Erfolge erfochten, daß die Polen sich wohl hüteten, die sieggewohnte Armee desselben, welche nun in Pommern zum größten Theile entbehrt werden konnte, auf sich zu ziehen.

Schweden, durch die unaufhörlichen Bemühungen Ludwig's XIV. angespornt, rüstete wirklich in Schwedisch-Liefland zu einem Einfalle in Preußen; schon im Jahre 1677 sollte der schwedische General Horn von Liefland aus durch Preußen und Pommern dem belagerten Stettin zu Hilfe ziehen; doch wurde die Zeit versäumt und erst im Anfang November 1678 überschritt ein schwedisches Heer von 16,000 Mann unter Horn die preußische Grenze; auch diesmal, wie es der Feldmarschall Wrangel vor drei Jahren in Pommern gethan, erklärend, daß sie nicht als Feinde gekommen seien.

Der Marsch der Schweden wurde Anfangs durch die von der Landmiliz besetzten Uebergänge über den Memel-Fluß, so wie durch Abschneiden der Zufuhr Seitens eines polnischen Heeres unter dem Krongroßfeldherrn Pac, sehr aufgehalten und erst in den reicheren Gegenden von Tilsit und Ragnit fand dasselbe genügende Subsistenzmittel; doch lichteten ansteckende Krankheiten schon jetzt die Reihen der Schweden in bedenklicher Weise.

Das Benehmen der Preußen bei diesem Einbruche der Schweden kann nur als höchst unpatriotisch bezeichnet werden; nicht allein, daß Offiziere und Soldaten der preußischen Miliz in großer Zahl zu den Schweden übergingen, daß die zahlreichen Gegner des Kurfürsten laut frohlockten, von der verhaßten brandenburgischen Herrschaft wieder erlöst zu werden, sondern die Stadt Königsberg schrieb sogar an den schwedischen Feldmarschall und forderte ihn zu einem Angriffe auf Königsberg auf, ihm verrätherischer Weise die schwächsten Stellen der Stadt bezeichnend. Die preußischen Stände aber faßten den Beschluß, den König von Polen um Beistand gegen Schweden zu bitten, wohl auch in der Meinung, daß sie auf diesem Wege am sichersten wieder unter die polnische Herrschaft zurückgelangen und ihre kostbaren und so schmerzlich bedauerten Rechte und Freiheiten wieder erhalten würden. Der Kurfürst indessen wünschte eine Einmischung Polens in den Streit weder als Feind noch als Freund, ver-

bot den Ständen die Ausführung ihres Beschlusses und ermahnte sie zur Geduld.

Gleich bei der ersten Nachricht von dem Einfall der Schweden, welche der Kurfürst in dem so eben eroberten Greifswald erhielt, hatte derselbe den General Görtzke mit 3000 Mann in Eilmärschen nach Preußen entsendet, um Königsberg gegen die Schweden zu decken und so viel als möglich neue Regimenter in Preußen auszuheben. Görtzke hatte auch wirklich Königsberg erreicht, ehe der schwedische Feldmarschall sich zu einem Angriffe auf die Stadt entschlossen hatte, und wenn auch seine Streitkräfte zu gering waren, um gegen die Schweden etwas Ernstliches zu unternehmen, so reichten sie doch zum Schutze der Hauptstadt aus, — übrigens sollte er nicht lange ohne Verstärkung bleiben.

Zwar war die Lage der Sache ernsthaft und bedenklich genug. Die Franzosen waren in Cleve eingebrochen, die Armee des Kurfürsten war von den vorangegangenen Feldzügen erschöpft und der Ruhe bedürftig und dabei schien ein ungewöhnlich strenger Winter vor der Thüre zu sein, der Kurfürst selbst aber litt, wie seit mehreren Jahren, häufig an der Gicht. Alles dies konnte indessen den Muth Friedrich Wilhelm's nicht beugen; Cleve mußte er vorläufig seinem Schicksal überlassen und alle übrigen Hindernisse glaubte er bei dem großen Vertrauen, welches er mit Recht in seine Armee zu setzen gelernt hatte, leicht überwinden zu können. Und dies Vertrauen täuschte ihn auch diesmal wieder nicht.

Während alle Welt glaubte, der Kurfürst werde bei der strengen Kälte und seiner Kränklichkeit in diesem Winter nichts mehr gegen die Schweden unternehmen, sammelte sich in aller Stille ein Heer von 5500 Reitern und 3500 Mann auserwählter Infanterie in Hinterpommern und erreichte schon im Anfange Januar die Stadt Marienwerder, woselbst zwei Rasttage gehalten wurden und auch der Kurfürst selbst am 20. Januar 1679 eintraf. Niemand hatte geglaubt, daß der von Gichtleiden gequälte Fürst die Absicht habe, den Feldzug selbst mitzumachen, um so größer war die Ueberraschung der Armee, ihren geliebten Fürsten bei sich zu sehen. Der Geist in der Armee war ein so vortrefflicher, daß die Truppen nicht allein die 6—7 Meilen starken Märsche bei tiefem Schnee und großer Kälte mit Freudigkeit zurücklegten, sondern einzelne Regimenter sogar das Verlangen aussprachen, Tag und Nacht zu marschiren, um nur eher an die verhaßten Schweden zu kommen.

Den Schweden kam die Nachricht von der Annäherung des Kurfürsten höchst unerwartet; sie hatten gehofft, ihre Winterquartiere in dem reichen Ermland nehmen zu können und der Schrecken, welcher sich an den Namen Friedrich Wilhelm's knüpfte, war groß genug, um durch die bloße Kunde von seinem Erscheinen sie zu einem höchst eiligen und ordnungslosen Rückzuge zu bewegen. General Görtzke verfolgte sie auf demselben mit 4000 Reitern und 1000 beritten gemachten Infanteristen und brachte ihnen manchen schweren Verlust bei; der Kurfürst aber, als er die Kunde von dem Zurückweichen der Schweden in Marienwerder erhielt, sendete Görtzke noch 3000 Reiter zu Hilfe und befahl ihm, die Schweden wo möglich auf ihrem Rückzuge aufzuhalten; er selbst wolle so rasch als möglich mit der Armee nachkommen und hoffe sie in einer Schlacht zu vernichten.

Zu diesem raschen Nachkommen wurden in der That die erstaunlichsten Anstrengungen gemacht. Der Kurfürst wußte die Behörden zu rastlosem Eifer anzuspornen; in wenigen Tagen wurden 1200 Schlitten mit der nöthigen Bespannung, große Vorräthe an Mehl, Brot, Branntwein, Bier, Fleisch u. s. w. beschafft, und schon am 16. Januar sehen wir die Armee des Kurfürsten in einem 7 Meilen langen Zuge zu Schlitten mit klingendem Spiele über das fest zugefrorne frische Haff nach Königsberg eilen.

Am 17. Januar wurde die gewiß einzig in ihrer Art dastehende Schlittenpartie fortgesetzt und auch das kurische Haff überschritten. Einen seltsamen Anblick mag es gewährt haben, als hier beim Erscheinen des Kurfürsten unter den Truppen, jede Waffengattung, eine Linie bildend, sich in Parade aufstellte und dem Kurfürsten, das Fußvolk auf den Schlitten sitzen bleibend, die militärischen Honneurs erwies.

Am 19. wurde auf dieser Fahrt die Mündung des Gilge-Flusses erreicht, am 20. bei furchtbarer Kälte auf dem Eise des Flußbettes bis Kukkernes marschirt und nun erst gerastet. Schon unterwegs hatte der Kurfürst wiederholt Nachrichten von dem fortgesetzten Rückzuge der Schweden und den dabei erlittenen großen Verlusten erhalten; hier in Kukkernes brachte ihm der Oberst Henning v. Treffenfeld, dessen wir uns noch von Fehrbellin her erinnern, die Trophäen eines von ihm mit 1000 Reitern über eine dreifache Zahl schwedischer Cavallerie erfochtenen glänzenden Sieges. Der Kurfürst ernannte ihn auf der Stelle dafür zum Generalmajor, befahl ihm aber, sofort zu seiner Truppe zurückzukehren, welche er ohne Erlaubniß verlassen hatte. In Folge dieses Sieges hatte General Horn noch in derselben Nacht die Stadt Tilsit verlassen und sogar die dort angelegten schwedischen Magazine fielen den verfolgenden Brandenburgern in die Hände.

Der Kurfürst, dessen Armee begreiflicher Weise bei den rastlosen Märschen, der grimmigen Kälte und bei mangelhafter Verpflegung in den unwirthbaren und öden Gegenden jenes Landstrichs ebenfalls so manche Verluste zu beklagen hatte, wendete sich nunmehr gegen Heidekrug, um hier den von Görtzke und Treffenfeld eifrig verfolgten Schweden den Weg zu verlegen und sie gänzlich zu vernichten.

Horn erhielt indessen rechtzeitig Kunde von dem Empfange, welchen ihm der Kurfürst in Heidekrug bereitet habe, und bog, nachdem er Alles, was seiner Armee auf dem eiligen Rückzuge hinderlich sein konnte, durch Feuer vernichtet hatte, rechts aus, um durch das gänzlich unwirthbare und ihm feindlich gesinnte Samogitien hindurch Liefland zu erreichen. Die Leiden und Schrecknisse, welche bei diesem Rückzuge über die Schweden hereinbrachen, müssen über alle Beschreibung furchtbar gewesen sein; Gefangene sagten aus, daß von der ganzen schwedischen Armee nur noch höchstens 2—3000 Mann dienstfähig seien, seit zwei Tagen habe die Armee kein Brot gehabt und trotz der furchtbaren Kälte bereits fünf Nächte auf freiem Felde zugebracht. In der That zeigten gefrorene Leichen in großer Zahl und Trümmer von Heergeräth aller Art den verfolgenden Brandenburgern den Weg besser wie Wegweiser.

Am 28. Januar erreichte der Generalmajor v. Schöning, welcher wegen der gänzlichen Erschöpfung der Treffenfeld'schen und Görtzke'schen

Reiterei mit 1000 Reitern und 500 Dragonern die weitere Verfolgung übernommen hatte, noch einmal die Schweden in einer vortheilhaften Stellung. Mit dem Muthe der Verzweiflung setzten sie sich zur Gegenwehr, auf keiner Seite wurde Pardon gegeben; doch abermals wurden sie in die Flucht geschlagen und verloren an 2000 Mann und 5 Kanonen.

Unaufhaltsam setzte Schöning die Verfolgung fort und erst 8 Meilen von Riga, dessen Commandant bereits die Vorstädte abbrennen ließ, weil er eine Belagerung fürchtete, mußte der eigenen Erschöpfung halber von der ferneren Verfolgung abgestanden werden. Der Kurfürst hatte die Hauptarmee, welche ebenfalls viel gelitten hatte und dringend der Erholung bedürftig war, schon am 23. Februar nach Kukkernes zurückgeführt und sie in die umliegenden Dörfer vertheilt. Von hier aus schrieb der fromme Fürst:

> „Ich habe billig dem Höchsten zu danken, daß durch seinen Beistand der Feind, ungeachtet er sich ausgeruht und in guten Quartieren gestanden, dagegen meine Leute innerhalb 14 Tagen bei 100 Meilen in dieser Jahreszeit marschirt, innerhalb zwei Tagen, wo ich ihn nur mit der Cavallerie erreichen konnte, ruinirt und aus dem Lande gejagt worden."

Und in der That, von den 16,000 Mann schwedischer Truppen, mit welchen Horn in Preußen eingerückt war, brachte er nach kaum drei Monaten nur etwa 1500 Mann zurück.

Leider sollte alle Tapferkeit des Kurfürsten und seiner Brandenburger nicht im Stande sein, das, was ihr starker Arm den Schweden mit dem Schwerte genommen und was Friedrich Wilhelm mit Recht als sein Eigenthum betrachtete, der Uebermacht der Feinde, dem Verrath, so wie dem Neid und der Mißgunst der anderen Fürsten gegenüber dauernd zu behaupten.

Vergebens waren alle Bemühungen des Kurfürsten, von Ludwig XIV. bessere Friedensbedingungen zu erhalten. Die französischen Diplomaten erklärten, die Ehre ihres Königs erfordere es, daß dem Könige von Schweden das gegebene Wort gehalten und Alles wieder zurückgegeben werde, was ihm während des Krieges abgenommen worden sei. Sie drohten dem Kurfürsten, daß die französischen Heere bis Berlin vordringen und ihm noch härtere Friedensbedingungen auferlegen würden; und wirklich überschritt bereits ein französisches Corps von 8000 Mann im März 1679 den Rhein, und übte Erpressungen und Gewaltthätigkeiten aller Art aus.

Alle Vorschläge des Kurfürsten, selbst der angebotene Austausch von Cleve gegen Pommern, konnte den Sinn des französischen Königs nicht beugen, und, verlassen von allen seinen Bundesgenossen, sah sich der Kurfürst mit tiefem Schmerze genöthigt, der Gewalt der Umstände zu weichen. Zwar war er eine Zeit lang entschlossen, mit Dänemark allein verbündet, den Kampf gegen das mächtige Frankreich aufzunehmen, und als auch König Christian im Hinblick auf die große Gefahr schwankend wurde, wollte der kühne Kurfürst ganz allein gegen Frankreich kämpfen und siegen oder untergehen; zum Glücke für ihn und das Land wußten aber seine besonnenen Räthe, das unvermeidlich unglückliche Ende eines so ungleichen Kampfes voraussehend, einen solchen Entschluß zu hintertreiben. Von dem

tiefen Schmerze, welchen der Kurfürst darüber empfand, daß so viel Opfer vergeblich gebracht, so viel Blut unnütz geflossen, geben die von ihm zu dieser Zeit geäußerten Worte:

> „Nicht der König von Frankreich zwingt mich zum Frieden, sondern der Kaiser des Reichs, meine nächsten Anverwandten und Alliirten; sie werden es einmal bereuen, sie werden gewiß einmal so viel verlieren, als ich jetzt verliere",

ein beredtes Zeugniß.

Als aber endlich auch Polen begann, gegen Friedrich Wilhelm zu rüsten, und sogar mehrere deutsche Fürsten mit Frankreich zu unterhandeln anfingen, um den Angriff dieser Macht auf Brandenburg zu unterstützen, da mußte der Kurfürst nachgeben, wenn er nicht Alles auf's Spiel setzen wollte. Am 29. Juni 1679 wurden zu St. Germain en Laye zwischen Frankreich und Schweden einerseits und Brandenburg andererseits Friedensverträge abgeschlossen. Friedrich Wilhelm gab mit Ausnahme eines kleinen Landstriches auf der rechten Oderseite Alles wieder an Schweden zurück, was er während des Krieges erobert, die Franzosen räumten Cleve und verpflichteten sich, innerhalb zwei Jahren an Brandenburg 300,000 Kronen zu zahlen; auch Schweden mußte auf die Seezölle fortan verzichten.

Wohl mag der 2. Juli ein bitterer Tag für den großen Kurfürsten gewesen sein, als er in Berlin die Friedensunterhandlungen unterschrieb. Unentschlossen legte er wiederholt die Feder fort und wünschte nie schreiben gelernt zu haben; er vollzog die Namensunterschrift endlich mit den Worten Virgils:

> „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor." *)

Die Zukunft zeigte nach noch nicht 100 Jahren das Prophetische dieser Worte des Kurfürsten.

Und dennoch, wenn auch der äußere Erfolg der jahrelangen Kämpfe des Kurfürsten ein kaum nennenswerther war und in furchtbarem Mißverhältniß zu den schweren Opfern stand, welche der Kampf gefordert; einen großen Gewinn hatte doch das Vaterland davon. Es war die erhöhte Achtung und Anerkennung, welche dem neuen Staate überall gezollt wurde, es war vor allen Dingen das siegreiche Vertrauen auf die demselben innewohnende Kraft, welches sich Brandenburg erkämpft hatte. Eine junge politische Macht, welche aus solchen Kämpfen neu gestählt hervorgehen konnte, mußte eine große Zukunft haben; es war die Hoffnung auf diese große Zukunft seines Landes und seines Volkes, welche Friedrich Wilhelm als Kampfpreis errungen hatte.

§. 18.

Fernere Regierungszeit des großen Kurfürsten.

Des großen Kurfürsten fernere Regierungsjahre boten zwar von nun an nicht mehr das Bild entscheidender Kriege und Kämpfe, wie sie der junge brandenburgisch-preußische Staat um seine Existenz bisher zu führen

---

*) Aus meinen Gebeinen wird ein Rächer erstehen.

genöthigt war; nichtsdestoweniger waren auch sie reich an wichtigen äußeren Begebenheiten. Der Kurfürst hatte sein Land, wenn auch äußerlich nicht wesentlich vergrößert, doch allmählich zu so bedeutendem Ansehen erhoben, daß fortan jedes bedeutungsvolle Ereigniß in Deutschland und selbst in Europa nicht mehr spurlos an Brandenburg vorübergehen konnte; war auch die Zeit noch fern, wo Brandenburg-Preußen sich selbst in die Reihe der europäischen Großmächte einführte, so war doch schon zu jener Zeit des Kurfürsten von Brandenburg Stimme im Rath, sowie seine vortreffliche sieggewohnte Armee bei allen Welthändeln von hoher Bedeutung. In wie großem Ansehen des Kurfürsten Name selbst bei Völkerschaften ferner Welttheile stand, davon geben zwei Gesandtschaften ein beredtes Zeugniß, welche um diese Zeit in Berlin eintrafen und die Neugier und Schaulust der Berliner in hohem Grade reizten.

Zunächst erschien im Sommer 1679 nach dem Friedensschlusse eine sehr glänzende Gesandtschaft des moskovitischen Czaren Feodor Alexiewicz, welcher dem Kurfürsten in einem eigenhändigen Schreiben Versicherungen seiner Hochachtung und Zuneigung gab und kostbare und seltene Geschenke überreichen ließ. Es versteht sich von selbst, daß der Kurfürst, welcher niemals sparte, wo seine äußere Würde erheischte, glänzend zu erscheinen, diese halbwilde Gesandtschaft mit prächtigen Festen ehrte und reich beschenkt entließ.

Im Winter 1679 traf sogar eine Gesandtschaft aus der Tatarei, von dem Chan Murad Kiera abgesendet, in Berlin ein, welche indessen durch ihr armseliges Auftreten mehr die Lachlust als die Bewunderung der Berliner erregte und dem Kurfürsten nur ein mageres tatarisches Pferd und ein Paar Pistolen zum Geschenk brachte. Auch diese Gesandten indessen wurden mit gleicher Pracht und Freigebigkeit aufgenommen, wie jene.

Konnten solche Freundschaftsversicherungen von Seiten weit entfernter und halb barbarischer Völker auch dem Kurfürsten keinen reellen Nutzen gewähren, so gaben sie doch ein Zeugniß davon, daß der Ruhm Friedrich Wilhelm's bereits weit in fremde Erdtheile gedrungen war.

Desto isolirter war nach dem Friedensschlusse zu St. Germain die politische Lage des Kurfürsten in Europa selbst. Von allen seinen früheren Bundesgenossen verlassen, konnte Friedrich Wilhelm den Groll darüber, daß jeder derselben ohne Rücksicht auf ihn, der doch im Kriege das Meiste gethan, mit dem Reichsfeinde seinen Frieden gemacht hatte, nicht verwinden und nicht vergessen, daß er allein trotz aller seiner glänzenden Siege gezwungen worden war, mit den größten Opfern den Frieden zu erkaufen.

Und dieses deutsche Reich selbst, für dessen Interesse er so bereitwillig das Schwert gezogen, wie schmählich hatte es ihn verrathen und im Stiche gelassen; wahrlich, man kann es dem Kurfürsten nicht verargen, wenn sein Herz mit Bitterkeit erfüllt war und er fortan keine Neigung mehr zeigte, für das Reich fernerhin Opfer zu bringen. Die Gereiztheit des Kurfürsten gegen das Haus Oesterreich hatte indessen noch einen anderen Grund.

Wir erinnern uns aus dem 30jährigen Kriege, daß schon der Kurfürst George Wilhelm vergeblich seine unzweifelhaften Ansprüche auf das Herzogthum Jägerndorf, welches zufolge der geschlossenen Erbverbrüderung nach dem Tode des tapferen Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf

an Brandenburg fallen mußte, beim Kaiser geltend gemacht hatte. Dieser hatte in schreiender Rechtsverletzung einen seiner Günstlinge, den Fürsten Carl v. Lichtenstein mit Jägerndorf belehnt und somit einen offenen Raub an Brandenburg begangen; auch die wiederholten Reklamationen Seitens Friedrich Wilhelm's hatten keinen anderen Erfolg gehabt, als daß man ihn in Wien mit der Aussicht auf einen anderweitig zu schließenden Vertrag vertröstet hatte. Gegenwärtig traten nun Ereignisse ein, welche den Kurfürsten bewogen, von Neuem seine Forderungen gegen das Kaiserhaus geltend zu machen.

Wir erinnern uns, daß im Jahre 1537 zwischen dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg und dem Herzoge Friedrich II. von Liegnitz, Brieg und Wohlau ebenfalls ein Erbverbrüderungsvertrag geschlossen war. Als um 1675, gerade zu der Zeit, wo der Kurfürst mit der Vertreibung der Schweden aus Pommern beschäftigt war, der letzte Herzog von Liegnitz ohne männliche Erben starb, mußte das Land nach unzweifelhaftem Rechte an Brandenburg fallen; auch diesmal wurde aber das Recht vom Kaiser mit Füßen getreten und die Herzogthümer als erledigtes Reichslehen eingezogen. Erst nach dem Frieden, 1679, konnte Friedrich Wilhelm daran denken, sein klares Recht auf diese Länder, wie auf das Herzogthum Jägerndorf beim Wiener Hofe geltend zu machen und die Herausgabe der Herzogthümer zu fordern; seine Forderungen wurden indessen mit großem Befremden aufgenommen, als unstatthaft zurückgewiesen und endlich klar und deutlich zu verstehen gegeben, daß der Kaiser nicht gesonnen sei, eine protestantische Macht in Schlesien sich festsetzen zu lassen. Ebenso fuhr man von Wien aus ungescheut fort, entgegen den ausdrücklichen Bestimmungen des westphälischen Friedens, die Protestanten in Schlesien zu ängstigen und zu drücken, um ganz Schlesien wieder in den Schooß der römischen Kirche zurückzuführen.

Daß eine solche Behandlung Seitens des Kaisers den Kurfürsten nicht geneigt machen konnte, bei der nunmehr über das deutsche Reich hereinbrechenden Gefahr thätige Hilfe zu leisten, ist sehr begreiflich; wer stets Undank und Verrath erntet, wird es endlich müde, stets von Neuem Opfer zu bringen, und muß zuletzt nothwendiger Weise nur an das eigene Wohl denken.

Wer daher die Handlungsweise des großen Kurfürsten bei den folgenden Ereignissen richtig beurtheilen will, der muß sich das Vorangeschickte recht deutlich und klar vergegenwärtigen.

Die durch die Ungerechtigkeit und Selbstsucht des Kaisers herbeigeführte Uneinigkeit zwischen Wien und Brandenburg sollte indessen für das Reich selbst die traurigsten Früchte tragen; der gewissenlose und schlaue Ludwig XIV. von Frankreich wußte dieselbe vortrefflich zu seinem Vortheile auszubeuten.

Frankreich hatte im westphälischen Friedensschlusse die Abtretung der lothringischen Bisthümer Metz, Toul, Verdun, sowie der Landschaft Elsaß mit Ausnahme der darin liegenden freien Reichsstädte und der Besitzungen der Reichsritterschaft durchzusetzen gewußt. In wahrhaft rabulistischer Weise begann nunmehr König Ludwig XIV., durch seinen Kriegsminister

Louvois und einen Parlamentsrath Ravaux auf diese unerhörte Idee gebracht, den Grundsatz aufzustellen, daß in dieser Abtretung auch selbstredend alle diejenigen Landestheile und Gebiete einbegriffen sein müßten, welche zu irgend einer Zeit einmal, wenn auch nur vorübergehend, mit einem der genannten deutschen Länder verknüpft gewesen seien. In Metz, Breisach und Besançon wurden besondere Gerichtshöfe errichtet, unter dem Namen „Reunionskammern“ berüchtigt geworden, welche alle desfallsigen Ansprüche zu prüfen hatten und deren Thätigkeit nur ein elendes Gaukelspiel war, um doch einigermaßen den Schein des Rechtes zu wahren. Zu jeder anderen Zeit würde dieser Gewaltschritt Ludwig's XIV., so uneinig und zerrissen das deutsche Reich auch von jeher gewesen war, doch nicht die geringste Aussicht auf Erfolg gehabt haben; der schlaue Ludwig aber verstand sehr wohl seine Zeit zu wählen, wußte er ja doch den Kaiser und das Reich seiner besten Stütze, Friedrich Wilhelm's von Brandenburg, beraubt und nicht umsonst hatte er den Aufstand der Ungarn unter Tökely nach Kräften gefördert, und durch den Anschluß der Ungarn an die Türken auch diese zum Kriege gegen Oesterreich bewogen. Das Reich also wußte Ludwig so gut wie wehrlos und zögerte daher auch nicht, während noch deutsche und französische Diplomaten zu Frankfurt über die erhobenen Ansprüche verhandelten und ihre Zeit mit nutzlosen Streitigkeiten über allerlei Titel und Ceremonien vergeudeten, im September 1681 sich mit Gewalt und List der freien Reichsstadt Straßburg zu bemächtigen.

Ein Schrei der Entrüstung über diesen unerhörten Gewaltakt ging zwar durch alle Gauen des deutschen Reiches und einige kleine Reichsstände schlossen sogar schon im folgenden Jahre ein Bündniß zur Abwehr einer ähnlichen Gefahr; aber der Raub blieb ungerächt, das Reich in seiner Ohnmacht sah ruhig zu und noch heute wehen zur Schande des damaligen Deutschlands französische Fahnen auf der uralten deutschen Reichsstadt, der Hauptpforte des Rheinstromes.

Der immer drohender werdenden Gefahr von Seiten Frankreichs traten indessen, hauptsächlich auf den Antrieb des Prinzen Wilhelm von Oranien, späterhin Königs von England, zunächst Holland und Schweden und bald darauf, 1683, auch Spanien und der Kaiser Leopold zu einem großen gegen Frankreich gerichteten Bündnisse zusammen, unter dem Namen: „die große Allianz“ bekannt geworden.

Auch Friedrich Wilhelm wurde vom Kaiser Leopold dringend aufgefordert, diesem Bündnisse beizutreten; brauchte ja doch der Kaiser jetzt dringender wie je Brandenburgs kräftige Hilfe gegen die Türken. Er lehnte indessen dieses Bündniß ab, offen erklärend, daß er zu bittere Erfahrungen in dieser unzuverlässigen Bundesgenossenschaft gemacht habe; im Gegentheil verbündete er sich vielmehr auf's Neue eng mit Dänemark, näherte sich auch den Franzosen freundlich und schloß endlich sogar 1682 ein Bündniß mit Frankreich, welches die Herstellung des Friedens zwischen diesem und dem Reiche zum Zwecke hatte.

Indessen näherten sich 140,000 Türken den Grenzen der österreichischen Erblande und schlossen schon im Juli 1683 das vom Grafen Starhemberg mit geringer Macht vertheidigte Wien ein. Die Gefahr, daß diese alte schöne Kaiserstadt in die Hände der Barbaren fallen werde, wurde täglich

größer und so zögerte Friedrich Wilhelm nicht, die vom Kaiser dringend geforderte Hilfe willig zu versprechen. Zugleich aber stellte er dem Kaiser sehr ernst vor, wie man in Schlesien die Protestanten mit vieler Härte verfolge und wie die fanatischen katholischen Geistlichen sogar die unchristlichen Worte geäußert hätten:

> „es wäre besser, daß Ungarn den Türken überlassen bleibe und daß der Kaiser mit dem Bettelstabe aus dem Lande gehe, als daß ein einziger Protestant in den österreichischen Erbländern geduldet werde."

Uebrigens versprach Friedrich Wilhelm, mit 18,000 Mann dem bedrängten Wien zu Hilfe zu eilen, wenn man das gewaltthätige Verfahren gegen die Protestanten in Schlesien einstellen und ihm den Oberbefehl über das gesammte, gegen die Türken bestimmte Heer übertragen wolle.

Schon war der Wiener Hof bei der immer wachsenden Gefahr Wiens im Begriff, auf die Bedingungen des Kurfürsten einzugehen, da wurde, wie man sagt, durch französische Einflüsterung, in der Umgebung des Kaisers die Befürchtung rege gemacht, daß Friedrich Wilhelm die bereits an der schlesischen Grenze zusammengezogene Armee nicht zur Befreiung Wiens von den Türken, sondern zur Wegnahme der ihm widerrechtlich vorenthaltenen schlesischen Herzogthümer verwenden wolle, daß er wenigstens unter allen Umständen die Absicht hege, dies auf dem Rückwege zu thun.

Die Unterhandlungen zerschlugen sich demgemäß und der Kaiser wendete sich nun mit der Bitte um Hilfe an den tapferen König Johann Sobiesky von Polen, welcher denn auch mit einem Heere von 40,000 Mann zum Entsatze des bereits hart geängstigten Wiens herbei eilte und am 12. September 1683 unter den Mauern Wiens einen glänzenden Sieg über die Türken erfocht. Dank erntete auch Sobiesky nicht vom Kaiser Leopold, der, als beim Einzuge der Polen das Wiener Volk jubelnd seinen Befreier umringte, dies sehr übel aufnahm und jede laute Freudenbezeugung verbot. Ja, als Sobiesky, der Retter Wiens und des Kaisers, bei der Begrüßung Leopold's diesem die Hand küßte, fürchtete der Kaiser seiner Würde zu viel zu vergeben, wenn er vor dem tapferen Polenkönige auch nur den Hut lüftete.

Mit der Befreiung Wiens war indessen nur augenblicklich geholfen; immer wieder drohten die Türken mit neuen Angriffen auf das Reich und von Neuem trat der Kaiser mit dem Kurfürsten in Verhandlungen wegen der Hilfe, welche Brandenburg leisten sollte. Bei der näheren Betrachtung dieser Verhandlungen gereicht es dem unbefangenen Beurtheiler zum Ergötzen, wie Seitens des Wiener Hofes jedesmal bei wachsender Bedrängniß dem Kurfürsten von Neuem Hoffnung auf die Wiederherausgabe der schlesischen Fürstenthümer gemacht und, nachdem die Gefahr vorüber, wiederum zu allerhand Ausflüchten gegriffen und mit hochfahrender Miene jedes Zugeständniß abgelehnt wurde.

Der Kurfürst gab endlich die Hoffnung auf, die ihm rechtmäßig gehörenden Länder von Oesterreich gutwillig wieder zu erhalten und ging im April 1686 mit dem Kaiser einen Vertrag ein, wodurch er seinen Ansprüchen auf die schlesischen Herzogthümer entsagte und 8000 Mann

Hilfstruppen gegen die Türken zu stellen versprach, wogegen Oesterreich dem Kurfürsten den Schwiebusser Kreis abtrat, eine Geldforderung Oesterreichs an Ostfriesland von angeblich einer Million Thaler, in Wirklichkeit aber nur $^1/_4$ davon, dem Kurfürsten überwies und bedeutende Hilfsgelder zu zahlen versprach.

Das ahnte der edle Fürst, der nur mit Widerwillen und um doch nicht Alles zu verlieren, diesen Vertrag einging, freilich nicht, daß hinter seinem Rücken der Kurprinz Friedrich durch die Ränke der österreichischen Diplomaten bewogen worden war, einen geheimen Vertrag mit dem Kaiser zu unterzeichnen, in welchem er bei seinem Regierungsantritt die Herausgabe des Schwiebusser Kreises gegen eine Entschädigung von 100,000 Thlrn. versprach. Schmachvolle Hinterlist, die indessen diesmal, wie die Zukunft lehrte, zum Nachtheil Oesterreichs selbst ausschlagen sollte.

Die 8000 Mann brandenburgischer Hilfstruppen aber sehen wir den greisen Kurfürsten noch im April 1686 bei Crossen mustern, ehe sie unter dem tapferen und bewährten General Johann Adam v. Schöning nach Ungarn aufbrachen und dort bei der Belagerung Ofens neue Lorbeeren für die brandenburgischen Waffen erfochten. —

Das im Jahre 1682 mit Frankreich abgeschlossene Bündniß des Kurfürsten erkaltete ganz besonders durch die fanatische Verfolgung der Protestanten in Frankreich, dort **Hugenotten** genannt, sehr bald, und von Neuem können wir dem hochherzigen Fürsten unsere Bewunderung nicht versagen, daß er keinen Augenblick zögerte, äußere Vortheile aufzuopfern, wo es galt, seinen unterdrückten Glaubensgenossen beizustehen. Von dem weisen und gemäßigten König Heinrich IV. von Frankreich war im Jahre 1598 den Hugenotten in Frankreich durch das berühmte **Edikt von Nantes** freie Ausübung ihrer Religion zugesichert worden; leider wurde schon von den Nachfolgern dieses großen Königs das Edikt nicht inne gehalten; fort und fort wurden die Hugenotten bedrückt und gequält, und unter der Regierung Ludwig's XIV., welcher bei herannahendem Alter völlig in die Hände fanatischer Priester gerieth, zwang man in ganz Frankreich die Hugenotten auf die grausamste und qualvollste Weise, in den Schoß der katholischen Kirche zurückzukehren. Viele Tausende von fleißigen und frommen Leuten wollten lieber ihr Leben verlieren, als ihrem theuren Glauben entsagen und kamen auf die martervollste Weise um; die blutigen Verfolgungen aber, welche die Hugenotten Frankreichs unter ihrem sogenannten großen Könige zu erdulden hatten, nannte man im grausamen Spotte **Dragonnaden**, von den Dragonern, welche dazu verwendet wurden. Vergeblich baten Tausende von Hugenotten um die Erlaubniß, auswandern und sich ein anderes Vaterland suchen zu dürfen; das lag nicht in der Absicht des bigott gewordenen Königs, welchem die Drohungen der Priester vorspiegelten, daß er nur durch die Bekehrung recht vieler Ketzer sich Vergebung seines sündhaften Lebenswandels erkaufen könne.

Im Jahre 1685 wußten die fanatischen Priester den König sogar zur Aufhebung des Edikts von Nantes zu bewegen und nun gab es für die Protestanten Frankreichs keine andere Wahl mehr, als für ihren Glau-

ben zu sterben oder aus dem Vaterlande zu fliehen, wenn sie nicht wieder katholisch werden wollten.

Jetzt trat indessen Friedrich Wilhelm offen und muthig für die unterdrückten Glaubensgenossen in die Schranken. In einem öffentlichen Aufrufe des Kurfürsten vom 29. October 1685 wies derselbe auf die harten Verfolgungen hin, welchen seit einiger Zeit die Reformirten in Frankreich ausgesetzt seien und verhieß ihnen Schutz und Aufnahme in den brandenburgischen Staaten. Die kurfürstlichen Gesandten in Amsterdam, Frankfurt a. M. und Hamburg wurden angewiesen, alle Auswanderer mit Geld, Pässen und sonstigen Mitteln zu versehen und bald sehen wir gegen 20,000 fleißige, fromme, gewerbthätige und oft wohlhabende Leute in die brandenburgischen Staaten einziehen, wo sie wie längst erwartete Gäste aufgenommen wurden. Der Kurfürst beförderte diese Einwanderung auf's Eifrigste; er befahl unter Anderem:

> „In allen Städten und Orten, wo sich geeignete Bauplätze finden, sollen diese mit den dazu gehörigen Gärten, Wiesen und Weilern den Einwanderern übergeben, das nöthige Baumaterial ihnen geliefert und eine Abgabefreiheit auf 10 Jahre ihnen bewilligt werden."

König Ludwig XIV. war nicht wenig aufgebracht über die Dreistigkeit des Kurfürsten und forderte besonders über den Ausdruck: „harte Verfolgung" in dem erwähnten kurfürstlichen Aufrufe strenge Rechenschaft. Friedrich Wilhelm aber antwortete:

> „Er meine damit jene Dragonnaden, jenen Raub der Kinder, jene Galeerenstrafen, jene Kerker, jene Mordthaten, jene Gräberentweihung und Kirchenschändung, welche gegen die Protestanten in Frankreich offenkundig verübt worden wären."

Mit dieser unzweideutigen Antwort begnügte sich denn König Ludwig, welchem wahrscheinlich die Sache noch niemals von diesem Gesichtspunkte aus dargestellt worden war, auch völlig; der Kurfürst von Brandenburg aber war um 20,000 dankbare Unterthanen reicher. —

In gleicher Weise wie den Hugenotten Frankreichs gewährte der Kurfürst auch den vom Herzog von Savoyen unterdrückten Waldensern seinen Schutz. In mehrfachen Schreiben hatte bereits früher der Kurfürst sich bemüht, den Herzog Viktor Amadeus II. zu einer günstigeren Behandlung dieser in seinen Staaten lebenden Secte, deren wir uns noch aus dem Buch I, Cap. I §.9 her erinnern, zu bewegen; doch waren seine Bemühungen vergeblich gewesen. Im Januar 1686 erließ der Herzog sogar ein Edikt, wonach er den Waldensern die Ausübung ihrer Religion bei Todesstrafe verbot. In dem darüber ausgebrochenen Kampfe waren die Waldenser durch treulose Versprechungen zur Unterwerfung gezwungen worden und sahen sich nun den grausamsten Verfolgungen ausgesetzt; auf vieles Bitten wurde endlich einem Theile die Auswanderung gestattet, viele Waldenser wendeten sich nach der Schweiz, Holland und England und etwa 2000 derselben gewährte der Kurfürst Aufnahme und Schutz in seinen Staaten und wies ihnen die Stadt Stendal zum Wohnsitz an. Ihre Ankunft daselbst erfolgte erst nach Friedrich Wilhelm's Tode; auch war der Aufenthalt der

Waldenser in der Mark nur ein vorübergehender, die Meisten derselben kehrten in ihr Heimathsland zurück, als nicht lange darauf eine mildere Herrschaft in demselben den religiösen Verfolgungen ein Ziel setzte.

Wie der große Kurfürst sich bei jeder Gelegenheit als Schützer und Bewahrer des protestantischen Glaubens zeigte und mit freudigem Muthe allen Unterdrückungen desselben entgegentrat, beweist vor allen Dingen sein Auftreten gegen England, als dort der letzte König aus dem Hause Stuart, Jakob II., zur Regierung gelangte, welcher, selbst katholisch und, wie man sagt, sogar persönlich in naher Verbindung mit dem Orden der Jesuiten stehend, offen den Versuch machte, ganz England wieder zur katholischen Religion zu bekehren. Am englischen Hofe erschienen ja wiederum Jesuiten und katholische Beichtväter, ein katholischer Gottesdienst wurde eingeführt und sogar ein Kloster neu errichtet.

In keinem Volke aber wurzelte die Anhänglichkeit an die neue Lehre so tief und fest und war die Abneigung gegen das Papstthum so lebendig, wie im englischen; es ist daher nicht zu verwundern, daß die Blicke der Engländer, welche ihre theuersten Interessen bedroht sahen, sich nach Abhilfe von Außen her richteten und dabei zuerst auf den Schwiegersohn König Jacob's, den protestantischen Prinzen Wilhelm von Oranien fielen, welcher nach dem Ableben des sonst kinderlosen Königs durch seine Gemahlin ohnehin die nächsten Ansprüche auf den englischen Königsthron hatte.

Prinz Wilhelm von Oranien, ein höchst vorsichtiger und verschwiegener Staatsmann, deshalb auch vielfach der S c h w e i g s a m e benannt, hatte in der That die Verhältnisse in England stets mit wachsamem Auge beobachtet und sich zunächst durch umfassende Bündnisse mit auswärtigen Fürsten so zu kräftigen gesucht, daß er die in England voraussichtlich sehr bald eintretenden Ereignisse zu seinem Vortheile benutzen konnte. Vor allen Dingen war er bemüht gewesen, mit seinem großen Onkel, Friedrich Wilhelm, welcher wegen des treulosen Verfahrens der Generalstaaten beim Friedensschlusse mit Frankreich noch immer auf Holland erzürnt war, wiederum ein freundschaftliches Verhältniß anzuknüpfen. Dies gelang dem Prinzen, welcher übrigens jenem Verfahren der Republik für seine Person ganz fern gestanden hatte, denn auch zunächst persönlich; er wußte den Kurfürsten für seine Pläne besonders durch die Schilderung der Gefahr, in welcher der protestantische Glauben in England stehe, gänzlich für sich zu gewinnen und im August 1685 gelang es den unausgesetzten Bemühungen Wilhelm's sogar, das alte Bündniß zwischen Holland und Brandenburg, sehr zum Aerger König Ludwig's XIV., zu erneuen.

Schon vorher aber hatte Friedrich Wilhelm unerschrocken durch seinen Gesandten dem Könige Jacob erklären lassen:

> „er werde als ältestes und oberstes Haupt der reformirten Kirche, wenn etwa der in England bestehende kirchliche Zustand angetastet werden sollte, denselben zu schützen wissen."

Der Kurfürst sollte die bald darauf in England eintretenden entscheidenden Ereignisse nicht mehr erleben, doch werden wir seinen Nachfolger thätig in dieselben eingreifen sehen.

Wir werfen zum Schlusse dieses Paragraphen noch einen kurzen Blick zurück auf die Lage der Jülich-Cleve'schen Erbschaftsangelegenheit,

welche wir (siehe §. 8) durch den am 11. October 1651 zu Essen geschlossenen Theilungsvertrag als nur vorläufig geordnet verlassen haben. Erst im Jahre 1666 gelang es dem Kurfürsten, durch einen am 9. September zu Cleve abgeschlossenen Vergleich, diese Frage definitiv zu ordnen. In demselben wurden dem Kurfürsten von Brandenburg das Herzogthum Cleve, die Grafschaften Mark und Ravensberg bleibend zugesprochen, während Jülich und Berg dem pfalz-neuburgischen Hause verblieb. Wegen der verschiedenen Religionsbekenntnisse sollten die Bestimmungen des westphälischen Friedensschlusses in Kraft bleiben; nach langen fruchtlosen Streitigkeiten leisteten auf Grund dieses Vertrages endlich die Stände des Landes die Huldigung. Wegen der Herrschaft Ravenstein, welche nach dem letzten Theilungsvertrage beide Theile gemeinschaftlich besaßen, kam auch jetzt noch keine Einigung zu Stande; erst im Jahre 1671, als der Kurfürst wegen des drohenden Krieges mit Frankreich das Land in Gefahr sah, von französischen Truppen überschwemmt zu werden, entschloß er sich, seinen Ansprüchen auf Ravenstein gänzlich gegen eine Entschädigung von 50,000 Thlr. zu entsagen.

Die kaiserliche Bestätigung aber erhielt der Vertrag erst im Jahre 1678, und auch da nur mit Vorbehalt der etwaigen Rechte Anderer, die allerdings nun von allen Seiten wohl als erloschen angesehen werden durften. —

Endlich erwähnen wir noch eines kleinen Zuwachses an Land, welches ganz am Schlusse der Regierung Friedrich Wilhelm's an Brandenburg fiel, nämlich der litthauischen Herrschaften T a u r o g g e n und S e r r e y. Tauroggen war vom Kurfürsten Johann Sigismund bereits käuflich erworben worden, wurde aber bei der ewigen Geldverlegenheit des Kurfürsten an die fürstliche Familie Radziwill wieder veräußert. Gegenwärtig gehörten beide Herrschaften der Tochter des bereits als Statthalter in Preußen erwähnten Fürsten Boguslav Radziwill, welcher durch seine Mutter (eine Schwester Johann Friedrich's) selbst mit dem brandenburgischen Fürstenhause verwandt war und bei seinem Tode 1669 den Kurfürsten Friedrich Wilhelm zum Vormunde seiner damals zweijährigen Tochter bestimmt hatte. Friedrich Wilhelm vermählte 1681 die nur 14 Jahr alte Prinzeß mit dem Prinzen Ludwig, dem jüngsten Sohne aus des Kurfürsten erster Ehe, und im Jahre 1687, kurz vor dem Tode des Prinzen Ludwig, machte diesem seine Gemahlin mit den genannten Herrschaften ein Geschenk, so daß diese auch bei Brandenburg verblieben, als die verwittwete Prinzeß sich später wieder vermählte. Erst bei der zweiten Theilung Polens, 1793, fielen beide Herrschaften an Polen, in der dritten dagegen, 1795, kam Tauroggen an Rußland, Serrey an Preußen und 1814 fiel auch die Herrschaft Serrey an Rußland.

§. 19.

Die Regierungsthätigkeit des großen Kurfürsten.

Es ist mehrfach die Behauptung aufgestellt worden, daß eine gewisse Charakterähnlichkeit zwischen Ludwig XIV. von Frankreich und dem großen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, bestehe. Viele oberflächliche Beurtheiler sagten: wie König Ludwig, habe auch Friedrich Wilhelm in hohem Grade Glanz und Pracht geliebt, wie jener habe auch er seine Unterthanen mit immer neuen Steuern und Auflagen bedrückt, habe auch er fremde Rechte oft mit Gewalt unterdrückt, um den eigenen Willen durchzusetzen; in gleichem Maße wie König Ludwig sei auch der Kurfürst in seinem politischen Benehmen gewissenlos gewesen und habe sich nur vom eigenen Vortheil leiten lassen; mit einem Worte, der berüchtigte Grundsatz König Ludwig's XIV.: „der Staat bin Ich", habe auch die Handlungen Friedrich Wilhelm's geleitet.

Wer indessen den Charakter und die ganze Regierungsthätigkeit des großen Kurfürsten mit genau prüfendem und vorurtheilsfreiem Auge betrachtet, wird sehen, wie alle diese Vorwürfe in Nichts verschwinden.

Allerdings liebte Friedrich Wilhelm Glanz und Pracht, aber nur da, wo es seine Stellung und Würde erforderte, wo es galt, das Ansehen und die Bedeutung des Staates aufrecht zu erhalten, niemals aber zur Befriedigung persönlicher Eitelkeit, niemals in dem dünkelvollen Streben König Ludwig's, aus der Person des Königs für das Volk eine Gottheit zu schaffen.

Allerdings lag auch des Kurfürsten Hand oft schwer auf seinen Unterthanen; die Steuern aber, die er von ihnen forderte, verwendete er zum Besten des Landes, zur Beförderung von Ackerbau, Gewerbe, Handel, oder aber zum Schutze des Vaterlandes gegen mächtige äußere Feinde; er vergeudete nicht, wie Ludwig, die Schweißtropfen seiner Unterthanen in sinnlichen Lüsten und schwelgerischen Festlichkeiten.

Und wenn der Kurfürst die Rechte der preußischen Stände mit Gewalt brach und an deren Stelle die eigene fürstliche Macht setzte, geschah nicht auch dies zum Besten des unterdrückten Theils der Bevölkerung, nicht im Interesse des allgemeinen Wohls, welches dem Kurfürsten höher zu stehen dünkte, als die Privilegien einer bevorzugten Kaste, die kein Herz für die Allgemeinheit des Volkes hatte?

Auch der Vergleich in dem politischen Benehmen beider Fürsten trifft bei näherer Betrachtung nicht zu. Während Ludwig XIV. von Eitelkeit und Vergrößerungssucht, von Raublust und Eroberungsgier angetrieben wurde, sich ohne Schein des Rechtes auf Kosten seiner uneinigen Nachbarn zu bereichern, suchte der große Kurfürst in allen seinen Kriegen nur die Existenz seines Landes zwischen mächtigen und feindlichen Nachbarn zu behaupten oder griff für die Bewahrung wohl erworbener Rechte zum Schwerte. Daß die ungewisse Lage seines Landes, die innere Schwäche desselben ihn oft nöthigte, in so bewegten Zeiten seine Zwecke dem Gegner nicht offen darzulegen, sondern mit List und auf schlangenartigen Windungen zu verfolgen, kann dem großen Kurfürsten am wenigsten zu einer Zeit ver-

dacht werden, wo in allen Ländern der Welt die Grundsätze eines Machiavelli in der Politik für hohe Staatsweisheit galten.

Um wie viel anders erscheint sonach das Bild des großen Herrschers von Brandenburg, als das seines Feindes in Frankreich. Auch Friedrich Wilhelm concentrirte wie Jener alle Gewalt und Macht des Staates in seiner Person; er gebrauchte diese erhöhte Macht aber nur für sein Land und sein Volk, er lebte, wirkte und starb nur in dem unausgesetzten Bestreben, sein Land groß und stark, sein Volk glücklich zu machen!

Von hoher Bewunderung wird man ergriffen, wenn man die staunenswerthe Regierungsthätigkeit des Kurfürsten inmitten so vieler äußerer Stürme und Drangsale, welche wohl geeignet waren, die Seelenkräfte eines Menschen ganz ausschließlich in Anspruch zu nehmen, betrachtet. Trotz aller Kriege und diplomatischen Verhandlungen, trotz aller äußeren und inneren Sorgen, welche auf ihn eindrangen, fand Friedrich Wilhelm doch immer noch Zeit, die innere Wohlfahrt seines Landes mit unausgesetzter Sorgfalt zu befördern; er widmete sein ganzes Leben seinem Volke, und das Regieren, die Thätigkeit für sein Land war ihm in Wahrheit kein Geschäft, sie war ein Bedürfniß seines Lebens.

Wenden wir in diesem Paragraphen unseren Blick auf diese Regierungsthätigkeit des Kurfürsten, von welcher wir im 9. Paragraphen bereits einige Andeutungen gegeben haben.

Zunächst erblicken wir da einen Lieblingsplan des Kurfürsten, der ihm zwar nur unvollkommen gelingen sollte. und dessen völlige Erfüllung erst der neuesten Zeit vorbehalten zu sein scheint, der aber doch von der hohen Einsicht des Fürsten für das, was dem Lande Heil bringt, Zeugniß ablegt, nämlich den Plan, den brandenburgisch-preußischen Staat zu einer Seemacht zu erheben.

Schon in früher Jugend hatte Friedrich Wilhelm bei seinem Aufenthalte in Stettin mit hohem Interesse den dortigen lebhaften Handelsverkehr betrachtet; sein mehrjähriges Verweilen in Holland aber hatte ihn überzeugt, von welchem ungeheuren Einfluß auf die Wohlfahrt einer Nation der Seehandel sei und in ihm den Wunsch erweckt, dereinst auch seinem Lande diese Vortheile zuzuwenden.

In den ersten Jahren seiner Regierung ließen den Kurfürsten die Ereignisse des 30jährigen Krieges nicht zu der Erfüllung seines Lieblingswunsches gelangen, doch beschäftigte ihn der Gedanke daran so unausgesetzt, daß wir schon im Jahre 1647, also noch vor dem westphälischen Friedensschlusse, den Kurfürsten bemüht sehen, nach dem Muster der holländischen Handelsgesellschaft auch eine solche unter brandenburgischer Flagge zu errichten. Mit der Krone Dänemark war der Kurfürst dieserhalb in Unterhandlungen getreten und hatte es durchzusetzen gewußt, daß den allerdings erst zu schaffenden brandenburgischen Schiffen dieselben Vortheile beim Passiren des Sundes gewährt wurden, wie die holländischen Schiffe erlangt hatten; ja, um festen Fuß für eine zu gründende Handelscolonie zu fassen, hatte Friedrich Wilhelm den Dänen sogar die Veste Dansburg oder Tranquebar an der afrikanischen Ostküste Coromandel abgekauft. Indessen scheiterte für diesmal die große Unternehmung des Kurfürsten theils an seiner gänzlichen Mittellosigkeit, theils an der Kurzsichtigkeit der Berliner

und Königsberger Kaufleute, welche nicht begreifen konnten, daß sie durch eigenen Seehandel alle überseeischen Waaren viel billiger und kürzer erhalten könnten, als, wie es bisher geschehen, durch Vermittelung der Holländer und Hamburger.

Berlin insbesondere bezog zu jener Zeit alle Colonialwaaren und sonstige Erzeugnisse der Industrie von Hamburg und betrieb damit einen für die damaligen Verhältnisse gar nicht unbedeutenden Speditionshandel, hauptsächlich nach Polen und Schlesien; die Berliner Kaufleute aber begnügten sich mit dem dadurch erzielten sicheren, wenn auch geringeren Gewinne und konnten sich nicht entschließen, Kapitalien in Unternehmungen anzulegen, welche ihr beschränkter Sinn für zu gewagt ansah. Nicht viel besser sah es mit dem Handel in Preußen aus, obgleich hier die unmittelbare Verbindung mit der Seeküste wohl schon einzelne unternehmendere Kaufleute zu bescheidenen Handelsfahrten nach den Küsten Schwedens oder den Häfen Englands und Hollands anlockte. An die unermeßlichen Vortheile, welche dem Handel durch gemeinsame Verbindungen erwachsen mußten, dachte oder glaubte man indessen auch hier nicht, und so wies auch die Königsberger Kaufmannschaft die Aufforderung des Kurfürsten, sich mit Kapitalien an der zu gründenden Handelsgesellschaft zu betheiligen, ab. Sie meinten, das seien phantastische Unternehmungen, zu denen kein Mensch auch nur einen Pfennig geben werde.

So sah sich denn der Kurfürst genöthigt, für jetzt seinen Plan aufzugeben; Dänemark nahm die vom Kurfürsten angekaufte Veste Dansburg wieder zurück und zahlte die stipulirte Kaufsumme von 120,000 Thlr. wieder aus.

Längere Zeit ruhte nun, durch die politischen Ereignisse in den Hintergrund gedrängt, der Plan des Kurfürsten, ohne deshalb aufgegeben zu sein. Zum ersten Male sehen wir denselben im Kriege gegen Polen wieder auftauchen, indem der Kurfürst Ruderboote von geringer Größe armiren ließ, welche zu Landungen geeignet waren und wiederholt die Operationen zu Lande unterstützten.

Am klarsten aber erkannte der Kurfürst die hohe Bedeutung einer Kriegsflotte in dem Kriege gegen die Schweden, 1675. Wir sehen ihn daher auch zu jener Zeit mit mehreren holländischen Kaufleuten, an deren Spitze der schon genannte Benjamin Raulé stand, welchen der Kurfürst erst aus dem Schuldgefängniß befreien mußte, Verträge zur Lieferung von Schiffen für den brandenburgischen Dienst abschließen und Kaperbriefe ausstellen. Raulé stellte dem Kurfürsten 3 Fregatten (den Kurprinz, Berlin und Potsdam) von 16—20 Kanonen, sowie einige kleinere Fahrzeuge zur Verfügung, welche als der Anfang der brandenburgischen Kriegsmarine anzusehen sind und mit welchen der kühne Abenteurer in kurzer Zeit 19 wohlbefrachtete schwedische Fahrzeuge aufbrachte. Da indessen unter den von Raulé weggenommenen Schiffen auch einige holländische waren, so wurde derselbe in seinem Vaterlande der Seeräuberei angeklagt und sah sich genöthigt, landflüchtig zu werden und gänzlich in die Dienste des Kurfürsten zu treten.

Wie gute Dienste diese brandenburgische Flotte, deren beständiges Wachsen und Gedeihen ein Gegenstand der unausgesetzten Sorge für

Friedrich Wilhelm war, bei der Landung der Brandenburger auf Rügen, 1678, und vorher bei der Einschließung Stettins leistete, haben wir seiner Zeit erwähnt.

Ja, so hoch war um diese Zeit bereits des Kurfürsten Vertrauen in die junge Kriegsflotte Brandenburgs gestiegen, daß er sich nicht scheute, mit der Krone Spanien, einer Seemacht ersten Ranges, welche lange Zeit die Herrschaft zur See unbestritten ausgeübt hatte, anzubinden, um sein gutes Recht durchzusetzen. Spanien schuldete dem Kurfürsten aus dem Kriege mit Frankreich her die Summe von nahezu 2 Millionen Thalern aus zwar versprochenen, aber nie gezahlten Hilfsgeldern, und da alle Aufforderungen zur Zahlung vergeblich blieben, beschloß der Kurfürst, sich selbst mit Gewalt zu holen, was ihm widerrechtlich verweigert wurde.

So lief denn im Sommer 1680 aus dem Hafen von Pillau eine brandenburgische Kriegsflotte, bestehend aus 6 größeren Schiffen (das größte war die Fregatte Friedrich Wilhelm von 40 Kanonen) unter dem Befehle des Flottenkommandanten Claus van Bevern aus, um Jagd auf spanische Schiffe zu machen. Bereits vor Ostende wurde das mit Brabanter Spitzen beladene Schiff Carl II. erobert, nach Pillau gebracht und daselbst die Ladung für Rechnung des Kurfürsten für 100,000 Thlr. verkauft, das Schiff selbst aber der brandenburgischen Flotte einverleibt und mit 50 Kanonen armirt. Ein anderer Angriff auf die aus Amerika zurückkehrende spanische Silberflotte glückte nicht, vielmehr wurden die brandenburgischen Schiffe, nachdem sie mehrere Stunden lang ein höchst rühmliches Gefecht mit den Geleitschiffen der Silberflotte auf der Höhe des Cap St. Vincent bestanden, zum Rückzuge in den portugiesischen Hafen Lagos gezwungen und kehrten erst 1681, nachdem sie mehrere kleine Schiffe im Werthe von 150,000 Thlr. weggenommen, nach Pillau zurück.

Ergötzen erregt das Erstaunen des spanischen Hofes über diese unerhörte Kühnheit des Kurfürsten. Der Gouverneur der spanischen Niederlande erhielt von Madrid aus den Befehl, sofort in Cleve einzurücken und den kleinen Marquis von Brandenburg für seine Frechheit zu züchtigen; er war indessen klug genug, diesen Befehl nicht auszuführen und seinem Hofe zu erwidern: „man würde Mühe haben, in solchem Falle die eigenen Besitzungen gegen den Kurfürsten zu schützen."

Von nun an sehen wir durch die Sorgfalt des Kurfürsten die brandenburgische Flotte nicht allein in stetem Wachsen begriffen, sondern auch zur Beförderung und zum Schutze des emporblühenden Handels dienen.

Noch im Sommer 1680 gingen zwei brandenburgische Kriegsschiffe auf Raulé's Anrathen nach der Gold- und Sklavenküste von Guinea und knüpften daselbst Handelsverbindungen mit mehreren Negerstämmen an; die Eifersucht der Holländer vereitelte aber die Anlegung einer brandenburgischen Niederlassung daselbst, indem sie sich für die alleinigen Herren jenes Landstriches ausgaben und die Brandenburger zum Rückzuge zwangen, ja sogar eins der Schiffe wegnahmen und erst nach langen Verhandlungen, welche schon zum Kriege zu führen drohten, sich zu einer Entschädigung für die Ladung verstanden, auch das Schiff selbst wieder herausgaben.

Im Jahre 1682 aber bildete sich nunmehr unter des Kurfürsten Schutz wirklich eine brandenburgische Handelsgesellschaft mit

dem ausgesprochenen Zwecke, von den brandenburgischen oder preußischen Ländern des Kurfürsten oder von Hamburg oder Glückstadt aus Seehandel nach den afrikanischen Küsten zu treiben. Diesmal fand das Unternehmen schon mehr Anklang, da sich allmählich eine bessere Ueberzeugung von der Wichtigkeit solcher Verbindungen Bahn gebrochen hatte; der Kurfürst selbst und mit ihm viele hohe Beamte des Staates betheiligten sich mit zum Theil sehr bedeutenden Summen an der Gesellschaft.

Zur Förderung des Unternehmens aber gingen schon im Sommer 1682 unter Befehl des brandenburgischen Majors und Kammerjunkers Otto v. d. Gröben, eines Mannes von vieler Erfahrung und höchst energischem Charakter, 2 brandenburgische Fregatten unter Segel, um eine feste Niederlassung an der afrikanischen Küste zu gründen. Die Expedition landete, wie die des vorigen Jahres, zunächst am Cap der drei Spitzen und suchte die angeknüpften Handelsverbindungen mit den dortigen Negerstämmen wieder zu erneuern; indessen fand es sich, daß die früher dort wohnenden Neger in einem blutigen Kriege mit ihren Nachbarn theils aufgerieben, theils vertrieben worden waren. Auch hier versuchten es anfänglich die Holländer, welchen der Kurfürst in einem besonderen Vertrage versprochen hatte, sich eine Meile weit von allen holländischen Niederlassungen entfernt zu halten, gegen die Ansiedelung der Brandenburger zu protestiren, sie gaben aber bald nach, als v. d. Gröben ihnen in derber Weise erwiderte: „er habe Befehl vom Kurfürsten und werde diesen vollziehen, übrigens aber werde er den Ausgang erwarten und auch seine Freiheit mit der Macht, welche auch ihm die Natur verliehen, manteniren.“

Indessen lag es doch in der Absicht Gröben's, diejenigen Negerhäuptlinge wo möglich wieder aufzufinden, mit welchen die Gesellschaft schon früher verhandelt hatte; er ging daher weiter südlich, landete endlich zwischen dem Vorgebirge der drei Spitzen und Axim an einer äußerst fruchtbaren Ebene und legte hier auf einem vortrefflich dazu geeigneten Berge Mamfro ein Fort an, welches er Groß-Friedrichsburg nannte, wie Gröben's eigene Beschreibung dieser Seefahrt sagt, weil

> „Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht Namen in aller Welt groß sei.“

Der Protest der Holländer gegen die Niederlassung wurde unbeachtet gelassen, mit den sich bald zahlreich einfindenden Negerstämmen freundschaftliche Verträge abgeschlossen und ihr Zutrauen bald in so hohem Grade gewonnen, daß sich viele derselben in der Nähe von Großfriedrichsburg ansiedelten und den Kurfürsten von Brandenburg als ihren Ober- und Schutzherrn anerkannten. Der Kurfürst aber ließ auf das glückliche Ereigniß eine Medaille in Kupfer prägen, welche auf der einen Seite einen knieenden, den ankommenden Schiffen die Erzeugnisse des Landes darreichenden Neger, auf der anderen Seite ein großes Kriegsschiff mit brandenburgischer Flagge zeigt.

Zu Ende des Jahres 1682 schon wurde der Sitz der brandenburgischen Handelsgesellschaft nach der Stadt Emden verlegt und so dem Handel die Nordsee unmittelbar erschlossen. Der Kurfürst hatte nämlich im Auftrage des Kaisers die Rolle des Vermittlers in einem Streite

zwischen den Ständen von Ostfriesland und der verwittweten Fürstin Christine Charlotte, welche die Regierung im Namen ihres unmündigen Sohnes führte, übernommen und auf Wunsch der Stände waren brandenburgische Truppen in das Land gerückt. Auch die Besetzung der sehr günstig gelegenen Hafenstadt Emden und die Verlegung der Handelsgesellschaft dorthin war durch einen besonderen Vertrag mit den ostfriesischen Ständen geschehen und diese selbst traten der Gesellschaft mit ansehnlichen Summen bei. Emden wurde für längere Zeit der Centralpunkt des brandenburgischen Seehandels.

So sah denn der greise Kurfürst noch vor seinem Ende seinen Lieblingswunsch erfüllt. Nicht allein der brandenburgische Seehandel blühte immer mehr und mehr auf trotz der gehässigen Anfeindungen der eifersüchtigen Holländer und anderer seefahrender Nationen, sondern auch die Kriegsflotte erreichte noch unter Friedrich Wilhelm eine ganz achtunggebietende Größe.

Allmählich streifte der Kurfürst auch durch den Ankauf der von Raulé bisher nur miethweise gestellten Schiffe die Fessel ab, welche aus diesem Verhältniß für die junge Marine erwuchs und schon 1684 sehen wir Friedrich Wilhelm im eigenen Besitz von 9 Kriegsschiffen, worunter die Dorothea mit 40 Kanonen, der Friedrich Wilhelm zu Pferde mit 50 Kanonen, der Kurprinz mit 36 u. s. w.

Die Verwaltung der Kriegsmarine wurde gänzlich von der Handelsgesellschaft getrennt und unter eine eigene Admiralität gestellt, zu Königsberg und Emden wurden Flottenstationen eingerichtet; in Königsberg und Pillau entwickelte sich durch Anlage von Schiffswerften, Waarenlagern, Werkhäusern u. s. w. ein überaus reges Leben.

Leider hatten alle diese Bemühungen des großen Kurfürsten, den brandenburgisch-preußischen Staat zu einer Seemacht umzuschaffen, nur so lange Erfolg, als des Kurfürsten großer Geist das Ganze lenkte und mit seiner Kraft und seinem lebendigen Geiste beseelte.

Die neue brandenburgische Besitzung Großfriedrichsburg hatte schon in den ersten Jahren ihres Bestehens harte Kämpfe zu erdulden, denn gleichmäßig mit der steigenden Bedeutung und Ausdehnung des brandenburgischen Seehandels wuchs auch die Eifersucht und Feindschaft der übrigen handeltreibenden Nationen. Nachdem schon im Jahre 1683 die kleine Colonie durch ansteckende Krankheiten furchtbar gelichtet worden war, mußte von dem selbst schwer erkrankten v. d. Gröben ein durch die Holländer angezettelter verrätherischer Ueberfall der Schwarzen ausgehalten und konnte nur mit genauer Noth abgeschlagen werden.

Kurz vor dem Tode Friedrich Wilhelm's aber, im Anfange des Jahres 1688, brach ein Hauptsturm gegen die kleine Colonie los. Der holländische Gouverneur von Mina überrumpelte mitten im Frieden die brandenburgischen Forts von Accoda und Tacrama, deren Besatzung man aus unkluger Sparsamkeit auf wenige Leute verringert hatte, verwüstete die Anlagen und plünderte die bedeutenden Waarenlager der Handelsgesellschaft. Die Eroberung von Großfriedrichsburg dagegen, welches Fort von einigen 20 Mann besetzt war, glückte den Holländern nicht.

Friedrich Wilhelm, über diesen Angriff auf's Höchste erbittert und entschlossen, von Holland eclatante Genugthuung zu verlangen, fand indessen bei seinem Staatsrathe Widerstand gegen diese seine Ansicht; die meisten Mitglieder desselben riethen zu einer friedlichen Einigung mit Holland, zu einem völligen Aufgeben der Colonie, welche dem Mutterlande nur Kosten verursache, anstatt Gewinn zu bringen, und dasselbe in unnütze Streitigkeiten verwickele.

Darin hatten die kurzsichtigen Herren allerdings Recht; von den vielbesprochenen reichhaltigen Goldquellen war bisher noch wenig nach Brandenburg gekommen; indessen jedes großartige Unternehmen verlangt eine gewisse Zeit zur Reife und Vollendung. Scherzweise erzählte der Kurfürst selbst sehr oft, daß er aus dem in Afrika gewonnenen Goldstaube Dukaten prägen lasse, von denen jedes Stück ihm wenigstens drei dergleichen koste.

Der Kurfürst sollte nach dem Rathschlusse Gottes das Ende dieser Streitigkeit mit Holland nicht mehr erleben; erst seinem Nachfolger wurde von Seiten der Generalstaaten eine höchst zweifelhafte Genugthuung zu Theil. Mit dem Tode des großen Fürsten gerieth auch seine Schöpfung in Verfall und endete endlich unter seinem Enkel Friedrich Wilhelm I. durch den Verkauf der brandenburgischen Colonie in Afrika an Holland gänzlich.

Die Wiederaufnahme des großen Gedankens aber, welcher den Geist des Kurfürsten erfüllte, in der neuesten Zeit, giebt den besten Beweis von der Kurzsichtigkeit derer, welche den Plan Friedrich Wilhelm's tadelten und die Behauptung aufstellten, der brandenburgisch-preußische Staat eigne sich nicht dazu, eine Seemacht zu werden. —

Aber nicht blos nach Außen richtete Friedrich Wilhelm seinen Blick; auch durch Besserung der Zustände im Innern war er sorgfältig bemüht, seinen Unterthanen die Last der auferlegten Steuern dadurch weniger fühlbar zu machen, daß er ihren Wohlstand nach Möglichkeit zu erhöhen wußte.

Schon im §. 2 haben wir erwähnt, wie der Kurfürst durch eine zweckmäßigere Bewirthschaftung und Beaufsichtigung der Domänen die Staatseinnahmen zu erhöhen wußte, wie er wüst liegende Stellen in Dörfern und Städten mit neuen Colonisten, seit dem Olivaer Frieden auch vielfach durch entlassene Soldaten bevölkerte, wie durch die in's Land gezogenen Holländer ein besseres System im Acker- und Gartenbau, durch Schweizerfamilien eine verbesserte Viehzucht eingeführt wurde und durch manche weise und zweckmäßige Verordnung die Einwohner oft selbst gegen ihren Willen genöthigt wurden, bei der Verbesserung des Landbaues, des Handels, der Gewerbe mit thätig zu sein. Wir fügen daher hier nur noch wenige Bemerkungen zur Vervollständigung bei.

Durch die Kurfürstin Luise, die erste Gemahlin Friedrich Wilhelm's, wurde die Kartoffel in der Mark heimisch gemacht; doch kostete es keine geringe Schwierigkeit, den märkischen Bauern, der schon damals wie noch heute mit großer Zähigkeit am Hergebrachten festhielt und jede Neuerung mißtrauisch betrachtete, zum Anbau der heute so hochgeschätzten Frucht zu bewegen.

Durch die Holländer kam auch der Anbau des Tabaks in der Mark Brandenburg auf; der Kurfürst erlaubte indessen nur 5 Jahre lang die Einführung fremdländischer Blätter; von da an durften nur einheimische verwendet werden. Die den Märkern gänzlich unbekannte Gewohnheit des Tabakrauchens und Schnupfens, namentlich das Rauchen erregte in vielen Gegenden zuerst Staunen und Schrecken. So erzählt man, daß ein Bauer bei Gelegenheit einer kurfürstlichen Jagd einen Mohren des Kurfürsten, den er seiner Farbe halber schon mit Entsetzen angeschaut habe, habe Tabak rauchen sehen. Als aber der Mohr auch ihm eine Pfeife anbot, antwortete er im größten Schrecken: „nä, gnädiger Herr Düwel, ick fräte keen Füer" und lief, was er laufen konnte.

Besondere Aufmerksamkeit schenkte Friedrich Wilhelm der Beförderung der Gewerbe und der Industrie. So sehen wir unter seiner Regierung in Peiz und Rathenow Eisenhämmer, in Biesenthal Blechhämmer entstehen; bereits 1658 war in Grimnitz eine Glashütte im Gange, nach wenigen Jahren schon deren drei, welche Gläser aller Art in so großer Menge lieferten, daß die Einfuhr fremden Glases überhaupt untersagt werden konnte, mit Ausnahme von Spiegel- und Krystallgläsern. Auch eine Gewehrfabrik, ein Stahlwerk, eine Zuckersiederei und eine Gaze-, Seide- und Kreppfabrik wurden angelegt und gaben Tausenden von Menschen Arbeit und Lebensunterhalt.

Der Verdienste des Kurfürsten um das Münzwesen, um die Posteinrichtungen im Lande haben wir bereits erwähnt. Um den Verkehr im Lande zu erleichtern, richtete Friedrich Wilhelm sein Augenmerk auf die Verbesserung der Wege, Brücken und Dämme im Lande; ein vorzügliches Verdienst aber erwarb er sich durch die Anlegung des nach ihm genannten Friedrich Wilhelm's-Kanals, auch Müllroser Kanal genannt, welcher die Oder mit der Spree und so auch mit der Elbe verbindet. Mit der Flußschiffahrt besonders auf der Oder sah es bis dahin traurig genug aus; dieselbe konnte nur zwischen Stettin und Frankfurt befahren werden; die Strecke von Frankfurt bis Crossen stand nur den Bürgern Frankfurts offen und weiter aufwärts nach Breslau zu war die Schiffahrt durch zahlreiche Wehre gänzlich unmöglich. Dabei war fortwährender Streit zwischen den einzelnen Städten Crossen, Frankfurt, Stettin u. s. w. über ihre vermeintlichen Vorrechte bei der Befahrung des Flusses, und erst im Jahre 1555 kam zwischen König Ferdinand von Böhmen und dem Kurfürst Joachim II. eine Einigung zu Stande, wonach die Oder auch bis Breslau der Schiffahrt geöffnet wurde. Dadurch wurde schon zu jener Zeit der Wunsch rege gemacht, die Elbe mit der Oder in Verbindung gesetzt zu sehen und wirklich fanden schon 1556 in der Gegend von Müllrose, wo die Schlaube in die Oder fällt, Arbeiten zu diesem Zwecke statt, wurden aber wegen Mangel an Mitteln und auch, weil man doch keine große Zuversicht in das Gelingen setzte, bald wieder aufgegeben.

Erst der große Kurfürst, welcher die große Wichtigkeit dieser Wasserverbindung erkannte, nahm den Gedanken wieder auf; 1662 wurden unter Leitung des Generalquartiermeisters Philipp de Chièse bei Müllrose die Arbeiten eröffnet und 1668 war der Bau des Kanals, welcher, in einer Länge von drei Meilen mit 50 Schleusen versehen, die Oder mit der

Spree verbindet, vollendet. Durch ein großes Festmahl des ganzen kurfürstlichen Hofes im inneren Schleusenraume wurde das große Werk feierlich eingeweiht, sodann die Schleusen aufgehoben und die Wasserverbindung zwischen Oder und Elbe war hergestellt. Am 18. März 1669 fuhren die ersten Oderfahrzeuge auf dem neuen Kanal nach Berlin und bald sahen die Berliner mit freudigem Stolze die ersten Hamburger Schiffe an ihren Häusern vorüber nach Breslau ziehen. —

Doch nicht blos das materielle Wohl seiner Unterthanen suchte der Kurfürst nach Kräften zu fördern; auch ihre geistigen Interessen lagen ihm am Herzen und durch möglichste Verbreitung von Bildung wußte er vortheilhaft auf den Geist und das Herz des Volkes zu wirken. Trotz der enormen Summen, welche die fortgesetzten Kriege verschlangen, trotz des nach dem Kriege gesunkenen Wohlstandes wußte der Kurfürst es möglich zu machen, auch die vorhandenen Lehranstalten zu verbessern und sogar neue dergleichen anzulegen. So wurde schon 1655 das Joachimsthal'sche Gymnasium, welches während des 30jährigen Krieges gänzlich in Verfall gerathen war, nach Berlin zunächst in das kurfürstliche Schloß verlegt und demselben neue Lehrkräfte gewonnen. Zu Duisburg wurde in demselben Jahre noch während des schwedisch-polnischen Krieges eine neue Universität für die rheinischen Besitzungen des Kurfürsten errichtet, den Universitäten zu Frankfurt und Königsberg durch reichere Dotirung neues Leben eingehaucht. 1661 wurde von Friedrich Wilhelm die noch heute bestehende Kunstkammer und die jetzige Königliche Bibliothek errichtet und 1683, um in dem rasch an Bevölkerung zunehmenden Berlin einem dringenden Bedürfniß abzuhelfen, ein neues Gymnasium, das Friedrichswerder'sche, zunächst indessen nur als Stadtschule gegründet.

Viele vortreffliche und weise Verordnungen des Kurfürsten regelten das bis dahin sehr im Argen liegende Volksschulwesen. In einer derselben heißt es unter Anderem:

> — — „so ordnen und wollen Wir, daß Unser Consistorium und Visitatores, auf die Schulen und was denen anhängig, genau Achtung geben und Erkundigungen anstellen, wie viel Classes darin auszutheilen, von den Stunden in den Schulen, was und auf welche Weise in jeder Stunde und in einer jeden Klasse gelesen werden solle, wie zuvörderst die Furcht Gottes bei den Kindern zu pflanzen."

Leider wurden durch den betrübenden Streit zwischen Lutheranern und Reformirten oft die besten Absichten des großen Fürsten in dieser Beziehung vereitelt.

Eines großartigen Planes des Kurfürsten wollen wir hier nur flüchtig erwähnen, da er bei den unzureichenden Mitteln des Staates nicht zur Ausführung gelangte und der Gedanke, so schön und erhaben er auch an und für sich sein mochte, doch für jene Zeit wohl etwas abenteuerlich genannt werden muß; noch heutigen Tages dürfte er auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen. Es handelte sich um nichts Geringeres, als um die Anlegung einer neuen, ausschließlich den Wissenschaften und Künsten gewidmeten Stadt, welche von allen Nationen für unverletzlich und heilig erklärt, gewissermaßen der Mittelpunkt der ganzen europäischen Gelehrten-

welt, eine Universität für alle Völker der Erde, für alle Wissenschaften und Künste zu werden bestimmt war. So unausführbar der Plan auch war und wohl für alle Zeiten bleiben wird, so zeugt er doch von dem hohen und edlen Geiste dessen, der ihn zu fassen im Stande gewesen. —

Wir stehen nunmehr am Ende der Regierungszeit des großen Kurfürsten. Bevor wir indessen die letzte Lebenszeit desselben zu schildern unternehmen, bleibt uns zur Vervollständigung des von ihm entworfenen Lebensbildes noch die Pflicht übrig, unseren Leser auch mit den Familienverhältnissen und dem häuslichen Leben des großen Fürsten bekannt zu machen. Wir widmen denselben einen neuen Paragraphen.

§. 20.

Familienverhältnisse Friedrich Wilhelm's. Sein Ende.

Der Kurfürst hatte sich, wie wir aus dem 7. Paragraphen wissen, im Jahre 1646 mit der Prinzessin Luise von Oranien, der Tochter des von ihm hochverehrten Prinzen Heinrich von Oranien, vermählt. Das geschlossene Ehebündniß war durch gegenseitige innige Zärtlichkeit und Hochachtung geknüpft und die vortrefflichen Eigenschaften der jungen Fürstin, die mit unendlicher Liebe an ihrem Gemahl hing, hatten ihr nicht blos die dauernde Zuneigung ihres Gatten, sondern auch seine und des ganzen Volkes Hochachtung und Verehrung erworben. Die Ehe Friedrich Wilhelm's und seiner Gemahlin war in der That, bis der Tod sie löste, eine wahrhaft glückliche und Gott wohlgefällige zu nennen und gereichte dem ganzen Volke zum Segen und christlichen Vorbilde. Es liegen Briefe der Kurfürstin an den würdigen Vertrauten und Rathgeber ihres Gemahls, den schon oft genannten Otto v. Schwerin, vor, welche in wahrhaft rührender Weise die innige Liebe und aufopfernde Zärtlichkeit der Kurfürstin für ihren Gemahl bezeugen. Andererseits hing auch Friedrich Wilhelm mit seinem ganzen Herzen an seiner edlen Gemahlin und schätzte ihren richtigen Verstand, ihre wahrhafte tiefe Frömmigkeit, welche sie stets das Rechte thun, das Böse meiden ließ, in so hohem Grade, daß er oft bei schwierigen Fällen die Sitzungen des Rathes verließ und bei der Kurfürstin die Entscheidung suchte.

Der am 21. Mai 1648 den glücklichen Eltern geschenkte Prinz Wilhelm Heinrich starb, wie wir ebenfalls erzählten, bereits im zartesten Knabenalter und lange Zeit hindurch schien es, als ob die fernere Ehe des Kurfürsten kinderlos bleiben solle. Von der völligen Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit der edlen Kurfürstin giebt es keinen schöneren Beweis, als daß sie trotz ihrer zärtlichen Liebe für den Kurfürsten sich selbst dem Wohle des Landes zum Opfer bringen wollte und den Kurfürsten im Jahre 1653 ernstlich um die Auflösung ihrer Ehe bat. Wohl mochte der Fürstin das Herz bluten, als sie vor ihren Gemahl trat und zu ihm sprach:

> „Ich trage bei Dir auf Ehescheidung an, nimm Dir eine andere Gattin, die Dein Land mit einem Thronerben erfreut. Das bist Du Deinen Völkern schuldig."

Doch der Kurfürst liebte seine Gattin zu zärtlich; er war in seinem Inneren zu sehr davon überzeugt, daß der Mensch das nicht scheiden solle, was Gott zusammengefügt, als daß er sich hätte entschließen können, die Bitte seiner Gemahlin zu erfüllen. Der frommen Kurfürstin heißes Flehen wurde indessen in anderer Art erhört.

Schon im Jahre 1655 gebar die Kurfürstin abermals einen Sohn, welcher in der Taufe die Namen Carl Emil erhielt; und in frommem Danke gegen Gott stiftete zum Andenken an dies glückliche Ereigniß die fromme Fürstin ein noch heute bestehendes Waisenhaus in Oranienburg. Im Jahre 1657 wurde den kurfürstlichen Eltern noch ein Sohn geschenkt, als sie sich gerade in Königsberg befanden. Dieser erhielt den Namen Friedrich und war von der göttlichen Vorsehung dazu bestimmt, dereinst den preußischen Königsthron als erster König von Preußen zu besteigen; wunderbar genug ist es, daß bei seiner Geburt von einem Königsberger Dichter, Namens Bödeker, den Eltern ein Gedicht überreicht wurde, in welchem bereits diese Rangerhöhung prophezeit wird. Dasselbe lautet in der Uebersetzung:

„Königs Berg sieht Friedrich's Geburt. Was deutet dies Zeichen?
Musen, ihr weissagt mir: König wird Friederich sein."

Nach 44 Jahren sollte sich die Prophezeiung erfüllen.

Noch einmal wurden Friedrich Wilhelm und seine Gemahlin im Jahre 1666 durch die Geburt eines Prinzen erfreut, welcher Ludwig genannt wurde und im Jahre 1681, also 15 Jahre alt, mit der Prinzessin Radziwill, der Erbin der Herrschaften Tauroggen und Serrey, vermählt wurde. Derselbe starb schon 1687.

Die Erziehung der beiden ältesten Prinzen Carl Emil und Friedrich wurde im Jahre 1662, also als jener 7, dieser 5 Jahre alt war, in die Hände des dieses Amtes in jeder Beziehung so würdigen Otto v. Schwerin gelegt und vom Kurfürsten selbst trotz seiner vielfachen Staatsgeschäfte auf's Sorgfältigste überwacht. Beide Prinzen erhielten vortrefflichen Unterricht in allen Fachwissenschaften, sowie in fremden Sprachen; vor Allem aber sorgte die fromme Mutter gewissenhaft dafür, daß der Keim echter Gottesfurcht und Frömmigkeit in den jungen Herzen gehegt und gepflegt wurde; daneben fanden auch körperliche Uebungen, als Fechten, Reiten, Exercieren, Tanzen, Schwimmen, Schießen u. s. w. die gebührende Berücksichtigung. In dem Charakter beider Brüder aber machte sich bald ein auffallender Unterschied bemerkbar. Während Carl Emil ein feuriger, lebhafter Geist war, der sich nur schwer in die nöthige Form bringen ließ und mit Unwillen dem Zwange des Unterrichts unterwarf, der zwar leicht lernte, aber eigentlich die Gelehrsamkeit selbst mißachtete, während er schon als Knabe mit glühender Neigung Alles erfaßte, was mit dem Kriege und dem Soldatenstande zusammenhing, war der Grundzug in dem Charakter des jüngeren Prinzen Friedrich Sanftmuth und Gutmüthigkeit. Von ihm werden wir indessen in einem späteren Abschnitte noch ausführlicher reden.

Am 8. Juni 1667 hatte der Kurfürst den von ihm auf's Tiefste gefühlten und niemals ganz überwundenen Schmerz, seine geliebte Ge-

mahlin zu verlieren. Der innige Wunsch beider Gatten, sich möglichst selten zu trennen, hatte die Kurfürstin oftmals bewogen, den Gemahl auf seinen vielfachen Reisen, selbst in rauher Jahreszeit, zu begleiten; war sie doch mit ihm in Königsberg gewesen, als dort der ernste Streit gegen die preußischen Stände ausgefochten wurde, hatte sie ihn doch selbst während des Feldzuges von 1656 in Preußen und 1658 in Jütland nicht verlassen. Kein Wunder, daß die Anstrengungen solcher Reisen, welche zu jener Zeit nicht mit den Bequemlichkeiten von jetzt zurückzulegen waren, die zarte Gesundheit der hohen Frau angegriffen hatten. So war die Kurfürstin auch im Jahre 1666 mit ihrem Gemahl in Cleve und dort an einem Brustübel ernstlich erkrankt, als der Kurfürst genöthigt war, nach der Mark zurückzukehren; auch nach ihrer Wiedergenesung widerriethen die Aerzte wegen der rauhen Jahreszeit die Reise nach Berlin und die Fürstin wurde daher, so weit wie möglich zu Schiffe, nach dem Haag zu ihrer Mutter gebracht, wo sie den Winter zubringen sollte.

Mit dem Frühjahr verschlimmerte sich der Zustand der Kurfürstin und da sie ihr Ende herannahen fühlte, mit unaussprechlicher Sehnsucht aber danach verlangte, ihren Gemahl und ihre Kinder noch einmal zu sehen, so wurde mit der äußersten Vorsicht und in großen Zwischenräumen die Reise nach Berlin angetreten. Der Kurfürst selbst war seiner Gemahlin bis Halberstadt entgegen gereist und von hier aus mußte die Reise in einer Sänfte vollendet werden. Am 8. Juni machte der Tod dem Leben der edlen Fürstin ein Ende und versetzte nicht allein den Kurfürsten und seine Familie, sondern das ganze brandenburgische Volk, welches sie wie eine Mutter verehrt hatte, in den tiefsten Schmerz. In Oranienburg ist der Kurfürstin Luise, deren Andenken dort wie im ganzen Preußenlande unvergeßlich sein wird, ein einfaches aber würdiges Denkmal in weißem Marmor errichtet. —

Am 4. Juli 1668 vermählte sich Friedrich Wilhelm zum zweiten Male mit der verwittweten Herzogin Dorothea von Braunschweig-Lüneburg, einer 1636 geborenen holsteinischen Prinzessin. Auch sie war dem Kurfürsten mit treuer ausharrender Liebe und Ergebenheit zugethan, auch sie war ihm eine pflichttreue und liebreich für ihn besorgte Gattin; aber ihr Charakter entbehrte so mancher sanften, echt weiblichen Eigenschaft, welche die verstorbene Fürstin in hohem Grade besessen und so konnte sie begreiflicher Weise dem Kurfürsten die erste Gattin nicht ersetzen. Ihr herrschsüchtiger Charakter führte oft seltsame Scenen herbei, von denen die erste Ehe Friedrich Wilhelm's frei geblieben war. So soll der Kurfürst einmal im Zorn seinen mit Federn geschmückten fürstlichen Hut der Gattin vor die Füße geworfen und gesagt haben: wenn sie denn doch Alles regieren wolle, so solle sie auch die Weiberhaube absetzen und sich mit diesem Hut bedecken.

Beim brandenburgischen Volke konnte Dorothea keine Beliebtheit erlangen, auch hier stand ihr das Andenken an die erste Gemahlin Friedrich Wilhelm's hinderlich im Wege; sie kam bald beim Volke in den Ruf einer bösen Stiefmutter und einer herrschsüchtigen und geizigen Frau. Die Kurfürstin schenkte ihrem Gemahl im Ganzen 7 Kinder, von denen 4 Söhne und 2 Töchter den Kurfürsten überlebten.

Daß Dorothea ihre eigenen Kinder denen ihres Gemahls aus dessen erster Ehe vorzog, läßt sich am Ende durch die fast jeder Frau inne wohnende mütterliche Schwäche begreifen und entschuldigen; daß sie aber eifersüchtig auf die bevorzugten älteren Prinzen sich ihr ganzes Leben hindurch Mühe gab, das Testament des Kurfürsten, welches nach dem alten hohenzollernschen Hausgesetz dem ältesten Prinzen die gesammten Länder und Besitzthümer des Kurhauses ungetheilt zusprach, zu Gunsten ihrer Söhne umzustoßen, giebt den Beweis, daß sie sich ihrer hohen Würde als Fürstin eines großen Landes doch nicht klar bewußt war, daß sie nicht im Stande war, das eigene Interesse dem Wohle des Landes zu opfern.

Man hat die Kurfürstin vielfach beschuldigt, ihr Haß gegen die Kinder ihres Gemahls aus erster Ehe habe sie sogar zu Vergiftungsversuchen gegen dieselben getrieben. So wurde von vielen Seiten behauptet, der Kurprinz Emil, welcher im Jahre 1674 den Vater in den Feldzug am Rhein begleitet hatte und dort, an einem hitzigen Fieber erkrankt, am 27. November zu Straßburg in dem blühenden Alter von 19 Jahren verstorben war, sei von der Stiefmutter vergiftet worden.

Ebenso sollte der nunmehrige Kurprinz Friedrich bei Gelegenheit eines Mittagmahles bei der Kurfürstin Dorothea von dieser Gift erhalten haben und schwer erkrankt sein, Beschuldigungen, für welche sich nicht die geringsten Beweise vorfinden und die sicherlich völlig grundlos sind, die aber doch den Beweis geben, wie das Volk von der Kurfürstin dachte.

Dieser gelang es in der That, noch vor dem Tode ihres Gemahls ihren Lieblingswunsch zu erreichen. Nach einem heftigen Wortwechsel mit dem Kurprinzen Friedrich wußte die unablässig auf den alternden Kurfürsten einstürmende Frau wirklich, diesen in einer schwachen Stunde zur Unterzeichnung eines bereits von ihr entworfenen neuen Testaments zu bewegen, in welchem der Kurprinz zwar als der Haupterbe seines Reiches anerkannt, allen übrigen Söhnen jedoch unter oberster Hoheit des Haupterben besondere Landestheile zur Verwaltung übergeben wurden. Die kluge und vorsichtige Fürstin sendete dies Testament sofort zur sicheren Aufbewahrung nach Wien, wo man eine solche Theilung der brandenburgischen Macht gewiß mit Freuden begrüßt haben würde. Zum Glücke für den Staat kam auch dieses Testament, wie alle früheren Versuche, das Hausgesetz umzustoßen, niemals zur Ausführung.

In den letzten Jahren seines Lebens ward Friedrich Wilhelm vielfach von körperlichen Leiden gequält; insbesondere waren es gichtische Beschwerden, welche den Fürsten oft auf sehr empfindliche Weise heimsuchten. Wie wenig indessen solche Leiden im Stande waren, den Kurfürsten in der Erfüllung seiner Regentenpflichten zu behindern, ja daß sie ihn nicht einmal abhalten konnten, sich persönlich an dem Winterfeldzuge gegen die Schweden von 1679 zu betheiligen, haben wir seiner Zeit erwähnt. Im Frühjahr 1688 ging das Gichtübel des Kurfürsten in die Wassersucht über und Friedrich Wilhelm fühlte selbst, daß er am Ende seiner Lebenstage stehe. Groß und würdig, wie er gelebt hatte, bereitete er sich auch zu seinem Ende vor und richtete sein Streben darauf, seinem

Sohn und Nachfolger die Angelegenheiten seines Hauses und Staates in vollkommener Ordnung zu hinterlassen.

Am Charfreitag, den 25. April, nahm der fromme Fürst mit seiner Familie das Abendmahl; am Morgen des 27. April, nachdem er die Nacht schlaflos und unter vielen Schmerzen verbracht hatte, ließ er sich in einem Sessel in den Rathhaussaal tragen, woselbst er zum letzten Male die Geheimen Räthe und auch den Kurprinzen Friedrich hin beschieden hatte, und nahm in äußerst rührenden Worten von ihnen Abschied. Die Worte, welche der edle Fürst bei dieser Gelegenheit sprach, sind so schön und enthalten so viel Beherzigenswerthes, daß wir uns nicht enthalten können, dieselben auf die Gefahr hin, den Raum dieser Blätter zu überschreiten, wenigstens zum Theil hier anzuführen.

Nachdem Friedrich Wilhelm erklärt hatte, daß er mit Bestimmtheit sein Ende herannahen fühle, wendete er sich an den tief ergriffenen Kurprinzen mit den Worten:

> „Durch Gottes Gnade habe ich eine sehr lange und glückliche, aber auch mühevolle, von Unruhen und Kriegen begleitete Regierung geführt. Mein Bestreben war: mein kurfürstliches Haus in Ruf, Flor und Ansehen zu bringen, welche Beschwerden, welche Sorgen mir dies gemacht, welche Trübsal dadurch verursacht, ist bekannt genug. Durch Kriege verwüstet, im armseligsten Zustande, fand ich die Länder nach meines Vaters Tode; durch Gottes Hilfe hinterlasse ich das Land in einem weit blühenderen Wohlstande, im Frieden, von meinen Feinden gefürchtet, von meinen Freunden geliebt und geehrt. Ich zweifle nicht, daß auch Du, mein Sohn, mein Nachfolger, in denselben Maximen fortfahren wirst, es zu beherrschen; vor allen Dingen Gott vor Augen zu haben! Vergiß nicht, die bei einer solchen Verwaltung nöthige Vorsicht aus den Augen zu lassen. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß eine eiserne Hand und ein stehendes Heer dazu nöthig sind; aber übe jene mit Geschick und dies bilde nur, um des Landes Sicherheit und das erlangte Ansehen Deines Hauses zu bewahren. Wenn Du Dich der Hilfe der getreuen alten und erfahrenen Räthe bedienst und nicht auf diejenigen hörst, welche ungerechte Rathschläge geben — wirst Du Deinen Unterthanen beweisen, daß Du sie liebst. Mit allem Fleiße sei darauf bedacht, den Ruhm, welchen ich Dir als ein Erbtheil hinterlasse, zu bewahren und zu vermehren. Einige Regeln, wie Du Deine Staaten regieren sollst, habe ich schriftlich abgefaßt und übergebe sie Dir hiermit; ich hoffe, durch sie wirst Du auf eine gute und nützliche Art davon unterrichtet werden."

Den Geheimräthen dankte der Kurfürst für die ihm erwiesene Treue und forderte sie auf, auch seinem Nachfolger in gleicher Weise zu dienen.

„Herzlich hätte ich gewünscht," setzte Friedrich Wilhelm hinzu, „meinen armen Unterthanen noch vor meinem Ende einige Er-

leichterung zu schaffen; daß ich aber dazu nicht gelangen konnte, ist den bisherigen trübseligen Zeiten und anhaltenden Unruhen, wie Ihr selbst am besten wisset, zuzuschreiben."

Am Nachmittage desselben Tages beschenkte der Kurfürst alle seine Diener reichlich, nahm Abschied von seiner untröstlichen Gemahlin und segnete alle seine Kinder.

Am 29. April 9 Uhr Morgens erst wurde Friedrich Wilhelm von seinen Schmerzen erlöst. Nachdem er abermals seiner Gattin, die ihn bis zum letzten Augenblicke nicht verließ, und seinen um sein Lager versammelten Kindern den letzten väterlichen Segen ertheilt hatte, wendete er mit den Worten: „ich weiß, daß mein Erlöser lebt", sein Haupt zur Seite und verschied.

Und fragen wir uns, an dem Sterbebette des großen Mannes stehend und auf sein langes Leben und sein 48jähriges Wirken zurückblickend: wie hatte Friedrich Wilhelm die Aufgabe, die er selbst bei seiner Thronbesteigung sich als das große Ziel seines Strebens gesetzt hatte, wie hatte er dieselbe erfüllt?

Die Antwort darauf hat der große Fürst in seinen letzten an den Kurprinzen Friedrich gerichteten Worten so schön und treffend selbst gegeben, daß es fast unnöthig erscheint, hier noch eine andere Antwort zu suchen.

In der That war es ihm gelungen, sein in langjährigen Kriegen verwüstetes und zu Grunde gerichtetes Land wieder wohlhabend und blühend zu machen; in der That war es ihm gelungen, die getrennten und unter sich so verschiedenartigen und widerstreitenden Bestandtheile seines Staates zu einem festen Ganzen zu verschmelzen; und vor allen Dingen war es ihm gelungen, aus der kleinen noch vor Kurzem so gering geachteten Mark Brandenburg einen in ganz Europa geachteten, gefürchteten und bewunderten Staat zu schaffen. Fügen wir diesem Ruhme des großen Kurfürsten noch den hinzu, daß er diesen Staat zu einem Bollwerke für den Protestantismus, zu einem hell leuchtenden Hort für evangelischen Geist und evangelisches Leben machte, daß er die Duldung gegen Andersglaubende diesem Staate als ein glänzendes Wahrzeichen aufprägte, so kann wohl Niemandem ein Zweifel darüber sein, daß der Ruhm des großen Kurfürsten lebendig bleiben und die Welt erleuchten wird, so lange es überhaupt eine deutsche Nation giebt.

Lob, Ehre und Dank seinem Angedenken! — —

Anmerkung. Einige Zahlenangaben mögen am Schlusse dieses Theils Platz finden, um den Beweis zu liefern, wie, abgesehen von der inneren Erstarkung und Kräftigung des Staates, derselbe auch an Umfang und Einwohnerzahl während der Regierung des großen Kurfürsten zugenommen hat.

Kurfürst George Wilhelm hinterließ 1640 den brandenburgischen Staat mit einem Flächeninhalt von 1435 Quadratmeilen und etwa 900,000 Einwohnern, wobei jedoch das Herzogthum Preußen, damals noch polnisches Lehen, sowie die Grafschaften Mark, Cleve, Ravensberg und Berg, damals noch sehr zweifelhafter Besitz, mit eingerechnet sind.

Beim Tode Friedrich Wilhelm's, während dessen Regierung der größte Theil von Hinterpommern, die Bisthümer Cammin, Magdeburg, Halberstadt, Minden, sowie die Herrschaften Tauroggen und Serrey, und endlich der Kreis Schwiebus an Brandenburg fielen, hatte der Staat einen Umfang von 2000 Quadratmeilen und 1,500,000 Einwohner, war also um fast 600 Quadratmeilen und 600,000 Einwohner gewachsen, außerdem aber das Herzogthum Preußen erblicher, souveräner Besitz, die Cleve'sche Erbschaftsfrage geregelt.

Die Staatseinnahmen waren unter Friedrich Wilhelm auf das Vierfache gestiegen. Statt eines unzuverlässigen, noch dazu dem Kaiser verpflichteten Heeres von 4—5000 Mann, welches dem Lande nur zum Schaden gereichte, hinterließ Friedrich Wilhelm seinem Nachfolger eine für die damalige Zeit vortrefflich ausgebildete, wohl disciplinirte und vom besten Geiste beseelte Armee von 30,000 Mann mit 72 Geschützen und vielem werthvollem Kriegsmaterial. —

Capitel II.

Die Regierungszeit Friedrich's III. als Kurfürst, von 1688—1701.

§. 21.

Friedrich als Kurprinz.[1]

Am 11. Juli 1657 geboren, war der Kurprinz Friedrich fast 31 Jahr alt, als er nach dem Tode seines großen Vaters zur Herrschaft über den brandenburgisch-preußischen Staat gelangte. Wir wissen, daß schon bei seiner Geburt dem Prinzen, obgleich damals und noch lange sein älterer Bruder Carl Emil lebte, dereinst die Königskrone zu tragen prophezeit worden war, eine Prophezeihung, welche, so wenig Aussicht auf Erfüllung für dieselbe vorhanden sein mochte, dennoch eintreffen sollte.

Friedrich hatte das Unglück gehabt, daß seine Amme ihn als kaum einjähriges Kind, durch irgend einen Zufall erschreckt, fallen ließ und so sich eine ihm das ganze Leben hindurch anhaftende Krümmung des Rückgrates ausbildete.

Mit Carl Emil unter der oberen Leitung des würdigen Geheimraths Otto v. Schwerin gemeinschaftlich erzogen, zeigte Prinz Friedrich schon frühzeitig einen wesentlich vom Kurprinzen verschiedenen Charakter; im Gegensatze zu diesem war er sanftmüthig, milden und gütigen Sinnes und benutzte fleißig und sorgsam den ihm zu Theil werdenden Unterricht. Neben diesen schätzenswerthen Charaktereigenschaften, welche ihn zum Liebling seiner Mutter machten, während der Kurprinz Emil seines feurigen entschlossenen Wesens halber vom Vater vorgezogen wurde, entwickelte sich indessen in dem Wesen Friedrich's auch eine gewisse Schwäche und Weichheit, der von seinen Erziehern zwar mit Ernst entgegen getreten wurde, welche jedoch dem Prinzen sein ganzes Leben hindurch bleiben sollte. —

In würdigere, redlichere und einsichtigere Hände als in die des Ministers v. Schwerin hätte die Erziehung der beiden jungen Prinzen nicht gelegt werden können; auch schreibt ein Augenzeuge darüber:

> „Die beiden Prinzen werden einst berühmt werden. Man bildet aus ihnen Helden, welche sie alle Tage sehen. Seine kurfürstliche Durchlaucht selbst ist ein Vorbild der Familie, von dem sie die größten Ideen entnehmen können. Sie wissen schon mehrere Sprachen und sind in allen Uebungen sehr geschickt. Sie sind nicht wenig in allem dem unterrichtet, wodurch der Geist gebildet

wird. Ihre Zimmer sind einfach, nur von Büchern, geographischen Karten, chronologischen Tabellen, Himmelskugeln und Medaillen geschmückt. Der Baron v. Schwerin, erster Staatsminister und Beschützer der Musen, hat ihnen diese schönen Gefühle eingeflößt und Sr. Kurfürstlichen Hoheit einen großen Dienst erwiesen, so den Geist der jungen Fürsten gebildet zu haben." —

Unter den Lehrern, welche den Unterricht des Prinzen zu leiten hatten, zeichnete sich ganz besonders der außerordentlich begabte, kenntnißreiche und kräftige Licentiat Eberhard von Dankelmann aus, der zwar mit großer Strenge beide Prinzen an anstrengende Thätigkeit gewöhnte und mit Ernst und Energie die in Friedrich's Charakter sich zeigende Schwäche zu bekämpfen suchte, dabei aber doch die Liebe und Achtung seines jüngeren Zöglings in so hohem Grade zu erwerben wußte, daß derselbe ihn später zu den höchsten Ehrenstellen des Staates berief. Auch die Kurfürstin Luise, welche anfänglich gefürchtet haben mochte, das etwas rauhe und energische Wesen Dankelmann's würde nachtheilig auf die furchtsame und schüchterne Natur ihres Lieblings einwirken, überzeugte sich bald vom Gegentheil und gab Dankelmann vielfache Beweise ihrer hohen Achtung. Der Kurfürst selbst hatte ungeachtet seiner vielen Sorgen und Geschäfte doch jederzeit ein wachsames Auge auf Unterricht und Erziehung seiner Söhne, und eigenhändig von ihm geschriebene Instructionen für Schwerin geben den Beweis, in welcher eingehenden Weise der edle Fürst sich damit beschäftigte.

Daß die Erziehung der Prinzen auf wahre Frömmigkeit begründet und in die jungen Herzen der Keim der Gottesfurcht gelegt und gepflegt werde, dafür sorgte vor Allem die Kurfürstin Luise; und diese mit Sorgfalt gepflanzten Keime trugen in der That in der Brust des Prinzen Friedrich die schönsten Früchte; sein ganzes Leben zeichnete sich durch tiefe, aufrichtige Frömmigkeit aus. Ist es nicht rührend, wenn man erfährt, daß der damals 10jährige Prinz Friedrich seinen älteren Bruder, als dieser am Sterbebette der geliebten Mutter in endlosen Jammer ausbricht und gegen allen Trost unempfindlich bleibt, trotz des eignen gewiß tief gefühlten Schmerzes aufzurichten sucht und ihn mit den wahrhaft kindlichen Worten beruhigt: „es sei ja Gottes Wille so gewesen und Gott wisse am besten, was seinen Kindern nöthig sei."

Noch einer anderen Eigenschaft aber müssen wir erwähnen, welche schon frühzeitig sich in Friedrich's Wesen zeigte und ihm sein ganzes Leben hindurch treu blieb, nämlich eine auffallende Vorliebe für Glanz und Pracht, für äußere Schaustellungen und glänzende Festlichkeiten. Bezeichnend genug ist es, daß Friedrich schon als 10jähriger Knabe, auf dem Schlosse Otto v. Schwerin's wohnend, einen Orden stiftete, den er den Orden pour la générosité nannte und welcher von ihm unter dem Namen eines Fürsten von Halberstadt in der prachtvoll geschmückten Dorfkirche unter feierlichen Ceremonien an zum Theil sehr angesehene Hofleute und Cavaliere verliehen wurde. Sah auch der Kurfürst diese Handlung des Prinzen als einen knabenhaften Scherz an, den er gern gewährte; der Prinz selbst war durchaus von der Ernsthaftigkeit seiner Ordensstiftung, zu welcher er sorgfältig die Ceremonien der Johanniter-Ritter studirt und nachgeahmt hatte, überzeugt, und seltsam genug nahmen auch ältere Per-

sonen von Rang und Ansehen, welchen der Orden pour la générosité ertheilt wurde, diese Handlung mit dem größten Ernste auf. Prinz Friedrich aber verlieh den neuen Orden allmählich an so viele Personen, daß sich der Kurfürst endlich genöthigt sah, Beschränkungen darin eintreten zu lassen.

Wir werden in dem späteren Leben Friedrich's sehen, wie seine Hinneigung zu Glanz und Pracht, sein Streben nach äußerer Repräsentation zwar die Machtstellung des durch den Vater neu geschaffenen Staates nach Außen hin würdig vertrat, was um so wichtiger erschien, als zu jener Zeit auf solche äußerliche Dinge ein ungemessen hoher Werth gelegt wurde; indessen nahm diese Neigung des Prinzen mit den Jahren zu und artete allmählich doch derartig aus, daß um des äußeren leeren Scheines willen oft das innere Wesen der Angelegenheiten hintenan gesetzt und der Befriedigung an prächtigen Schaustellungen die materielle Wohlfahrt des Staates aufgeopfert wurde. —

Durch den plötzlichen Tod des Prinzen Carl Emil im Jahre 1674 wurde Friedrich, damals im 17. Lebensjahre stehend, der Erbe der brandenburgisch-preußischen Staaten; und trat in dieser Eigenschaft dem Vater, welcher bisher mit besonderer Vorliebe an seinem Erstgeborenen gehangen hatte, näher als bisher. Doch waren zu jener Zeit bereits die Familienverhältnisse des großen Kurfürsten so unangenehmer Natur geworden, daß der nunmehrige Kurprinz Friedrich wenig Wohlgefallen an dem väterlichen Hofe hatte und meistens still für sich in Köpenick wohnte. Das Verhältniß Friedrich's zu seiner herrschsüchtigen und äußerst sparsamen Stiefmutter war das schlechteste von der Welt; und wenn die dem Prinzen wahrscheinlich von unberufenen Freunden eingeflößte Besorgniß, daß die Kurfürstin Dorothea ihm nach dem Leben trachte, auch sicher ungegründet war, so zeigte doch die spätere Zeit, daß der Kurprinz Recht hatte, wenn er sich und seine Rechte von der Stiefmutter gefährdet glaubte. War es derselben doch, wie wir wissen, wirklich gelungen, den Kurfürsten Friedrich Wilhelm, ihren Gemahl, zur Unterzeichnung eines neuen Testaments zu bewegen, in welchem nicht unbedeutende Theile des Staates ihren eigenen Söhnen zugesprochen wurden. Genug, Friedrich glaubte sich nach einem sehr heftigen Wortwechsel mit der Kurfürstin so in Gefahr, daß er es für gut fand, auf einige Zeit das Land zu verlassen und heimlich nach Cassel zu gehen.

Am Lebensabende Friedrich Wilhelm's sehen wir indessen ein herzliches Einverständniß des Vaters mit dem Sohne, hauptsächlich durch die Bemühungen Dankelmann's, entstehen; Prinz Friedrich wurde in die Unternehmungen und Pläne des Vaters eingeweiht und schenkte denselben seinen vollen Beifall; schon 1679 sehen wir den Prinzen den Vater auf dem äußerst beschwerlichen Winterfeldzuge nach Preußen begleiten und die schönen Worte Friedrich Wilhelm's an seinen Sohn, als er Abschied von diesem und seinen Räthen nahm, lassen vollends keinen Zweifel daran, daß das Verhältniß zwischen beiden ein vortreffliches geworden war.

Friedrich hatte sich schon im Jahre 1679, also 22 Jahre alt, mit der Prinzessin Elisabeth Henriette von Hessen-Cassel vermählt; aus dieser Ehe war ihm indessen nur eine Tochter, die später mit dem Erbprinzen Friedrich von Hessen-Cassel, dem nachmaligen Könige von Schweden, ver-

mählte Prinzessin Luise Dorothea Sophie geboren, und die Kurprinzessin selbst starb bereits im Jahre 1683.

So schritt der Kurprinz denn schon im Jahre 1684 zu einer zweiten Ehe und vermählte sich mit der Tochter des Kurfürsten Ernst August von Hannover, der 16jährigen, durch seltene Schönheit und glänzende Geistesgaben ausgezeichneten Prinzessin Sophie Charlotte. Sie sollte an der Hand Friedrich's dereinst den preußischen Königsthron besteigen und wahrlich, keine Prinzessin der damaligen Zeit war dieses glänzenden Thrones würdiger wie sie. Wir werden in der Regierungszeit Friedrich's dieser seiner zweiten Gemahlin noch oftmals gedenken.

§. 22.

Der Regierungsantritt Kurfürst Friedrich III.

Eine der ersten Regierungshandlungen des Kurfürsten Friedrich, welcher sich als Kurfürst der Dritte nannte, war die Ernennung seines geliebten und hoch verehrten Lehrers Eberhard v. Dankelmann zum Geheimen Staats- und Kriegsrath.

Nicht Dankbarkeit gegen diesen ausgezeichneten Mann war es, welche allein den Kurfürsten hierbei leitete, sondern vor Allem die richtige Erkenntniß von dem wahren Werthe und den seltenen Fähigkeiten desselben; und in der That gereichte es dem ganzen Lande zum wahren Heil, daß in kurzer Frist die Leitung der gesammten Staatsangelegenheiten in die Hände Dankelmann's gelegt wurde.

Allerdings war Friedrich diesem großen Staatsmanne von seiner früheren Stellung her zu großem Danke verpflichtet. Nicht allein hatte derselbe die Erziehung und den Unterricht des Prinzen in der ersprießlichsten Weise geleitet; er war auch der allezeit bereitwillige Helfer und Berather Friedrich's in seinen vielfachen Zerwürfnissen mit der Stiefmutter gewesen; er hatte sein eignes Vermögen geopfert, um dem Prinzen in seinen vielfachen Geldverlegenheiten beizustehen; er war der Vermittler zwischen Vater und Sohn in so mancher Streitigkeit gewesen und hatte Friedrich Wilhelm dazu vermocht, dem bisher oft sehr knapp gehaltenen Prinzen ein reicheres Einkommen auszusetzen; vor allen Dingen aber hatte Dankelmann den Prinzen durch seine treue aufopfernde Pflege in einer schweren Krankheit desselben nach dem Winterfeldzuge von 1679 an sich gefesselt.

Daß Dankelmann außer diesen persönlichen Verdiensten um den Kurfürsten auch ein durch und durch erprobter, ehrenwerther und kenntnißreicher Mann war, der seine hohe, aber oft sehr schwierige Stellung mit seltenem Geschick auszufüllen verstand, begründete wesentlich das Wohl des Volkes. Und in der That, die Stellung des 1695 zum Oberpräsidenten mit dem ersten Range am Hofe ernannten Wirklichen Geheimen Staats- und Kriegsministers Dankelmann wurde den fortgesetzten Geldbedürfnissen Friedrich's gegenüber gar bald eine äußerst schwierige.

Die wiederholten Kriege Friedrich's, die unerhörte Prachtliebe des Kurfürsten erforderten unaufhörlich bedeutende Summen, und Dankelmann

sah sich sehr bald außer Stande, dieselben anderweitig zu beschaffen, als durch immer neue und drückendere Steuern. Der Minister selbst lebte für seine Person in wahrhaft spartanischer Einfachheit und äußerte sich oft freimüthig und derb genug über die bei Hofe herrschende Verschwendung; wir werden in einer späteren Zeit sehen, wie diese freimüthigen Aeußerungen Dankelmann's, welche der gutmüthige Kurfürst lange Zeit hindurch in der Ueberzeugung von des Ministers weiser und vortrefflicher Absicht ruhig hinnahm, doch zuletzt die Ursache zu seinem Sturze wurden.

Zunächst indessen sollte sich Dankelmann noch durch eine Reihe von Jahren die höchsten Verdienste um das Vaterland erwerben; denn hauptsächlich ihm ist die vorzugsweise würdige Richtung der ersten Regierungszeit Friedrich's, welche neben allen äußeren Schaustellungen und Aufzügen deutlich hervortritt, zuzuschreiben; hauptsächlich Dankelmann gebührt der Ruhm für die feste und klare Politik des Kurfürsten Friedrich, für so manche glänzende Unternehmung, für viele vortreffliche innere Staatseinrichtungen, die sich noch lange erhielten, als der Minister selbst bereits allen seinen Einfluß verloren hatte. —

Vor allen Dingen mußte des Kurfürsten ernstliches Bestreben darauf gerichtet sein, das zweite Testament des Vaters, dessen wir uns aus dem 20. Paragraphen her erinnern, für ungültig erklärt zu sehen. Es war ein eigen Ding mit diesem zweiten Testament; allerdings hatte der Kurfürst Friedrich Wilhelm dasselbe bei völligem Bewußtsein vollzogen; er war aber dazu durch die unaufhörlichen Einflüsterungen seiner zweiten Gemahlin gewissermaßen gedrängt worden; in der letzten Willensmeinung Friedrich Wilhelm's, welche noch kurz vor seinem Tode in seiner und des versammelten geheimen Rathes Gegenwart geöffnet wurde, fand sich durchaus kein Hinweis auf dies im Jahre 1686 verfaßte Testament, sondern wurde nur auf das erste Testament Friedrich Wilhelm's vom Jahre 1667 verwiesen und endlich stand dieses Testament in offenem Widerspruch mit den Grundgesetzen des fürstlichen Hauses, wonach alle Länder und Gebietstheile des brandenburgisch-preußischen Staates stets nur an den ältesten Prinzen des Hauses fallen sollen.

Der Kurfürst forderte demnach zunächst von sämmtlichen Mitgliedern des geheimen Rathes ein Gutachten über die Testamentsangelegenheit und als dieses einstimmig nur das erste Testament Friedrich Wilhelm's als bindend anerkannte, säumte Friedrich nicht, in einer feierlichen Erklärung das gesammte dem Vater gehörende Land als sein alleiniges Erbe in Anspruch zu nehmen. Man sieht, daß bei aller Gutmüthigkeit des Charakters Friedrich doch nicht gesonnen war, seinen Rechten etwas zu vergeben oder das Interesse des Landes zu beeinträchtigen; dagegen gereicht es dem Fürsten zur hohen Ehre, daß er sich aufrichtig freute, als ihm eine friedliche Verständigung mit seinen Stiefbrüdern gelang. Auch bewies sich Friedrich gegen diese wie gegen seine Stiefmutter äußerst freigebig.

Diese Letztere erhielt ein Jahrgehalt von 30,000 Thalern und die Schlösser in Potsdam und Crossen zum Wohnsitze angewiesen; auch bewies der Kurfürst ihr, allen früheren Streit vergessend, bei jeder Gelegenheit die größte Ehrerbietung; doch sollte die verwittwete Kurfürstin, deren Ge-

sundheit seit dem Tode des heiß geliebten Gemahls ernstlich zerrüttet war, diesen nicht lange überleben; schon im Jahre 1689 starb sie zu Carlsbad.

Auch die Brüder wurden reichlich entschädigt.

Der älteste von ihnen, Philipp Wilhelm, erhielt außer einer bedeutenden jährlichen Geldsumme die Herrschaften Schwedt und Wildenbruch in der Uckermark, so wie die Statthalterschaft in Magdeburg. Die von diesem Prinzen gegründete Seiten-Linie des Hohenzollern'schen Hauses, welche den Namen Markgrafen von Brandenburg-Schwedt annahm, starb schon im Jahre 1788 aus.

Der zweite Stiefbruder des Kurfürsten, Albrecht Friedrich, wurde ebenfalls mit einer beträchtlichen Apanage dotirt und im Jahre 1695, nach dem Tode des alten Derfflinger, zum Statthalter von Pommern ernannt. Auch diese Linie starb bereits 1762 aus.

Der dritte, Carl Philipp, erregt durch seine höchst romantischen Schicksale das Interesse des Lesers. Auch er hatte ein bedeutendes Jahrgeld erhalten und war im Jahre 1693 zum Heermeister der Johanniter in Sonnenburg ernannt worden. Als im Jahre 1695 brandenburgische Truppen unter dem berühmten Prinzen Eugen in Italien fochten, befand sich der Prinz bei denselben und verliebte sich dort in die bildschöne verwittwete Gräfin v. Salmour, Katharina Maria de Balbiano, welches Verhältniß schließlich zu einer geheimen ehelichen Verbindung führte. Auf des Kurfürsten Befehl wurde diese ihm höchst unpassend erscheinende Mesalliance gewaltsam getrennt und die junge Gattin in ein Kloster gebracht; Carl Philipp aber verfiel aus Gram über diese Trennung in ein hitziges Fieber und starb noch in demselben Jahre.

Die darauf freigelassene Gattin beharrte trotz aller ihr angebotenen Entschädigungen darauf, den Namen ihres verstorbenen Gemahls zu führen, bis sie sich später wieder verheirathete. Kinder waren aus ihrer Ehe mit dem Prinzen Carl Philipp nicht vorhanden.

Der jüngste Stiefbruder des Kurfürsten endlich, Christian Ludwig, starb im Jahre 1734 als Statthalter und Dompropst in Halberstadt ohne männliche Erben.

Größere Schwierigkeiten verursachte es, die Gültigkeit der von den Stiefbrüdern des Kurfürsten ausgestellten Reverse, in welchen sie die alleinigen Ansprüche Friedrich's auf den gesammten Staat feierlich anerkannten, in Wien durchgesetzt und bestätigt zu sehen. Wir erinnern uns, daß die vorsichtige Kurfürstin Dorothea das zweite Testament ihres Gemahls sofort nach der Unterschrift zu sicherer Aufbewahrung nach Wien gesendet hatte und daß am kaiserlichen Hofe lebhafte Freude über diese Aussicht auf Schwächung der längst mit Mißtrauen betrachteten brandenburgischen Macht herrschte.

Wirklich verweigerte der Kaiser die Bestätigung des vom Kurfürsten mit seinen Brüdern getroffenen Abkommens und forderte zunächst als Bedingung seiner Einwilligung von Brandenburg die Herausgabe des Schwiebusser Kreises, wozu sich allerdings Friedrich als Kurprinz durch einen hinter dem Rücken des Vaters ausgestellten Revers verbindlich gemacht hatte.

Vergeblich stellte Friedrich vor, daß er damals von der wahren Lage der Sache gar nicht unterrichtet gewesen und von den kaiserlichen Unter-

händlern durch falsche Darstellung derselben getäuscht worden sei, daß man ihm namentlich gar nichts davon gesagt habe, der Schwiebusser Kreis solle ein Ersatz für die aufgegebenen Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer sein; vergeblich wies er darauf hin, daß er als Kurprinz gar nicht berechtigt gewesen sei, Staatsverträge von solcher Wichtigkeit abzuschließen; der Wiener Hof blieb hartnäckig dabei, den Schwiebusser Kreis zurückzufordern und Friedrich sah sich endlich genöthigt, hierin nachzugeben, wenn er es nicht zu einem offenen Bruch mit dem Kaiser kommen lassen wollte. Dies letztere lag indessen nicht in der Absicht des Kurfürsten, vielmehr kam es ihm darauf an, ein möglichst freundschaftliches Verhältniß mit dem Kaiser zu unterhalten; aus welchen Gründen, werden wir sehr bald sehen.

Man muß allerdings zugeben, daß dieser ganze Vertrag hinter dem Rücken des großen Kurfürsten, in welchem Oesterreich dem Vater seine Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer abkauft und gleichwohl sich vom Sohne hinterlistig die Rückgabe des Kaufpreises versprechen läßt, dem Wiener Hofe nicht zur Ehre gereicht; indessen leuchtet dem unbefangenen Beurtheiler dieses Vorganges doch andererseits ein, daß auch der Kurprinz Friedrich ein schweres Unrecht beging, wenn er mit einer auswärtigen, seinem Hause noch dazu stets feindlich gesinnten Macht Verträge abschloß, von denen der Vater nichts wußte. Der große Kurfürst würde gewiß nicht gezögert haben, solche Handlungsweise seines Sohnes empfindlich zu bestrafen, wenn sie zu seiner Kenntniß gekommen wäre.

So wurde denn wirklich der Schwiebusser Kreis an Oesterreich zurückgegeben; dagegen erhielt Friedrich eine Geldentschädigung von $1/4$ Million Thalern, die Anwartschaft auf den Besitz von Ostfriesland, so wie der Herrschaften Limburg und Speckfeld in Franken und endlich bequemte sich der Kaiser dazu, die souveräne herzogliche Würde des Kurfürsten in Preußen anzuerkennen. Die mit seinen Brüdern geschlossenen Verträge Friedrich's erhielten ebenfalls die kaiserliche Bestätigung. 1694.

Bei der Unterzeichnung dieses neuen Abkommens mit Oesterreich äußerte der Kurfürst die prophetischen Worte:

> „Ich will und werde mein Wort halten, weil ich muß. Unsere Rechte auf die schlesischen Fürstenthümer auszuführen, überlasse ich meinen Nachkommen, welche ich bei diesen widerrechtlichen Umständen weder verbinden kann, noch will. Giebt es Gott und die Zeit nicht anders als jetzo, so müssen wir zufrieden sein; schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen und erfahren, was sie deshalb dereinst zu thun und zu lassen haben."

Friedrich's Enkel zeigte dem Hause Oesterreich und der ganzen Welt allerdings nach kaum 50 Jahren, daß er sehr gut wisse, was er zu thun habe, um das schreiende Unrecht wieder gut zu machen, was Oesterreich seinem Hause von Neuem zugefügt.

§. 23.

Der Krieg gegen Ludwig XIV. von Frankreich. Betheiligung am Türkenkriege.

Das alte Bündniß zwischen Brandenburg und Holland war, wie wir uns aus dem §. 18 her erinnern werden, nach vielfachen Bemühungen des Prinzen Wilhelm von Oranien, im August 1685 erneuert worden; der hochherzige große Kurfürst hatte alle so vielfach von den Holländern wie von seinen anderen Verbündeten erfahrenen Kränkungen verschmerzt und sich abermals bereit erklärt, die Sache Hollands und Deutschlands gegen den ländergierigen Ludwig XIV., vor Allem aber den protestantischen Glauben gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Unerschrocken hatte Friedrich Wilhelm durch seinen Gesandten in England, in welchem Lande dem Protestantismus durch König Jacob II. ernste Gefahr drohte, erklären lassen, er als oberstes Haupt der reformirten Kirche werde dieselbe geeigneten Falles zu schützen wissen.

Die Lage der Protestanten in England war schon zur Zeit der letzten Lebensjahre Friedrich Wilhelm's eine äußerst gefährdete geworden; ganz offen strebte der selbst katholisch und, wie man behauptet, sogar Jesuit gewordene König Jacob dahin, die neue Lehre in seinem Lande gänzlich wieder zu unterdrücken und sah sich in diesem Streben durch Ludwig XIV. auf's Eifrigste unterstützt; dieser gewissenlose Fürst glaubte, daß wenn nur erst in England der Protestantismus gestürzt sei, dann auch Deutschland nicht mehr lange gegen den geistlichen und weltlichen Absolutismus, wie er in Frankreich und Oesterreich seinen Ausdruck gefunden hatte, protestiren werde.

Die Protestanten Englands hatten in ihrer wachsenden Bedrängniß schon lange ihre Blicke vornehmlich auf den Statthalter von Holland, den Prinzen Wilhelm von Oranien, den Schwiegersohn König Jacobs, gerichtet; ihm boten sie insgeheim die englische Königskrone an, wenn er England vom papistischen Joche befreien wolle; und Prinz Wilhelm, von glühendem Ehrgeize beseelt, aber äußerst vorsichtiger und zurückhaltender Natur, hatte diese Hilfe zugesagt und war entschlossen, jedes in England eintretende ihm günstige Ereigniß sofort zu seinem Vortheil zu benutzen; er hatte inzwischen durch äußere Verbindungen seine Macht verstärkt, um jeden Augenblick in der Lage zu sein, thätig in die Begebenheiten einzugreifen.

Vornehmlich deshalb war Wilhelm von Oranien so eifrig bestrebt gewesen, die Aussöhnung seines großen Onkels Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit der Republik Holland zu Stande zu bringen; kein anderer Fürst des deutschen Reichs konnte ihm so wirksame Hilfe leisten, als dieser.

Friedrich Wilhelm war demnach auch in alle weitgehenden Pläne des Prinzen von Oranien eingeweiht gewesen und hatte denselben seine volle Zustimmung ertheilt und kräftige Unterstützung verheißen; da aber die Ereignisse in England länger auf sich warten ließen, als man anfänglich geglaubt hatte, wurde in der letzten Lebenszeit des großen Kurfürsten auch der damalige Kurprinz, jetzige Kurfürst Friedrich, mit der Gefahr, welche dem protestantischen Glauben in England drohe, so wie mit der Absicht

des Prinzen von Oranien, den Protestanten in England zur rechten Zeit mit einem Heere zu Hilfe zu ziehen, während die norddeutschen Fürsten Holland gegen den gewiß nicht ausbleibenden Angriff Ludwig XIV. schützen sollten, bekannt gemacht. Hatte Friedrich auch nicht den Heldengeist seines Vaters, so war sein Eifer und seine Anhänglichkeit an die protestantische Sache doch ebenso groß und aufrichtig; freudig billigte er die Pläne seines Vaters und Wilhelm's von Oranien und sagte auch seine Unterstützung zu, wenn die rechte Zeit gekommen sein würde.

So war denn in aller Stille, und ohne daß weder König Jacob von England, noch Ludwig XIV. von Frankreich Kenntniß davon erhalten hatten, zwischen Holland und Brandenburg das Abkommen geschlossen worden, daß 6000 Brandenburger zum Schutze Hollands einrücken sollten, wenn Wilhelm von Oranien den kühnen Angriff auf König Jacob unternehmen würde; auch 4000 Mann Hilfstruppen aus Braunschweig, 2000 Mann aus Hessen-Cassel und 1000 Mann aus Würtemberg waren zur Deckung Hollands marschbereit.

Im Sommer 1688 war endlich Alles zu dem großen Schlage gegen England bereit. König Jacob wiegte sich noch in stolzer Sicherheit und lehnte sogar, alle Warnungen verachtend, das Anerbieten eines französischen Hilfsheeres ab, als bereits bei Vliessingen eine Flotte von 50 Kriegsschiffen und 700 Transportfahrzeugen zur Ueberschiffung des holländischen Heeres versammelt war. Im Juli ging dem Prinzen von Oranien ein von vielen angesehenen englischen Großen unterzeichnetes Schreiben zu, welches ihn förmlich nach England einlud und, nachdem widrige Winde und ungünstiges Wetter das Auslaufen der Flotte mehrmals verzögert hatten, ging dieselbe endlich am 1. November 1688 mit 15,000 Mann holländischer Truppen, denen sich viele durch König Jacob vertriebene Engländer und auch eine kleine brandenburgische Hilfsschaar angeschlossen hatte, unter Segel. Das Heer stand unter dem Befehl des Prinzen Wilhelm selbst und des Marschall von Schomberg*), welcher aus brandenburgischen Diensten in die des künftigen Königs von England getreten war.

Es würde zu weit führen, die Geschichte dieses Kampfes gegen König Jacob's tyrannische Herrschaft hier speciell zu erzählen; wir begnügen uns, zu sagen, daß Prinz Wilhelm von Oranien mit Jubel vom englischen Volke als Befreier von einer willkürlichen und grausamen Regierung begrüßt wurde und im folgenden Jahre schon, nachdem König Jacob, ohne eine Schlacht zu wagen, mit seiner Familie nach Frankreich entwichen war, unter dem Namen Wilhelm I. den englischen Königsthron bestieg; doch

*) Friedrich v. Schönburg, oder wie er gewöhnlich genannt wurde, v. Schomberg, ein geborner Franzose und reformirten Glaubens, verließ nach der Aufhebung des Edicts von Nantes sein Geburtsland und trat, einer zwischen dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und Wilhelm von Oranien getroffenen Verabredung zufolge, in die Dienste des ersteren Fürsten, doch nur so lange, bis der Plan zur Landung in England reif war, worauf Schomberg den brandenburgischen Dienst quittirte und in holländische Dienste trat.

Er hatte sich vorher in französischen, schwedischen, portugiesischen Kriegsdiensten hohen Ruhm erworben; in Brandenburg, woselbst seine Anstellung nur zum Scheine erfolgt war, fühlte sich der alte Derfflinger empfindlich durch die Bevorzugun Schomberg's beleidigt.

mußte er die Rechte und Freiheiten des englischen Volkes, welche unter den Stuart's so oft und so schmählich verletzt worden waren, feierlich beschwören.

Ein von Ludwig XIV. unterstützter Versuch König Jacob's, durch eine Landung in dem meist katholischen Irland sein Reich wieder zu erobern, endete mit der völligen Niederlage des jacobitischen Heeres in der Schlacht am Boynefluß am 11. Juli 1690, bei welcher auch der Marschall Schomberg sein Leben verlor; König Jacob entfloh abermals nach Frankreich, wo er am Hofe Ludwig XIV. gastfreundlich aufgenommen und bis an sein Lebensende, 1704, mit königlichen Ehren behandelt wurde. Die Herrschaft der Stuart's war in England für immer zu Ende. —

Wenden wir unsere Blicke nach Deutschland zurück, woselbst sich gleichzeitig mit den eben erzählten Ereignissen ein neuer Krieg gegen die Franzosen entsponnen hatte, an welchem auch Kurfürst Friedrich III. den lebhaftesten Antheil nahm.

König Ludwig hatte seine ehrgeizigen Absichten, sich auf Kosten des zerrütteten deutschen Reichs zu vergrößern, niemals aufgegeben. Wir haben gesehen, wie geschickt der ländergierige Fürst die Ohnmacht und Uneinigkeit Deutschlands benutzt hatte, um im Frieden oder Kriege, durch List oder offene Gewalt Theil auf Theil desselben unter seine Herrschaft zu bringen, wie vergeblich der große Kurfürst von Brandenburg sich diesem Streben des französischen Königs entgegengesetzt hatte, wie sein kräftiger Widerstand an dem Verrath und an der Selbstsucht seiner eigenen Bundesgenossen gescheitert war.

Jetzt war Ludwig's gefürchteter Gegner todt und daher der günstige Augenblick gekommen, abermals an dem morschen Gebäude des deutschen Reiches zu rütteln; daß der Kaiser augenblicklich durch glänzende Siege ein großes Uebergewicht über die Türken errungen, daß auch Ungarn sich dem Kaiser wieder unterworfen hatte, waren zwar nachtheilige Umstände für Ludwig; doch wußte er zu gut, daß es mit der Vertheidigung des Reiches durch den Kaiser nicht weit her sein werde, wenn nur kein Interesse des österreichischen Hauses bedroht sei, und er zögerte daher nicht mit einem neuen Angriff.

Der Vorwand dazu war leicht gefunden. Der Erzbischof von Cöln, gleichzeitig Bischof von Hildesheim, Münster und Lüttich, also Herr eines bedeutenden deutschen Ländergebietes, war seinem Ende nahe und Ludwig bemühte sich mit allen Kräften, zum Nachfolger desselben den Bischof von Straßburg, Wilhelm v. Fürstenberg, gewählt zu sehen, welcher von jeher den Interessen König Ludwigs ergeben und, wie man behauptet, französischem Golde zugänglich gewesen war. In der That setzte Ludwig es durch, daß Fürstenberg zum Beigeordneten des im Sterben liegenden Erzbischofs gewählt wurde; doch versagte der Papst dieser Wahl seine Bestätigung. Als aber bald darauf der Erzbischof wirklich starb, von der Mehrzahl der Mitglieder des Capitels abermals Fürstenberg zum Erzbischof gewählt und wiederum vom Papste nicht bestätigt wurde; als dagegen der durch die Bemühungen des Kaisers, des Kurfürsten Friedrich und mehrerer deutschgesinnter Fürsten gewählte siebzehnjährige Prinz Clemens von Baiern vom Papste als Erzbischof von Cöln anerkannt wurde, da kannte Ludwig's Zorn keine Grenzen; er erklärte diese Handlung für eine ihm persönlich wider-

fahrene Beleidigung und der erwünschte Vorwand zum Kriege gegen Deutschland war gefunden.

Indessen gab es auch noch einen anderen, materielleren Grund. Im Jahre 1685 war der letzte Kurfürst von der Pfalz, dessen Schwester Charlotte Elisabeth mit dem Bruder König Ludwig's, dem Herzog Philipp von Orleans, vermählt war, gestorben und seine Länder an die nächste verwandte Linie des Hauses Pfalz-Simmern, den Pfalzgrafen von Neuburg, übergegangen. Diese ganz in der deutschen Reichsverfassung begründete Erbschaft konnte zwar Ludwig nicht bestreiten, doch erhob er Anspruch auf das gesammte Privat-Vermögen des verstorbenen Kurfürsten, so weit es nicht Reichslehn war und ließ, um diesen Ansprüchen Geltung zu verschaffen, Truppen in's Kölnische einrücken.

Man weiß nicht, ob man es mehr lächerlich oder mehr betrübend finden soll, daß auf dem Reichstage zu Regensburg, woselbst über alle diese Angelegenheiten verhandelt wurde, die Reichstagsgesandten der verschiedenen Fürsten sich in den albernsten Rangstreitigkeiten ergingen und mit nutzlosen Förmlichkeiten die Zeit ausfüllten, während schon das Kriegsungewitter, Verderben drohend, heraufstieg. Beanspruchten doch die kurfürstlichen Gesandten, an der Tafel auf rothen Stühlen zu sitzen, während die Abgesandten einfacher Fürsten nur grüne Sessel erhalten sollten; und als endlich, um den wichtigen Streit zu schlichten, für Alle nur grüne Sessel aufgestellt wurden, brachte ein kurfürstlicher Gesandter sogar einen roth gefütterten Mantel mit, den er vor dem Hinsetzen auf den Stuhl fallen ließ. Nun, meinte er, sitze er doch auf einem rothen Sessel und habe durch seine diplomatische Klugheit die Würde seines Kurfürsten und Herrn gerettet. —

Höchst energisch verwahrte sich Kurfürst Friedrich III. gegen das Auftreten des französischen Königs; er ließ nachdrücklich in Paris darauf hinweisen, daß die Wahl eines Erzbischofs von Cöln doch wohl jedenfalls eine rein deutsche Angelegenheit sei, in die sich kein fremder Fürst zu mischen habe. Ihm ward indessen die Antwort, der König Ludwig sei durch die ihm widerfahrene Beleidigung in seiner Ehre und in seinem Interesse gekränkt und könne solche nicht ruhig hinnehmen.

Während so im Reiche noch nirgends etwas für den Krieg vorbereitet war, denn die kaiserlichen Truppen waren zur Zeit noch in Ungarn und gegen die Türken beschäftigt und nur Kurfürst Friedrich hatte sein Heer gerüstet und marschbereit, brach der Kriegssturm abermals über das arme Deutschland herein.

Gegen Ende des September 1688 brachen zwei starke französische Heere plötzlich in die Pfalz ein, nachdem erst am Tage zuvor die Kriegserklärung Frankreichs erfolgt war und diese somit erst nach dem Einmarsch in die Hände des Reichshofrathes gelangte; sie eroberten in kurzer Zeit Kaiserslautern, Speier, Worms, Philippsburg und Heidelberg; selbst das starke Mainz fiel durch den Verrath des Kurfürsten von Mainz in die Hände der Franzosen. Da vorauszusehen war, daß die deutschen Fürsten, welche nun doch aus ihrer Ruhe aufgeschreckt wurden, Alles aufbieten würden, um den Franzosen am Rhein kräftigen Widerstand zu leisten, so wurde im französischen Cabinet der wahrhaft kannibalische Plan gefaßt,

die am Rhein gelegenen deutschen Provinzen völlig zu verwüsten, ja sogar sämmtliche Städte und Dörfer zu zerstören, so daß dadurch der Krieg am Rhein völlig unmöglich werden mußte. Dieser an die Thaten eines Nero und Caligula erinnernde Gedanke, welcher das Andenken Ludwig's XIV. für immer mit unauslöschlicher Schande bedeckt, wurde wirklich zum Theil ausgeführt. Die Greuel, die mit dem Anfange des Jahres 1689 von den französischen Truppen, den Soldaten des Allerchristlichsten Königs, in der Pfalz verübt wurden, übertreffen Alles, was die Geschichte des 30jährigen Krieges an Schandthaten aufzuweisen hat. Hunderte von blühenden und reichen Städten und Dörfern wurden völlig ausgeplündert und dann den Flammen übergeben, viele Tausende von wehrlosen Menschen verloren auf die jammervollste Weise ihr Leben. Noch heutigen Tages erinnern die Trümmer vieler verwüsteter und zerstörter Schlösser in jenen reich gesegneten Gauen an die begangenen Greuelthaten.

Dem Allen mußte vorläufig ruhig zugesehen werden. Der Kaiser hatte in Ungarn und der Türkei vollauf zu thun, die süddeutschen Fürsten waren zum Theil unschlüssig, für wen sie das Schwert ziehen sollten, wie z. B. der Kurfürst von Baiern, oder sie waren offen oder insgeheim mit den Franzosen im Bunde, wie z. B. der Kurfürst von Mainz und Andere. Nur unter den norddeutschen Fürsten zeigte sich Bereitwilligkeit, Ludwig's Angriffe mit Gewalt abzuwehren und vor Allen war Friedrich von Brandenburg bemüht, diesen Widerstand, wie schon sein großer Vater es früher gethan, so kräftig als möglich zu organisiren. Auf seinen Antrieb zogen 7000 Mann Sachsen, durch 2000 Mann Brandenburger verstärkt, nach dem Oberrhein, ein zweites brandenburgisches Corps von 12,000 Mann setzte sich nach dem Niederrhein in Bewegung und kurfürstliche Truppen aus Cleve besetzten, um den Franzosen eine Wiederholung des Raubanfalles auf Straßburg unmöglich zu machen, die Stadt Cöln.

Vergeblich versuchte Ludwig XIV. den Kurfürsten durch Ueberredung und verlockende Anerbieten auf seine Seite zu ziehen oder doch zur Neutralität zu bewegen; vergeblich eröffnete er ihm als Preis für seine Freundschaft die Aussicht auf die Erwerbung Vorpommerns, auf die Erlangung der Statthalterwürde in Holland; Friedrich blieb seiner echt deutschen Gesinnung getreu, brach alle Verbindungen mit Frankreich ab und verstärkte sein Heer am Rhein abermals um 20,000 Mann.

Das unausgesetzte Zureden des Kurfürsten Friedrich, in Verbindung mit den von den Franzosen verübten Grausamkeiten am Rhein, vermochte endlich auch den Kaiser zu ernsthaften Schritten gegen Ludwig XIV. Frankreich wurde im April 1689 nicht allein zum Feinde des Reichs, sondern der gesammten Christenheit erklärt, der nicht anders als der wahre Türke selbst zu betrachten sei; die Fürsten des Reiches wurden zum Kriege gegen den gemeinsamen Feind aufgefordert. Keiner derselben folgte diesem Rufe mit so vielem Eifer als Friedrich von Brandenburg; auch er erließ in seinen Staaten die strengsten Edikte, welche allen und jeden Verkehr selbst im preußischen Herzogthum mit den Franzosen untersagten und forderte die deutschen Fürsten mit feurigen Worten auf, gleich wie er selbst kein Opfer für das Wohl des Reichs zu scheuen.

Hauptsächlich seinen Bemühungen ist es zuzuschreiben, daß nicht auch Schweden sich in den ausbrechenden Krieg mischte und die Gefahr des Reichs vermehrte. Ludwig XIV. hatte nicht umsonst durch Gold und Ueberredung am schwedischen Hofe für einen Krieg Schwedens mit dem Reiche wirken lassen; eine große Partei in Stockholm, durch französischen Einfluß gewonnen, hielt diesen Krieg für eine vortreffliche Gelegenheit, sich für die unter dem großen Kurfürsten erhaltene Schlappe zu rächen. Zum Glück erkannte Friedrich diese Gefahr zeitig genug und wußte dieselbe dadurch zu beseitigen, daß Seitens des Reiches und seiner Verbündeten, Holland-England, dem schwedischen Kanzler Grafen Oxenstierna ein Jahrgeld von 20,000 Thalern ausgesetzt wurde. Dies bewirkte die Neutralität Schwedens.

Den nun ausbrechenden Krieg in allen seinen Einzelheiten, seinen oft halben Maßregeln, seinen planlosen Unternehmungen detaillirt zu erzählen, würde nicht allein ermüdend und oft langweilig sein, sondern auch nicht im Verhältniß zu dem Zwecke stehen, welchen sich diese Blätter gesetzt haben; wir begnügen uns daher, nur den Antheil, welchen die brandenburgischen Truppen am Kriege nahmen, den Hauptereignissen nach dem Leser hier vorzuführen.

Die brandenburgischen Truppen unter dem Oberbefehl des tapferen und verdienstvollen, aber auch stolzen und hochfahrenden General v. Schöning eröffneten den Feldzug am Niederrhein im Frühjahr 1689, indem sie die bereits in Westphalen eingedrungenen Franzosen zunächst in mehreren glücklichen Gefechten bis über den Rhein zurückdrängten. Mit einem holländischen Corps vereinigt, schlug Schöning ein starkes französisches Corps bei Uerdingen am linken Ufer des Rheins, verfolgte dasselbe bis Neuß und nahm diese Stadt in Besitz, ebenso bald darauf die Stadt Rheinberg.

Die französischen Streitkräfte zogen sich nunmehr in Bonn zusammen und hatten außerdem die feste Stadt Kaiserswerth besetzt; sie von hier zu vertreiben, war die nächst vorliegende Aufgabe Schöning's. In der Mitte des Monat Juni indessen erschien der Kurfürst in eigener Person, und diesmal gegen seine sonstige Gewohnheit unter Zurücklassung alles unnützen Gepränges, bei den vor Kaiserswerth lagernden Truppen und übernahm selbst den Oberbefehl über die etwa 30,000 Mann zählende Armee. Bereits seit zwei Tagen wurde Kaiserswerth beschossen; des Kurfürsten Anwesenheit brachte sofort erhöhtes Leben in den Angriff, und schon zwei Tage nach seiner Ankunft, am 24. Juni, erfolgte die Uebergabe der Stadt.

Ernsthafteren Widerstand leistete das stark befestigte Bonn, welches von dem tapferen Marquis v. Asfeld mit 8000 Franzosen vertheidigt wurde. Die vortrefflichen Werke der Stadt nöthigten den Kurfürsten zur Führung einer förmlichen Belagerung, nachdem man vorher vergeblich versucht hatte, die Besatzung durch eine während vier Tage und Nächte fortgesetzte Beschießung zur Uebergabe zu zwingen. Zwar glich die Stadt nach derselben einem Trümmerhaufen, die tapfere Besatzung aber zog sich in die noch unbeschädigten Werke zurück, verweigerte jede Aufforderung zur Kapitulation und erschwerte die Lage der Angreifer durch wiederholte muthige Ausfälle nicht wenig. Kurfürst Friedrich gab während der sich

bis in den October hinziehenden Belagerung Bonns vielfache Beweise, daß, wenn er auch kein großer Feldherr wie sein Vater oder sein Enkel war, dennoch auch in seinen Adern das alte Heldenblut seiner Vorfahren floß.

So unternahm der Kurfürst, um einem zwischen den brandenburgischen Generälen Schöning, Barfuß und Anderen ausgebrochenen Meinungsstreite über die ferner zu ergreifenden Maßregeln durch persönliche Anschauung ein Ende zu machen, in früher Morgenstunde eine Recognoscirung der Festung und hatte zur Deckung seiner Person 1000 Mann brandenburgischer Reiter an einen bestimmten Punkt bestellen lassen, fand dieselben in Folge irgend eines Mißverständnisses aber nicht vor. Dies konnte den Fürsten indessen nicht in seiner Absicht aufhalten; die in der nächsten Nähe befindlichen Feldwachen mußten satteln und ruhig und unbekümmert setzte Friedrich seine Recognoscirung fort. Den Franzosen war indessen nicht allein dies Vorhaben des Kurfürsten, sondern sogar die Farbe des Pferdes, welches er reiten würde, verrathen worden, sie richteten daher ein heftiges Feuer aus der Festung auf ihn und sein Gefolge; doch weder die drohende Gefahr, noch die Bitten seiner Begleiter, unter welchen auch Dankelmann, konnten ihn zur Umkehr bewegen, ehe er seinen Zweck völlig erreicht hatte. Als bei dem Rückwege nach dem Hauptquartier des Kurfürsten ganz unvermuthet eine starke französische Reiterschaar erschien, welche den Weg dorthin verlegte, setzte der Kurfürst sich muthig an die Spitze seines kleinen Gefolges und schlug sich durch die weit überlegenen Feinde glücklich hindurch.

Die Folge dieser Recognoscirung war zunächst, daß die Stadt von der Landseite, d. h. auf dem linken Ufer des Rheins, eng eingeschlossen und das Feuer gegen dieselbe auf allen Punkten eröffnet wurde. Mit unermüdeter Thätigkeit betrieb der Kurfürst selbst die Förderung der Belagerungsarbeiten, erschien täglich in den Laufgräben und hatte sogar, um der Belagerung näher zu sein, sein Hauptquartier auf dem Kreuzberge genommen; ihm lag vor Allem daran, Bonn rasch in seine Gewalt zu bekommen, da der Stand der Dinge die Anwesenheit der brandenburgischen Armee auf anderen Theilen des Kriegsschauplatzes dringend erforderte. Doch sollte es bis in den October hinein dauern, ehe die Uebergabe Bonns erfolgte, denn die Belagerung wurde durch mehrere unangenehme Zwischenfälle verzögert.

Zunächst erschien ein starkes französisches Corps unter dem Marschall Bouflers von der Mosel her zum Entsatz und nöthigte den Kurfürsten, demselben einen nicht unbeträchtlichen Theil des Belagerungs-Heeres entgegen zu senden. Zwar zogen sich die Franzosen bei der Annäherung des brandenburgischen Corps, welches General v. Schöning befehligte, schleunigst wieder über die Mosel zurück, so daß auch die Brandenburger ihren Rückmarsch nach Bonn antreten konnten; aber noch vor der Rückkehr war schon wieder ein dringender Ruf um Hilfe von einer anderen Seite her erfolgt und abermals hatte die Belagerungs-Armee geschwächt werden müssen. Der Herzog von Lothringen nämlich, welcher vom Kaiser zum Oberbefehlshaber über sämmtliche Reichstruppen in diesem Kriege ernannt war, belagerte mit kaiserlichen und Reichs-Truppen die Franzosen in dem ihnen verrätherischer Weise übergebenen Mainz und hatte, da er durchaus

keine Fortschritte in der Belagerung machen konnte, den Kurfürsten schon mehrmals dringend um Unterstützung gebeten. Eine solche Bitte um Hilfe war jetzt abermals ergangen und hatte den Kurfürsten vermocht, ein starkes Corps unter General v. Barfuß nach Mainz zu entsenden. Zwar erwies sich diese Entsendung ganz unnütz, da die Uebergabe von Mainz an demselben Tage erfolgte, an welchem die zur Unterstützung bestimmten Truppen aus dem Lager vor Bonn abrückten; doch sollte dieser Vorgang den Kurfürsten zwei seiner besten Generale berauben.

Wie schon erwähnt, war der General v. Schöning seines stolzen hochfahrenden Wesens halber bei den anderen brandenburgischen Generalen wenig beliebt; insbesondere herrschte zwischen ihm und dem General v. Barfuß die bitterste Feindschaft. Schon wiederholt hatten diese persönlichen Streitigkeiten der brandenburgischen Generale, welche sich von der strengeren Zucht des großen Kurfürsten befreit wußten, zu recht unangenehmen Auftritten geführt, unter anderen war ja auch die so gefährliche Recognoscirung des Kurfürsten die Frucht eines solchen Streites gewesen; der Kurfürst aber war zu gutmüthig und es fehlte ihm die nöthige innere Kraft, um solche Parteiungen unter seinen hohen Beamten sofort mit Energie zu unterdrücken. Wir werden später noch öfter sehen, wie aus dieser Schwäche des Fürsten so manches Unheil für das Land erwuchs.

Bei dieser Gelegenheit kam es nun zu einem sehr unangenehmen Auftritt zwischen den beiden sich bitter hassenden Generalen v. Schöning und v. Barfuß im Vorzimmer des Kurfürsten. Der erstere, von seinem Zuge nach der Mosel zurückkehrend, verlangte in gewohnter hochfahrender Weise von Barfuß, welcher eben nach Mainz abgehen wollte, als älterer General eine Meldung, Barfuß verweigerte dieselbe; es kam zu harten Worten, zuletzt sogar zu Thätlichkeiten zwischen Beiden, vergeblich trat der Kurfürst dazwischen; auf beiden Seiten wurden die Degen gezogen und nur mit Mühe gelang es, die erbitterten Gegner zu trennen.

Der Kurfürst, auf's Höchste erbittert über diese dreiste Verletzung der noch vor Kurzem gegebenen strengen Duellgesetze, noch dazu in seiner eigenen Gegenwart, ließ Schöning verhaften, Barfuß den Degen abnehmen und beide Generale vor ein Kriegsgericht stellen. Die häßliche Geschichte endete damit, daß Schöning auf seine Güter verbannt wurde, von wo aus er sehr bald seinen Abschied forderte und in sächsische Dienste trat; Barfuß wurde vom Kurfürsten zu einer längeren Haft verurtheilt. —

Kehren wir indessen zur Belagerung Bonns zurück. Am 8. September war Mainz in die Hände des Herzogs von Lothringen gefallen; die zu seiner Unterstützung schon auf dem Marsche nach Mainz begriffenen brandenburgischen Truppen waren daher nicht allein nach Bonn zurückgekehrt, sondern der Herzog selbst betheiligte sich nun mit einem großen Theil seiner Armee an der Belagerung dieser Stadt, welche mit erneuter und erhöhter Thätigkeit fortgesetzt wurde. Bald ward die Lage der Stadt eine sehr üble; im Norden von den holländischen, im Westen von den brandenburgischen und im Süden von den Truppen des Herzogs von Lothringen eingeschlossen, drangen die Laufgräben immer näher an die Festung heran und bei einem unter den Augen des Kurfürsten unter-

nommenen Hauptsturm gelang es sogar, bis zum Hauptwall vorzudringen und sich dort festzusetzen.

Doch erst am 12. October 1689, als die Noth auf's Höchste gestiegen, gar keine Hoffnung auf Entsatz mehr war, als die Besatzung bis auf 1500 Mann geschwunden, der tapfere Asfeld selbst tödtlich verwundet war, erst da erfolgte die Uebergabe Bonns; die Besatzung durfte mit allen kriegerischen Ehren abziehen. Der Kurfürst ehrte die Tapferkeit auch an dem besiegten Feinde und sendete seinen eignen Leibarzt zur Pflege des verwundeten Kommandanten ab; doch starb derselbe bald darauf an seinen Wunden.

Mit der Eroberung Bonns endete der Feldzug des Jahres 1689 und mit Befriedigung konnte der Kurfürst auf denselben zurücksehen; hatten sich doch die brandenburgischen Truppen überall, wo sie hinkamen, durch hohe Tapferkeit und vortreffliche Mannszucht ausgezeichnet, waren doch überall da, wo sie auftraten, die glücklichsten Erfolge errungen worden.

Die Armeen wurden nunmehr nach dem Gebrauche jener Zeit in die Winterquartiere verlegt und gleich zeigte sich von Neuem, daß man zwar den Brandenburgern beim ersten Waffengange gern den Vortritt überließ, diesen dagegen für sich selbst in Anspruch nahm, sobald es galt, die besten Quartiere auszusuchen; Kurfürst Wilhelm hatte darin mit den Oesterreichern schon im Feldzuge 1672 Erfahrungen gemacht und auch sein Sohn sollte diese Seite der Freundschaft mit den Kaiserlichen kennen lernen. Auch mit seinem anderen Verbündeten, dem inzwischen zum Könige von England erhobenen Prinzen Wilhelm, wurde Friedrich bald unzufrieden; die versprochenen Subsidiengelder blieben aus und die Hilfe, welche Wilhelm leistete, blieb überhaupt weit hinter dem zurück, was Friedrich bei seinen eignen großen Anstrengungen zu fordern berechtigt war. Der Feldzug von 1689 kostete dem Kurfürsten allein 3 Millionen Thaler; dabei hatte er im Kriege das Meiste gethan und sollte sich nun nicht allein mit den schlechtesten Quartieren begnügen, sondern sogar seine Armee theilen und sie des Unterhalts halber zum Theil diesseits, zum Theil jenseits des Rheines in die Winterquartiere legen, kein Wunder, daß sich in seinem Herzen Unzufriedenheit und Mißstimmung gegen seine Verbündeten regte.

Der schlaue Ludwig, welchem diese Verstimmung des Kurfürsten nicht unbekannt blieb, hielt dies für eine günstige Gelegenheit, abermals durch die verlockendsten Versprechungen den Kurfürsten auf seine Seite herüber zu ziehen; Friedrich indessen wies alle Anerbietungen entrüstet zurück und erklärte den an ihn abgeschickten Unterhändlern, daß er den nächsten, der es wagen würde, ihm solche Anträge zu machen, aufhängen lassen werde. —

Noch acht Jahre lang sollte der Krieg gegen Frankreich geführt werden; wir verzichten indessen darauf, denselben hier in allen seinen einzelnen Wechselfällen dem Leser vorzuführen und beschränken uns nur auf einige allgemeinere Bemerkungen.

Der kräftige Aufschwung, welchen das deutsche Reich in Folge der von den Franzosen im Anfange des Krieges verübten Greuelthaten genommen und der im ersten Feldzuge wirklich zu überraschend günstigen Resultaten geführt hatte, sollte bald erlahmen und vergeblich waren

Friedrich's Bemühungen, dem Bündnisse gegen Frankreich neues Leben einzuhauchen. Der Kaiser war mit dem Kriege gegen die Türken beschäftigt und hielt die dort erfochtenen Vortheile für weit wichtiger, als die Kriegführung am Rhein, weil jene ausschließlich seiner Hausmacht zu gute kamen und am Rhein nach des Kaisers Meinung jeder Fürst sich selbst seiner Haut wehren könne. Trat ja doch diese Ansicht des Kaisers in seinen Handlungen so deutlich hervor, daß der spanische Gesandte am Reichstage geradezu erklärte: „der Kaiser habe Räthe, die wenig danach fragten, ob das ganze Reich elend zu Grunde gehe, wenn nur in Ungarn eine elende Hütte erobert werde."

Die Fürsten des Reichs waren es theils müde, ihre Länder vom Kriege verwüstet zu sehen, theils waren sie zu weit vom Kriegsschauplatz entfernt, als daß sie ein besonderes Interesse am Kriege gehabt hätten, und ein Herz für das allgemeine Wohl hatten die Wenigsten; auch verschlang der im Ganzen resultatlose Krieg unaufhörlich die größten Summen und so erkaltete der augenblickliche Enthusiasmus immer mehr und mehr.

Dazu kam die gewohnte heillose Uneinigkeit. Zwar hatte Oesterreich nicht auf das Recht verzichtet, den Bundesfeldherrn zu ernennen und einen solchen in der Person des kriegserfahrenen und erprobten Herzogs von Lothringen bestellt; aber was war das für ein Oberbefehl, wo der Befehlshaber jedes einzelnen Contingents seine geheimen Instructionen hatte, wie weit er dem Feldherrn gehorchen solle, wo es mehr wie einmal vorkam, daß mitten in der Schlacht der Gehorsam verweigert wurde. Weigerten sich doch die Reichsstädte einmal gerade zu, Geschütze nach dem Rhein zu senden; erklärten doch die Jülicher und Lütticher Truppen mit Bestimmtheit, daß sie nur den Befehl hätten, ihr eigenes Land zu besetzen und sich jeder weiteren Betheiligung am Kriege zu enthalten; kündigten doch die Hessen den Gehorsam auf, als nach dem Tode des Herzogs von Lothringen von der Mehrzahl der Verbündeten der Kurfürst Friedrich zum Oberbefehlshaber gewählt wurde.

An einem festen Operationsplan, nach welchem alle einzelnen verbündeten Heertheile zu handeln verpflichtet waren, fehlte es gänzlich; die Reichstruppen verließen gewöhnlich ihre Winterquartiere erst im späten Sommer und kehrten schon im Herbst wieder dahin zurück. Bei solchen Verhältnissen kann es wohl nicht Wunder nehmen, daß die Kriegführung allmählich immer lässiger wurde und selbst der als Feldherr bewährte König Wilhelm von England, welcher 1690 den Oberbefehl übernahm, keine wesentliche Verbesserung der Kriegführung bewirken konnte.

Etwas mehr Leben zeigte der Krieg in den Niederlanden, wo König Wilhelm speciell, so wie in Italien, wo der nachmals so berühmt gewordene Prinz Eugen von Savoyen den Oberbefehl führten. In beiden Ländern fochten brandenburgische Truppen mit hohem Ruhme und erwarben sich die vollste Anerkennung. Aeußerte doch König Wilhelm sich in hohem Grade lobend über die Truppen des Kurfürsten; in einem Schreiben an denselben sagt er:

> „es ist angenehm, die Schönheit der brandenburgischen Truppen zu betrachten, noch mehr aber, ihre Tapferkeit zu bewundern."

Bei der Eroberung von Namur, 1695, erklärte König Wilhelm öffentlich, daß er dieselbe hauptsächlich der vorzüglichen Tapferkeit der brandenburgischen Truppen verdanke. Trotz des vortrefflichen Feldherrn, trotz der guten Beschaffenheit der Truppen wollte jedoch auch in den Niederlanden der Krieg keinen für die Verbündeten günstigen Verlauf nehmen; in den ersten Jahren erlitten die Verbündeten sogar oftmals schwere Verluste, so daß nur die Unermüdlichkeit und das Feldherrngenie König Wilhelm's die ernsten Folgen derselben abwenden konnte.

Fast ebenso unglücklich ging es in Italien zu. Hier wurde der Prinz Eugen sogar am 4. October 1693 bei Mursaglia empfindlich durch den französischen Marschall Catinat geschlagen und verlor dabei 8000 Mann; doch das wechselnde Kriegsglück brachte auch hier keine Entscheidung; wir bemerken nur noch, daß an der Eroberung von Casale ein brandenburgisches Truppen-Corps den hervorragendsten Antheil nahm. —

So wurde allmählich der Wunsch nach Wiederherstellung des Friedens, zunächst auf Seiten der Verbündeten, immer größer und allgemeiner. Aber auch König Ludwig XIV. fing an, Neigung zur Anknüpfung von Friedensunterhandlungen blicken zu lassen, weil auch ihm allmählich die Beschaffung der durch den Krieg verschlungenen Summen immer schwerer wurde und ihm wegen der eigenthümlichen Verhältnisse in Spanien, welche wir später näher berühren werden, und auf welches schöne Land er seine begehrlichen Blicke schon lange gerichtet hatte, eine kurze Zeit der Ruhe sehr erwünscht schien.

Zunächst wurden daher französischer Seits insgeheim Verhandlungen über einen abzuschließenden Frieden mit König Wilhelm angeknüpft; und da auch dieser die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß bei den obwaltenden Verhältnissen an eine günstigere Wendung des Krieges nicht gedacht werden könne, so kam es im Frühsommer 1697 in dem Dorfe Ryswick, in der Nähe des Haag gelegen, zu förmlichen Friedensunterhandlungen. Nur der Kurfürst Friedrich stimmte für eine energische Fortführung des Krieges, wenn sich nicht Frankreich erbiete, Alles, was seit dem westphälischen Friedensschlusse in seine Hände gerathen sei, wieder herauszugeben.

Leider waren indessen die anderen Verbündeten nicht von Friedrich's Geiste beseelt; sonst hätte es wohl keinem Zweifel unterlegen, daß Frankreich ganz andere Friedensbedingungen annehmen mußte, als es nun wirklich geschah. Wie sehr aber Friedrich sich der bedeutenden Machtstellung bewußt war, welche der brandenburgische Staat unter seinem großen Vater errungen und während des jetzigen Krieges mit Glück und Geschick behauptet hatte, geht daraus hervor, daß er bei den Friedensverhandlungen völlig als selbständiger Fürst auftrat und sich nicht als Reichsstand von dem Frieden, welchen das Reich mit Frankreich schloß, abhängig machte.

Am 20. September 1697 wurde endlich zwischen Holland, England und Spanien einerseits, so wie Frankreich andererseits zu Ryswick der Frieden unterzeichnet, welchem sich auch Friedrich von Brandenburg anschloß. Frankreich erkannte Wilhelm von Oranien als König von England an, gewährte den Holländern mehrere Handelsvortheile und gab den Spaniern Alles wieder zurück, was es während des Krieges an sich ge-

rissen hatte, mit Ausnahme von 82 Städten und Dörfern, welche zu wirklichen Dependenzen Frankreichs erklärt wurden.

Friedrich schloß sich diesem Frieden mit Frankreich an; er konnte mit gutem Gewissen öffentlich erklären:

> „allein habe er nicht im Felde bleiben können, wie zum eigenen großen Nachtheile sein Vater nach dem Nymweger Frieden. Er habe sich unter allen Reichsständen zuerst vor den Riß gestellt, Bündnisse geschlossen und veranlaßt, auch über 20,000 Mann größtentheils auf eigene Kosten gehalten und sich so gezeigt, daß, wenn man einig gewesen, die Sache einen besseren Ausgang genommen haben würde."

Aeußere Vortheile hatte der brandenburgische Staat von dem Kriege nicht erreicht; doch war abermals ein Blatt in der ruhmreichen Geschichte desselben würdig ausgefüllt worden.

Kaiser und Reich kamen, wie gewöhnlich, zuletzt mit dem Frieden zu Stande; erst am 30. October, nachdem der Frieden mit den anderen Mächten längst geschlossen war, mußten Seitens des alleinstehenden Reiches die Bedingungen angenommen werden, welche jene festgesetzt hatten. Ludwig XIV. gab alle durch die Reunionen gemachten Erwerbungen, so wie die im Kriege eroberten Länder wieder zurück, doch erkannte das Reich ausdrücklich die Abtretung des Elsasses und der Stadt Straßburg an. Der Streit wegen der pfälzischen Erbschaft, wie wir uns erinnern, einer der Vorwände Ludwig's zum Kriege, wurde einem Schiedsgericht übertragen, dessen Vorsitzender der Papst war, und welches später der Herzogin von Orleans eine bedeutende Geldentschädigung zusprach.

Bemerkenswerth ist insbesondere der vierte Artikel des Ryswicker Friedens, zu welchem die auf Ludwig XIV. wie auf Kaiser Leopold gleich einflußreichen Jesuiten zum Schaden der protestantischen Sache eine Clausel einzuschieben gewußt hatten, des Inhalts, daß in sämmtlichen durch den Frieden wieder hergestellten Ländern die katholische Religion in ihrem dermaligen Zustande, d. h. wie sie von den Franzosen eingeführt war, verbleiben solle. Alles Protestiren von Seiten des Kurfürsten Friedrich und anderer protestantischer Fürsten blieb vergebens und in der raffinirtesten Weise wußten die Franzosen diesen Artikel auf nicht weniger als 1922 Ortschaften auszudehnen, in welchen während des Krieges auch nur eine einzige Messe, vielleicht von einem Feldpater gehalten worden war, und welchen nun das Recht zur Abhaltung des katholischen Gottesdienstes nicht mehr streitig gemacht werden dürfe.

Zum Schlusse dieses Paragraphen mögen hier noch einige Worte über die Betheiligung brandenburgischer Truppen an den vom Kaiser Leopold gegen die Türken geführten Kriegen Platz finden.

8000 Mann hatte der große Kurfürst im April 1686 in Crossen gemustert, als sie unter dem tapferen Schöning dem Kaiser zu Hilfe gegen die Türken zogen und wahrlich nicht gering war die Hilfe, die die tapfere Schaar dort leistete. Zuerst sehen wir die Brandenburger unter den Generalen v. Schöning und v. Barfuß, denselben, die sich späterhin im Vorzimmer des Kurfürsten Friedrich so heftig entzweiten, den rühmlichsten Antheil an der Belagerung Ofens unter Leitung des kriegserfahrenen

Herzogs von Lothringen nehmen und sich dort durch ihre ausdauernde Tapferkeit den Namen der **Brandenburger Feuermänner** erwerben, um so ehrenvoller, als dieser Name ihnen von ihren Gegnern, den Türken, beigelegt wurde. Die brandenburgischen Truppen waren die ersten gewesen, welche bei dem allgemeinen Sturm auf diese starke Festung am 2. September 1686 die Wälle erstiegen.

Im Frühjahr 1691 nahm dies brandenburgische Hilfscorps unter Führung der Generale v. Barfuß, Brand und v. Schlabrendorf thätigen Antheil an der blutigen Schlacht bei Salakemen, gegenüber der Theißmündung, in welcher die Türken trotz ihrer mehr als doppelten Ueberzahl eine furchtbare Niederlage erlitten. Auch die Brandenburger hatten mehr als 1000 Mann in dieser Schlacht verloren; ihr wackerer Führer Barfuß aber hatte sich so hervorgethan, daß der kaiserliche Oberbefehlshaber, Markgraf Ludwig von Baden, ein eigenes Schreiben dieserhalb an den Kurfürsten erließ und der Kaiser ihn aus Dankbarkeit in den Reichsgrafenstand erhob. Das Corps mußte übrigens nach dieser Schlacht wieder vollzählig gemacht werden; von jetzt ab wurde es auch gänzlich auf Rechnung des Kaisers gehalten, während dieser bisher nur ziemlich unzureichende Hilfsgelder gezahlt hatte.

Noch einmal hatten die Brandenburger Gelegenheit, sich in einer großen und entscheidenden Schlacht dieses Krieges auszuzeichnen. Prinz Eugen von Savoyen, welcher sich unter der Leitung des Markgrafen Ludwig von Baden zum Feldherrn ausgebildet hatte und dereinst ganz Europa mit Staunen und Bewunderung erfüllen sollte, schlug die Türken am 11. September 1697, als sie bei Zenta über den Theiß-Fluß setzen wollten, so völlig auf's Haupt, daß kaum 1000 Mann des zahlreichen türkischen Heeres der Vernichtung entgingen. Mehr als 20,000 Türken blieben in der Schlacht, gegen 10,000 fanden ihren Tod in den Wellen des Flusses, das ganze türkische Lager mit unermeßlichen Schätzen fiel in die Hände der Sieger.

Prinz Eugen hatte kurz vor der Schlacht, der ersten, in welcher er selbständig befehligte, einen Brief des Reichskriegsraths aus Wien erhalten, denselben aber ungelesen in die Tasche gesteckt und erst nach der Schlacht geöffnet, wo er denn den strengen Befehl vorfand, unter keinen Umständen eine Schlacht zu wagen. Die ängstlichen Bedenken der Perrücken in Wien hatte der Held auf glänzende Weise widerlegt. Uebrigens erkannte der Feldherr dankbar an, welche großen Verdienste sich die Brandenburger durch ihre Tapferkeit erworben hatten; noch auf dem Schlachtfelde umarmte er den General v. Schlabrendorf mit den Worten:

> „Lieber Herr General, Gott, Ihm und seiner angeführten Truppen Tapferkeit haben wir diesen Sieg zu danken."

Erst, als im Jahre 1699 der Friede zu Carlowitz dem Kampfe mit den Türken ein Ende machte, kehrte die brandenburgische Hilfsschaar, mit Ruhm und Ehren reich bedeckt, nach dem Vaterlande zurück.

Auch wir richten nunmehr wieder unsere Blicke nach demselben.

§. 24.

Erwerbungen unter Friedrich's Regierung.

Kurfürst Friedrich hatte trotz aller Anstrengungen und Opfer, trotz vieler glänzender Waffenthaten seiner Truppen in dem langjährigen Kriege mit Frankreich keine äußeren Resultate für sein Land errungen, abgesehen von dem erworbenen Kriegsruhm und der steigenden Bedeutung seiner politischen Stellung war dem Lande kein Vortheil erwachsen, die Bedingungen des Friedens von St. Germain, welche Friedrich Wilhelm einst so schweren Herzens eingegangen war, wurden im Frieden von Ryswick für Brandenburg einfach bestätigt.

Was dem Kurfürsten aber im Kriege nicht gelungen war, nämlich seinen Staat zu vergrößern und nach Außen hin mächtiger zu machen: dazu sollte sich ihm im Frieden mehrfache Gelegenheit bieten. Waren die Erwerbungen, welche Friedrich auf diesem Wege machte, auch dem Umfange nach nicht von großer Bedeutung, so geben sie doch abermals den Beweis dafür, daß auch er völliges Verständniß der wohlerworbenen Machtstellung seines Hauses hatte und sein Recht überall mit Ernst und Energie zu wahren verstand.

Zunächst erwarb Friedrich durch Ankauf einige zwischen Sachsen und dem Fürstenthum Halberstadt gelegene Länder von dem Kurfürsten August II. von Sachsen.

Dieser in hohem Grade weltlich gesinnte, prachtliebende und verschwenderische Fürst, wegen seiner ungeheuren Körperkräfte der Starke genannt, hatte sich nach dem Tode des Königs Johann Sobiesky von Polen eifrig um die polnische Königskrone beworben. Daß mit der Annahme dieser Krone zugleich für ihn die Nothwendigkeit eintrat, zur katholischen Religion überzutreten, konnte dem nur an Glanz und äußeren Ehren hängenden Fürsten kein Bedenken erregen, und so setzte August durch Bestechung der polnischen Großen es 1697 wirklich durch, daß ihm die polnische Königskrone zugesprochen wurde. Auch sein Uebertritt zur katholischen Kirche erfolgte gleichzeitig damit.

Die fortwährenden Geldverlegenheiten des verschwenderischen Fürsten stiegen durch die ungeheuren Kosten der Bestechung, durch den erhöhten Glanz seiner Stellung so in's Ungeheure, daß er endlich dem Kurfürsten von Brandenburg den Kauf der Vogtei über das Reichsstift Quedlinburg und der Reichsstadt Nordhausen für 300,000 Thlr., sowie des Amtes Petersberg bei Halle für 40,000 Thlr. anbieten ließ.

Der Kauf kam wirklich zu Stande, doch sollte die Besitznahme nicht so ganz ohne Schwierigkeiten erfolgen. Die Aebtissin von Quedlinburg, eine geborene Prinzessin von Sachsen-Weimar, bestritt nämlich die Rechtsgültigkeit eines solchen Kaufes, da die Schirmherrschaft über das Stift Quedlinburg von Rechtswegen nicht dem Kurfürsten von Sachsen, sondern den Herzogen von Sachsen-Weimar gebühre, und der Kurfürst August daher nicht berechtigt sei, dieselbe zu verkaufen. Es war dies allerdings ein Punkt, der schwer endgültig zu entscheiden war.

Die Schutz- und Schirmherrschaft über das von König Heinrich I. im Jahre 930 gegründete Stift Quedlinburg war nach dem

Aussterben der askanischen Markgrafen von Brandenburg im Jahre 1320 dem Herzog Rudolf von Sachsen übertragen und vom Kaiser Carl IV. im Jahre 1366 für erblich beim Hause der Herzöge von Sachsen erklärt worden. Die zum Stift gehörende Stadt Quedlinburg dagegen hatte sich dem Hansabunde angeschlossen und in Folge vielfacher Streitigkeiten mit den Aebtissinnen des Stiftes sich im Jahre 1422 in den Schutz der Bischöfe von Halberstadt begeben, doch dauerte dieses Verhältniß nur bis zum Jahre 1477, in welchem die Herzöge Ernst und Albrecht von Sachsen sich der Stadt bemächtigten und den Bischof von Halberstadt zwangen, seiner Schutzherrschaft über dieselbe zu entsagen.

Die Schwester der eben genannten Herzöge, die Aebtissin Hedwig von Quedlinburg, überließ 1479 die Stadt ihren Brüdern, und als diese 1485 ihre Länder theilten, kam dieselbe an Herzog Albrecht. 1539 wurde das Stift Quedlinburg evangelisch, die Stadt aber blieb im Besitz der sächsischen Herzöge und vergeblich versuchten die Bischöfe von Halberstadt wiederholt, ihre Rechte auf Quedlinburg, welche sie auf den eben erzählten Vorgang im Jahre 1422 zurück führten, geltend zu machen. Als nun im westphälischen Friedensschluß das Bisthum Halberstadt an Brandenburg gefallen war, gingen selbstredend auch diese freilich angefochtenen Rechte auf die Kurfürsten von Brandenburg über und schon Friedrich Wilhelm hatte vergeblich die Stadt Quedlinburg reklamirt. Friedrich aber, in der Ueberzeugung von seinem guten Rechte, welches er noch dazu mit einer bedeutenden Geldsumme bezahlt hatte, kehrte sich nicht weiter an die Proteste der Aebtissin Anna Dorothea, besetzte im Anfange des Jahres 1698 ganz unvermuthet und ohne Widerstand zu finden, die Stadt mit Truppen und zwang die Bürgerschaft zur Huldigung, welche übrigens ohne großes Widerstreben geleistet wurde. Die Sache war damit vorläufig beendigt, doch werden wir später sehen, wie den Nachfolgern des Kurfürsten aus diesem Verhältniß noch manche Unannehmlichkeit erwachsen sollte nnd die ganze Angelegenheit erst im Jahre 1803 völlig erledigt werden konnte.

Eine ähnliche Schwierigkeit ergab sich bei der Besitznahme der alten freien Reichsstadt Nordhausen, welche in den Verkauf Quedlinburgs mit einbegriffen war. Hier behauptete der Rath der Stadt, daß das den Kurfürsten von Sachsen zustehende Schultheißenamt über Nordhausen durch Pfandschaft an den Rath übergegangen sei, dasselbe könne daher nicht vom Kurfürst August verkauft werden. Als aber die Stadt Miene machte, sich unter den Schutz Hannovers zu begeben, da eilte Kurfürst Friedrich, dem zuvor zu kommen, besetzte die Stadt und zwang den Rath, sein Recht anzuerkennen. Doch kam es dazu erst im Jahre 1703, so lange hatten sich die Unterhandlungen hin gehalten, den Pfandschilling aber zahlte Friedrich gewissenhaft dem Rathe der Stadt zurück.

Auch das vom Vater im Vertrage von Wehlau 1657 erworbene Anrecht auf den Besitz der Stadt Elbing wußte der Kurfürst bald nach dem beendeten Kriege zur Geltung zu bringen, jedoch nicht ohne die Gefahr, dadurch einen neuen Krieg zwischen Brandenburg und Polen herbei zu führen. In dem gedachten Vertrage war dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von der Krone Polen die Zahlung von 400,000 Thlr. und als

Pfand für diese Summe die Stadt Elbing versprochen worden; bis jetzt war indessen weder das Geld gezahlt, noch die Stadt übergeben.

Als nun Kurfürst August von Sachsen den polnischen Thron bestiegen hatte, hielt Kurfürst Friedrich die Zeit für günstig, seine rechtlich begründete Forderung selbst zur Geltung zu bringen. Ein Versuch, die Stadt Elbing durch einen Handstreich in seine Gewalt zu bringen, mißlang und nunmehr rückte der brandenburgische General v. Brandt mit 4000 Mann vor dieselbe und drohte mit Beschießung, wenn sie nicht freiwillig binnen drei Tagen die Thore öffne. Wirklich erfolgte am 6. November 1698 eine Beschießung der Stadt mit glühenden Kugeln; am 10. wurde Elbing den brandenburgischen Truppen übergeben und Kurfürst Friedrich erklärte, die Stadt so lange behalten zu wollen, bis die ausbedungenen 400,000 Thlr. von der Krone Polen gezahlt seien.

Natürlich gerieth ganz Polen über diese unerhörte Dreistigkeit des Kurfürsten von Brandenburg, welcher ja noch vor Kurzem ein Vasall der polnischen Krone gewesen war, in die größte Aufregung; überall wurde nach Krieg gerufen, um die Polen widerfahrene Schmach zu rächen. Daß Kurfürst Friedrich vollständig in seinem Rechte war, wenn er den ihm zustehenden Besitz, den er friedlich nicht hatte erlangen können, mit Gewalt durchsetzte, das wurde von den Polen mit gewohnter Gewissenhaftigkeit übersehen. Indessen blieb es beim bloßen Kriegslärm; auch König August von Polen, dem ein solcher Krieg gar nicht erwünscht war, that das Seinige, um die aufgeregten Gemüther der Polen zu beruhigen, und so kam es denn am 12. December 1698 zu einem neuen Vertrage. Kurfürst Friedrich ließ von seiner Forderung 100,000 Thlr. nach und Polen verpflichtete sich, die übrigen 300,000 Thlr. binnen drei Monaten zu zahlen; vorläufig räumten die Brandenburger das Gebiet von Elbing wiederum, doch wurde ausdrücklich dem Kurfürsten das Recht zuerkannt, dasselbe wieder zu besetzen, wenn die Zahlung nicht pünktlich erfolgen sollte. Auch wurden ihm mehrere im polnischen Schatze befindliche Reichskleinodien, unter anderen die Krone des Czaren von Moskau, welche dieser an die Polen verpfändet hatte, zur Sicherstellung seiner Forderung übergeben. Natürlich erfolgte bei dem in ewiger Geldverlegenheit befindlichen König August die Zahlung nicht; doch erst im Jahre 1703, als der Krieg zwischen Schweden und Polen die Besorgniß erregte, daß die Schweden sich der Stadt bemächtigen könnten, besetzte Kurfürst Friedrich Elbing und seitdem ist dasselbe preußisch geblieben.

Ferner erwarb Kurfürst Friedrich durch Kauf das Amt Dietenborn im Harze, auch zog er die ebenfalls im Harze belegene Grafschaft Hohenstein, die unter der Regierung Friedrich Wilhelm's ein Graf v. Wittgenstein als Lehen zu erschleichen gewußt hatte, trotz des Widerspruchs des jetzigen Besitzers wieder ein, gewährte demselben aber Entschädigung.

In die Regierungszeit Friedrich's fallen außer den bereits genannten noch verschiedene zum Theil wichtigere Vergrößerungen des Staates; zwar gehören die noch zu nennenden einer späteren Periode seiner Regierung, in welcher bereits die Königskrone Friedrich's Haupt schmückte, an, doch

flechten wir der größeren Uebersichtlichkeit halber die Erzählung der diese Erwerbungen herbeiführenden Ereignisse bereits hier ein.

Die bedeutendste derselben ist die Erwerbung des Fürstenthums Neufchatel und der Grafschaft Valengin in der Schweiz.

Auf diese früher zum Königreiche Hochburgund gehörigen Länder, im Jahre 1288 durch den Kaiser Rudolf von Habsburg dem Grafen von Chalons übertragen, 1458 aber durch Gewalt und mit Hilfe der Schweizer in den Besitz der Grafen von Hochberg, und nach dem Aussterben dieser, 1543, an das Haus Longueville übergegangen, hatte von Rechtswegen das Haus Nassau-Oranien allein gegründete Ansprüche, da die Rechte des Grafen von Chalons gesetzlich auf dieses Haus übergegangen waren. Zwar hatten schon die Grafen von Chalons verschiedene Jahrhunderte hindurch vergeblich versucht, ihre Rechte auf das Land zur Geltung zu bringen und namentlich bei der letzten Besitznahme desselben durch die von dem berühmten Bastard Graf Dunois abstammenden Grafen v. Longueville war von ihnen ein lebhafter Widerspruch erfolgt, ohne jedoch Beachtung zu finden; im Gegentheil nahmen die Grafen v. Longueville den Titel souveräner Fürsten von Neufchatel an, und vereinigten 1579 auch die Grafschaft Valengin, welche bisher Lehen von Neufchatel gewesen war, mit diesem Lande.

Indessen kann ein wohl erworbenes Recht wohl auf eine Zeitlang durch Gewalt verdrängt, niemals aber durch dieselbe ungültig gemacht werden; es war daher unzweifelhaft das Haus Nassau-Oranien allein zu dem Besitze von Neufchatel und Valengin berechtigt.

Im Jahre 1694 aber waren von dem damaligen Statthalter von Holland, Wilhelm von Oranien, alle Ansprüche seines Hauses auf die genannten Länder dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg übertragen worden; und demzufolge trat, als im Jahre 1706 der letzte Sprößling des Hauses Longueville, Maria v. Nemours, starb, der König Friedrich I. von Preußen allen anderen Bewerbern, deren nicht weniger wie 14 waren, mit seinen wohlbegründeten Ansprüchen entgegen. Zwar unterstützte Ludwig XIV. auf's Eifrigste die Bewerbung des französischen Prinzen von Conti und ließ die Einwohner der streitigen Gebiete, welche allgemein den preußischen Ansprüchen günstig gestimmt waren, mit der ganzen Schwere seines Zornes bedrohen; doch fand König Friedrich andererseits lebhafte Unterstützung seiner Sache bei England, Holland und selbst bei den angesehensten Schweizer Cantons.

Als daher ein von den Ständen des Landes gewählter Gerichtshof, aus 12 Richtern bestehend, feierlich die Rechte des Königs von Preußen anerkannte, mußte sich auch Frankreich diesem Ausspruch fügen und erkannte auch später im Frieden zu Utrecht das Recht dieses Besitzes an. König Friedrich aber nahm in der Person seines Botschafters, des Grafen v. Metternich, die Huldigung des Landes entgegen, bestätigte und gewährleistete alle bis dahin bestehenden Vorrechte und Freiheiten beider Länder, welche übrigens zum Königreich Preußen immer nur im Verhältniß einer Personalunion standen und niemals ein integrirender Bestandtheil der preußischen Monarchie geworden sind.

Wir werden im letzten Theile unserer Geschichte sehen, auf welche Weise der Besitz des Fürstenthums Neufchatel im Jahre 1848 wieder für die Krone Preußen verloren gehen sollte.

Eine andere nicht weniger bedeutende Gebietsvergrößerung erwuchs dem preußischen Staate aus der Verwandtschaft des Hohenzollernschen Hauses mit dem Hause Nassau-Oranien, wobei wir daran zurückdenken müssen, daß die erste Gemahlin des großen Kurfürsten, die Mutter Kurfürst Friedrich's, die älteste Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, des Großvaters des Prinzen Wilhelm III. von Oranien war.

Das Haus Nassau gehörte zu den ältesten und angesehensten Familien Deutschlands und hatte zahlreiche Besitzungen in den Niederlanden und in Deutschland; doch bildeten dieselben kein festes zusammenhängendes Besitzthum, sondern lagen, wie sie allmählich durch Kauf, Heirath oder Erbschaft erworben waren, in diesen Ländern zerstreut. Unter anderen gehörte auch dazu das kleine Fürstenthum Orange, am unteren Rhonefluß gelegen, welches im Jahre 1544 an den während des Aufstandes der Niederlande so berühmt gewordenen Prinzen Wilhelm I. übergegangen war und von welchem die Fürsten dieses Hauses sich fortan Prinzen von Oranien nannten. Andere Besitzungen dieses Hauses waren unter anderen die Herrschaft Lingen, an der Ems gelegen, welche durch Heirath in die oranische Familie gekommen war und von den Spaniern während des Aufstandes zwar eingezogen und von 1605—1632 besetzt gehalten, später aber wieder zurückgegeben wurde.

Ferner gehörte dazu die Grafschaft Mörs am linken Rheinufer, der Ruhr- und Lippemündung gegenüber gelegen. Dieses Land war schon im 13. Jahrhundert ein Lehen der Herzöge von Cleve gewesen und hätte nach dem Aussterben der Grafen v. Mörs, 1575, an Cleve zurückfallen müssen, doch hatte der damalige Herzog von Cleve die Grafschaft der Schwester des letzten Grafen überlassen, mit der Bestimmung, daß das Land an Cleve zurückfalle, wenn sie ohne Kinder sterben sollte. Dieser Fall war im Jahre 1600 eingetreten; es fand sich jedoch, daß die Gräfin Walpurgis kurz vor ihrem Tode das Land an den Prinzen Moritz von Oranien, den zweiten Sohn des oben genannten Prinzen Wilhelm I., geschenkt hatte.

Obgleich es klar zu Tage lag, daß diese Schenkung eine durchaus widerrechtliche war, so behaupteten doch Moritz von Oranien und nach seinem Tode sein Bruder und Erbe, Friedrich Heinrich, das Land mit Gewalt, konnten es aber niemals durchsetzen, daß der Kaiser diesen Besitz durch Ertheilung der Belehnung bestätigte.

Man sieht aber aus dem oben Gesagten, daß der König Friedrich von Preußen einen doppelten Anspruch auf die Grafschaft Mörs hatte; von Rechtswegen gebührte dieselbe ihm in seiner Eigenschaft als Herzog von Cleve, und außerdem mußte sie ihm in Folge seiner Verwandtschaft mit den jetzigen, wenn auch widerrechtlichen Besitzern zufallen.

Alle diese Besitzungen des Nassau-Oranischen Hauses, das Fürstenthum Orange, die Grafschaft Mörs, die Grafschaft Lingen und noch 16 andere zerstreut liegende Gebiete befanden sich in dem alleinigen Besitze des Prinzen Wilhelm III. von Oranien, welchen wir als Wilhelm I. haben auf den Königsthron

Englands steigen sahen; derselbe war kinderlos und da schon sein Großvater Friedrich Heinrich im Jahre 1644 durch Testament bestimmt hatte, daß die ganze Erbschaft auf seinen Sohn Wilhelm II. und für den Fall, daß dieser kinderlos stürbe, auf seine älteste Tochter Louise Henriette, die erste Gemahlin des großen Kurfürsten, übergehen sollte, so war es keinem Zweifel unterworfen, daß die genannten Herrschaften, als Wilhelm I. im Jahre 1702 wirklich kinderlos starb, an das Haus Brandenburg kommen mußten.

Die Eifersucht jedoch, mit welcher die Republik Holland die wachsende Macht Preußens, insbesondere seit der Erwerbung der Cleve'schen Länder, betrachtete, hatte den Prinzen Wilhelm schon im Jahre 1695 vermocht, das Testament seines Großvaters umzustoßen und, aller Dankbarkeit zum Trotz, den Fürsten Johann Wilhelm Friso von Nassau-Dietz, einen Seitenverwandten seines Hauses, zu seinem alleinigen Erben und die Generalstaaten von Holland zu Testamentsvollstreckern zu ernennen.

Damit waren indessen nicht allein die Rechte des brandenburgischen Hauses vollständig bei Seite gesetzt, sondern auch die Gesetze des oranischen Fürstenhauses selbst verletzt, indem von dem nassauischen Fürstengeschlechte noch zwei ältere Linien, als die zum Erben eingesetzte, vorhanden waren, nämlich die Linien Nassau-Siegen und Dillenburg.

Sowohl der König von Preußen wie jene älteren Linien legten daher Protest gegen die Bestimmungen dieses Testaments ein, ohne jedoch vor der Hand viel daran ändern zu können. Die Generalstaaten verwalteten die Erbschaft des verstorbenen Königs von England noch Jahre hindurch und selbst ein im Jahr 1706 gemachter Vorschlag des Königs Friedrich, die Erbschaft mit dem Fürsten von Nassau-Dietz zu theilen, wurde von ihnen verworfen; sogar der Umstand, daß das Reichskammergericht die Ansprüche des Königs speciell auf die Grafschaft Mörs für völlig begründet erachtete und Kaiser Joseph I. die Grafschaft zu einem Reichsfürstenthum erhob, konnte dem König nicht zu seinem Rechte verhelfen. Holländische Truppen hielten die Stadt Mörs besetzt und die Bürger verweigerten die Huldigung.

Erst im Jahre 1712 gelang es dem Könige, Besitz von dem Fürstenthume Mörs zu nehmen, indem der Fürst Leopold von Dessau die Stadt überrumpelte, die holländische Besatzung auf geschickte Weise zum Rückzuge nöthigte und die Bürger zur Leistung der Erbhuldigung zwang.

Die Streitigkeiten wegen der Grafschaft Lingen dauerten jedoch noch längere Zeit fort und wurden erst unter König Friedrich Wilhelm I. 1732 gänzlich erledigt.

Von dem zur Erbschaft gehörenden Fürstenthum Orange nahm König Friedrich zwar den Titel an, und noch heute nennen sich die preußischen Könige auch Prinzen von Oranien, an dem wirklichen Besitz derselben konnte ihm indessen wegen der entfernten Lage desselben wenig gelegen sein. Schon Friedrich Wilhelm I. trat deshalb mit Ausnahme des Titels und Wappens das Fürstenthum mit allen dazu gehörigen Besitzungen an Ludwig XIV. von Frankreich ab und erhielt dafür mit Bewilligung der Krone Spanien denjenigen Theil von Geldern, welcher bei Losreißung der

Niederlande noch bei Spanien verblieben war und welcher eigentlich auch zu Cleve gehörte, zurück.

Noch haben wir zweier kleineren Erwerbungen unter der Regierung Friedrich's zu erwähnen, nämlich den Kauf der Grafschaft Teckelnburg oder Teckeneburg, an der Ems gelegen, zu welcher gleichzeitig die Schirmherrschaft über die Bisthümer Münster und Osnabrück gehörte, ferner der Stadt Rheda im Münsterlande und endlich die Erwerbung der Grafschaft Geyern in Franken.

Um den Besitz der Grafschaft Teckelnburg wurde zwischen den Grafen von Solms-Braunfels und den Grafen von Bentheim-Steinfurth bereits seit dem Jahre 1576 beim Reichskammergericht prozessirt; erst im Jahre 1686 kam es zu einer Entscheidung, welche beiden Theilen nicht zusagte, so daß abermals Prozesse um den Besitz eingeleitet wurden. Im Jahre 1707 verkaufte der des Prozessirens überdrüssige Graf v. Solms seinen Antheil an der Herrschaft (nach der Entscheidung des Reichskammergerichts drei Viertheile von der Grafschaft Teckelnburg und ein Viertheil von der Herrschaft Rheda) für die Summe von 300,000 Thlr. an König Friedrich von Preußen, welcher gleichfalls die auf dem Lande haftenden nicht unbedeutenden Schulden übernehmen mußte.

Mit den Grafen v. Bentheim-Steinfurth wurde erst durch König Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1729 eine Einigung getroffen, nach welcher Preußen die Grafschaft Teckelnburg gänzlich behielt, dagegen seinen Antheil an Rheda den Grafen überließ.

Die kleine Grafschaft Geyern erhielt Friedrich durch die testamentarische Verfügung des im Jahre 1709 verstorbenen letzten Grafen dieses Namens. —

Im Ganzen waren es nur einige 50 Quadratmeilen Gebiet, welche während Friedrich's Regierung dem Staate zugefügt wurden; ist dieser Zuwachs auch an und für sich von keiner großen Bedeutung, so darf doch dabei nicht vergessen werden, daß um seinetwillen das Land nicht vom Kriege heimgesucht wurde; auch giebt Friedrich's Auftreten bei diesen Ländererwerbungen den vollgültigen Beweis, daß auch er gleich seinem Vater von der Nothwendigkeit durchdrungen war, sein Land gleichmäßig nach Außen zu vergrößern, nach Innen zu erstarken.

§. 25.

Des Kurfürsten Sorge für Religion, Wissenschaften und Künste.

Bei einer früheren Gelegenheit bereits haben wir erwähnt, daß schon die Erziehung des Kurfürsten unter der trefflichen Leitung Dankelmann's, bewacht von dem einsichtsvollen Blicke des Vaters, von der Sorgfalt und Zärtlichkeit der frommen Mutter, auf wahre innere Frömmigkeit gegründet war, daß die tiefe Religiosität, welche sich in dem Herzen des jungen Prinzen schon frühzeitig entwickelte, ihm auch als unschätzbares Gut auf seinem ganzen Lebenswege verblieb.

Vergleicht man die natürlichen Anlagen und geistigen Fähigkeiten Kurfürst Friedrich's mit denen seines großen Vaters, so kann es nicht un-

bemerkt bleiben, daß Friedrich weit hinter dem großen Kurfürsten zurückblieb, daß er nicht entfernt an die geistige Größe desselben hinan reichte, daß er an des Vaters Stelle wohl schwerlich den Staat aus den größten Gefahren gerettet, ihn groß, angesehen und blühend, ihn zum Horte des Protestantismus, zum Vorkämpfer der geistigen Entwickelung in Deutschland gemacht haben würde. Dazu fehlten Friedrich die seinen Vater in so hohem Grade auszeichnenden Eigenschaften, heller einsichtsvoller Blick in die Verhältnisse, Festigkeit des Willens und des Charakters, hohes Feldherrntalent, politische Klugheit.

Andrerseits gereicht es dem Sohne des großen Kurfürsten zu hohem Ruhme, daß er das, was des Vaters großer Geist geschaffen, in seiner ganzen Wichtigkeit erkannte und nach Kräften bemüht war, das erhabene Werk des Vaters fortzubilden, daß er in richtiger Erkenntniß endlich Alles daran setzte, um den neu geschaffenen Staat von der drückenden Fessel des Vasallenthums zu befreien.

Seine echt deutsche Gesinnung hatte ihm das Schwert gegen den ländergierigen Erbfeind Deutschlands in die Hand gedrückt und den feurigsten Eifer erweckt, auch andere Fürsten des Reiches zu gleichen Anstrengungen anzuspornen; seine aufrichtige Frömmigkeit und tiefe Anhänglichkeit an die evangelische Lehre ließ ihn den richtigen Weg finden, den brandenburgischen Staat an der Spitze der protestantischen Staaten zu behaupten.

Auch war des Kurfürsten Friedrich Geist hell genug, um zu begreifen, daß der brandenburgisch-preußische Staat, wenn er in die Reihe der Großstaaten eintreten wolle, dazu, abgesehen von allen äußeren Mitteln, auch innerer geistiger Entwickelung bedürfe, daß er das Element des geistigen Fortschritts in sich aufnehmen müsse, daß seine Fürsten die hohe Bestimmung des Staates, der Vorkämpfer der geistigen Fortbildung und Entwickelung zu sein, unausgesetzt im Auge behalten müßten.

Unsere Leser werden in den nachfolgend erzählten Vorgängen wiederholte Beweise dafür finden.

In ähnlicher Weise, wie während der Regierung des großen Kurfürsten ein erbitterter Kampf zwischen den Geistlichen der lutherischen und der reformirten Kirche entbrannt war, welcher weit und breit im Lande die Gemüther erregte und nur durch die energischen und doch zu rechter Zeit nachgiebigen Maßregeln des Kurfürsten allmählich zum Erlöschen gebracht werden konnte; in ähnlicher Weise und nicht weniger hartnäckig wie jener, entspann sich im Jahre 1685 im Kurfürstenthum Sachsen ein Streit, der sich bald unter der ganzen protestantischen Geistlichkeit Deutschlands verzweigen sollte. Die Veranlassung dazu gab der durch hohe Gaben des Geistes und Gemüths ausgezeichnete Oberhofprediger Philipp Jakob Spener in Dresden. Dieser, von wahrer christlicher Liebe durchdrungen und tief betrübt über den Wulst von dogmatischen Spitzfindigkeiten, über die todte starre Buchstabengelehrsamkeit, in welche der falsche Eifer und der verblendete Fanatismus vieler lutherischen Geistlichen den schlichten, frommen, christlichen Glauben verstrickt hatten, unternahm mit hoher Begeisterung den Kampf gegen dieses Unwesen. Er wollte den christlichen Glauben nicht durch das leere Behaupten gewisser Glaubenssätze von der Kanzel herab und durch oft höchst sophistische Be-

weise für dieselbe, sondern vielmehr durch einen reinen christlichen Lebenswandel, durch Thaten der Liebe, durch christliche moralische Bildung bewiesen haben, und auf die Erreichung dieses Zieles beim Volke hauptsächlich durch das schon fast gänzlich verloren gegangene Verständniß der heiligen Schrift hin wirken. Sein Auftreten in Dresden erwarb ihm zahlreiche Anhänger, daneben aber auch, wie es nicht ausbleiben konnte, heftige und erbitterte Gegner; diese Letzteren vereinigten sich hauptsächlich auf der Universität Leipzig und verfolgten von dort aus in Wort und Schrift mit giftigem Hasse alle edlen Bestrebungen Spener's und seiner leider oft einseitigen und unverständigen Nachfolger.

Daß von diesen Letzteren Spener's schönes Ziel nicht immer ganz begriffen wurde, daß seine Forderung eines frommen Lebenswandels von ihnen als Verbot jeder noch so unschuldigen Lebensfreude ausgelegt und sich in Vielen derselben eine innere Ueberschwenglichkeit und geistiger Hochmuth ausgebildet hatte, wurde von den Gegnern Spener's zu den heftigsten Angriffen auf diesen selbst benutzt und namentlich die älteren Gelehrten der Leipziger und der Wittenberger Hochschule verfolgten ihn mit dem bittersten Hasse. Sie nannten Spener und seine Anhänger Pietisten, ein Name, welcher allmählich die Bedeutung von Leuten erhielt, welche ihrer Christenpflicht Genüge zu thun vermeinen, wenn sie sich äußerlich in frommen Gefühlen ergehen, gleichviel ob sie dieselben auch wirklich im Herzen tragen. Im Gegensatze dazu wurden die starren Anhänger der todten Buchstabengelehrsamkeit, der scholastischen Pedanterie von Spener und seinen Anhängern mit dem Namen der Orthodoxen belegt.

Ein äußerer Umstand sollte endlich Spener's schon lange sehr unerfreulich gewordene Stellung in Dresden lösen und ihn für den brandenburgischen Staat gewinnen. Er hatte es für seine Pflicht gehalten, dem Kurfürsten Johann George III. von Sachsen schriftlich eine ernsthafte Vorstellung über seinen Lebenswandel zu machen, sich dabei auf sein Amt als Oberhofprediger berufend. Der Anfangs tief ergriffene Kurfürst wurde jedoch bald, von gewissenlosen Höflingen aufgereizt, so erzürnt über diese Dreistigkeit Spener's, daß er ihn nie wieder vor sich ließ und auch seine Predigten nicht mehr besuchte. So war denn Spener froh, als im Jahr 1691 der Ruf an ihn erging, die Stelle als Propst an der Nicolaikirche in Berlin zu übernehmen, und auch Johann Georg mochte erfreut sein, den lästigen Mahner los zu werden.

Wie schön erscheint dagegen das Beispiel edler Selbstüberwindung, welches bei einer ganz ähnlichen Begebenheit der Kurfürst Friedrich gab! Auch sein bereits hoch bejahrter Hofprediger Cochius hatte einst über die glänzenden und verschwenderischen Feste des kurfürstlichen Hofes in Gegenwart des Kurfürsten in sehr heftiger Weise gepredigt und dadurch im ersten Augenblick den Zorn Friedrich's auf sich geladen, welcher nicht mit Unrecht behauptete, Cochius habe ihm das viel schicklicher unter vier Augen sagen können. Als es sich jedoch bei näherer Untersuchung herausstellte, daß Cochius dies zwar versucht habe, aber nicht vorgelassen worden sei, ließ ihm Friedrich ausdrücklich seinen Dank für sein ehrenwerthes Benehmen ausdrücken und machte ihm ein Geschenk von 600 Dukaten.

Spener's Wirken in Berlin war ein höchst segensreiches; fand er doch hier, wo der große Schulkampf der Theologen schon vor längerer Zeit gekämpft worden war und größere Versöhnlichkeit in den Gemüthern herrschte, ein besser bearbeitetes Feld für seine Bemühungen vor. Doch verwickelte ihn der Feuereifer eines ihm nach Berlin gefolgten Anhängers, des Magister Schade, welcher im Jahre 1695 ganz eigenmächtig die Privatbeichte abschaffte, eine Zeit lang in sehr ernste Verlegenheiten und es bedurfte seines ganzen persönlichen Einflusses, um das ungeheure Aufsehen, welches dieses Auftreten Schade's hervor gerufen, ohne nachtheilige Folgen zu verwischen. Ein kurfürstliches Edikt vom Jahre 1697 regelte diese Angelegenheit „aus landesfürstlicher und oberbischöflicher Macht" in derselben Weise, wie das Edikt des großen Kurfürsten die Frage wegen der Ceremonie der Teufelaustreibung. Jeder konnte eben darin thun oder lassen, wie ihn sein Gewissen trieb.

Ein hohes Verdienst erwarb sich Spener durch den hervorragenden Antheil, welchen er an der Gründung der Universität zu Halle nahm, in welcher Stadt der Kurfürst Friedrich schon im Jahre 1688 eine Ritterakademie gegründet hatte.

Neben Spener müssen wir jedoch hierbei noch eines anderen Mannes gedenken, welcher gewissermaßen den in Ersterem schlummernden Gedanken in's Leben rief und wie Spener auf religiösem Gebiete ebenfalls einen erbitterten Kampf gegen den alten Wulst pedantischer Gelehrtheit in wissenschaftlicher Beziehung führte. Es ist dies der junge Doktor der Rechte, Christian Thomasius, an der Hochschule zu Leipzig.

Dieser außerordentlich geistreiche, lebhafte und gelehrte Mann, welcher sich in seinen in deutscher Sprache (zum ersten Male) gehaltenen Vorlesungen durch beißende Satyre, glänzenden Witz und offene Freimüthigkeit auszeichnete, welcher die veralteten Pedanten und gelehrten Heuchler der Orthodoxen auf's Bitterste geißelte, welcher mit feuriger Beredtsamkeit gegen die Mißbräuche des damaligen Rechtszustandes, z. B. gegen den Mißbrauch der Hexenprocesse zu Felde zog, hatte begreiflicher Weise sehr bald den ganzen Haß der orthodoxen lutherischen Partei auf sich gezogen. Wegen seiner äußerst beredten Vertheidigung der jungen Theologen aus Spener's Schule, insbesondere des später so berühmt gewordenen August Herrmann Franke, von welchem gleich die Rede sein wird, nannten ihn seine Gegner den Advokaten der Pietisten, und einen eifrigeren, beredteren Advokaten konnten diese sich allerdings nicht wünschen.

Zwei Schriften von Thomasius vor allen waren es, welche endlich das Maß des Hasses gegen ihn voll machten und es bewirkten, daß der Kurfürst von Sachsen ihm das Halten von Vorlesungen und die Herausgabe von Schriften bei schwerer Strafe verbot.

In der ersten derselben widerlegte Thomasius in wahrhaft glänzender Weise eine vom dänischen Hofprediger Masius erschienene Schrift, in welcher dieser in wirklich machiavellistischer Weise den Fürsten die Nothwendigkeit der allgemeinen Einführung des Lutherthums aus dem Grunde empfohlen hatte, weil dieses am besten das Volk im Gehorsam gegen die Regierungen erhalte. Die Gegenschrift von Thomasius wurde in Kopenhagen auf Befehl des Königs durch die Hand des Henkers verbrannt.

In der zweiten Schrift bewies Thomasius den sächsischen Theologen, welche über die Verheirathung des lutherischen Herzogs Moritz von Sachsen-Zeitz mit der reformirten Herzogin von Mecklenburg, einer Schwester Kurfürst Friedrich's, in den größten Eifer gerathen waren, klar und unwiderleglich, daß eine solche Verbindung in keiner Weise gegen die heilige Schrift und weder gegen göttliche noch menschliche Gebote streite.

Die Aufregung gegen Thomasius wurde zuletzt so groß, daß er Leipzig verließ und, um der Gefangennahme zu entgehen, einen Zufluchtsort in Berlin suchte. Hier wurde auch er, wie Spener, freudig aufgenommen, von dem Minister Dankelmann als kurfürstlicher Rath mit 500 Thlrn. Gehalt angestellt und ihm die Erlaubniß ertheilt, in Halle Vorlesungen zu halten.

Diesen einzelnen Vorlesungen des Dr. Thomasius sollte sehr bald die Stiftung der Universität Halle folgen.

In der That war es schon längst ein Bedürfniß, im Staate zur Ausbildung lutherischer Theologen noch eine Hochschule anzulegen; denn die Universitäten in Frankfurt a. O. und Duisburg waren reformirt, die lutherische Universität in Königsberg zu weit entfernt von den mittleren Landestheilen und der Besuch der lutherischen Universitäten zu Wittenberg und Leipzig war den brandenburgischen Unterthanen wegen ihrer feindlichen Haltung gegen die reformirte Lehre noch immer verboten. Thomasius hatte seine Vorlesungen in Halle anfänglich in sehr bescheidener Weise in seiner Wohnung eröffnet; die Theologen in Halle hatten ja die spöttische Aeußerung gemacht, er werde sich wohl die Zuhörer selbst mitbringen müssen; bald aber entstand ein so ungemein großer Andrang zu seinen Vorträgen, daß der Rath der Stadt Halle ihm das größte Lokal der Stadt zu denselben einräumte. Dankelmann's und Spener's fortgesetzten Bemühungen gelang es endlich, das große Werk in's Leben zu rufen.

Am 20. Juni 1692 ertheilte der Kurfürst Friedrich der Universität zu Halle ihre Statuten und Privilegien; doch erst am 10. Mai 1694 erfolgte unter großen Feierlichkeiten in Gegenwart des Kurfürsten selbst die Einweihung derselben. Nicht weniger als 20,000 Thlr. kosteten dem prachtliebenden Fürsten die bei derselben statt findenden Festlichkeiten. Spener war dafür besorgt, als Lehrer an diese Hochschule nur solche Männer berufen zu lassen, welche mit ihm die gleiche Auffassung, d. h. die innigere, tiefere und darum zugleich freiere Auffassung der christlichen Lehre theilten.

Vor Allem muß hierbei der bereits erwähnte Herrmann August Franke, welcher an der Universität Leipzig ganz im Sinne Spener's Vorlesungen über die Bibel und das Studium der Theologie hielt, rühmlichst hervorgehoben werden. Dieser war schon vor der Stiftung der Universität Halle von Leipzig aus einem Rufe nach Erfurt gefolgt, dort aber von dem Kurfürsten von Mainz als Unruhstifter und Sektirer seines Amtes entsetzt worden. In Halle fand Franke, welcher sich, wie wir gleich sehen werden, noch in anderer Art hoch berühmt machen sollte, eine Anstellung als Professor der orientalischen Sprachen und gleichzeitig als Prediger in der Vorstadt Glaucha. Unter den anderen Mitgliedern der theo-

logischen Fakultät zu Halle nennen wir noch den ebenfalls aus Erfurt verbannten und seines Amts in Erfurt entsetzten Prediger Breithaupt, sowie den früheren Hofprediger in Eisenach, Anton; aber auch für die anderen Fakultäten wurden ausgezeichnete Männer berufen, so Thomasius für die Philosophie, später der berühmte Philosoph und Mathematiker Christian Wolf und andere mehr.

In kurzer Zeit blühte die neue Pflanzstätte der Wissenschaft gar herrlich auf und schon nach Verlauf von 10 Jahren war die Zahl der Studirenden von 700 bis auf 2000 gestiegen.

Wir müssen hier der segensreichen Wirksamkeit des Predigers August Herrmann Franke noch etwas ausführlicher gedenken, denn nur seiner unausgesetzten Bemühung und Sorgfalt ist die Entstehung einer noch heutigen Tages bestehenden Anstalt zuzuschreiben, welche ihre Wohlthaten seitdem über viele Tausende von armen Kindern verbreitet hat und noch immer verbreitet.

Es ist dies das große Halle'sche Waisenhaus und Pädagogium, die erste derartige Anstalt in ganz Europa. Franke, der die Pflichten seines Amtes als Seelsorger in wahrhaft apostolischer Weise auffaßte und über die sittliche und leibliche Verwilderung vieler seiner Pflege Anvertrauten tief gerührt war, faßte den glühenden Wunsch, dem Uebelstande auf durchgreifende Weise abzuhelfen.

Selbst ohne alle äußere Mittel, konnte er vor der Hand ohne fremde Hilfe nicht viel mehr thun, als die dürftigsten Kinder seiner Gemeinde selbst zu unterrichten und ihnen Almosen zu geben; erst als er eines Tages in der von ihm in seiner Wohnung aufgestellten Armenbüchse 7 Gulden fand, beschloß er, eine förmliche Schule für arme Kinder zu stiften. Das Vertrauen, daß nach Verwendung dieser geringen Summe Gott ihm durch wohlthätige und vermögende Personen schon weiter helfen werde, täuschte den frommen Franke auch in der That nicht; allmählich vermehrte sich mit den wachsenden Mitteln, welche dem frommen Manne von allen Seiten zuflossen, die Zahl der Schüler und bald sah sich Franke in der Lage, nicht blos viele arme Kinder mit Unterricht und guter Lehre zu versehen, sondern sie sogar ganz in Pflege zu nehmen. Mit Recht hatte er erkannt, daß Zucht und Lehre in der Schule allein nicht helfen konnte, wenn, wie in vielen Fällen, das schlechte Beispiel im eigenen Hause alle gelegten guten Keime wieder ersticken mußte.

Im Jahre 1698 wurde der Grundstein zu dem großen Waisenhause gelegt; allerdings drohte gar oft der Bau wegen des gänzlichen Ausbleibens der Mittel zu stocken, aber Franke's gläubiges Vertrauen auf das endliche glückliche Gelingen war felsenfest, und wirklich trafen mehr als einmal, wenn kein Groschen mehr in der Kasse war, um die Arbeiter zu bezahlen, ganz unerwartet reiche Geldsendungen zur Förderung des Gotteswerkes ein. Nach Verlauf von 10 Jahren war nicht allein der Bau des Waisenhauses, sondern auch einer dazu gehörigen Apotheke, einer Buchdruckerei, Buchhandlung, eines Wittwenhauses und eines Pädagogiums zur Erziehung für die Kinder wohlhabenderer Eltern beendet.

In inniger Verbindung mit Franke wirkte der Freiherr Carl Hildebrand v. Canstein, welcher sein ganzes bedeutendes Vermögen zur

Gründung einer mit dem Halle'schen Waisenhause verbundenen Bibel-anstalt verwendete. Nicht weniger als zwei Millionen Bibeln und eine Million neuer Testamente sind durch dieselbe allmählich, theils zu geringeren Preisen, theils ganz umsonst im Volke verbreitet worden.

Dem frommen Stifter des Waisenhauses, Franke, wurde später von König Friedrich Wilhelm III. ein Denkmal mit der einfachen aber schönen Inschrift: „Er vertraute Gott", gesetzt. —

Von vielen Seiten her hat man bei der Beurtheilung des Kurfürsten Friedrich wohl später die Ansicht aussprechen hören, daß er ja doch bei allen diesen Einrichtungen kein wesentliches Verdienst habe, daß er nicht als der Schöpfer der Universität Halle, des Halle'schen Waisenhauses u. s w. angesehen werden könne, daß er die freiere Geistesrichtung, welche in seinen Staaten lebendig wurde, nicht hervorgerufen, sondern nur geduldet habe.

Man vergißt dabei, daß diese Duldung eben allein schon ein unendlich großes Verdienst des Kurfürsten ist. Daß er den Geistern des Volkes eine freiere Entfaltung gestattete, daß er zu diesem Behufe Männer in seine Staaten berief, die von engherzigen Regierungen anderer Länder wegen ihrer freisinnigen Grundsätze verfolgt wurden, ist an und für sich schon ein rühmlicher Beweis von der freien und selbständigen Gesinnung des Kurfürsten und seiner Rathgeber.

Wir führen indessen sogleich einige Schöpfungen hier an, welche unzweifelhaft des Kurfürsten eigene Werke sind und Zeugniß davon ablegen, wie derselbe bemüht war, unter seinem Volke auf würdige Weise eine edlere und höhere Bildung zu verbreiten. Zugegeben, daß auch hierbei die hauptsächlichste Triebfeder des Kurfürsten seine Eitelkeit, seine Lust an glänzenden Schaustellungen, seine Neigung, überall auf prachtvolle Weise zu repräsentiren gewesen; die Werke selbst kamen doch dem Volke und dem Staate um so mehr zu gute, als durch sie in gehaltvoller und nachhaltiger Weise der Sinn für Wissenschaften und schöne Künste erweckt und gestärkt wurde.

Es ist dies zunächst die Gründung der Akademie der Wissenschaften und Künste in Berlin nach dem Muster der bereits in Paris und Rom bestehenden Akademieen. Den ersten Gedanken zu diesem schönen Institute, dem ersten derartigen in Deutschland, schreibt man der geistreichen Kurfürstin Sophie Charlotte zu; auch der berühmte Philosoph Leibnitz, damals noch im Dienste des Kurfürsten von Hannover, sowie der Minister Dankelmann hatten hervorragenden Antheil an der Gründung der Akademie und wußten den Kurfürsten für den Plan zu gewinnen.

Friedrich, der begierig jede Gelegenheit ergriff, welche seinem Staate neuen Glanz und erhöhte Würde verleihen konnte, faßte den Plan mit vieler Begeisterung auf und unterzeichnete am 11. Juli 1700 den von Leibnitz entworfenen Stiftungsbrief. Er selbst entwarf die Instructionen für die Akademie, in welcher er unter Anderem es als eine Hauptaufgabe der Akademie bezeichnete, alles dasjenige zu thun, was zur Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer anständigen Reinheit, auch zur Ehre und Zierde der deutschen Nation gereiche. Alle Zweige der Wissenschaft, insbesondere

das wichtige Werk der Historien, sonderlich der deutschen Nation und Kirche wurde der Akademie empfohlen, besonders aber solle das wahre Alterthum des evangelischen Glaubens, die Nothwendigkeit und Beschaffenheit der evangelischen Reformation gegen die Verdrehung der Widersacher behauptet, die Ehre der Deutschen gerettet und ihm, dem Fürsten, der wohlerlaubte Ruhm werden, daß unter seiner Regierung dergleichen gute Dinge in seinem Lande gestiftet und hervorgebracht wurden. Man sieht, auch bei dieser Gelegenheit verließ den Kurfürsten seine persönliche, wenn auch hier leicht verzeihliche Eitelkeit nicht.

Auch zu einer Pflanzstätte für schöne Künste, zu einem Sammelpunkt für hervorragende Künstler aller Art war die neue Akademie bestimmt, um durch ein gemeinsames Zusammenwirken der Künstler die Künste selbst mehr zu fördern, als dies in vereinzelten Bestrebungen bisher hatte geschehen können. Die bedeutendsten Künstler aller Branchen wurden aus den entferntesten Ländern nach Berlin gerufen; bald gesellten sich denselben auch einheimische Künstler hinzu.

In kurzer Zeit entwickelte sich in Berlin neben dem ernsteren Forschen nach den Schätzen der Wissenschaften ein nicht minder reges Leben in der Pflege der Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Kupferstecherkunst, der Musik und Poesie.

Vor Allem war es die Baukunst, welche sich in überraschender Weise entwickelte und deren unvergängliche Werke am meisten der Neigung des Kurfürsten entsprachen. Der hervorragendste Meister dieser Kunst war der in der Bildhauerkunst wie in der Architektur gleich ausgezeichnete Andreas Schlüter, ein geborener Hamburger, welcher im Jahre 1692 in brandenburgische Dienste getreten war. Die von seiner Meisterhand herrührenden Werke erfüllen noch heute die Besucher Berlins mit Staunen und Bewunderung. Wir führen als die bedeutendsten derselben hier an:

Die Reiterstatue des großen Kurfürsten auf der sogenannten langen Brücke, jetzt Kurfürstenbrücke genannt, in Erz gegossen, ein Denkmal voll erhabener Majestät und Schönheit. Die ehemals hölzerne Brücke wurde auf Befehl Kurfürst Friedrich's von dem Baumeister Nehring in Sandstein neu ausgeführt, wozu derselbe 5 Jahre brauchte, 1692—1697, schon damals wurde das mittelste der 5 mächtigen Brückenjoche weit in den Fluß hinausgerückt, um Platz für das in Aussicht genommene Denkmal Friedrich Wilhelm's zu gewinnen. Die Aufstellung des Denkmals selbst erfolgte erst im Jahre 1706.

Der Umbau des großen kurfürstlichen Schlosses, welches bisher aus vielen vereinzelten und in verschiedenen Baustylen aufgeführten Gebäuden bestand, wurde ebenfalls Andreas Schlüter anvertraut, von demselben aber nicht vollendet, da es seinen Neidern gelang, ihm die Gunst des inzwischen zum König gekrönten Friedrich zu entziehen. Dennoch ist der Hauptbestandtheil des heutigen königlichen Schlosses, dessen riesenhaftes Gebäude besonders durch den unverkennbaren Ausdruck grandioser, majestätischer Einheit bei allen kolossalen Verhältnissen imponirt, von Schlüter geschaffen; nur die Schloßfaçade an der Schloßfreiheit, welche anfänglich den Haupteingang bilden sollte und welche eine fast ganz getreue Nachbildung des Triumphbogens des Septimius Severus zu Rom ist, rührt

von der Hand seines Nachfolgers, des Obersten Eosander v. Göthe her. Beiläufig sei hier noch bemerkt, daß der Bau des Schlosses in seiner jetzigen Gestalt erst unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I. vollendet wurde.

Auch die vielen hoch bewunderten Bildwerke am Berliner Zeughause, zu welchem die Zeichnungen von de Bodt und Nehring gemacht wurden, stammen von der Meisterhand Schlüter's. Der Grundstein zum Zeughause wurde im Jahre 1695 von Friedrich gelegt, der Bau selbst von den Baumeistern Nehring, de Bodt und Grüneberg geleitet.

Ueberhaupt sind die zum Theil prachtvollen Bauten, welche unter Friedrich's Regierung zur Verschönerung der Residenzstadt Berlin unternommen wurden, außerordentlich zahlreich. Wir nennen hier noch einige der wesentlichsten.

So begann im Jahre 1688 bereits der Bau der heutigen Friedrichsstadt, welche schon im Jahre 1695 über 300 Häuser, sämmtlich nach Nehring'schen oder doch von diesem gebilligten Bauplänen aufgeführt, zählte. Ebenso wurde der schon vom großen Kurfürsten angefangene Stadttheil, die Dorotheenstadt, seiner zweiten Gemahlin zu Ehren so benannt, weiter ausgebaut.

Der religiöse Sinn des Kurfürsten zeigte sich ganz besonders bei den zahlreichen von ihm erbauten Kirchen. Unter ihm entstanden in Berlin die Garnisonkirche, die französische und die neue Kirche, die Sophienkirche in der Spandauer Vorstadt, welche Friedrich seiner Gemahlin zu Ehren Sophienstadt nannte. Aber nicht blos in Berlin, sondern auch in allen Theilen seiner Staaten sorgte Friedrich für den Aufbau von Kirchen und kaum findet sich in seiner Regierung ein Jahr, wo nicht in irgend einer Provinz ein Gotteshaus von ihm gestiftet wurde.

Der Vollständigkeit wegen erwähnen wir hier noch des schönen Schlosses zu Lietzenburg, heute nach der Gemahlin des Kurfürsten Charlottenburg genannt, welches Friedrich derselben zum Geschenk machte.

So gewann Berlin während seiner 25jährigen Regierung allmählich immer mehr das würdige Ansehen eines Königssitzes, welches der Kurfürst so eifrig erstrebte. Die großen Summen aber, welche nothwendiger Weise so zahlreiche und prachtvolle Bauten verschlangen, sie kamen doch auch wieder dem Volke zu gute; viele Tausende von Menschen erwarben dabei ihren Lebensunterhalt, das Geld kam in reichen Strömen in Umlauf und auch die Aermeren hatten dabei ihren Antheil am Gewinn.

Aber nicht blos der Baukunst, auch anderen schönen Künsten, der Musik, der Poesie u. s. w., war des Kurfürsten und vor Allem seiner Gemahlin Sinn in hohem Grade zugewendet. Namentlich wurde Musik und Poesie zur Verschönerung der überaus prachtvollen Hoffeste, welche bei jeder irgend passenden Gelegenheit statt fanden, angewendet. Der Kurfürst hielt zu diesem Zwecke eine vortreffliche Kapelle; vielfach wurden von den Damen und Herren des Hofes Opern und Singspiele aufgeführt und namentlich stand die damalige italienische Opernmusik, deren berühmtester Meister zu jener Zeit Alessandro Scarlatti war, in hohem Ansehen. Weniger Beifall fand die bisher von den Italienern fast ausschließlich

gepflegte ernste Kirchenmusik, welche indessen bald von einigen deutschen Meistern, unter denen wir vor Allen Sebastian Bach und Händel nennen, einen höchst bedeutsamen und eigenthümlichen Aufschwung erhalten sollte. Die talentvolle und hochgebildete Kurfürstin Sophie Charlotte spielte selbst meisterhaft das Clavier, componirte selbst nach allen Regeln der Kunst und vertrat nicht selten den abwesenden Kapellmeister beim Dirigiren des Orchesters. In den bei ihr stattfindenden geselligen Zusammenkünften bildete regelmäßig die Musik einen angenehmen Zeitvertreib und gern gewährte die geistreiche Fürstin gebildeten Musikern Zutritt zu diesen Abendgesellschaften.

Von der deutschen Poesie zu jener Zeit ist nicht viel Bemerkenswerthes zu sagen. Nach Paul Gerhard und anderen seiner bedeutenden Zeitgenossen, welche zu den Zeiten des großen Kurfürsten und vorher die Welt mit ihren geistlichen Liedern erfreut hatten, ließ sich die deutsche Muse lange Zeit höchstens zu einer schlechten Nachahmung der in hohem Glanze stehenden französischen Poesie und Literatur herab.

Wie man französische Sitten, Bildung und Eleganz überall nachzuahmen bestrebt war, wozu außer dem prachtvollen verlockenden Beispiele des französischen Königshofes übrigens auch die zahlreichen in Brandenburg aufgenommenen französischen Flüchtlinge das Ihrige beitrugen, so stellte man auch französische Dichter und Schriftsteller als Vorbilder in Poesie und Literatur auf, eignete sich deren Formen an und verlor darüber den heiteren, herzlichen und natürlichen Ton der deutschen Volkspoesie. Die Versuche einzelner deutscher Dichter am damaligen brandenburgischen Hofe, wie z. B. des Freiherrn v. Canitz, des Ober-Ceremonienmeisters v. Besser, welcher jedes festliche Ereigniß am Hofe in meist sehr holprigen Versen besang, sind kaum nennenswerth und trotz aller Bemühung, eigenthümlich und deutsch zu bleiben, doch meist nur schlechte Nachahmungen.

In hohe Aufnahme kam während Friedrich's Regierung auch noch die Stempelschneidekunst, hauptsächlich durch den nach Berlin berufenen berühmten schwedischen Medailleur Raimund Falz. Es entsprach ganz dem prachtliebenden Sinne und der Eitelkeit des Kurfürsten, alle irgend bedeutenden Ereignisse durch Medaillen für die Nachwelt zu verewigen. Daß seine Eitelkeit ihn hierin zuweilen wohl weiter trieb, als es sich mit der Wahrheit verträgt, dürfen wir nicht verschweigen. So wurden z. B. die Waffenthaten der brandenburgischen Armee im Jahre 1689 durch eine Medaille verewigt, welche die stolze Inschrift trägt:

„Patrias imitur et anteit laudes."

(Er strebt dem Ruhm des Vaters nach und überflügelt ihn.)

Unsterbliches Verdienst erwarb sich Friedrich durch die von ihm eifrig erstrebte Hebung und Verbesserung der Volksschulen. Schon der große Kurfürst hatte diesem Gegenstande seine ernste Aufmerksamkeit gewidmet und Manches gethan, um auch den Kindern der ärmeren Volksklassen die Wohlthaten des Unterrichts zu Theil werden zu lassen; die vielen Sorgen seiner Regierung, die unaufhörlichen Kriege, welche er zu führen genöthigt, hatten ihn verhindert, etwas Ernsteres für die Hebung des Volksunterrichts zu thun. Würdig trat jedoch sein Sohn in die Bahn des Vaters ein, und unter ihm wurde es zuerst zum Staatsgesetz, daß die ganze Jugend

des Volkes Unterricht erhalten müsse. Mit dieser Verpflichtung zum Unterricht beginnt so recht eigentlich die Entwickelung des preußischen Schulwesens, in welchem noch heutigen Tages der Staat allen anderen Nationen zum hell leuchtenden Beispiele dienen kann. Daß anfänglich auch unter Friedrich's Regierung noch wenig geleistet wurde, daß man unter Anderem den Schullehrern, um ihr Leben zu erhalten, gestatten mußte, nebenbei noch ein Handwerk, ja sogar eine Hökerei und Branntweinschank zu betreiben, mit der einzigen Einschränkung, daß solches nicht zuvor und unter, sondern nach der Predigt geschehe, kann Friedrich's Verdienst um die Sache nicht schmälern. Auch des Unterrichts der wohlhabenderen Stände nahm sich der Kurfürst mit großer Fürsorge an. Durch ihn entstand die Friedrichsschule in Frankfurt a. O., das Collegium Fridericianum in Halle; für die Ausbildung der jungen Edelleute wurde sogar eine Fürstenschule gestiftet, in welcher, je nachdem die Zöglinge die Söhne von Fürsten, Grafen oder vom niederen Adel waren, jährlich 600, 400 und 300 Thaler bezahlt werden mußten. In derselben wurde Unterricht in den neuen Sprachen, in Mathematik, Philosophie, Geschichte, Physik, Architektur und Heraldik ertheilt. —

Mögen am Schlusse dieses Paragraphen hier noch einige Bemerkungen über das Benehmen des Kurfürsten gegen die bereits von seinem Vater in den brandenburgischen Staat aufgenommenen Flüchtlinge, so wie gegen andere, in ihrer Heimath wegen ihres Glaubens hart verfolgte und bedrückte Protestanten Platz finden. Abermals finden wir darin einen Beweis von der Herzensgüte und echt christlichen Gesinnung des Fürsten.

Nicht allein bestätigte Friedrich den bereits früher Eingewanderten alle ihre Rechte und Freiheiten, sondern er benutzte auch mit Freuden die Gelegenheit, sein Land abermals mit fleißigen Einwohnern zu bevölkern, als im Jahre 1688 die Franzosen die Pfalz verwüsteten und namentlich mit unerhörter Grausamkeit die dort aus den Niederlanden eingewanderten protestantischen Wallonen verfolgten.

Mehreren tausend derselben gewährte Friedrich Aufnahme und Schutz; hauptsächlich durch sie wurde das noch immer halb verwüstet daliegende Magdeburg größtentheils wieder aufgebaut; viele siedelten sich in der Umgegend von Burg und Stendal an und beschäftigten sich vorzugsweise mit dem Anbau von Gemüsen, Obst und Tabak. Recht deutlich trat schon jetzt der Vortheil hervor, welchen der Staat von den französischen und niederländischen Einwohnern hatte. Namentlich die ersteren, von denen Viele nicht unbedeutende Geldsummen mitgebracht hatten, machten sich auf gewerblichem Gebiete außerordentlich nützlich, und an verschiedenen Orten des Landes wurden durch sie Wollen-, Seiden-, Leder-Fabriken, Walkmühlen, Pressen und Färbereien angelegt. In kurzer Zeit wurden viele Fabrikate, welche sonst mit großen Kosten aus dem Auslande bezogen werden mußten, durch den industriellen Fleiß der eingewanderten Franzosen im Lande heimisch.

Auch am kriegerischen Dienste für ihr neues Vaterland betheiligten sich die Einwanderer gern; schon unter Friedrich's Regierung sehen wir fünf neue brandenburgische Regimenter fast ganz aus Franzosen gebildet. Die höhere geistige und gesellige Bildung vieler Refugiés, so nannten sich

die eingewanderten Franzosen, von denen Viele den wohlhabenden und besseren Ständen angehörten, beförderte in hohem Grade die Veredlung der Sitten im Lande und verbreitete den Sinn für geistige und Kunstbildung in den weitesten Kreisen.

Rühmend muß es vom Kurfürsten Friedrich anerkannt werden, daß er, ohne Rücksicht auf die mancherlei Vortheile, welche durch die Einwanderung seinem Lande erwuchsen, fortdauernd bestrebt war, ihnen die Rückkehr in ihr Vaterland zu ermöglichen und dort dem protestantischen Glauben Duldung zu verschaffen. Daß diese Bemühungen bei dem bigotten Ludwig XIV. so lange fehlschlugen, bis die Ankömmlinge sich völlig in ihrem neuen Vaterlande heimisch und wohl fühlten, gereichte dem letzteren zum schätzbaren Vortheile. —

Daß die vom großen Kurfürsten bereits eingeladenen, aber erst nach seinem Tode eingetroffenen Waldenser bald darauf, als in ihrer Heimath bessere Zustände eingetreten waren, mit Einwilligung Kurfürst Friedrich's dorthin zurückkehrten, haben wir seiner Zeit bereits erwähnt. —

§. 26.

Der Sturz des Ministers v. Dankelmann.

Es giebt einen höchst betrübenden Beweis von der Schwäche des menschlichen Herzens im Allgemeinen und von der im Charakter Kurfürst Friedrich III. liegenden Wankelmüthigkeit im Besonderen, daß, und noch dazu zumeist durch eine elende Hofintrigue, der Sturz eines Mannes herbeigeführt werden konnte, dessen in hohem Grade rechtlicher und ehrenwerther Charakter allgemein anerkannt worden ist, der dem Kurfürsten nicht allein Erzieher, Freund und Rathgeber gewesen war, sondern dessen unermüdliche Dienste als Minister, dessen rastlose Anstrengungen und aufopfernde Pflichttreue auch dem Lande Jahre lang unschätzbare Dienste geleistet hatten.

Wir meinen den schon im Jahre 1688 zum Wirklichen Geheimen Staats- und Kriegsminister, im Jahre 1695 zum Premierminister und Oberpräsidenten des Staatsrathes ernannten **Eberhard v. Dankelmann**, in dessen Händen seit jener Zeit die ganze Verwaltung des Staates lag, eine ähnliche Stellung, wie sie seiner Zeit der große Kurfürst dem oft genannten Otto v. Schwerin anvertraut hatte.

Die Aufgabe dieses ausgezeichneten Staatsmannes war in der That keine geringe, seine Lage inmitten der sich gegenseitig die Gunst des Kurfürsten streitig machenden Hofparteien oft eine um so üblere, als Dankelmann's strenger und ernster Natur ein solches Hofgetreibe voller glänzender, üppiger und kostbarer Feste, voller Eitelkeit, Neid und Intriguen in hohem Grade widerwärtig war und er oft derb genug seine Ansicht über dasselbe aussprach. Man sagt von Dankelmann, daß man ihn nie habe auch nur lächeln sehen; gewiß ist, daß seine Strenge, sein stolzer Ernst ihn bei allen Lässigen und Trägen verhaßt gemacht, ihm beim Hofe des Kurfürsten nur wenig Freunde erworben hatte.

Und doch war die in seinen Händen allein ruhende Leitung der gesammten Staatsangelegenheiten, der äußeren wie der inneren, eine so schwierige und erforderte so aufopfernde Pflichterfüllung, legte ihm, dem Minister, so unendlich viele Sorgen auf, daß das ernste Gesicht desselben sehr leicht zu erklären ist.

Die wiederholten Kriege, die verschwenderische Prachtliebe des Kurfürsten, die unaufhörlich bei Hofe stattfindenden glänzenden Feste, die vielen oft mit unerhörter Pracht ausgeführten Bauten verschlangen unausgesetzt Summen, deren Beschaffung dem Minister allmählich immer schwerer werden mußte. Zwar war das Volk in den letzten Regierungsjahren des großen Kurfürsten verhältnißmäßig wohlhabend geworden, und vermochte so manche ihm auferlegte Last leichter zu tragen, als je vorher; zwar sah das Volk im Allgemeinen diese glänzenden Feierlichkeiten, diese zahlreichen Bauunternehmungen nicht ungern und ergötzte sich mit an der Prachtliebe seines Fürsten, um so mehr, als dadurch große Summen in Umlauf kamen — für den Minister wurde die Aufgabe, Geld und immer wieder Geld herbeizuschaffen, von Jahr zu Jahr schwieriger.

Dankelmann's rastloser Thätigkeit gelang es indessen, immer neue Einnahmequellen zu erwecken, ohne doch die innere Wohlfahrt des Volkes im Wesentlichen zu beeinträchtigen; doch konnten neue Steuern oder die Erhöhung bereits bestehender Steuern nicht immer vermieden werden und erregten so manchen Groll im Volke gegen den Minister, der immer nur nahm, während der freigebige, glänzende und gütige Kurfürst stets gab und Geld unter die Leute brachte. Für wen der Minister aber fortwährend zu nehmen gezwungen war, das wurde freilich nicht beachtet.

So verstand es Dankelmann durch eine verbesserte Verwaltung der kurfürstlichen Domainen, jährlich die Einnahmen aus denselben um beinahe 1 Million Thaler zu erhöhen, ohne daß dies hinreichte, weder die laufenden Ausgaben des Hofes, noch die bereits gemachten Schulden zu decken. Im Jahre 1691 sah man sich daher schon genöthigt, zur Unterhaltung des Heeres eine allgemeine Kopfsteuer einzuführen, von welcher Jedermann im Staate, vom Kurfürsten selbst bis zum geringsten Tagelöhner, betroffen wurde; der Kurfürst hatte sich selbst mit 1000 Thlrn., seine Gemahlin mit 500 Thlrn. zu dieser Steuer eingeschätzt, welche übrigens je nach dem Bedarf beliebig erhöht und wiederholt wurde. Nur die Geistlichen und Lehrer wurden von der Kopfsteuer nicht betroffen. Später sehen wir, und zwar ohne Zuziehung der Stände, Steuern auf alle möglichen Gegenstände eingeführt, so unter anderen den Hufen- und Giebelschoß, ähnlich unserer heutigen Grund- und Gebäudesteuer, ferner Steuern auf Luxusartikel, z. B. auf Karossen, Perrücken, Thee, Kaffee, Chokolade, ja sogar auf die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, wie z. B. auf Hüte, Strümpfe, Schuhe u. s. w. Auch die dem Volke stets sehr lästige und drückende Accise wurde noch erhöht, eine Salzsteuer, die besonders vielen Groll verursachte, neben derselben neu eingeführt.

Daß trotz all diesen zum Theil drückenden Abgaben im Volke keine Unzufriedenheit herrschte, giebt den sichersten Beweis dafür, wie hoch der Wohlstand desselben gestiegen war; mußte doch sogar im Jahre 1696 ein Gesetz erlassen werden, was dem steigenden Hange zu Pracht und Luxus

hemmend entgegentreten sollte; freilich gab der Hof des Kurfürsten in dieser Beziehung ein möglichst schlechtes Beispiel.

Daß Dankelmann bei solchen Zuständen oft seiner Unzufriedenheit in derben Worten Luft machte, finden wir begreiflich. In dem sicheren Gefühl, daß der Kurfürst ihm volles Vertrauen schenke, daß er und sein Wirken dem Kurfürsten wie dem Staate völlig unentbehrlich sei, scheute sich der Minister auch nicht, zuweilen Friedrich selbst recht ernst entgegen zu treten, hatte dabei aber doch zu bestimmt auf die Beständigkeit des menschlichen Herzens gerechnet und sollte sich bitter enttäuscht sehen.

Allerdings hatte Kurfürst Friedrich bei seiner großen Gutmüthigkeit und in der Erkenntniß von dem vollen Werthe des Ministers, dessen derbes Entgegentreten lange Zeit hindurch ruhig ertragen; als aber Alles am Hofe sich verschwor, den gehaßten und gefürchteten Minister zu stürzen, als Verleumdungen aller Art unausgesetzt in das Ohr des Kurfürsten geflüstert wurden, als man ihm vorspiegelte, Dankelmann wolle ganz unbeschränkt herrschen und strebe danach, ihn, den Kurfürsten, allmählich ganz bei Seite zu schieben, da erwies sich Friedrich's Charakter nicht stark und selbständig genug, solchen Einflüsterungen zu widerstehen.

Einer der heftigsten Gegner Dankelmann's war der schon bei Lebzeiten des großen Kurfürsten an den Berliner Hof gekommene pfälzische Edelmann Johann Casimir v. Kolb, ein Mann ohne tiefe Geistesgaben, aber ausgezeichnet durch liebenswürdiges Benehmen, feine Sitten und schlaues Entgegenkommen. Dankelmann selbst hatte den gewandten und glatten Höfling der Gunst Friedrich's empfohlen und war froh, als dieser ihm die Sorge abnahm, neben seinen vielen Amtsgeschäften auch noch an die Unterhaltung und Zerstreuung des Kurfürsten denken zu müssen.

Bald gewann indessen der schlaue Kolb die Gunst und das Vertrauen des Kurfürsten durch fügsames Eingehen in seine Wünsche in so hohem Grade, daß ihm die mannichfaltigsten Beweise der kurfürstlichen Gnade zu Theil wurden. Der Kurfürst ernannte ihn im Jahre 1696 sogar zum Oberkammerherrn, der höchsten Hofcharge jener Zeit, und überhäufte ihn mit Geschenken, Ehrenämtern und Gunstbezeugungen.

In dieser einflußreichen Stellung untergrub der ebenso gewissenlose wie kluge Kolb allmählich durch die gehässigsten Einflüsterungen das Vertrauen des Kurfürsten zu seinem Minister und bald sollte dieser aus dem veränderten Benehmen Friedrich's gegen ihn die Ueberzeugung schöpfen, daß sein Sturz bevorstehe; sein gerechter Stolz erlaubte ihm demungeachtet nicht, ein besonneneres und entgegenkommenderes Benehmen gegen den Kurfürsten anzunehmen.

Daß Dankelmann eine Ahnung von dem ihm bevorstehenden Schicksale hatte, beweist deutlich folgender Vorfall. Bei einem Feste, welches der Minister gab, befand er sich zufällig mit dem Kurfürsten eine Zeitlang in einem Zimmer allein und brach hier, als der Kurfürst einige Gemälde bewunderte, in plötzlicher Erregung und in seltsamer Weise von seinem Gefühle überwältigt, in die Worte aus, daß nicht blos diese Gemälde, sondern Alles, was Friedrich um sich sehe, ja nun bald Eigenthum des Kurfürsten sein würde.

Als Friedrich, überrascht durch diese räthselhaften Worte, den Minister

zu einer Erklärung derselben drängte, sagte ihm Dankelmann nach langem Sträuben die prophetischen Worte:

„In kurzer Zeit werde ich Ihre Gnade verlieren; ich werde gefangen gesetzt und mein Vermögen wird eingezogen werden. Nach längerer Zeit aber wird meine Unschuld an den Tag kommen, ich werde in mein Amt wieder eingesetzt werden und all' das Meinige wieder erhalten."

Der Kurfürst, dessen gutes Herz zu jener Zeit an solche Schritte gegen den verdienstvollen Minister wohl wirklich noch nicht gedacht hatte, ergriff ein auf dem Tische liegendes neues Testament und wollte schwören, daß solches niemals geschehen werde. Dankelmann selbst aber unterbrach den Schwur Friedrich's mit den Worten:

„Schwören Sie nicht; was ich gesagt habe, muß geschehen und Sie selbst vermögen es nicht zu verhindern."

Und worin bestanden denn, fragen wir uns mit Recht, die Beschuldigungen, welche die Feinde Dankelmann's, den Oberkammerherrn v. Kolb an der Spitze, dem Kurfürsten einzuflüstern wußten?

Mit teuflischer Schlauheit wußten sie den Kurfürsten bei seiner schwächsten Seite anzugreifen und spiegelten ihm vor, Dankelmann mißbrauche das Vertrauen des Kurfürsten in der freventlichen Absicht, allmählich eine völlige Herrschaft über ihn und somit über das Land zu erreichen. In dieser Absicht habe er die Verordnung zu erschleichen gewußt, daß eine jede kurfürstliche Verordnung erst durch seine Unterschrift Giltigkeit erlangen könne; blos um *seine* Macht zu verstärken und in weitere Kreise hin auszudehnen, habe er seinen sechs Brüdern einträgliche und bedeutende Staatsämter zu verschaffen gewußt. Allmählich schlichen sich solche Gedanken, in denen der Kurfürst durch zufällige Aeußerlichkeiten noch bestärkt wurde, wie Gift in seine Seele; den allmählich fest Wurzel fassenden Groll wußten Kolb und andere Höflinge geschickt zu nähren und unterhalten, und nicht lange dauerte es, so äußerte der Kurfürst bei einer solchen Gelegenheit mit Heftigkeit die Worte:

„Dankelmann will den Kurfürsten spielen; ich werde ihm aber zeigen, daß ich der Herr bin."

Man sieht, die prophetischen Worte des Ministers fingen schon an, sich zu erfüllen. Zwei an und für sich höchst unschuldige Begebenheiten wurden von den Feinden des Ministers in geschickter Weise benutzt, um bei Friedrich's schon erregter Empfindlichkeit gegen die Anmaßungen Dankelmann's dessen völlige Ungnade herbeizuführen.

Einer der Wenigen am kurfürstlichen Hofe, welche die Verdienste Dankelmann's hochschätzten und richtig würdigten, war der bereits im vorigen Paragraphen genannte Ober-Ceremonienmeister und Hofdichter Johann v. Bessel. Dieser hatte bei irgend einer Gelegenheit ein Gedicht zum Lobe der Dankelmann'schen Familie gemacht, in welchem unter vielen schwülstigen Versen einer wie folgt lautete:

„Drei sind Geheime Räth' und Drei sind Präsidenten,
Der Allerjüngsten Amt ist Kanzler sein und Rath, —
Das ganze Griechenland hatt' ehmals sieben Weisen,
In seinen Söhnen hat sie Dankelmann allein!"

Dieses allerdings übertriebene Lob der Dankelmann's verletzte die Eitelkeit des Kurfürsten bereits in hohem Grade; noch mehr aber that dies folgender Vorfall:

Einige Beamten, welche dem Minister ihre Stellen zu verdanken hatten, ließen in der Absicht, demselben ihre Verehrung zu bezeigen, nach der Sitte jener Zeit eine Medaille schlagen, auf deren einer Seite man das Dankelmann'sche Wappen, einen Kranich, sah, umgeben von einer etwas phantastischen lobpreisenden Inschrift; auf der anderen Seite war dagegen eine Landschaft mit einer Stadt im Hintergrunde dargestellt und darüber schwebte, die sieben Brüder Dankelmann bezeichnend, das Siebengestirn, worunter ein besonders großer Stern den Minister selbst bezeichnen sollte.

Die Feinde Dankelmann's wußten nicht allein diese Medaille mittelst einer förmlichen höchst unwürdigen Komödie, in welcher ein Graf Dohna und der Mohr des Kurfürsten die Rollen spielten, dem Kurfürsten in die Hände zu spielen; es gelang ihnen auch, dem aufgebrachten Friedrich den Glauben beizubringen, daß Dankelmann in seinem ungemessenen Stolze diese Medaille selbst zu seiner eigenen Verherrlichung habe schlagen lassen und daß die Landschaft mit der Stadt nichts anderes bedeute, als den Staat und die Residenz Berlin, welche ihr Licht, statt von dem Fürsten des Landes, von dem Dankelmann'schen Siebengestirn erhalte.

Als der Kurfürst diese Medaille zu sehen verlangte, um welche sich Graf Dohna im kurfürstlichen Vorzimmer mit dem Mohren scheinbar stritt, übergab sie ihm Dohna mit der Bemerkung, er werde nichts Neues daran sehen, da Dankelmann dieselbe ja auf des Kurfürsten eigenen Befehl habe schlagen lassen.

Friedrich betrachtete die Medaille und ihre Umschriften lange Zeit auf's Genaueste und gab sie dann mit den Worten zurück, daß er sie nicht habe prägen lassen und nicht wisse, was sie bedeuten solle. Er hatte indessen die Bedeutung derselben sehr wohl verstanden und es bedurfte kaum noch Kolb's gehässiger Einflüsterungen, um das Maß seines Mißtrauens gegen den Minister voll zu machen.

Auch Dankelmann, der, wie wir wissen, das ihm bevorstehende Schicksal längst ahnte, hielt es nunmehr für an der Zeit, an einen ehrenvollen Rückzug zu denken und bat wiederholt den Kurfürsten um seine Entlassung als Minister. Erst in Folge seines zweiten Gesuchs, im November 1697, wurde ihm dieselbe, und da der Kurfürst den großmüthigen und dankbaren Regungen seines Herzens folgte, in sehr ehrenvoller Weise bewilligt. Außer einer Pension von 10,000 Thalern behielt der Minister seinen Rang als Wirklicher Geheimer Staatsminister, das erbliche Postmeisteramt, die Präsidentenstelle in Cleve, die Hauptmannschaft zu Neustadt an der Dosse und durfte beliebig seinen Wohnsitz in Berlin, Neustadt oder Cleve wählen.

Dieser im Verhältniß zu seinem früheren sorgenvollen Leben höchst glücklichen und ehrenvollen Zurückgezogenheit sollte sich der Minister indessen nicht lange erfreuen. Die stete Besorgniß, daß bei der nächsten Gelegenheit die wechselnde Laune des Kurfürsten den in Ungnade gefallenen Minister wieder auf seine Stelle zurückführen könne und seine Macht dann größer werden müsse, wie je vorher, ließ seine Feinde nicht ruhen. Ihn

blos von der obersten Leitung des Staates entfernt zu sehen, genügte denselben keineswegs; gänzlich und für immer mußte er gestürzt werden.

Der schwache Kurfürst ließ sich wirklich bewegen, Dankelmann aus Berlin und nach Neustadt zu verweisen; die Intriguen seiner Feinde hatten nunmehr ein leichteres Spiel. So wurden denn dem Kurfürsten die unglaublichsten Beschuldigungen gegen den so hoch verdienten Minister in's Ohr geflüstert, und — wirklich erfolgte am 10. December 1697 in Neustadt Dankelmann's Verhaftung und Abführung nach der Festung Peitz; gleichzeitig wurde sein ganzes Vermögen mit Beschlag belegt, somit auch dieser Theil seiner eigenen prophetischen Ahnung erfüllt.

In dem gegen den ehemaligen Minister angestrengten Processe wurden die ungeheuerlichsten Anklagen gegen denselben vorgebracht, ohne daß für eine einzige ein Beweis geführt werden konnte. Zum Theil enthielten dieselben eine Menge der gleichgiltigsten, inhaltlosesten und sogar der abgeschmacktesten Behauptungen. So wurde ihm, dem rastlos thätigen Arbeiter, die größte Nachlässigkeit und Pflichtvergessenheit, ihm, der stets in spartanischer Einfachheit gelebt, der höchste Eigennutz, mit mehr Recht allenfalls unerhörter Hochmuth gegen andere hohe Beamte zum Vorwurf gemacht.

Man beschuldigte ihn, wichtige Staatspapiere verbrannt zu haben, anstatt sie zu bewahren, er sollte die Leitung der ganzen Staatsverwaltung an sich gerissen, vielfach eigenmächtig gehandelt und das Ansehen des Kurfürsten im Lande zu untergraben gesucht haben.

Furchtlos und unerschrocken vertheidigte Dankelmann sich selbst gegen alle diese Anklagen und widerlegte dieselben Punkt für Punkt; auch seinen Brüdern, welche man in den Sturz des Ministers mit hatte verwickeln wollen, konnte keine Schuld nachgewiesen werden und man sah sich genöthigt, ihnen ihre Stellen und Aemter zu belassen. Der Proceß Dankelmann's selbst kam zu gar keiner Entscheidung; selbst als dem Hoffiscal Müller, welcher denselben nun schon drei Jahre hindurch leitete, der kurfürstliche Befehl ertheilt wurde, den Proceß binnen vier Wochen bei 2000 Dukaten Strafe zu Ende zu führen, konnte dieser trotz seiner Herzensangst dem Begehren des Kurfürsten nicht willfahren und schrieb in das Protokoll:

> „Heiliger Gott, gerechter Richter, Artikel kann ich machen, aber woher soll ich die Beweise nehmen? Ich habe ein corpus actorum verlangt und nichts erhalten. Niemand will das Herz haben, den schlechten Zustand des Processes Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht zu offenbaren."

Und trotz alledem blieb Dankelmann im strengen Gewahrsam und seines ganzen Vermögens beraubt! Erst nach fünf Jahren wurde seine Lage in Peitz etwas erträglicher gemacht; er erhielt die Erlaubniß, im Umkreise von $^1/_2$ Meile von Peitz frische Luft zu schöpfen.

Um diese Zeit wurde der Proceß gegen Dankelmann abermals aufgenommen; der blinde Haß seiner Feinde war noch immer nicht befriedigt; und abermals mußte derselbe wegen gänzlichen Mangels an Beweisen fallen gelassen werden.

Erst im Jahre 1707, ohne daß jemals ein Urtheilsspruch in seiner Sache ergangen war, wurde der Minister seiner Haft entlassen; doch wurde ihm die Stadt Kottbus zum Wohnsitze angewiesen und er mußte

einen schriftlichen Revers ausstellen, in welchem er sich feierlich verpflichtete, gegen Niemand Rache auszuüben.

Sein Vermögen erhielt Dankelmann nicht wieder, doch wurden ihm aus demselben jährlich 2000 Thaler zum Lebensunterhalt ausgesetzt.

Bei dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's I. werden wir den hochverdienten Mann, der so schnöden Undank erfahren, vorübergehend noch einmal erscheinen sehen.

An Dankelmann's Stelle aber trat der unter dem Namen Kolb v. Wartenberg in den Reichsgrafenstand erhobene Oberkammerherr v. Kolb. Wir werden in einem spätern Paragraphen ausführlich von demselben reden.

Mit diesem Wechsel aber trat an die Stelle des Geistes voller Stolz und Würde, voller Gerechtigkeit, Ordnung und Rechtlichkeit der Geist der Frivolität und Ueppigkeit, der Leichtfertigkeit und Verschwendungssucht an den Hof des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg. —

§. 27.

Die Bewerbung Friedrich's um die Königskrone.

Von vielen Seiten hört man die Behauptung aufstellen, es sei allein oder doch vorzugsweise der Wunsch nach Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner ungemessenen Eitelkeit gewesen, welcher Friedrich III. von Brandenburg getrieben habe, um jeden Preis die Königskrone zu erlangen. In derselben oberflächlichen Beurtheilung hört man denn auch sagen, es sei zu einer solchen Schöpfung eigentlich gar kein Grund gewesen, und Millionen seien verschleudert worden, um die Anerkennung eines kleinen Königreichs zu bewirken, über welches man am kaiserlichen Hofe zu Wien nur gelacht und gespöttelt habe.

Wir können nicht umhin, diese Auffassung von dem Bestreben des Kurfürsten für eine durchaus ungerechtfertigte zu erklären. Zugegeben, daß Ehrgeiz und Eitelkeit ihren wesentlichen Antheil an dem Wunsche des Kurfürsten, die Königskrone auf sein Haupt zu setzen, gehabt haben mögen, daß der erhöhte Glanz der königlichen Würde im höchsten Grade verlockend für einen Fürsten von Friedrich's Charakter sein mußten — die wahren und tieferen Beweggründe zu diesem bedeutungsvollen Schritte waren doch ernsterer und würdigerer Natur. Eben so falsch ist die Annahme, daß die Annahme der Königswürde eine durchaus unwesentliche Bedeutung habe, daß also für die vielen darauf verwendeten Summen für das Vaterland nichts als eine leere Würde, ein prunkender Titel erreicht worden sei. Wir werden uns bemühen, in dem Folgenden unserem Leser Beweise für die Unrichtigkeit der angeführten Behauptungen zu geben; daß selbst in Wien wenigstens nicht von allen Seiten an die Bedeutungslosigkeit der Königswürde für die Kurfürsten von Brandenburg geglaubt wurde, beweist schon der Ausspruch des berühmten Prinzen Eugen, der, als er die Nachricht von der Anerkennung der preußischen Königswürde erhielt, in die Worte ausbrach:

„Die kaiserlichen Minister, welche den König in Preußen anerkannt haben, verdienen gehangen zu werden.“

Er ahnte sehr richtig, daß dereinst die Könige von Preußen dem österreichischen Kaiserhause gefährlich werden könnten. —

Im Gegensatze zu der erwähnten oberflächlichen Anschauung stellen wir die Behauptung auf, daß die Annahme der Königswürde gewissermaßen eine durch die gegebenen Verhältnisse gebotene, eine zwingende innere Nothwendigkeit für die Kurfürsten von Brandenburg geworden war, nothwendig zur würdigen Vollendung des vom großen Kurfürsten geschaffenen Werkes, hervorgegangen aus der richtigen Erkenntniß dessen, was dem groß und mächtig gewordenen Staate fehlte, um ihn auch nach außen hin unabhängig und selbständig zu machen, um demselben das Siegel seiner vollkommenen politischen und historischen Geltung aufzuprägen.

Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, souveräner Herzog von Preußen, Herzog von Cleve, dessen Staaten bereits einen Umfang von 2000 Quadratmeilen gewonnen hatten, mithin größer waren, als so manche bereits bestehenden Königreiche, wie z. B. Portugal und Dänemark, dessen Macht bei allen wichtigen Ereignissen eine so hervorragende Rolle gespielt hatte, dessen wohlgeübtes und zahlreiches Heer so oft und siegreich gegen die mächtigsten Fürsten der Erde gefochten, dessen Ansehen in ganz Europa anerkannt war — er war darum nichtsdestoweniger nur ein Fürst des Reichs, ein Vasall des Kaisers, als solcher abhängig von den Reichsgesetzen.

Daß diese abhängige Stellung des Staates nicht mehr verträglich war mit der so hoch gestiegenen Bedeutung desselben, das hatte schon der große Kurfürst richtig erkannt; und hauptsächlich dieser Erkenntniß ist das eifrige Bestreben desselben zuzuschreiben, zunächst durch Erlangung der Souveränetät im Herzogthum Preußen eine unabhängigere Stellung dem Kaiserhause gegenüber zu gewinnen. Von hier aus dann an dem Werke völliger Selbständigkeit weiter zu arbeiten, war allem Vermuthen nach der große Plan Friedrich Wilhelm's, würde die fernere Aufgabe seines Lebens geworden sein, wenn ihn der Tod nicht zu früh abgerufen hätte, und wurde nun das Ziel seines Sohnes, der würdig und mit richtigem Verständniß die bereits vom Vater geebnete Bahn weiter beschritt.

Es soll, wie schon oben bemerkt, keineswegs geleugnet werden, daß auch weniger wichtige Beweggründe den Kurfürsten geleitet haben; wer aber will es einem Fürsten von so viel Macht und Ansehen verargen, wenn er auch in äußerlichen Dingen anderen Fürsten von oft viel weniger Bedeutung nicht nachstehen wollte. So kränkte es beispielsweise den Kurfürsten ganz außerordentlich, daß bei einer Zusammenkunft desselben mit dem Könige Wilhelm von England im Haag, im Jahre 1695, für diesen ein Lehnsessel, für ihn dagegen nur ein einfacher Sessel hingestellt worden war. War doch König Wilhelm noch vor Kurzem einfacher Prinz und Statthalter einer Republik gewesen und hatte dem Kurfürsten äußerlich im Range nachgestanden; sich jetzt ihm unterzuordnen, das litt des Kurfürsten Stolz nicht und wahrscheinlich würde er unverrichteter Sache abgereist sein, wenn man nicht auf den glücklichen Gedanken gekommen wäre, beide Fürsten könnten ihre Besprechung auch stehend halten.

Mag man immerhin lachen über solche Eitelkeit, welche wegen geringfügiger Dinge Zwecke von der höchsten Wichtigkeit zu gefährden im Stande ist; man darf nur dabei nicht vergessen, daß es einmal im Geiste der

damaligen Zeit lag, Fragen über Rang, Etikette und Titel als Fragen von hoher Bedeutung zu behandeln. Dazu kam, daß überhaupt unter den Fürsten Europa's zur Zeit Friedrich III. ein unverkennbares Streben nach höheren, selbständigeren Stellungen herrschte. So gut, wie Wilhelm von Oranien den englischen Königsthron besteigen konnte, so gut, wie im Jahre 1697 der Kurfürst von Sachsen auf den polnischen Thron erhoben werden konnte, so gut konnte auch Friedrich von Brandenburg daran denken, seinen kurfürstlichen und Herzogs-Hut in eine königliche Krone zu verwandeln.

Der Gedanke war übrigens keineswegs neu; schon der große Kurfürst war von Ludwig XIV. mehrmals aufgefordert worden, den Königstitel anzunehmen, um so vor der Welt zu beweisen, daß er ein selbständiger, vom Kaiser und den Reichsgesetzen unabhängiger Fürst sei. Indessen Friedrich Wilhelm hatte die hinterlistige Absicht des französischen Königs wohl verstanden; er wußte sehr gut, daß der Kaiser niemals gutwillig seine Einwilligung zu einer solchen Erhöhung Brandenburgs geben würde, daß es vielmehr unfehlbar zu einem völligen Bruche mit Oesterreich führen müsse, wenn er sich, wie Ludwig rieth, ohne Zuziehung des Kaisers selbst die Krone auf's Haupt setzen wollte. Nach den Begriffen der damaligen Zeit wurde auch die Genehmigung des Kaisers zu solchem Schritte ganz allgemein für nothwendig erachtet; sah man doch immer noch trotz der gesunkenen Größe und Bedeutung des Reiches den Kaiser für den von Gott selbst zu seinem Stellvertreter in weltlichen Dingen ernannten Oberherrn der ganzen Christenheit an. Friedrich Wilhelm wies daher den Vorschlag Ludwig's ab; dagegen kann man wohl mit Sicherheit annehmen, daß der Gedanke an solche dereinstige Erhöhung seines Hauses in seiner Seele wach blieb und von ihm seinem Sohne Friedrich mitgetheilt wurde, um wieder in's Leben gerufen zu werden, wenn es dereinst Zeit dazu sei.

Auch durch den Czaren Peter I. von Rußland, welcher im Jahre 1698 dem Kurfürsten in Berlin einen Besuch machte, wurde der Gedanke an die Königswürde in Friedrich von Neuem belebt; nicht allein nannte er den Kurfürsten stets Ew. Majestät, sondern er redete ihm auch offen zu, den Königstitel anzunehmen und versprach seinerseits, denselben sofort anzuerkennen.

Noch von anderer Seite her wurde Friedrich angetrieben, auch ohne Zuziehung des Kaisers sich zum Könige zu machen, und hierbei hat man wieder einmal Gelegenheit, die raffinirte Schlauheit der Jesuiten zu beobachten. König August von Polen nämlich, der um des Königstitels Willen kein Bedenken getragen hatte, seinen Glauben abzuschwören, war eifrig bemüht, auch Friedrich von Brandenburg zu einem gleichen Schritte zu bewegen; mußte doch die Schande, welche dafür auf seinem Namen ruhte, um ein Namhaftes geringer werden, wenn ein Fürst von Friedrich's Bedeutung sich nicht gescheut hätte, um gleichen Vortheils willen seinem Beispiele zu folgen. Er rieth ihm daher in einer von seinem Beichtvater, dem Jesuiten Volta, verfaßten Denkschrift an, mit dem Papste wegen Erlangung der Königswürde in Unterhandlungen zu treten; gleichzeitig wurde dabei der Wunsch ausgesprochen, der Kurfürst möge nicht den Titel König von Preußen, sondern König der Vandalen oder Wenden annehmen, indem der erstere Titel in Polen nicht gern gesehen werden würde und leicht den König August selbst dort verhaßt machen könnte. Der Plan des schlauen

Jesuiten, von dem wohl auch der erste Gedanke zu diesem Rathe ausgegangen sein mag, war unschwer zu erkennen. Er wußte genau, daß der Papst als Preis seiner Einwilligung die Rückkehr des Kurfürsten zur katholischen Kirche fordern werde und hielt die Eitelkeit und den Ehrgeiz Friedrich's, welchen er selbst in Berlin kennen gelernt hatte, für so groß, daß er bestimmt glaubte, Friedrich werde nicht zögern, diesen Preis zu bewilligen, um nur seinen Lieblingswunsch erreicht zu sehen.

Doch man hatte sich in des Kurfürsten Charakter völlig geirrt; war er auch eitel und ehrgeizig, war auch die Erlangung der königlichen Würde der glühendste Wunsch seines Herzens, so war er doch vor Allem ein frommer, evangelisch gesinnter deutscher Fürst, der mit Abscheu den Gedanken von sich wies, um einer Krone halber seinen Glauben zu verhandeln.

Im Gegentheil zu allen diesen Aufforderungen war Friedrich fest entschlossen, nur mit des Kaisers Zustimmung die Krone auf sein Haupt zu setzen, und wenn er dabei auf die Dankbarkeit Oesterreichs für so viele geleistete wichtige Dienste rechnete, so war auch diese Hoffnung nur ein neuer Beweis von des Kurfürsten offenem, vertrauendem Charakter; er wußte noch nicht oder glaubte noch nicht daran, daß auf Dank vom Hause Oesterreich Niemand rechnen darf.

Wahrscheinlich schon seit dem Jahre 1693 fanden übrigens ganz im Geheimen Verhandlungen mit den kaiserlichen Ministern über die Königswürde statt, ohne daß dieselben für jetzt zum Ziele führten; so manche runde Summe wanderte nach Wien, ohne dort den Widerstand gegen des Kurfürsten Wünsche besiegen zu können, man erkannte dort zu deutlich die hohe Bedeutung einer solchen Machterweiterung Brandenburgs und wußte zu genau, daß man mit der Sanctionirung der Königswürde Friedrich und seinen Nachkommen das Recht einräumen würde, die eigenen Interessen des preußischen Staates denen des deutschen Reiches fortan voran zu setzen, seine eigne Macht auf Kosten des Reichs, und, was noch schlimmer war, auf Kosten Oesterreichs selbst auszudehnen.

So zerschlugen sich denn alle desfallsigen Verhandlungen und erst die Noth des Augenblicks, herbeigeführt durch die inzwischen eingetretenen europäischen Verwickelungen, sollte das Haus Oesterreich Friedrich's Wünschen geneigter machen und sie endlich mit Erfolg krönen. Wir müssen des Verständnisses halber diese Ereignisse etwas genauer betrachten.

Zunächst hatte Kaiser Leopold durch die Verleihung der Kurwürde an den Herzog Ernst August von Hannover, den Schwiegervater Friedrich's von Brandenburg, eine große Zahl anderer deutscher Fürsten empfindlich gekränkt. Das Reich hatte zu jener Zeit nur noch zwei protestantische Kurfürsten, nämlich von Brandenburg und von der Pfalz, die Vermehrung der protestantischen Kurstimmen auf den Reichstagen mußte daher ganz im Wunsche der evangelischen Fürsten liegen; aber mehrere derselben, und ganz besonders der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, das Haupt der älteren braunschweigischen Linie, hatten sich selbst um die Verleihung der Kurwürde dringend beworben und fanden sich verletzt, daß sie einem Fürsten aus der jüngeren braunschweigischen Linie nachgesetzt worden waren.

Begierig ergriff Ludwig XIV. diese Gelegenheit, die Mißstimmung der Fürsten gegen den Kaiser zu seinem Vortheile auszubeuten; er vereinigte dieselben zu einem Bündnisse, welchem er selbst mit dem ausgesprochenen Zwecke beitrat, sie in ihren Rechten schützen zu wollen. Die Mitglieder dieses Bundes waren außer Ludwig XIV. noch der König von Dänemark in seiner Eigenschaft als Herzog von Holstein, der bereits genannte Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel, die Herzöge von Braunschweig, von Mecklenburg, der Landgraf von Hessen-Cassel, der Markgraf von Baden, die Bischöfe von Würzburg, Hildesheim und Münster; der Bund selbst war mithin eine ansehnliche Macht, welche wohl geeignet war, dem Kaiser ernste Besorgnisse einzuflößen.

Eine schwerere Verwickelung aber drohte dem Kaiser in Spanien. Dort stand das Ableben des schwächlichen Königs Carl II. jeden Augenblick zu erwarten und der Kaiser fürchtete nicht mit Unrecht, daß ihm die Erbschaft von mehr als einer Seite her streitig gemacht werden möchte. Nicht allein der ländergierige Ludwig XIV. von Frankreich hatte schon längst seine begehrlichen Blicke auf das reiche Erbe Carl's II. gerichtet, dessen ältere Schwester seine Gemahlin gewesen war; der Kaiser hatte außerdem auch die Eifersucht und das Mißtrauen der meisten europäischen Fürsten zu befürchten, wenn er nach dem Tode des kinderlosen Königs von Spanien auch dessen Länder unter sein Scepter bringen wollte.

Des Kaisers Ansprüche auf die spanische Erbschaft aber waren im Grunde nicht viel besserer Art, als die Ludwig's XIV.; allerdings war Carl II. der letzte Sprößling aus dem Hause Habsburg auf dem spanischen Throne, doch war dem Hause Habsburg in Oesterreich, der jüngeren Linie dieses Fürstenhauses, niemals die Thronfolge in Spanien zugesichert worden und auch Kaiser Leopold konnte daher keine anderen Rechte geltend machen, als diejenigen, welche ihm aus seiner Vermählung mit einer jüngeren Schwester Carl II. erwachsen waren.

Daß mit dem Tode Carl's II. von Spanien daher ein erbitterter Streit über die Erbschaft ausbrechen werde, war mehr als wahrscheinlich und es galt für Oesterreich, wie für Frankreich, sich zum Kampfe zu rüsten. Bereits hatten einige europäische Seemächte, England an der Spitze, um eine Störung des europäischen Gleichgewichts zu verhindern, welche nothwendig entstehen mußte, wenn Spanien ganz mit Frankreich oder ganz mit Oesterreich vereinigt wurde, den Vorschlag zu einer Theilung der Erbschaft gemacht; indessen Kaiser Leopold war von der Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche so überzeugt, daß er sogar die nothwendigsten Vorsichtsmaßregeln versäumt hatte, sich die Erbschaft sicher zu stellen. Um aber die anderen Mächte über seine zu groß werdende Macht zu beruhigen, übertrug er seine Ansprüche auf die spanische Monarchie seinem zweiten Sohne, dem Erzherzog Carl; Ludwig dagegen stellte aus demselben Grunde seinen zweiten Enkel, den Prinzen Philipp v. Anjou, als berechtigten Thronerben auf.

Die Folge lehrte, daß der langsame und unentschlossene Kaiser Leopold sich wie gewöhnlich von seinem rührigen und schlauen Gegner hatte überlisten lassen; denn als Carl II. von Spanien am 1. November 1700 starb, zeigte es sich, daß er sich von Ludwig XIV. hatte überreden lassen,

in seinem Testamente wirklich Philipp von Anjou zu seinem Erben und Nachfolger zu bestimmen. Der in Folge dessen ausbrechende erbitterte Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich, an welchem wir auch den König von Preußen sich betheiligen sehen werden, ist in der Geschichte unter dem Namen „der spanische Erbfolgekrieg“ bekannt geworden.

Auch im Norden drohten dem europäischen Frieden ernste Gefahren und noch ehe die am südlichen Himmel stehende Gewitterwolke sich entlud, war es hier bereits zu einem Kampfe gekommen, der zwar Oesterreichs Interessen nicht unmittelbar berührte, dem der Kaiser aber mit besorgten Blicken zuschaute, da es nicht zu ermessen war, welche Ausdehnung dieser nordische Krieg annehmen würde.

In Schweden war beim Tode Carl XI., im Jahre 1697, dessen 15jähriger Sohn Carl XII. zur Regierung gelangt. Nicht weniger als drei Nachbarn des schwedischen Reiches hielten diesen Zeitpunkt für günstig, längst im Stillen gehegte Pläne gegen Schweden zur Ausführung zu bringen.

Der Czar Peter I. (der Große) von Rußland, welcher mit dem rastlosesten Eifer bemüht war, europäische Sitten und Cultur unter seinem halb barbarischen Volke auszubreiten, sah sich durch Schweden von der Ostseeküste ausgeschlossen und dadurch wesentlich in seinen Bestrebungen verhindert.

König August von Polen hegte den dringenden Wunsch, seine Königswürde in Polen in seiner Familie erblich zu machen, und seine Macht in diesem Lande zu befestigen, wozu es vor Allem nöthig war, sächsische Truppen in Polen halten zu dürfen. Nach der polnischen Reichsverfassung war der König dazu aber nur im Fall eines auswärtigen Krieges berechtigt; auch August von Polen war daher ein, wie er meinte, gefahrloser Krieg mit den Schweden in hohem Grade erwünscht.

Diesen beiden Fürsten gesellte sich König Friedrich IV. von Dänemark zu, welcher schon längst die Gelegenheit herbei sehnte, an Schweden für so manche Niederlage Rache zu nehmen und die an Schweden verloren gegangenen Gebietstheile wieder zu gewinnen.

Rußland, Polen und Dänemark schlossen daher im Vertrauen auf Carl XII. Jugend und Unerfahrenheit ganz im Geheimen ein Bündniß und ohne vorhergegangene Kriegserklärung drangen im Januar 1700 8000 Mann Sachsen in schwedisch Liefland ein und versuchten sich durch einen Handstreich Riga's zu bemächtigen, scheiterten aber an der Wachsamkeit und Entschlossenheit des schwedischen Kommandanten. So entbrannte denn auch hier ein äußerst heftiger Krieg, denn die drei verbündeten Mächte sollten bald zu ihrem Schaden erfahren, wie sehr sie sich in dem Charakter des jungen Schwedenkönigs geirrt hatten.

Carl XII., anstatt der Meinung des schwedischen Senats, nur in friedlichen Unterhandlungen sei für Schweden Heil zu erwarten, beizupflichten, erklärte demselben mit begeisterten Worten, er sei zwar entschlossen, niemals einen ungerechten Krieg anzufangen, aber ein gerechter Krieg dürfe nie anders als mit dem Untergange seiner Feinde endigen.

Carl's Eifer theilte sich den Schweden mit; er selbst landete mit einem kleinen, aber auserlesenen schwedischen Heere in der Nähe von Kopenhagen, schlug die Dänen und zwang den König Friedrich schon im

August 1700 zu dem für Dänemark höchst ungünstigen Frieden von Travendahl, welcher hauptsächlich durch die Bemühungen Kurfürst Friedrich's von Brandenburg zu Stande kam. Auch dieser hatte, um auf alle Ereignisse vorbereitet zu sein, ein 12,000 Mann starkes Corps bei Lenzen an der Elbe zusammengezogen.

Die Russen aber schlug der jugendliche Held, dessen Kriegsruhm und persönliche hohe Tapferkeit bald die Welt mit Staunen erfüllen sollte, noch im November 1700 bei Narwa völlig auf's Haupt. Von 80,000 Russen, die in der Schlacht nur 8000 Schweden gegenüber standen, blieben nicht weniger als 18,000 Mann todt oder verwundet, gegen 30,000 wurden gefangen genommen. —

Bei so vielen Gefahren von allen Seiten her mußte Kaiser Leopold mit Ernst darauf bedacht sein, die österreichische Macht durch vortheilhafte Bündnisse zu verstärken, um nicht allein stehend in so schwere Kämpfe verwickelt zu werden; und wo anders und kräftiger konnte er Hilfe finden, als beim mächtigsten Fürsten des deutschen Reiches, bei Kurfürst Friedrich von Brandenburg, der schon so oft dem Hause Oesterreich die ersprießlichsten Dienste geleistet, dessen zahlreiche und bewährte Armee schon so oft Oesterreichs Schlachten geschlagen hatte.

Der Kaiser ließ daher in Berlin Verhandlungen über ein Bündniß anknüpfen; die Erfahrung aber hatte Kurfürst Friedrich belehrt, daß es gerathen sei, vom Hause Oesterreich vor der geleisteten Hilfe die Zahlung des Preises zu fordern, er erklärte daher, zu der geforderten Hilfe bereit zu sein, forderte aber als Gegenleistung nunmehr ganz bestimmt die kaiserliche Zustimmung zu der Annahme der Königswürde.

Wieder zauderte Oesterreich; noch war ja die Gefahr nicht unmittelbar vor der Thüre, noch erschien der geforderte Preis zu hoch, die Erhebung Brandenburgs noch immer zu gefährlich und wer kann mit Sicherheit behaupten, ob nicht auch jetzt der günstige Augenblick vielleicht vorüber gegangen wäre, ob nicht andere Ereignisse den zaudernden Kaiser ganz und gar dem Plane Friedrich's abgeneigt gemacht hätten, wenn nicht in Wien durch brandenburgisches Gold viele angesehene und einflußreiche Männer, unter ihnen auch der Jesuitenpater Wolf, der Beichtvater des Kaisers, für das Interesse des Kurfürsten gewonnen worden wären.

Man erzählt, daß ein falsch dechiffrirter Brief des kurfürstlichen Gesandten in Wien eine Hauptrolle bei dieser Gelegenheit gespielt habe. In dem Briefe habe der Gesandte den Rath ertheilt, der Kurfürst solle sich in einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiser selbst wenden; aus Versehen sei aber statt des kaiserlichen Namens der Name des Pater Wolf aus den Chiffern gedeutet worden, und dieser, durch den eigenhändigen Brief des Kurfürsten sich höchlichst geehrt fühlend, habe sich auf's Eifrigste des kurfürstlichen Wunsches angenommen; in seiner Antwort an Friedrich soll er denselben mit: „Durchlauchtiger Kurfürst, gnädiger Herr, beinahe König", angeredet haben. 200,000 Thaler, welche bei dieser Gelegenheit nach Wien in die Tasche der Jesuiten allein gewandert sein sollen, mögen wohl auch ihre Wirkung nicht verfehlt haben.

Die Wahrheit dieser Erzählung dahin gestellt, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die Entscheidung des Kaisers durch die nun wirklich

eintretende Gefahr herbeigeführt wurde. Am 1. November 1700 starb König Carl II. von Spanien und es fand sich, wie wir schon bemerkt haben, daß der Enkel Ludwig's XIV., Prinz Philipp von Anjou, zum alleinigen Erben der spanischen Monarchie eingesetzt worden war. Alles fernere Zaudern erschien nunmehr in hohem Grade gefährlich und so wurde bereits am 16. November 1700 der sogenannte Kronvertrag zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten unterzeichnet.

Wir führen den Hauptpunkt dieses Vertrages, die Annahme der Königswürde betreffend, hier wörtlich an, derselbe lautet:

„Da der Kurfürst dem Kaiser vorstellen lassen, daß er aus verschiedenen Gründen die Absicht habe, seinem Hause den königlichen Titel zu erwerben, und den Kaiser gebeten, ihm dazu behilflich zu sein, indem er wohl erkenne, daß er sich nach dem Beispiele anderer souveräner Könige, die in vorigen Zeiten diese Würde erlangt, deshalb vornehmlich an den Kaiser als höchstes Oberhaupt der Christenheit zu wenden habe, auch nicht gemeint sei, ohne dessen Approbation sich solchen Titel zu arrogiren und zur Krönung zu schreiten, so habe der Kaiser in Betracht des uralten Glanzes und Ansehens des Kurhauses Brandenburg, und wegen der von dem jetzt regierenden Kurfürsten dem gemeinen Wesen bisher geleisteten großen Dienste, resolviret, eine solche wohl verdiente Dignität dem Kurfürsten beizulegen, erkläre auch aus kaiserlicher Macht und Machtvollkommenheit, wenn der Kurfürst dieser erlangten Approbation zu Folge sich wegen seines Herzogthums Preußen zum Könige ausrufen und krönen lasse, daß er, der Kaiser und sein Sohn, der römische König, auf erhaltene Anzeige ihn unverzögert in und außerhalb des Reiches für einen König in Preußen ehren, würdigen und erkennen und ihm diejenigen Prärogative, Ehren und Titel erweisen wolle, welche andere europäische Höfe vom Kaiser und vom kaiserlichen Hofe erhielten, auch zu befördern, daß dasselbe von anderen Mächten geschehe; alles jedoch, wie sich der Kurfürst bereits gegen den König von Polen verpflichtet, ohne Präjudiz für diese Krone sowie für das Reich."

Dagegen verpflichtete sich Friedrich, im Falle es wegen der spanischen Erbschaft zu einem Kriege kommen sollte, dem Kaiser für 150,000 Gulden jährlicher Subsidien mit 8000 Mann brandenburgischer Truppen zu Hilfe zu kommen, auch versprach er dem Kaiser Bündniß und treuliches Zusammenhalten in allen Dingen, entsagte allen seinen Forderungen für nicht gezahlte Subsidien und gelobte ausdrücklich, wegen der Bedrückungen der Protestanten in anderen Ländern in seinen Staaten keine Wiedervergeltung an den Katholiken auszuüben. Auch der Kaiser versprach, fernerhin alle Religionsstreitigkeiten in seinen Ländern nur auf gesetzlichem Wege zu schlichten.

So war das große Ziel denn endlich erreicht, Friedrich's stolzes und ehrgeiziges Herz mit hoher Freude über das glückliche Gelingen des Werks erfüllt.

In gerechtem Triumph sprach Friedrich die Worte aus:

„Da Friedrich I. in mein Haus die Kurwürde gebracht, so wollte ich als Friedrich III. die Königswürde hinein bringen, denn es heißt: Alles Dreifache ist vollkommen."

Im nächsten Paragraphen werden wir sehen, wie Friedrich mit unerhörter Pracht das Werk auch äußerlich zum Abschluß brachte.

§. 28.

Die Annahme der Königswürde.

Das Herzogthum Preußen, das einzige vom Reiche unabhängige Land des Kurfürsten Friedrich, war bestimmt, dem neuen Königreiche seinen Namen zu geben; seine Hauptstadt Königsberg, die Geburtsstadt des Kurfürsten, war zur Feier der Krönung des neuen Königspaares ausersehen. Daß diese mit dem größten Pompe vor sich gehen mußte, konnte bei Friedrich's vorherrschender Neigung zu allen glänzenden Schaustellungen nicht zweifelhaft sein, besonders hier, wo es darauf ankam, der Welt auch äußerlich die hohe Würde und Bedeutung des neuen Königreiches vorzuführen.

Gleich nach der Ratifikation des Kronvertrages erließ Kurfürst Friedrich ein öffentliches Manifest an sämmtliche europäische Mächte, besonders aber an die Kurfürsten, Fürsten und Stände des deutschen Reiches gerichtet, in welchem er seinen Entschluß aussprach, mit Zustimmung des Kaisers wegen seines Herzogthums Preußen den Titel eines Königs in Preußen anzunehmen, und gleichzeitig die Hoffnung ausdrückte, daß sich keiner der Fürsten aus bloßer Mißgunst und Neid einem an und für sich so unschuldigen Werke, zu welcher er volle Berechtigung habe und durch welches Niemandem in der Welt das Geringste entzogen werde, zu widersetzen.

Am 17. December brach Friedrich mit der kurfürstlichen Familie, dem ganzen Hofstaate und einem so zahlreichen Gefolge nach Königsberg auf, daß der ganze Zug in vier Theile getheilt werden mußte, um in den kleineren Städten auf der Reise seine Unterkunft zu ermöglichen. In der ersten Abtheilung, die aus nicht weniger wie 200 Carossen und Rüstwagen bestand, reiste der Kurfürst selbst mit seiner Gemahlin und seinen Brüdern, in der zweiten Abtheilung befand sich der damals 13 Jahr alte Kurprinz, spätere König Friedrich Wilhelm I., mit seiner Begleitung; in der dritten der gesammte Hofstaat und viele hohe Beamte des Staates, welche von Friedrich zur Krönung eingeladen waren, und als vierte Abtheilung folgte die Schweizer-Garde, sowie drei Compagnien von der prächtigen Leibgarde des Kurfürsten. Nicht weniger als 30,000 Vorspannpferde mußte das Land zur Fortschaffung des ungeheuren Zuges gestellen.

Am 29. December kam der Kurfürst in aller Stille in Königsberg an und verwendete die erste Hälfte des Monats Januar mit der sorgfältigsten Anordnung der Festlichkeiten, welche nach seinem Wunsche Alles übertreffen sollten, was bisher im preußischen Lande an Pracht und Glanz gesehen worden war. So großen Werth legte der Kurfürst auf das glück-

liche und würdige Gelingen aller bei den Krönungsfeierlichkeiten stattfindenden Ceremonien, daß er sich von der eigens dazu ernannten Commission selbst über die geringfügigsten Dinge Vortrag halten ließ. In der ganzen Welt mag es übrigens wohl auch keinen Ceremonienmeister oder Hofmarschall gegeben haben, der es so wie der Kurfürst selbst verstanden hätte, derartige Feierlichkeiten anzuordnen.

Am 15. Januar 1701 wurde an fünf verschiedenen Plätzen Königsbergs durch Herolde, welche äußerst prachtvoll in blauen, mit Gold gestickten Sammt gekleidet waren und auf ebenso glänzend geschmückten Pferden ritten, begleitet von hohen Staatsbeamten und einer Abtheilung kurfürstlicher Dragoner, folgende Bekanntmachung verlesen:

> „Kund und zu wissen sei hiermit Jedermann, daß es der göttlichen Vorsehung gefallen hat, das Herzogthum Preußen zu Gunsten des allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Fürsten Friedrich, unseres allergnädigsten Beherrschers, und der allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Fürstin Sophie Charlotte, unserer allergnädigsten Beherrscherin, zu einem Königreiche zu erheben. Wir proklamiren sie daher hiermit zum König und zur Königin in*) Preußen. Ein jeder getreue Unterthan rufe also mit uns aus: Es lebe Friedrich, unser allergnädigster König, es lebe Sophie Charlotte, unsere allergnädigste Königin." —

Am 16. Januar, einem Sonntage, wurde in allen Kirchen ein feierlicher Gottesdienst gehalten und der göttliche Segen zu dem bevorstehenden Werke erfleht; Friedrich's frommes Gemüth war durchdrungen davon, daß Gottes Beistand zu diesem wie zu jedem anderen wichtigen Vorhaben vor Allem noth thue.

Am 17. Januar stiftete der König den schwarzen Adlerorden, noch heute der vornehmste preußische Orden. Die Insignien desselben dürfen wir daher hier wohl als bekannt voraussetzen und erwähnen nur noch, daß der Kurfürst zuerst sich selbst und dann in einem feierlichen Ordenskapitel den Kurprinzen, die Prinzen seines Hauses und mehrere hohe Würdenträger seines Reiches, im Ganzen 18 Ordensritter, mit dem neuen Orden belehnte. Der Wahlspruch des Kurfürsten: Suum cuique, diente dem Orden zur Inschrift und sollte sinnbildlich ein Zeugniß dafür ablegen, daß jeder Ritter des schwarzen Adlerordens verpflichtet sei, nicht nur Einem und dem Anderen, sondern Allen durchgehends und Jedwedem nach Verdiensten das Seine zu leisten. Uebrigens wurde der von Friedrich noch als Knabe gestiftete Orden pour la générosité durch den schwarzen Adlerorden nicht aufgehoben, vielmehr in den Statuten des letzteren ausdrücklich bestimmt, daß Jeder den Orden pour la générosité wenigstens kurze Zeit getragen haben müsse, ehe ihm der neue Orden verliehen werden konnte.

---

*) Friedrich nahm den Titel eines Königs in und nicht von Preußen an, weil Westpreußen damals noch zu Polen gehörte. Erst Friedrich II., welcher bei der ersten Theilung Polens 1772 Westpreußen mit seinen Staaten vereinigte, nannte sich seitdem König von Preußen.

Der 18. Januar war zur wirklichen Krönungsfeier bestimmt. Im Audienzsaale des Schlosses zu Königsberg setzte Friedrich sich selbst in Gegenwart der Prinzen seines Hauses und der höchsten Staatsbeamten die Krone auf's Haupt, zum Zeichen, daß er dieselbe keiner anderen, weder einer geistlichen noch weltlichen Macht, sondern nur Gott allein zu verdanken habe, ergriff das Szepter des Reiches und empfing sodann die Huldigung zunächst des Kronprinzen und seiner Brüder.

In dieser Handlung liegt der vollgültige Beweis für die Berechtigung der preußischen Könige, sich für alle Zukunft Könige von Gottes Gnaden zu nennen, denn in der That nur Gottes und keines Menschen Gnade verdanken sie die Krone.

Ebenso feierlich wurde sodann die Königin Sophie Charlotte in ihren Gemächern von ihrem Gemahle selbst gekrönt und darauf von dem neuen Königspaare im Audienzsaale die Huldigung der Anwesenden angenommen. Welche Pracht dabei entwickelt wurde, läßt sich denken. Nach den darüber vorhandenen Berichten trug der König ein reich mit Gold gesticktes Kleid von Purpursammt mit Knöpfen von Diamanten, von welchen jeder 3000 Dukaten kostete. Eben so kostbar war der purpurne Königsmantel mit breitem Hermelin besetzt, mit goldnen Kronen und Adlern gestickt und durch eine kostbare Spange, von drei großen Diamanten gebildet, zusammengehalten. Diese Spange schätzte man über eine Tonne Goldes.

Die Krone bestand aus gediegenem Golde, über und über dichtgedrängt mit Diamanten von ungeheurem Werthe besetzt, ebenso war das Scepter aus Gold, mit Diamanten und Rubinen geschmückt; besonders die beiden Rubinen, welche die Spitze des Scepters bildeten und welche Czar Peter I. dem Könige aus seinem eigenen Scepter geschenkt hatte, zeichneten sich durch Größe und Kostbarkeit aus.

Die Kleidung der Königin Sophie Charlotte wird nicht weniger prachtvoll geschildert. Sie trug ein Kleid von Goldstoff, mit rothen Blumen durchwirkt und reichlich mit Diamanten besetzt; ein Strauß von zum Theil außerordentlich großen Birnperlen, den sie auf der Brust trug, soll von unberechenbarem Werthe gewesen sein. Der Mantel der Königin war von Purpur, mit Hermelin besetzt, wie der des Königs.

Nach vollendeter Huldigung begab sich der Krönungszug unter dem Geläute sämmtlicher Glocken auf einer eigens dazu erbauten, mit rothem Tuch beschlagenen Gallerie vom Schlosse nach der Schloßkirche. Hierselbst wurden König und Königin am Portale von zwei Tags zuvor zu Bischöfen ernannten und in den Adelstand erhobenen Geistlichen, einem lutherischen und einem reformirten, empfangen und nach Gesang und Gebet fand nun die Salbung, erst des Königs, dann der Königin, mit dem heiligen Oele statt. Durch diese Handlung wurde der Erhebung Friedrich's und seiner Gemahlin sinnbildlich das Siegel der göttlichen Weihe aufgedrückt. Nach beendetem feierlichen Gottesdienst begab sich der glänzende Krönungszug unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute der Glocken nach dem Schlosse zurück; ein glänzendes Festmahl beschloß die Feierlichkeit des Tages.

Auch des Volkes, welches überall mit Jauchzen und Jubel sein Herrscherpaar begrüßt und seine Freude über das glückliche Ereigniß bezeigt hatte,

wurde nicht vergessen. 6000 Thlr. wurden an dem Festtage in der Gestalt von Krönungsmünzen unter das jubelnde Volk geworfen, auf dem Marktplatze sprudelten zwei Adler den ganzen Abend des 18. Januar hindurch rothen und weißen Wein; ein ganzer gebratener Ochse, gefüllt mit Rehen, Hasen und Geflügel aller Art, drehte sich am Spieße und lud die Eßlustigen ein; auch das kostbare rothe Tuch der Gallerie wurde dem Volke preisgegeben. Des Abends befriedigte eine glänzende Illumination, verbunden mit kostbarem Feuerwerk, die Schaulust der Neugierigen.

König Friedrich, am Ziel seiner Wünsche, konnte sonach befriedigt auf den glänzend und ohne Unfall und Störung verflossenen Tag, welchem in Königsberg eine lange Reihe von Festen und Vergnügungen folgen sollte, zurück blicken. War doch Alles genau nach dem von ihm festgesetzten Programm verlaufen, mußte doch bei Allen, welche Zeuge der Feierlichkeit gewesen waren, dieselbe den Eindruck hoher Würde und unbeschreiblichen Glanzes zurückgelassen haben. Nur ein Augenblick war dem König unbehaglich gewesen, als er in der Kirche sah, daß die Königin, sich unbemerkt glaubend, heimlich aus der von Peter I. zum Geschenk erhaltenen Dose schnupfte; eine solche Verletzung des Ceremoniells mochte dem in der peinlichsten Weise auf Aeußerlichkeiten haltenden Könige schrecklich genug sein und ein Kammerherr mußte sofort der Königin die Gesetze des festlichen Tages in Erinnerung rufen.

Der fromme und wohlthätige Sinn des Königs ließ es indessen nicht bei bloßen Festlichkeiten bewenden, auch in bleibenderer Weise wurde dafür gesorgt, daß die Erinnerung an den Krönungstag erhalten bleibe. In Berlin und Königsberg wurden zu diesem Behufe noch an demselben Tage Armenhäuser gestiftet, auch die Armen reichlich beschenkt. —

Erst am 8. März 1701 verließ der königliche Zug und zwar diesmal nicht in der Stille, wie er gekommen war, sondern mit Entfaltung von möglichst viel Glanz und Pracht, die Stadt Königsberg und trat die Rückreise nach Berlin an, woselbst man mit dem größten Eifer Vorbereitungen zu einem würdigen Empfang des Königspaares getroffen hatte. Nicht weniger wie 39 Compagnien waffenfähiger Mannschaften aus der Bürgerschaft und den Gewerken waren zusammengetreten und hatten schon Wochen lang fleißig exercirt, besonders zeichneten sich die Fleischhauer Berlins, welche eine Compagnie Kürassiere, mit glänzenden Harnischen und vortrefflich beritten, gebildet hatten, darin aus.

Wir müssen es uns jedoch versagen, der beim Einzuge des Königspaares am 6. Mai 1701 in Berlin stattfindenden glänzenden Feierlichkeiten hier anders als ganz vorübergehend zu erwähnen; nur das wollen wir noch anführen, daß Thor und Straße, durch welche der Einzug geschah, von diesem freudigen Ereignisse den Namen Königsthor und Königsstraße erhielten, welchen Namen beide bis auf die heutige Zeit behalten haben. —

Es bleiben uns hier nur noch einzelne Bemerkungen darüber zu machen, in wie fern sich Friedrich's in seinem Manifeste an alle Fürsten ausgesprochene Erwartung und Hoffnung, daß Niemand sich der Annahme der Königswürde widersetzen werde, erfüllen sollte oder nicht.

Der erste Fürst, welcher die neue Königswürde anerkannte, war König August von Polen; von ihm lief schon in Königsberg ein Glückwunschschreiben ein. Aber auch die meisten anderen Fürsten Europa's zögerten nicht mit ihrer Anerkennung und in schneller Folge erhielt König Friedrich, nach Berlin zurückgekehrt, Gratulationsschreiben vom Kaiser, von den Königen von England, von Dänemark, Czar Peter von Rußland, von den Generalstaaten Hollands, von der Schweiz, Savoyen, Florenz und der Kurpfalz, etwas später von den Kurfürsten von Mainz, Trier, vom König von Portugal, der Republik Venedig, noch später auch von Schweden, Frankreich und Spanien.

Nur zwei Mächte weigerten sich hartnäckig, das neue Königreich Preußen anzuerkennen und protestirten laut und heftig gegen die Erhebung Friedrich's.

Es waren dies zuerst der deutsche Ritterorden, welcher zwar noch im Besitze ansehnlicher Ländereien, doch schon lange ohne wirkliche Macht, den Verlust Preußens immer noch nicht verschmerzen konnte und dessen zeitiger Ordensmeister unterm 11. Februar 1701 einen feierlichen Protest gegen die Königswürde Friedrich's an den Kaiser richtete. Vom Kaiser wurde derselbe zwar abgewiesen, die katholischen Kurfürsten von Baiern und Cöln schlossen sich jedoch demselben an, was freilich dem völlig unbeachtet gebliebenen Widerspruch keine höhere Bedeutung verlieh.

Der zweite Protest ging von Papst Clemens IX. aus, welcher in einem Consistorium den Marchese di Brandenburgo öffentlich als einen Feind der katholischen Kirche, welcher Preußen nur durch den Abfall eines seiner Vorfahren vom wahren Glauben besitze, bezeichnete und sich dabei so heftiger und ungeziemender Ausdrücke bediente, daß selbst katholische Fürsten ihren Unmuth darüber nicht verhehlen konnten. Noch lange Zeit figurirten die preußischen Könige im römischen Staatskalender als einfache Marchesi di Brandenburgo, was ihnen freilich auch keinen sonderlichen Schaden verursacht hat. —

Abermals stehen wir somit am Schlusse eines Abschnittes unserer Geschichte.

Durch Sturm und Drangsal haben wir den Staat an der starken Hand Friedrich Wilhelm's leiten, ihn trotz aller Gefahren und Schrecken immer mächtiger, stärker und blühender werden sehen; wir sehen ihn am Schlusse dieses Abschnittes eingereiht unter die mächtigsten Länder Europa's, aufgenommen unter die selbständigen, unabhängigen Königreiche dieser Erde.

Betrachten wir nun in dem folgenden Abschnitt, wie der jugendliche Königsaar anfängt, seine Schwingen zu regen, wie er sie endlich zum glänzenden Siegesfluge durch Europa entfaltet. —

Drittes Buch.

Die Herrschaft der Hohenzollern von der Erlangung der Königswürde bis zum Regierungsantritt Friedrich's II.

von 1701—1740.

Capitel I.

Die Regierung König Friedrich I. (als Kurfürst Friedrich III.) von 1701—1713.

§. 1.

Preußens Betheiligung am spanischen Erbfolge-Kriege.

Noch waren die letzten Festklänge der Krönungsfeierlichkeiten zu Königsberg kaum verhallt, als an Friedrich, welcher unter dem Namen Friedrich I. den preußischen Königsthron bestiegen hatte, schon der ernste Mahnruf erging, den Preis, für welchen Oesterreich allein seine Einwilligung zu Preußens Erhebung gegeben hatte, nunmehr zu zahlen; und mit innerer Genugthuung werden wir sehen, wie treu und gewissenhaft der König von Preußen die Verpflichtungen erfüllte, welche der Kurfürst von Brandenburg übernommen hatte.

Kaiser Leopold's ernste Besorgniß, daß der ländergierige König Ludwig XIV. ihm den Besitz der spanischen Monarchie nach Carl's II. Tode (am 1. November 1700) streitig machen werde, war, wie wir bereits wissen, in Erfüllung gegangen. Philipp von Anjou, der Enkel Ludwig XIV., war in der That zum Erben der spanischen Krone bestimmt worden, hatte sich, ohne bei dem politisch erschlafften Volke Spaniens Widerstand zu finden, nach Madrid begeben und war von der Mehrzahl der bedeutenderen europäischen Staaten als König von Spanien anerkannt worden. Selbst die bereits erwähnten Versuche der beiden Seemächte, Holland und England, den drohenden Streit durch eine Theilung der Erbschaft gütlich beizulegen, waren gescheitert und der Protest des Kaisers gegen die Besitznahme Spaniens verhallte ungehört, da er ihm weder durch die eigene Macht, noch durch die Unterstützung seiner wenigen Verbündeten Nachdruck zu geben vermochte.

Wir haben die mißliche Lage des Kaisers, fast allein stehend unter Gefahren von allen Seiten, bereits geschildert; eben sie war es ja gewesen, welche ihn endlich günstig für Friedrich's von Brandenburg Wünsche gestimmt hatte.

In der That schien im Anfange des Jahres 1701 alle Aussicht für den Kaiser verloren zu sein und die reiche spanische Monarchie, zu welcher in jener Zeit auch noch Neapel, Sizilien, Mailand, ein Theil der Nieder-

lande und die reichen Besitzungen in Amerika gehörten, schien wirklich eine leichte Beute des ohnehin schon so übermächtigen Frankreich werden zu sollen.

Doch Ludwig's XIV. grenzenloser Uebermuth selbst sollte die Ursache seiner Demüthigung werden, als er bereits des Sieges gewiß zu sein glaubte; er selbst rief in seinem Dünkel ein Bündniß gegen sich wach, welches ihn endlich dem Verderben nahe bringen sollte. Kaiser Leopold hatte schon im Jahre 1701 durch seinen großen Feldherrn, Prinz Eugen von Savoyen, den Krieg gegen die Franzosen in Italien beginnen lassen, auch war es ihm gelungen, noch im September 1701 mit England und Holland ein Bündniß gegen Frankreich abzuschließen; doch gönnten beide Seemächte die reiche spanische Erbschaft eigentlich so wenig dem Kaiser, als dem französischen Könige. Das Bündniß derselben war daher ihrerseits hauptsächlich auf die eigene Sicherheit gerichtet; die Hilfe, welche namentlich England dem Kaiser leisten sollte, war um so zweifelhafter, als nach der englischen Verfassung die Bewilligung der zu einem Kriege nöthigen Mittel vom englischen Parlamente abhing, und dieses durchaus keine Lust bezeigte, die Nation für die Interessen des deutschen Kaisers in einen langwierigen Kampf zu verwickeln.

Ein höchst unkluger Schritt Ludwig's XIV. sollte indessen bald Leben in dieses Bündniß bringen. Der vertriebene König Jacob II. von England, welcher am Hofe Ludwig's XIV. Schutz und Aufnahme gefunden hatte, starb noch im Jahre 1701 und Ludwig ließ sich verleiten, den Sohn desselben unter dem Namen Jacob III. zum rechtmäßigen Könige von England auszurufen, um auf diese Weise dem König Wilhelm von England in seinem eigenen Lande Verlegenheiten zu bereiten. Gleichzeitig brach er alle Handelsverbindungen mit England ab.

Die unmittelbare Folge davon war, daß das englische Parlament mit der größten Bereitwilligkeit seinem Könige die Mittel zu einer energischen Kriegführung gegen Frankreich, welches die englische Nation von Neuem mit dem verhaßten Joch des Hauses Stuart bedrohte, zur Disposition stellte und sich offen für den Anschluß an die Sache des Kaisers aussprach. Auch als König Wilhelm von England im März 1702 starb und ihm seine Schwägerin Anna, die jüngere Schwester seiner bereits früher verstorbenen Gemahlin, vermählt mit dem Prinzen Georg von Dänemark, in der Regierung folgte, änderte dies an der Sachlage nichts, und England blieb dem großen Bündnisse gegen Frankreich treu.

Diesem Bündnisse gegen den Erbfeind deutscher Nation traten allmählich immer mehr Theilnehmer bei.

Vor Allem war es König Friedrich I. von Preußen, welcher, weit über seine im Kronvertrage eingegangenen Verpflichtungen hinaus, während des ganzen Krieges 25—30,000 Mann unter den Waffen hielt und so deutlich zeigte, wie Ernst es ihm damit sei, das deutsche Reich gegen die Franzosen zu schützen. Vergeblich versuchte auch jetzt wieder Ludwig XIV., den König durch die lockendsten Versprechungen dem Bündnisse abwendig zu machen; vergeblich versprach er ihm die Herausgabe des Fürstenthums Orange, so wie seine Hilfe zur Erlangung der ganzen oranischen Erbschaft, ferner 100,000 Louisd'ors baar und während des ganzen Krieges monat-

lich 100,000 Thaler, alles dies blos als Preis für die Neutralität des Königs. Friedrich wies mit Bestimmtheit alle diese lockenden Anerbietungen ab; in ihm war der Widerwille gegen die Anmaßungen des französischen Königs, gegen die drohende französische Gewaltherrschaft zu groß, der Wunsch, die Selbständigkeit der deutschen Nation gewahrt zu sehen, das Gefühl der Dankbarkeit gegen den Kaiser zu lebendig, als daß selbst die ihm während des Krieges wie gewöhnlich vielfach widerfahrenden Kränkungen und Zurücksetzungen ihn von der einmal für gut erkannten Sache hätten abziehen können.

Friedrich's Feinde suchen diese achtungswerthe Festigkeit des Königs zu verkleinern, indem sie die Behauptung aufstellen, es sei ihm hauptsächlich um die reichen Subsidiengelder zu thun gewesen, welche er sich allerdings und unzweifelhaft mit Recht für die von ihm gestellte größere Truppenzahl zahlen ließ. Wie nichtig und unbegründet erscheint indessen diese Behauptung, wenn man erwägt, wie gering verhältnißmäßig diese Gelder gewesen sind und wie dieselben wohl schwerlich jemals zum wirklichen Unterhalt des Heeres ausgereicht haben mögen. Wollte Friedrich, dessen verschwenderischer Hofhalt allerdings enorme Summen verschlang, auf diese Weise sich Geld verschaffen, so würde ihn ein Bündniß mit Ludwig XIV. jedenfalls wohl besser zum Ziel geführt haben.

Außer dem neuen Königreiche Preußen trat übrigens auch der bei Weitem größte Theil der deutschen Reichsfürsten dem Bündnisse gegen Frankreich bei; nur einige Wenige scheuten sich nicht, aus zumeist persönlichen Gründen, sich den Franzosen anzuschließen. Wir nennen darunter den Kurfürsten von Baiern, welcher ein ähnliches Auftreten der französischen Heere in Baiern, wie 1689 in der Pfalz, fürchtete, ferner den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, welcher aus persönlichem Groll gegen den Kaiser sich mit Ludwig XIV. verband und mitten in Deutschland Truppen für denselben warb, aber sehr bald vom Kurfürsten von Hannover entwaffnet wurde.

So stand denn Ludwig XIV., allein und auf die eigene Macht angewiesen, einem Bündnisse gegenüber, welches ihn zu erdrücken drohte. Das deutsche Reich, England, Holland, Oesterreich, Preußen vereinten diesmal ihre Kräfte, um den Uebermuth des nur an Glück und Sieg gewöhnten Königs zu züchtigen. Auch der einzige Bundesgenosse Ludwig's, der allezeit dem Meistbietenden käufliche Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen, fiel schon im Anfange des Krieges 1703 von ihm ab, als ihm Seitens der Verbündeten lockende und Ludwig XIV. überbietende Versprechungen gemacht wurden; die Kurfürsten von Baiern und Cöln aber, die sich wie immer den Franzosen angeschlossen hatten, wurden vom Kaiser in die Reichsacht erklärt und mußten bei dem großen Kriegsglücke der Verbündeten sehr bald ihre Länder flüchtig verlassen.

Was aber die Lage Ludwig's XIV. zu einer wahrhaft verzweifelten machte, war das Auftreten von zwei für alle Zeiten hoch berühmten Feldherren, welche die Heere der Verbündeten von einem glänzenden Siege zum anderen führten und allmählich dadurch der kaiserlichen Partei ein so ungeheures Uebergewicht sicherten, daß für Ludwig XIV. Alles verloren schien.

Gehören beide ausgezeichnete Männer auch nicht speciell unserer vaterländischen Geschichte an, so sind ihre Personen doch von so allgemeinem Interesse, es knüpfen sich an ihre Erscheinung so hoch wichtige Weltbegebenheiten, daß wir uns nicht versagen können, dem Leser diese Heldengestalten wenigstens in flüchtigen Zügen vorzuführen. Zunächst treffen wir an der Spitze der kaiserlichen Heere den uns schon aus den Türkenkriegen rühmlichst bekannten Prinzen Eugen von Savoyen, dessen Kriegsruhm noch heute die Welt mit Bewunderung füllt und dessen Andenken in vielen bekannten Kriegsliedern für immer in den meisten deutschen Heeren fortlebt.

Eugen von Savoyen, aus einer Seitenlinie des herzoglichen Hauses von Savoyen herstammend, war in seiner Jugend wegen seines schwächlichen und etwas verwachsenen Körpers zum geistlichen Stande bestimmt, trug aber in seinem jungen Herzen bereits eine glühende Neigung für den Kriegerstand und den brennenden Wunsch, sich dereinst durch große Thaten als Heerführer einen berühmten Namen zu machen. Längere Zeit am Hofe Ludwig XIV. lebend, von welchem er spottend stets „der kleine Abbée" genannt wurde, trug der kaum 15jährige Prinz dem Könige seinen Lieblingswunsch vor und bat ihn um ein Regiment, wurde aber mit bitterem Spotte abgewiesen und ihm der Rath ertheilt, beim geistlichen Stande zu bleiben, da die Soutane des Priesters ihm viel besser stehen werde, als der Waffenrock des Kriegers. Hätte Ludwig XIV. ahnen können, welcher Heldengeist, welches Feldherrntalent in der Seele des unscheinbaren Körpers lebe, welche bittere Seufzer das wunderbare Kriegsglück und Genie des kleinen Abbée ihm noch dereinst auspressen sollten: er würde sich wohl gehütet haben, ihn so verächtlich von sich zu weisen.

Eugen wendete sich nunmehr an den Hof zu Wien und bot daselbst, als im Jahre 1683 der Krieg gegen die Türken ausbrach, seine Dienste an. Zwar nahm man auch hier Anstoß an seiner wenig zum Soldaten geeigneten Figur; die alten kaiserlichen Soldaten nannten ihn auch hier scherzweise wegen seines früheren geistlichen Standes und eines beständig von ihm getragenen grauen Mantels den kleinen Kapuziner und meinten spottend, er werde wohl auch nicht vielen Türken den Bart ausraufen; aber des Kaisers guter Stern ließ ihn doch Eugen's Dienste nicht verschmähen und bald entwickelte sich unter der Leitung des berühmten Ludwig von Baden und des Herzogs Carl von Lothringen das dem Prinzen angeborene Feldherrntalent in so hohem Maße, daß beide dem Kaiser die Versicherung geben konnten, in dem jugendlichen Prinzen werde das Haus Oesterreich dereinst den ersten Feldherrn seiner Zeit besitzen. Und wahrlich, dieses Vertrauen wurde glänzend gerechtfertigt. In der Schlacht bei Zentha 1697 sehen wir Prinz Eugen zum ersten Male selbständig den Oberbefehl über ein großes Heer führen und trotz der widersprechenden Befehle des Wiener Hofkriegsraths den Feind völlig vernichten; bald flog der Kriegsruhm Eugen's durch alle Länder und erfüllte Aller Herzen mit Bewunderung, das Herz Ludwig's XIV., der seine Dienste so übermüthig verschmäht hatte, mit tiefem Bedauern. In der That forderte nun Ludwig den Prinzen unter den glänzendsten Verheißungen auf, in seine Dienste zu

treten, doch dieser erwiderte dem König als ein sprechender Beweis von der Ehrenhaftigkeit seines Charakters die Worte:

„Ehre und Dankbarkeit waffnen mich für Oesterreich gegen Frankreich. Ich bin Feldmarschall des Kaisers, das mag wohl eben so viel sein, als Marschall von Frankreich. Was sollen mir Pensionen? Ich bin reich genug, sobald es mir nicht an Gelegenheit fehlt, meinem Monarchen Beweise meiner Treue und meines Eifers abzulegen.“

Noch öfters werden wir dem Namen des berühmten Prinzen Eugen, der bald eben so sehr der Abgott seiner Soldaten als der Schrecken seiner Feinde wurde, in dem Folgenden begegnen; hier sei nur noch ein ihn erschöpfend charakterisirendes Urtheil über denselben angeführt, welches wir dem Werke des Grafen Kanitz „aus dem deutschen Soldatenleben“ entlehnen:

„Er besaß die ruhige Besonnenheit und den kalten Heldenmuth des Norddeutschen, den selbstvertrauenden Unternehmungsgeist des Franzosen und die listige Verschlagenheit des Italieners. Diese drei Eigenschaften, in glücklichem Einklange gemischt, mußten wohl einen Feldherrn erzeugen, den selbst Napoleon für einen der größten Generale der Geschichte erklärte, dessen Feldzüge man nothwendig studirt haben müsse, ehe man selbst ein vollendeter Feldherr sein könne.“

Mit Eugen von Savoyen trat um den Preis des Ruhms, der erste Kriegsheld seiner Zeit zu sein, der Feldherr des Königs von England, John Churchill, Graf und später Herzog von Marlborough, in die Schranken.

Dieser, als Feldherr wie als Staatsmann gleich ausgezeichnete Mann war im Jahre 1650 in Ash in Devonshire geboren, frühzeitig an den englischen Hof gekommen und hatte sich schon in dem Feldzuge von 1672 in den Niederlanden, besonders bei Nymwegen und bei der Eroberung von Mastricht glänzenden Kriegsruhm erworben. Von König Jacob II. 1685 zum Baronet erhoben und als Botschafter nach Frankreich geschickt, zögerte er keinen Augenblick, bei der Landung Wilhelm's von Oranien zu diesem Letzteren überzugehen, wurde von ihm mit Ehren und Würden überhäuft, zum Generallieutenant ernannt und 1689 in den Grafenstand erhoben und in den Geheimen Rath aufgenommen, in welchem er mit scharfem Verstande und großem Eifer für das Wohl des Landes, nebenbei aber auch mit großem Geschick und nicht ohne Eigennutz für sein eigenes Interesse zu wirken verstand.

Nachdem Neid und Mißgunst ihn auf viele Jahre bei König Wilhelm in Ungnade gestürzt hatten, wurde er plötzlich im Jahre 1698 wieder an den Hof berufen, zum Lordrichter von England ernannt und beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges erblicken wir den Grafen von Marlborough an der Spitze der gesammten englischen Heeresmacht; auch die Königin Anna bestätigte Marlborough nach dem Tode ihres Schwagers Wilhelm in allen seinen Titeln und verlieh ihm den Hosenbandorden. Wie Prinz Eugen, der edle Ritter, an der Spitze der kaiserlichen Schaaren,

wurde auch der Herzog von Marlborough sehr bald der Schrecken der französischen Heere und Sieg auf Sieg reihte sich an seine Fahnen.

Durch eine elende Hofkabale, herbeigeführt durch den unerträglichen Hochmuth seiner Gemahlin Sara, wurde der große Feldherr später mitten in seiner Siegeslaufbahn gestürzt und aller seiner Stellen entsetzt. Vorerst aber werden wir auch dem Namen Marlborough bei unserer flüchtigen Erzählung der Kriegsbegebenheiten wiederholt begegnen; auch dieser Name lebt noch heute in zahlreichen Liedern und Gesängen.

Unter beiden berühmten Feldherren werden wir preußische Truppen mit rühmlichem Muthe fechten und hervorragenden Antheil an vielen glorreichen Schlachten und Gefechten nehmen sehen; es ist daher nicht mehr als billig, daß wir bei dieser Gelegenheit auch speciell des Führers des preußischen Truppencorps, des heldenmüthigen Prinzen Leopold von Anhalt-Dessau, gemeinhin unter dem Namen der alte Dessauer bekannt geworden, mit einigen Worten gedenken.

Prinz Leopold von Anhalt-Dessau, der Sohn des uns schon aus der Geschichte des großen Kurfürsten als Statthalter der Mark Brandenburg bekannten Feldmarschalls Fürsten Johann Georg von Anhalt-Dessau, war im Jahre 1676 geboren und zeichnete sich schon in früher Jugend durch eine wilde, ungebändigte Natur, durch gründliche Verachtung aller hergebrachten und damals so hoch gehaltenen Formen, durch gänzliche Vernachlässigung aller Wissenschaften und Künste, dagegen aber durch hervorragende Neigung zur Jagd und insbesondere zum Soldatenstande aus. Mit Mühe und Noth brachten dem jungen Feuerkopfe seine Erzieher nur unvollkommen Lesen und Schreiben bei; aber schon frühzeitig verstand er es vortrefflich, ein Roß zu tummeln und war geübt in allen kriegerischen Uebungen. Ein Regiment im Waffenglanz war seine höchste Freude.

König Friedrich hatte bei einem Besuche des Prinzen in Berlin denselben ungeachtet ihrer so auffallend verschiedenen Charaktere lieb gewonnen; überdem war Leopold der rechte Vetter des Königs, denn seine Mutter war die Schwester der Prinzessin Luise von Oranien, der Mutter König Friedrich's; so wurde auch Prinz Leopold wie sein verstorbener Vater für den Dienst des preußischen Königshauses gewonnen und nicht weniger wie drei preußischen Königen werden wir ihn mit seltener Treue und Hingebung dienen sehen.

Zunächst verlieh der König dem damals 18jährigen Prinzen das Kommando als Oberst des Infanterie-Regiments Nr. 3, desselben Regiments, welches bereits seinem Vater gehört hatte; als solcher machte Leopold unter Führung Wilhelm's von Oranien den Feldzug in den Niederlanden mit und erwarb sich die ersten Sporen bei Namur; nach dem Ryswicker Frieden 1697 wurde Leopold zum Generalmajor befördert und kam mit seinem Regimente nach Halberstadt in Garnison zu stehen. Von hier aus haben wir ihn im vorigen Paragraphen mit geringer Mannschaft den glücklichen Handstreich auf Quedlinburg ausführen sehen.

Zur Zeit des Ausbruchs des spanischen Erbfolgekriegs hatte der Name Leopold von Dessau bereits einen gar guten Klang in der preußischen Armee; selbst mit Leib und Leben Soldat, beschäftigte sich Leopold, obgleich er bereits 1698 die Regierung seines eigenen Landes übernommen hatte,

doch fast ausschließlich mit seinem Regimente und führte bei demselben bald so wesentliche und zweckmäßige Verbesserungen ein, daß sie in der ganzen preußischen Armee verbreitet wurden. Von ihm wurde im preußischen Heere der Gleichschritt beim Marschiren und statt der bisher üblichen hölzernen Ladestöcke der eiserne eingeführt.

Sein Muth, seine Unerschrockenheit, seine derbe, aber humoristische Weise, mit den Soldaten zu verkehren, machten ihn trotz der eisernen Strenge, welche er im Dienst walten ließ, zum Liebling des ganzen Heeres. —

Doch wenden wir uns nunmehr zu den Ereignissen des Krieges selbst, auch hier wieder nur diejenigen Begebenheiten specieller berührend, an welchen die preußischen Truppen rühmlichst Theil genommen.

Im Jahre 1701, noch ehe das große Bündniß gegen Ludwig XIV. zu Stande gekommen, eröffnete Prinz Eugen von Savoyen den Krieg in Italien, schlug den französischen Marschall Fermont bei Carpi, den Marschall Villeroi bei Chiari und nahm diesen Letzteren gefangen. Ludwig XIV. sah sich daher genöthigt, seine besten Generale nach Italien zu senden, um die siegreichen Fortschritte seines kühnen Gegners zu hemmen; in der That gelang es den Marschällen Vendome und Catinat, dem Prinzen Eugen in den nächstfolgenden Jahren kräftigeren Widerstand zu leisten.

Im Frühjahr 1702 erfolgte die förmliche Kriegserklärung der verbündeten Mächte an Frankreich und der Krieg wüthete nunmehr gleichzeitig in Italien, in den Niederlanden, wo nach dem Tode des Königs Wilhelm der Herzog von Marlborough den Oberbefehl führte, und am Oberrhein, wo der Markgraf Ludwig von Baden mit dem Reichsheer gegen den französischen Marschall Villars focht. Am Niederrhein gingen im Laufe des Jahres 1702 und auch im folgenden die festen Plätze fast sämmtlich an die preußischen oder an die unter Marlborough's Befehl stehenden Truppen über.

Im Feldzuge von 1703 fiel ganz Geldern in die Hände der Preußen. Weniger glücklich war die Kriegführung am Oberrhein, wo der österreichische General Styrum bei Hochstädt geschlagen wurde und die Vereinigung des französischen Heeres mit den Baiern nicht verhindert werden konnte. Nur der Tapferkeit und Besonnenheit des Prinzen Leopold von Dessau, welcher mit fünf preußischen Regimentern den Rückzug deckte, war die Verhütung größeren Unheils zu verdanken. Gefangene feindliche Offiziere bestätigten selbst, daß die preußischen Soldaten wie Mauern gestanden und sich wie Löwen geschlagen hätten, daß ohne sie das ganze deutsche Armeecorps zu Grunde gegangen sein würde. Noch in demselben Jahre machte der Kurfürst Maximilian II. von Baiern den Versuch, mit einem Heere von 9000 Baiern und 3000 Franzosen durch Tyrol zu ziehen und dem Prinzen Eugen in Italien auf diese Weise in den Rücken zu fallen. Der Versuch mißlang in kläglicher Weise; denn als das baiersche Heer die Festung Kufstein eingenommen hatte, stand im ganzen Lande das wackere Volk der Tyroler auf und stürmte in den wilden unzugänglichen Gebirgen und Schluchten unter Führung des Landrichters von Landeck, Martin Sterzinger, des Gastwirths Lechner u. A. m. von allen Seiten auf das unglückliche Heer ein. In dem wilden Finstermünzthal wurde der

Kurfürst mit großem Verluste geschlagen, ebenso vergeblich versuchte er auf anderen Punkten durchzudringen und mußte endlich froh sein, als es ihm gelang, die eigene Person nach München zu retten; der größte Theil des Heeres war verloren gegangen.

Das Jahr 1704 brachte noch entscheidendere Ereignisse. Erzherzog Carl, derselbe, für welchen Kaiser Leopold den Krieg über die spanische Erbschaft mit Ludwig XIV. führte, drang mit einem Heere in Catalonien ein und erfocht Sieg auf Sieg über seinen Nebenbuhler Philipp von Anjou; schon im folgenden Jahre zog Erzherzog Carl siegreich in Madrid ein und setzte sich die spanische Krone auf's Haupt.

In Italien stand dem Prinzen Eugen kein Gegner von Bedeutung mehr gegenüber; er wendete sich daher mit seinem Heere nach Deutschland, um, mit dem aus den Niederlanden heranziehenden Marlborough vereinigt, Ludwig von Baden zu unterstützen und den entscheidenden Schlag gegen die Franzosen zu führen. Zunächst wurde ein baiersches Heer am Schellenberge geschlagen, und als sich dasselbe hierauf mit dem großen Heere des Marschall Tallard vereinigt hatte, kam es am 13. August 1704 zu der großen Schlacht bei Hochstädt, in welcher Prinz Eugen und Marlborough gemeinschaftlich einen glorreichen Sieg über die Franzosen und Baiern erfochten. Tallard selbst mit 15,000 Mann wurde gefangen. Den hervorragendsten Antheil an diesem glänzenden Siege nahm ein preußisches Corps von 12,000 Mann unter Führung Leopold's von Dessau; Prinz Eugen selbst fand sich veranlaßt, den Preußen den Ruhm des Tages zuzuschreiben und in einem eigenhändigen Schreiben an den König die unerschrockene Herzhaftigkeit und ausdauernde Tapferkeit seiner Truppen, besonders aber die heldenmüthige Conduite des Generals, Fürsten von Anhalt-Dessau, rühmlichst hervorzuheben.

Nur einer einzigen, beispiellos dastehenden Waffenthat zweier preußischen Compagnien unter so vielen anderen wollen wir hier gedenken, weil das äußere Erinnerungszeichen an dieselbe noch heutigen Tages in der preußischen Armee besteht, nämlich in der 7. und 8. Compagnie des jetzigen Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiments Nr. 1. Zwei Compagnien preußischer Grenadiere hatten unter heftigem Feuer einen Fluß überschritten, als sie sich, am anderen Ufer angelangt, plötzlich von einem französischen Dragoner-Regimente bedroht sahen. Schnell entschlossen, warfen die braven Grenadiere die Gewehre am Riemen über die Schulter, zogen die Säbel und stürmten mit Hurrah auf die französischen Reiter ein, welche, bei diesem beispiellosen und unerwarteten Angriff von Schrecken und Entsetzen ergriffen, in wilder Flucht davon jagten. Noch heute tragen die genannten Compagnien zur Erinnerung an diese Großthat lederne Faustriemen an den Griffen der Säbel, welche sonst nur der Reiterei eigenthümlich sind.

Im Jahre 1705 starb Kaiser Leopold; ihm folgte als deutscher Kaiser sein ältester Sohn Joseph I., der ältere Bruder des Erzherzogs Carl. Die furchtbare Härte, mit welcher Joseph das unglückliche Baiernland für den Abfall und Verrath seines Kurfürsten Maximilian bestrafte, veranlaßte einen Aufstand des baierschen Landvolks gegen die Kaiserlichen. Namentlich, um nicht gewaltsam unter die österreichischen Soldaten gesteckt

zu werden, erhoben sich wohl an 20,000 waffenfähiger Männer unter Führung eines Studenten Meindl und waren bereits im Begriff, sich München's zu bemächtigen, als sie von österreichischen Streitkräften bei Sendling (1. Januar 1706) überfallen und nach furchtbarem Blutbade zerstreut wurden. Nunmehr erfolgte auch die feierliche Achtserklärung der Kurfürsten von Baiern und Cöln.

Im Jahre 1706 wurde zwar das Reichsheer unter dem Markgrafen von Bayreuth, dem Nachfolger des inzwischen verstorbenen Ludwig's von Baden, bei Stollhofen geschlagen; desto glücklicher aber waren die Verbündeten auf anderen Theilen des Kriegsschauplatzes. In den Niederlanden wurde der Marschall Villeroi von Marlborough in der glorreichen Schlacht bei Ramillies entscheidend geschlagen, auch an diesem Siege hatte ein preußisches Truppencorps ruhmvollen Antheil; in Italien schlug Prinz Eugen bei Turin ein französisches Heer von fast 80,000 Mann bis zur gänzlichen Vernichtung. Wiederum erwähnt der Schlachtbericht die preußischen Truppen in der ruhmvollsten Weise. In demselben heißt es:

> „Der Fürst von Anhalt Dessau hat mit seinen Truppen bei Turin abermals Wunder gethan. Zweimal traf ich ihn im stärksten Feuer selbst an der Fronte derselben und ich kann es nicht bergen, sie haben an Muth und Ordnung die Meinigen weit übertroffen. Für die Bequemlichkeit solcher Truppen muß man so viel als möglich sorgen. Die Preußen verdienen es und kein Preis ist zu hoch, wodurch ich ihr Ausharren erkaufen kann."

Auch der Herzog von Savoyen selbst, dessen Land durch die Schlacht von Turin von den Franzosen befreit wurde, kann in einem eigenhändigen Briefe an König Friedrich nicht genug die ausgezeichnete Bravour der preußischen Truppen loben und ist besorgt, dem Könige niemals diejenige Erkenntlichkeit bezeugen zu können, zu welcher er sich ihm verpflichtet fühle.

Der Feldzug von 1707 vollendete die gänzliche Unterwerfung Italiens durch den Prinzen Eugen; dagegen wurde Erzherzog Carl von seinem Gegner Philipp v. Anjou in der Schlacht bei Almanza geschlagen.

Nach der Unterwerfung Italiens sehen wir Eugen mit seinem Heere abermals nach den Niederlanden eilen, um dem inzwischen dort bedrängten Herzog von Marlborough zu Hilfe zu kommen; in der blutigen Schlacht bei Oudenarde 1708 wurde das französische Heer abermals auf's Haupt geschlagen, so daß Ludwig XIV. sich fast außer Stande sah, den Krieg noch weiter fortzusetzen.

In der That war die Lage des französischen Königs zu dieser Zeit eine verzweifelte zu nennen. Heer auf Heer hatte das gefräßige Ungeheuer des Krieges verschlungen; die unaufhörlich auf einander folgenden Niederlagen hatten das früher so hohe Selbstgefühl des französischen Soldaten vernichtet, die Hoffnung auf Sieg war sowohl bei den Führern wie bei den Truppen geschwunden. Die Kassen des Landes waren leer, die Mittel zur Fortsetzung des Krieges täglich schwerer aufzubringen; dazu kam ein Aufstand in Frankreich selbst und eine durch den harten Winter zu Anfang des Jahres 1709 erzeugte Hungersnoth, um die Lage völlig unerträglich zu machen.

Unter diesen Umständen bat Ludwig XIV., wohl schweren Herzens, um Frieden. Wie tief gedemüthigt der stolze König sein mußte, geht aus den Anerbietungen hervor, welche er den Verbündeten machen ließ. Nicht allein wollte er auf die ganze spanische Erbschaft Verzicht leisten; er erbot sich sogar eine Million Subsidiargelder zu zahlen, um seinen Enkel Philipp, welcher den spanischen Thron nicht gutwillig räumen wollte, vertreiben zu helfen; er willigte sogar in die Abtretung nicht unbedeutender Gebietstheile von Frankreich, *) um nur seinen Verbündeten, den vertriebenen Kurfürsten von Baiern und Cöln, dadurch die Wiedereinsetzung in ihre Länder zu sichern.

Je nachgiebiger sich aber König Ludwig zeigte, um so größer wurden die Forderungen seiner Gegner. Man fand eine gewissermaßen gerechtfertigte Genugthuung darin, ihm, der so oft den Fürsten und Völkern Gesetze vorgeschrieben hatte, jetzt mit eben so großem Stolze entgegen zu treten. So wurde denn von Kaiser Joseph das Gesetz weiser Mäßigung auch gegen den besiegten Feind gröblich verletzt und an Ludwig XIV. die unerhörte Forderung gestellt, er selbst solle seinen Enkel Philipp aus Spanien vertreiben. Durch diese in Wahrheit maßlose Forderung fühlte sich der französische Nationalstolz auf's Empfindlichste verletzt, alle Friedensunterhandlungen wurden abgebrochen und nochmals sollte das Schwert die Entscheidung bringen.

Zunächst lief die Sache wiederum schlecht genug für die Franzosen ab. Das mit vieler Mühe zusammengeraffte Heer unter Marschall Villars wurde von Eugen und Marlborough vereint 1709 bei Malplaquet entscheidend geschlagen und auch in Spanien neigte sich wiederum das Kriegsglück auf die Seite der Verbündeten. Schon im Jahre 1710 zog Erzherzog Carl abermals siegreich in Madrid ein und wurde zum spanischen Könige gekrönt.

Und trotz aller dieser entscheidenden Siege, ungeachtet dieser glorreichen Waffenthaten sollte der spanische Erbfolgekrieg dennoch nicht durch das Schwert, sondern durch zum Theil zufällige äußere Umstände, die mit dem Kriege in gar keinem Zusammenhange standen, zu Ende geführt werden.

Das erste dieser Ereignisse war der Sturz des Herzogs v. Marlborough. Dieser, das Haupt der am Staatsruder befindlichen Whigpartei, hatte bis dahin das englische Cabinet völlig beherrscht und alle Angelegenheiten nach seinem Willen gelenkt.

Schon lange hatte die ihm feindlich gesinnte Partei der Tory's, welche hauptsächlich der Fortsetzung des Krieges widerstrebte, an seinem Sturze gearbeitet; endlich gab der unerträgliche Hochmuth der Herzogin Sara v. Marlborough die günstige Gelegenheit, den Herzog mit seiner ganzen Familie bei der Königin Anna in Ungnade zu stürzen. Anfangs bereitete man dem Herzoge mancherlei Hemmnisse in der weiteren Kriegführung; schon im Jahre 1712 aber nahm man ihm das so glänzend geführte Commando gänzlich ab und entsetzte ihn aller seiner Stellen.

---

*) Ludwig wollte den erst kürzlich erworbenen Elsaß und Straßburg wieder herausgeben.

Damit aber war für England die Nothwendigkeit verbunden, fortan mit mehr Mäßigung auf die französischen Friedensvorschläge einzugehen; denn wem durfte man wohl wagen, den Oberbefehl über ein Heer anzuvertrauen, welches Marlborough so viele Jahre hindurch von Sieg zu Sieg geführt hatte.

Ein anderes Ereigniß trug noch mehr dazu bei, in den Herzen der Verbündeten den Wunsch nach Frieden zu erwecken.

Am 17. April 1711 starb Kaiser Joseph I. nach kaum 6jähriger Regierung, und die deutsche Kaiserkrone ging somit auf seinen jüngeren Bruder, den Erzherzog Carl, dessen Haupt bereits mit der spanischen Königskrone geschmückt war, über. Eine solche Machtvereinigung aber, welche den europäischen Fürsten noch von Kaiser Carl V. her im Andenken war, war es ja eben, was die Mitglieder des großen Bundes gegen Ludwig XIV. verhindern wollten; von diesem Augenblicke an löste sich daher das Bündniß auf und jeder einzelne Staat suchte seinen Frieden mit Frankreich, natürlich so vortheilhaft wie möglich für sich selbst, zu machen.

Nur der Kaiser führte den Krieg noch fort; er konnte sich nicht entschließen, seine eigenen Interessen denen des Reiches nach zu setzen; so ging die kostbare Gelegenheit, den Elsaß und das geraubte Straßburg wieder mit dem Reiche zu vereinigen, durch die Selbstsucht des Hauses Oesterreich und wohl für alle Zeiten verloren.

Zunächst schloß England einen Waffenstillstand mit Frankreich ab und rief sein in den Niederlanden stehendes Heer zurück; gleichzeitig wurden zu Utrecht Verhandlungen über den Abschluß des Friedens angeknüpft. Zwar wollten die unter Leopold von Dessau in englischem Solde stehenden preußischen Hilfstruppen anfänglich den Waffenstillstand nicht annehmen und ihr feuriger Führer erklärte offen, daß die preußischen Truppen nicht um des Soldes, sondern um der Ehre Willen Krieg führten; als aber der förmliche Friedenscongreß zu Utrecht eröffnet wurde, sah sich auch König Friedrich des eigenen Interesses halber gezwungen, Theil daran zu nehmen und seine Truppen zurück zu rufen.

So kam denn am 11. April 1713 zwischen Frankreich einerseits und England, Holland und Preußen andrerseits der Friede zu Utrecht zu Stande. Zwar erlebte König Friedrich den wirklichen Abschluß desselben nicht mehr, da er bereits am 25. Februar 1713 verstarb; wir fügen aber der Vollständigkeit halber die Bedingungen des Utrechter Friedens schon an dieser Stelle hinzu.

In demselben wurde der Enkel Ludwig's XIV., Philipp von Anjou, als König von Spanien anerkannt; dagegen erhielt England von Spanien die Festung Gibraltar und die Insel Minorca abgetreten; Ludwig XIV. seinerseits erkannte die protestantische Thronfolge in England als zu Recht bestehend an, ebenso die Königswürde Preußens und die Rechte der preußischen Könige auf Neuchâtel und Valengin; auch wurde das bis dahin noch spanisch gebliebene Ober-Geldern, ein kleines Landgebiet mit etwa 50,000 Einwohnern an Preußen abgetreten, wogegen dieses wieder auf die im südlichen Frankreich gelegenen Theile der oranischen Besitzungen (Fürstenthum Orange) Verzicht leistete. Noch während dieser Verhand-

lungen zeigte sich Ludwig bereit, den Elsaß und Lothringen wieder herauszugeben, wenn der Kaiser dem Frieden beitreten wolle; auch sollte demselben alles in Italien eroberte Land und die spanischen Niederlande verbleiben, wenn er Philipp von Anjou als König von Spanien anerkennen wolle; vergeblich, hartnäckig weigerte sich der Kaiser, um des Reiches willen auch nur den geringsten Theil seiner Hausmacht zu opfern.

Doch schon 1714 sah sich Kaiser Carl VI., von allen Bundesgenossen verlassen, und außer Stande, allein den Krieg mit Erfolg fortzusetzen, genöthigt, mit Frankreich seinen Frieden abzuschließen; er entsagte seinen Ansprüchen auf den spanischen Thron, erhielt aber die spanischen Niederlande und in Italien Neapel, Mailand, Sardinien, Mantua und die toskanischen Seehäfen.

Wieder hatte das deutsche Reich einen schmachvollen Frieden und diesmal sogar nach glänzend geführtem Kriege annehmen müssen. Der gesunde Witz des deutschen Volkes nannte die drei entehrenden Friedensschlüsse zu Nimwegen, Ryswick und Utrecht spottend den Frieden von Nimm weg, Reiß aus und Unrecht. —

§. 2.

Der nordische Krieg.

Gleichzeitig mit dem großen Kriege gegen Frankreich, an welchem preußische Truppen einen so rühmlichen Antheil nahmen, wurde auch der Norden Europa's von kriegerischen Begebenheiten erschüttert, welche den preußischen Staat und seine Interessen viel näher berührten als der in entfernten Ländern hin und her wogende Kampf mit Frankreich. Bereits im vorigen Buche haben wir die Entwickelung dieses Krieges der drei Mächte Rußland, Polen und Dänemark gegen den jungen König Carl XII. von Schweden, der in der Geschichte unter dem Namen: der nordische Krieg, bekannt geworden ist, angedeutet.

König Friedrich, wie einst sein großer Vater in unmittelbarer Nähe und zwischen den streitenden Parteien, ließ sich selbst durch die verlockendsten Anerbietungen derselben nicht bewegen, thätigen Antheil am Kriege zu nehmen; ihm galt der Kampf gegen den Reichsfeind, zu welchem er ja auch durch Verträge mit dem Kaiser, England und Holland verpflichtet war, für wichtiger, die Pflicht der Dankbarkeit an das Kaiserhaus, die Liebenswürdigkeit Marlborough's und Eugen's von Savoyen fesselten ihn dauernd an die einmal gewählte Sache.

Doch machte die Nähe der Kriegsgefahr es nothwendig, zur Behauptung der eigenen Neutralität eine ansehnliche Truppenmacht im eigenen Lande aufzustellen und somit dem Lande nicht geringe Opfer aufzuerlegen. Friedrich errichtete zu diesem Behufe im ganzen östlichen Theile des Staates eine Landmiliz, welche, das Herzogthum Preußen abgerechnet, etwa 10,000 Mann betrug und welche zwar niemals zur Verwendung kam, aber doch in hohem Grade dazu beitrug, den kriegerischen Geist des Volkes zu erwecken. Auch 6000 Mann gothaischer Truppen nahm der König zum Schutze seines Landes in Dienst.

Was nun den Gang des Krieges selbst betrifft, so begnügen wir uns auch hier wieder, nur diejenigen Begebenheiten kurz zu erzählen, welche zum Verständniß für den Leser wesentlich nöthig sind.

Nachdem der jugendliche Held des Nordens, Carl XII. von Schweden, in raschem Siegeslaufe die Dänen bezwungen und zu dem nachtheiligen Frieden von Travendahl genöthigt hatte, schlug er noch in demselben Jahre, wie wir bereits früher erwähnten, mit nur 8000 Schweden ein 80,000 Mann starkes russisches Heer bei Narwa, und setzte sich sodann in Polen fest. Vergeblich versuchte König August von Polen, der bei der Mehrzahl der polnischen Großen seines unwürdigen Lebenswandels halber tief verhaßt war, den Fortschritten der Schweden Einhalt zu thun; Carl XII. schlug ihn 1702 bei Clissow, wo er unter anderer großer Beute nicht weniger als 500 Damen aus des polnischen Königs Gefolge gefangen nahm, aber sofort wieder zurückschickte, 1704 bei Krakau und Punitz und sah sich im Jahre 1704 in dem fast unbestrittenen Besitz von ganz Polen.

König August war nach seinem Stammlande Sachsen gegangen; während seiner Abwesenheit sprach Carl XII., der den Polenkönig bitter haßte, seine Absetzung vom polnischen Throne aus und lenkte die Wahl der polnischen Großen auf Stanislaus Lesczinski, der nur mit großer Mühe bewogen werden konnte, die ihm gebotene Königskrone anzunehmen.

1706 machte der seines Thrones beraubte August noch einen Versuch, mit russischer Hilfe sich desselben wieder zu bemächtigen; er wurde aber von Carl XII. abermals bei Fraustadt entscheidend geschlagen und mußte nach Rußland flüchten, während Carl XII. nunmehr in Sachsen eindrang und dort den König, welcher jetzt auch sein Erbland zu verlieren fürchten mußte, zu dem Frieden von Altranstädt (bei Lützen) zwang. August entsagte in demselben völlig der polnischen Königskrone. Indessen räumte Carl XII. trotz des abgeschlossenen Friedens das Kurfürstenthum Sachsen erst im nächsten Sommer 1707, schrieb im ganzen Lande große Contributionen aus und vermehrte durch zwangsweise Einstellung von sächsischen Landeskindern in die schwedischen Regimenter sein Heer, welches beim Einrücken in Sachsen nur 16,000 Mann gezählt hatte, bis 44,000 Mann.

Die Stellung eines so zahlreichen und sieggewohnten schwedischen Heeres im Rücken der im Kriege mit Frankreich begriffenen Mächte mußte nothwendiger Weise bei diesen sehr ernste Bedenken hervorrufen. Die Kriegführung am Rhein erschien in der That im höchsten Grade gefährdet, wenn es Ludwig XIV. gelang, den König von Schweden zu einem Bündnisse mit Frankreich zu bewegen; und an Bemühungen dazu ließ es der schlaue Ludwig nicht fehlen.

Vor Allem war es der Berliner Hof, welchen die gefährliche Nähe des schwedischen Heeres in nicht geringe Verlegenheit setzte. Auch beeilte man sich, einige Regimenter, welche Friedrich dem Könige von Polen auf sein dringendes Bitten zu seinem ersten Zuge nach Liefland (auf Riga) überlassen hatte, schleunigst wieder abzurufen und beeiferte sich, nicht allein dem schwedischen Könige selbst, sondern auch allen Stellvertretern der schwedischen Macht mit der größten Zuvorkommenheit zu begegnen.

Schwedische Offiziere, welche vom Lager bei Altranstädt aus häufig Berlin besuchten, waren dort bei Hofe gern gesehene und mit der größten

Aufmerksamkeit behandelte Gäste; bereitwillig sah man ihnen an dem sonst so streng ceremoniösen Hofe nach, daß sie bei Hoffesten und Bällen mit großen Reiterstiefeln und Sporen erschienen. Zur Aufrechterhaltung eines guten Verhältnisses mit Schweden bequemte sich König Friedrich auch, den zum König von Polen gewählten Stanislaus Lesczinski förmlich als solchen anzuerkennen; auch war bereits im Jahre 1703 das alte Bündniß zwischen Schweden und Preußen, welches nach Carl XII. Thronbesteigung erneuert worden war, abermals feierlich bestätigt worden.

Friedrich benutzte diese Gelegenheit, um die bedrängte Lage der Protestanten in Schlesien, die trotz aller Verträge und Versprechungen von dem kaiserlichen Hofe noch immer arg bedrückt wurden, im Verein mit Carl XII. zu bessern. Beide Fürsten wendeten sich vereinigt an den Kaiser mit der dringenden Bitte um Abhilfe der großen Noth und diesmal hatte dieser Schritt wenigstens den Erfolg, daß der Kaiser in der sogenannten Altranstädter Convention (1707) sich verpflichtete, die Lage der Protestanten in Schlesien auf die Bestimmungen des westphälischen Friedens zurück zu führen. Sogar die eingezogenen Kirchen wurden denselben wieder zurückgegeben.

Der in hohem Grade heldenmüthige, aber auch phantastische und abenteuerliche Sinn König Carl XII. ließ diesen sich mit den errungenen Lorbeeren nicht begnügen. Sein Ehrgeiz trieb ihn, nach der Besiegung Dänemarks und Polens, auch seinen dritten Feind, Czar Peter von Rußland zu vernichten; er unternahm daher schon im Jahre 1709 mit einem Heere von 44,000 Mann einen abenteuerlichen Zug in die Steppenländer der Ukraine, woselbst er mit dem aufrührerischen Hetman der Kosaken, Mazeppa, Verbindungen gegen Rußland angeknüpft hatte. Hier ereilte jedoch den König sein Geschick, indem er, nach mannichfachen, durch die ungewöhnliche Strenge des Winters herbeigeführten Verlusten, bei Pultawa eine so völlige Niederlage erlitt, daß er selbst mit einer geringen Schaar sich auf türkisches Gebiet flüchten mußte.

Schon die bloße Entfernung König Carl's mit seinem Heere hatte genügt, um alle politischen Verhältnisse mit einem Schlage völlig zu verändern. Kurfürst Friedrich August von Sachsen (der abgesetzte König von Polen) erklärte sich sofort wieder für den allein rechtmäßigen König und erneuerte sein altes Bündniß mit Dänemark und Rußland, um Schweden während der Abwesenheit seines Königs völlig zu verderben. Vergeblich waren jedoch beide Fürsten auf's Eifrigste bemüht, auch den König Friedrich von Preußen zur Theilnahme an diesem Bündnisse zu bewegen. Zwar nahm Friedrich beide Fürsten, als sie im Sommer 1709 selbst nach Berlin kamen, mit äußerster Zuvorkommenheit auf und feierte ihre Anwesenheit durch die prachtvollsten Feste, unter welchen die Taufe der ersten Tochter des Kronprinzen Friedrich Wilhelm eines der glänzendsten war; die politischen Wünsche seiner Gäste erfüllte Friedrich nicht und Alles, was sie erreichen konnten, war der Abschluß eines nur auf die eigene Vertheidigung gerichteten Bündnisses.

Andrerseits waren England, Holland und der Kaiser zu einem Bündnisse gegen die drei nordischen Mächte zusammengetreten, welches den ausgesprochenen Zweck hatte, den Wiederausbruch des Krieges zu verhüten.

Dasselbe ist unter dem Namen des Haager Conzerts bekannt, erreichte aber seinen Zweck nicht, weil kein Theil sich entschließen konnte, thätige Hilfe zu leisten, als Schweden wirklich von seinen erbitterten Feinden angegriffen wurde

Als nun endlich die Nachricht von Carl's XII. furchtbarer Niederlage bei Pultawa bekannt wurde, setzte sich August von Sachsen sofort wieder in den Besitz des polnischen Königsthrones und nöthigte die wenigen schwedischen Truppen in Polen zum Rückzuge nach Pommern; der völlig muth- und rathlose König Stanislaus Lesczinski verließ ohne Vertheidigung sein Land.

Abermals wurde jetzt der Versuch gemacht, König Friedrich in das Bündniß gegen Schweden zu ziehen; selbst die Vorstellung, daß die Schweden beim Durchzuge von Polen nach Pommern seine Neutralität nicht geachtet hätten, selbst eine abermalige persönliche Zusammenkunft, welche Czar Peter von Rußland mit dem Könige in Marienburg hatte, konnten diesen nicht anderen Sinnes machen; treu hielt er wie immer sein gegebenes Wort und war im Gegentheil eifrig bemüht, das Haager Conzert zum Schutze Schwedens zu Stande zu bringen.

Als dieses sich indessen als nutzlos erwies und den Wiederausbruch des Krieges nicht hindern konnte, als sich in Pommern 40,000 Mann russische Truppen sammelten und der Krieg sogar schon die Grenzen des preußischen Staates berührte, da wäre es allerdings wohl hoch an der Zeit für König Friedrich gewesen, die bisher bewahrte Neutralität von sich zu werfen und einer oder der anderen Partei sich bestimmt anzuschließen. Leider fehlte es dem Könige an dieser Fähigkeit, einen wichtigen Entschluß rasch zu fassen; er beharrte bei seiner Parteilosigkeit und erst sein Nachfolger wurde endlich durch die Gewalt der Ereignisse gezwungen, mit eigener und nicht erfolgloser Thätigkeit in dieselben einzugreifen. Unter der Regierung König Friedrich Wilhelm's I. nehmen wir daher die Erzählung von dem ferneren Verlaufe des nordischen Krieges wieder auf.

§. 3.

Die Verwaltung Wartenberg's.

An Stelle des redlichen und einsichtsvollen, aber im Vertrauen auf seinen innern Werth oft derben und rücksichtslosen Ministers Eberhard v. Dankelmann war im Jahre 1697 der leichtsinnige und frivole, aber gewandte und äußerlich liebenswürdige Reichsgraf Kolb v. Wartenberg an die Spitze der Staatsgeschäfte getreten und hatte durch das Einschmeichelnde seines Wesens, durch die stete Bereitwilligkeit und Zuvorkommenheit gegen die Wünsche des Königs sich diesem bald völlig unentbehrlich zu machen gewußt.

Mit vollem Rechte äußerten wir bei der Erzählung von Dankelmann's Sturze, daß mit ihm der gute Genius König Friedrich's von demselben gewichen sei; mit dem Verschwinden Dankelmann's vom Hofe war fortan Niemand mehr da, der sich der immer wachsenden Neigung des Königs zu prächtigen Schaustellungen und verschwenderischen Festen widersetzt oder dieselbe, wie der abgetretene Minister, wenigstens in würdige Bahnen

gelenkt hätte; immer mehr hing sich der Sinn des Königs an leere prunkende Ceremonien, das innere und wahre Wesen der wichtigsten Sachen dabei völlig hintenansetzend. Der neue Minister, weit entfernt, die Neigungen des Königs in dieser Beziehung irgend zu beschränken und von Ausgaben für überflüssigen Aufwand abzumahnen, kam dem Könige sogar mit immer neuen Vorschlägen für Feste und prunkvolle Ceremonien entgegen; der schlaue und gewissenlose Wartenberg wußte ja zu genau, daß er sich dadurch am sichersten in der Gunst des Königs für immer befestigen konnte, und auch aus persönlichem Eigennutz war ihm darum zu thun, immer neue Summen für den König flüssig zu machen, von denen ein Theil dann auch für ihn abfallen mußte.

So entwickelte sich in Friedrich's Charakter immer mehr die auffallende und betrübende Erscheinung, daß er sich für sein ganzes Privatleben, für sein Auftreten als König, für die Bildung seines Hofes u. s. w. grade den Mann zum Muster nahm, den er in politischer und religiöser Beziehung bitter haßte und sein ganzes Leben hindurch eifrig bekämpfte, nämlich Ludwig XIV. von Frankreich.

In der That wurde der Berliner Hof allmählich völlig nach dem Muster und Geschmack des französischen Hofes eingerichtet und es erscheint fast unglaublich, wie weit diese Nachäfferei in den kleinlichsten Dingen getrieben wurde.

Nach der Schilderung des berühmten Professors L. Ranke fühlte sich König Friedrich nie glücklicher, als wenn er in der Pracht seines Ornats auf dem Throne saß, umgeben von seinen Brüdern, den Markgrafen, die mit fürstlichem Pompe erschienen, den Rittern seines Ordens, der alsdann an kostbarer Kette getragen wurde, seinen Kammerherren mit den goldenen Schlüsseln, den Mitgliedern seines Geheimen Staatsrathes und Ministeriums in ihren gestickten Amtstrachten, den Generalen und Obersten seines Heeres. In alter Schweizerart, in weißem Atlas mit goldenen Spitzen verbrämt, prangten die Offiziere seiner Trabanten; was nur irgend zum Hofe gehörte, Garderobe und Stall, Keller, Küche, Bäckerei, Silberkammer mußte Ueberfluß zeigen. Vier und zwanzig Trompeter riefen zur Mittagstafel. Die Jägerei und vor Allem die Musikkapelle waren zahlreich besetzt. Auch den Hofnarren ließ sich der Fürst nicht nehmen, der ihm zuweilen im Scherz entdeckte, was ihm von Anderen verschwiegen wurde. So weit Ranke.

Die Ausgaben, die ein solcher Hof nothwendig machte, an welchem Fest sich an Fest reihte, waren enorm, und wurden großentheils für ganz nutzlose Aemter verwendet. So fand sich am Hofe ein Oberceremonienmeister mit 2000 Thlr. Gehalt, ein Oberheroldsmeister und fünf Oberheroldsräthe, ein Schloßhauptmann mit 3776 Thlr. Gehalt, ein Grand maitre de la Garderobe mit 4000 Thlr., 16 Kammerherren mit in Summa 20,000 Thlr., 32 Kammerjunker mit 25,000 Thlr. Gehalt, vier Leibärzte mit Gehältern von 200 — 1000 Thlr. Die Gehälter der Gesandten beliefen sich auf 1/4 Million Thaler, eine französische Schauspielergesellschaft erhielt jährlich 6000 Thlr. Zuschuß.

Der Minister Wartenberg selbst häufte auf seine Person eine solche Menge von zum Theil ganz unwichtigen Aemtern, daß er aus denselben

eine, für die damalige geldarme Zeit ungeheure, jährliche Einnahme von 120,000 Thlr. bezog.

Und welche enormen Summen verschlangen die fast täglich sich wiederholenden Feste, was kosteten dem prachtliebenden Könige die wiederholten Besuche fremder Fürsten in Berlin, wie viel verschlang nicht allein die Krönung, und welche Summen wanderten nicht vorher nach Wien! Was kostete nicht die Unterstützung so vieler Künstler aller Art, Maler, Bildhauer, Baumeister, Musiker und endlich die prachtvollen Bauten, mit welchen der König seine Residenzstadt schmückte! Vor allen Dingen aber, welche ungeheuren Ausgaben erforderten die jahrelangen Kriege; denn die Subsidiengelder, welche der König erhalten sollte, reichten bei Weitem nicht aus, und wurden überdem oft unregelmäßig genug gezahlt.

Berücksichtigt man dabei, daß die ganzen Einkünfte des Staates aus den Domainen beispielsweise im Jahre 1706 mit Ausnahme der für den Unterhalt des Heeres bestimmten Gelder nur 1½ Million Thaler betrugen, von denen noch etwa 115,000 Thlr. zu Zinsen für aufgenommene Capitalien verwendet werden mußten, so ist die Befürchtung, daß König Friedrich dereinst die Finanzen des Staates in trauriger Verwirrung hinterlassen werde, eine gewiß gerechtfertigte. Dem war indessen nicht also. Allerdings fanden sich beim Tode des Königs nicht unbedeutende Schulden vor, doch reichte der kostbare Nachlaß desselben an goldenen und silbernen Geräthen, an Edelsteinen und Kleinodien, welche sein sparsamer und einfacher Nachfolger nebst einem bedeutenden Theil des Marstalls sofort zu Gelde machte, vollständig aus, die Schulden des Königs zu bezahlen und der Verkauf, obgleich viele Gegenstände nothwendiger Weise weit unter dem wahren Werthe verkauft wurden, ergab sogar noch einen Ueberschuß zur Begründung eines Staatsschatzes.

Den Grund dieser auffallenden Erscheinung findet man in der gebräuchlichen Art und Weise der Besteuerung, von welcher wir bereits im vorigen Buche eine flüchtige Andeutung gegeben haben. Es waren schon unter dem Minister Dankelmann nicht allein allmählich alle Luxusartikel mit hohen Abgaben belegt worden, sondern auch die gewöhnlichsten, unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens wurden und zwar in recht ansehnlicher Weise besteuert; genöthigt, fort und fort Gelder für die kostspieligen Bedürfnisse des Hofes zu beschaffen, wurde allmählich jedes Mittel recht, welches zum Ziele führte, d. h. recht viel Geld einbrachte. Dabei tauchten zuweilen die abenteuerlichsten Projekte auf; im Jahre 1708 kam man z. B. auf den wunderlichen Gedanken, den Handel mit Schweineborsten im ganzen Lande für ein Monopol der Regierung zu erklären; doch scheint der Staat mit diesem Handel, der im ganzen Volke drückend empfunden und nebenbei arg verspottet wurde, kein glänzendes Geschäft gemacht zu haben, denn schon im Jahre 1711 wurde die Sache wieder aufgegeben.

Verderblich geradezu war das Project eines gewissen Luben, der unter dem Namen v. Wulffen in den Adelstand erhoben ward; nach seinem Vorschlage fing man schon 1702 an, die königlichen Domainen anstatt wie bisher in Zeit-, in Erbpacht zu geben; allerdings gewann man augenblicklich durch den Verkauf der Wirthschafts-Inventarien bedeutende baare

Summen; die Domainen selbst aber geriethen dabei natürlicher Weise in Verfall und zeitig genug wurde der Plan wieder fallen gelassen.

Selbst die Geheimnisse der früher in hohen Ehren stehenden Goldmacherkunst wurden nicht verschmäht, um baares Geld anzuschaffen, wenngleich die Forschungen der Wissenschaft zu jener Zeit schon längst das Trügerische dieser Kunst und die Betrügerei ihrer Jünger klar erwiesen hatten. Einem gewandten Abenteurer, der sich den hochklingenden Namen Don Domenico Caetano, Conte di Ruggiero beigelegt hatte, gelang es in der That, dem Könige und seinem Vertrauten Wartenberg vorzuspiegeln, daß er das Geheimniß der Goldmacherkunst besitze. Beide waren entzückt darüber, der schlaue Italiener wurde mit Ehren und Gunstbezeugungen überhäuft, sogar zum Generalmajor ernannt; nachdem er aber geraume Zeit hindurch am Hofe des Königs festlich bewirthet worden war und bedeutende Summen verbraucht hatte, ohne Gold zu produciren, entfloh er, um dem Zorne des getäuschten Königs zu entgehen, bei Nacht und Nebel aus Berlin, wurde aber eingeholt und erlitt die Strafe für seine Betrügerei am Galgen.

So groß im Allgemeinen auch der Wohlstand des Volkes geworden war, — und durch ihn allein kann die Fähigkeit desselben, so viele hohe und lästige Steuern zu ertragen, erklärt werden, — so fing doch allmählich das Land an, von der Last derselben immer schwerer gedrückt zu werden.

Während bei der unordentlichen und gewissenlosen Verwaltung Wartenberg's und seiner Creaturen die Kräfte des Landes in thörichten Hoffesten vergeudet, die Taschen des Ministers und seiner Genossen mit den Schweißtropfen der Unterthanen gefüllt wurden, wurde nicht allein die Lage der ärmeren Volksklassen allmählich immer unerträglicher, sondern das böse Beispiel von Oben her verfehlte auch nicht, seine moralische Wirkung auf den wohlhabenden Theil der Bevölkerung zu äußern; immer allgemeiner verbreitete sich der Hang zu rauschenden Vergnügungen, immer höher stieg der Luxus in der Pracht der Kleider, der Bewirthung der Gäste u. s. w. und schon im Jahre 1696 mußte, wie wir bereits erwähnt haben, ein Gesetz gegen den steigenden Aufwand erlassen werden.

Wartenberg, der von Regierungsgeschäften im Grunde gar nichts verstand, der auch gar keinen anderen Zweck verfolgte, als durch immer neue Feste die Aufmerksamkeit des Königs von den öffentlichen Geschäften, namentlich von der Finanzverwaltung abzulenken, hatte bald die wichtigsten Stellen im Lande mit seinen Creaturen besetzt; Männer wie Wittgenstein und Wartensleben, beherrschten wie Wartenberg den König, in Wartenberg's Sinne das ganze Land, welches hoffnungslos unter der Last des dreifachen Weh's, wie die Drei spottweise genannt wurden, darniederlag.

Wir sagen hoffnungslos; freilich gab es noch Männer von Dankelmann's Gesinnung, aber wer von ihnen hatte den Muth, den König über den wahren Zustand des Landes aufzuklären, den allmächtigen Günstling, der sich sogar eine Verordnung seines Herrn erschlichen hatte, wodurch alle Verantwortung in Geschäftssachen nicht auf ihm, sondern den Unterbeamten ruhen sollte, bei dem blind für ihn eingenommenen Könige anzuklagen?

In der That lief ein Versuch hierzu, welchen einige der bedeutendsten Männer im Lande unternahmen, auf's Kläglichste ab. Der Feldmarschall

Barfuß, die Grafen Dönhof, Lottum, Dohna, der Hofmarschall v. Wensen unternahmen es, den König durch den Hofmarschall v. Wensen über die unredliche Verwaltung und eigennützige Selbstbereicherung Wartenberg's aufzuklären; Friedrich glaubte nicht an die Schuld seines Günstlings und diesem gelang es wirklich, dem Könige seine völlige Unschuld zu beweisen, fester wie je stand nach dieser vereitelten Klage der Minister in seiner Gunst. Für die Feinde Wartenberg's endete die Sache traurig genug; Wensen wurde als Staatsgefangener nach Küstrin gebracht, der Feldmarschall Barfuß in Ungnade mit Pension entlassen, Dohna und Dönhof auf ihre Güter verwiesen und Graf Lottum nach Flandern geschickt, um den Oberbefehl über die dort stehenden preußischen Truppen zu übernehmen.

Mit Wartenberg theilte sich dessen Gemahlin in die Gunst des Königs. Diese war eine Person von ganz geringem Herkommen und äußerst dürftiger Bildung; zuerst mit einem Kammerdiener Friedrich's vermählt, hatte sie durch ihre ungewöhnliche Schönheit die Neigung Wartenberg's auf sich gezogen und war nach dem Tode ihres ersten Mannes dessen Gemahlin geworden.

Später, als Friedrich's Hof immer mehr nach dem Muster des französischen Hofes eingerichtet wurde, als man anfing, nicht blos die französischen Sitten, sondern auch die Unsitten der Franzosen nachzuahmen, erhielt die Gräfin Wartenberg sogar offiziell die Stellung einer königlichen Maitresse. Zu Ehren des Königs aber möge hier gleich bemerkt werden, daß durch die genauesten Forschungen erwiesen ist, wie dieses Verhältniß des Königs zu der Gräfin durchaus kein strafwürdiges, sondern eben nur eine allerdings lächerliche Nachäffung Ludwig's XIV. gewesen ist. Der ganze Umgang des sittenrein lebenden Königs mit der königlichen Maitresse beschränkte sich auf einen täglichen Besuch bei der Gräfin, wo dann im Garten und bei Winterszeit in einigen Zimmern eine Stunde lang auf und ab gegangen wurde.

Der ungemessene Stolz und Ehrgeiz der Gräfin Wartenberg fand indessen auch in diesem wenig bedenklichen Verhältniß mit dem Könige neue Nahrung und ihr hochmüthiges und oft albernes Benehmen bei Hofe gab oft zu den widerwärtigsten Scenen Veranlassung. Am meisten Respect hatte dieselbe noch vor der hochgebildeten Königin Sophie Charlotte, welche sich jedesmal, wenn sie in Hofzirkeln mit der Favorite gezwungenermaßen zusammen traf, das Vergnügen machte, sie französisch anzureden. Sie wußte sehr wohl, daß die ungebildete Gräfin diese Sprache nicht verstand und hatte dann den etwas boshaften Triumph, dieselbe im Angesicht des ganzen Hofes in die peinlichste Verlegenheit zu setzen; im Uebrigen kümmerte die Königin sich wenig um das Verhältniß des Königs zur Gräfin, die wahre Natur desselben war ihr sehr gut bekannt. Nach dem Tode der Königin, von dem wir weiter unten reden werden, wurde das Betragen der Gräfin so maßlos, daß selbst der gutmüthige König nicht länger dazu stillschweigen konnte.

Einmal hatte sie mit der Gemahlin des holländischen Gesandten, als diese sich weigerte, der Gräfin bei Hofe den Vortritt zu überlassen, ein förmliches Handgemenge; und beinahe hätte diese unwürdige Scene zu

einem ernstlichen Bruch mit den Generalstaaten geführt. Ein andermal betrug sie sich in ebenso anmaßender Weise gegen die Gemahlin eines durchreisenden russischen Staatsministers, erhielt aber vom Könige einen sehr ernsten Verweis und mußte förmlich Abbitte leisten.

Niemandem war das ganze Treiben am Hofe, die unsinnige Finanzwirthschaft, die Herrschaft Wartenberg's und seiner Creaturen mehr verhaßt, als dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem einzigen Sohne des Königs aus seiner zweiten Ehe (mit Sophie Charlotte). Wir werden weiter unten ausführlicher von diesem Prinzen reden und bemerken hier nur, daß um ihn, den natürlichen Gegner Wartenberg's, sich allmählich Alles sammelte, was den Sturz des gegenwärtigen Systems für nothwendig erachtete.

Diesmal wurde denn die Sache auch klüger angefangen; nicht an den allmächtigen Günstling selbst, sondern an eine seiner Creaturen wagte man sich zunächst heran und sollte nunmehr seinen Zweck erreichen.

Der im ganzen Lande tief verhaßte Graf Wittgenstein war es, welchen man zuerst zu stürzen beschloß, und an Veranlassung zu gewichtiger Anklage gegen ihn fehlte es nicht. Man warf dem Grafen vor, daß er sich eigenmächtig eine Gehaltszulage von 5000 Thlr. selbst zugelegt habe, daß er bedeutende Summen, welche der König zur Unterstützung der während vier Jahre (1707—1711) durch die Pest arg heimgesuchten Provinz Preußen bestimmt, nicht dorthin abgeschickt und überhaupt die nöthigen Maßregeln zur Abwehr der Seuche unterlassen habe, daß er endlich 70,000 Thlr., welche der fast gänzlich abgebrannten Stadt Crossen aus der Generalfeuerkasse gezahlt werden sollten, gänzlich unterschlagen habe.

Ein Herr v. Kameke, der das Amt eines grand maitre de la garderobe bekleidete, und der beim Könige seines offenen und ehrenhaften Charakters halber in hoher Gunst stand, übernahm den immerhin mißlichen Auftrag, die schwere, aber mit vollgültigen Beweisen unterstützte Anklage gegen Wittgenstein beim Könige vorzubringen und fand diesmal Gehör. Wittgenstein wurde verhaftet und als Staatsgefangener nach Spandau gebracht; Wartenberg aber, welcher sehr wohl begriff, daß er den Freund nicht retten könne, beging den Meisterstreich, selbst in tugendhafter Entrüstung als Ankläger desselben aufzutreten. Dies hatte zunächst den Erfolg, daß die Leitung der gerichtlichen Untersuchung gegen Wittgenstein in des Ministers Händen blieb; Wartenberg aber war ohne Schwierigkeit in der Lage, von Wittgenstein's Vergehungen nur grade so viel zur Aufklärung zu bringen, daß er selbst dadurch nicht gefährdet werden konnte. In der That fiel auch das Urtheil gegen Wittgenstein äußerst milde aus; es lautete auf 24,000 Thlr. Schadenersatz, Verlust des schwarzen Adlerordens und Landesverweisung.

Indessen sollte der kluge Schritt Wartenberg's ihn dennoch nicht retten. Der Kronprinz selbst stellte dem Könige vor, wie das Walten Wartenberg's seit Jahren dem Lande Verderben gebracht habe und wußte ihn endlich von der Nothwendigkeit, Wartenberg vom Amte zu entfernen, zu überzeugen. Mit schwerem Herzen entschloß sich Friedrich, dem Manne, den er so lange Jahre als Freund zärtlich geliebt hatte, die Siegel abfordern zu lassen. Wahrhaft rührend ist die Art und Weise, und giebt ein hohes

Zeugniß von dem edlen und vortrefflichen Herzen König Friedrich's, in welcher er Abschied von dem Freunde nahm. Weinend versprach ihm der König, ihn auch fernerhin zu lieben, wenn es gleich das Wohl des Staates erfordere, ihn für jetzt von seiner Person zu entfernen. Wartenberg durfte mit allen seinen Schätzen, und vom Könige reich beschenkt, Berlin verlassen und siedelte sich in Frankfurt am Main an; sogar eine Pension von 24,000 Thlr. wurde dem Manne, der arm in's Land gekommen, dasselbe mit einem Vermögen von mehreren Millionen verließ, bis an sein Ende gezahlt. Allerdings bezog er diese Pension nicht lange, denn schon ein Jahr nach seinem Sturze starb Wartenberg; seine Leiche wurde dem Testamente gemäß nach Berlin geführt und dort feierlich beigesetzt; auch König Friedrich sah man, als der Leichenzug am Schlosse vorüberkam, trauernd am Fenster stehen. So groß war der Schmerz des Königs über den Verlust des Freundes, daß er drei Tage lang Niemand vor sich ließ.

Seit Wartenberg den König verlassen hatte, verstrichen dessen fernere Tage freudenleer und traurig; fortan hatte König Friedrich Niemand mehr, der ihm wirkliche Theilnahme widmete, denn seine Familienvechältnisse waren in keiner Weise glücklich und mit herannahendem Alter, zunehmender Kränklichkeit verlor sich seitdem auch allmählich die Lust an rauschenden Festen bei ihm. Bevor wir indessen das Ende des Königs beschreiben, werfen wir noch einen Blick auf die Familienverhältnisse desselben.

§. 4.

Familienverhältnisse König Friedrich's I. Sein Tod.

Von Friedrich's erster Vermählung als Kurprinz mit der hessischen Prinzessin haben wir bereits im vorigen Buche erzählt; es ist daher um so weniger nöthig, über diese Verbindung hier noch etwas zu erwähnen, als der Tod der Kurprinzessin bereits nach wenigen Jahren erfolgte und aus dieser ersten Ehe keine männlichen Erben vorhanden waren.

Im Jahre 1684 vermählte sich Friedrich zum zweiten Male mit der ebenso schönen als geistvollen und gründlich gelehrten Prinzessin Sophie Charlotte, der Tochter des Kurfürsten Ernst August von Hannover und der Prinzessin Sophie von der Pfalz, einer Tochter des ehemaligen Königs Friedrich von Böhmen, welcher uns aus der Geschichte des 30jährigen Krieges unter dem Namen der Winterkönig bekannt geworden ist. Diese Prinzessin, welche mit ihrem Gemahl zugleich den preußischen Königsthron bestieg, wird von allen Zeitgenossen als eine Frau von vollendeter Anmuth des Körpers wie des Benehmens, von lebhaftem Witz, voller Einbildungskraft, fröhlichem Sinn und von einem an Kenntnissen und Einsicht so reichen Geiste geschildert, wie man ihn bei Frauen selten findet. In dem von ihrem Gemahl zum Geschenk erhaltenen Schlosse zu Lietzow, nach ihr Charlottenburg genannt, versammelte Sophie Charlotte einen zahlreichen Kreis geistreicher und gelehrter Männer, bedeutender Künstler und wußte ihr dortiges Leben in der sinnigsten und heitersten Weise glücklich zu gestalten. Interessante Gespräche über Musik und schöne Künste wechselten

bei den Abendunterhaltungen in Charlottenburg mit den gründlichsten und gelehrtesten Forschungen über die Tiefen der Wissenschaft und so groß war die unersättliche Forschbegier der Königin, daß der berühmte Philosoph Leibnitz, der oftmals Gast in Charlottenburg war, einst zu ihr sagte:

„Es ist nicht möglich, Sie zufrieden zu stellen. Sie wollen von jedem Dinge nicht bloß das Warum, sondern auch noch das Warum vom Warum wissen."

Die eigenthümliche Sinnesrichtung des Königs, hauptsächlich nach Aeußerlichkeiten strebend, konnte eine so geistvolle und außerordentliche Frau eben so wenig befriedigen, wie das steife ceremonielle Wesen des königlichen Hofes ihrem an zwanglosen und geistreichen Umgang gewöhnten Sinne zusagen konnte; die Königin unterwarf sich daher dem drückenden Zwange des Hofes nur ungern und nur dann, wenn die Etikette ihr Erscheinen bei Hofe unbedingt erforderte, sie zog es vor, in ihrem geliebten Charlottenburg sich selbst und dem von ihr gewählten Freundeskreise zu leben und König Friedrich ließ sie darin gewähren.

Am 4. August 1688 wurde zur großen Freude der kurfürstlichen Eltern, so wie des ganzen Landes ein Prinz geboren, welcher in der mit großem Gepränge veranstalteten Taufe die Namen Friedrich Wilhelm erhielt und den wir später als König Friedrich Wilhelm I. auf Preußen's Thron erblicken werden. Ein älterer, 1685 geborner Prinz war im ersten Lebensjahre 1686 bereits wieder verstorben; und auch fernerhin verblieb König Friedrich's zweite, so wie auch die dritte Ehe, von der noch die Rede sein wird, kinderlos.

Der junge Prinz Friedrich Wilhelm wurde bis zum vollendeten fünften Lebensjahre der Erziehung einer vortrefflichen und energischen Dame, der Frau v. Rocoulles übergeben, welche sich und ihre Familie bei einer der in Frankreich stattfindenden wüthenden Protestantenverfolgungen mit bewundernswürdiger Kühnheit nach Preußen gerettet hatte. Mit großer Hingebung nahm sich Frau v. Rocoulles ihres Amtes an, doch machte ihr die ungestüme Art, der große Eigenwille des Kurprinzen oft unendlich viel zu schaffen. Als Beispiel erzählt man unter Anderem, daß dem Kurprinzen einst wegen irgend einer Unart das Frühstück habe vorenthalten werden sollen, und als die auf einige Augenblicke hinaus gegangene Erzieherin das im dritten Stock des Schlosses gelegene Zimmer wieder betreten, habe sie zu ihrem Entsetzen den Prinzen auf der äußeren Fensterbrüstung stehen sehen, von wo er drohte, sich herunter zu stürzen, wenn man ihm nicht sofort sein Frühstück bringen werde. Man kann sich denken, wie rasch die zu Tode erschrockene Frau das Verlangen des ungestümen Knaben erfüllte.

Indessen ließen sich die Eltern durch solche und ähnliche Vorgänge doch bewegen, die Erziehung Friedrich Wilhelm's schon frühzeitig kräftigeren Händen anzuvertrauen und der General Graf Alexander Dohna, ein tüchtiger Mann von einnehmendem Aeußeren, großer Sittenstrenge, echter Gottesfurcht, strenger Rechtschaffenheit und Ehrenhaftigkeit, aber von hochmüthigem und befehlerischem Wesen, wurde mit der Würde eines Oberhofmeisters betraut. Doch auch Dohna gelang es nicht, die Erziehung des Prinzen in der Art zu lenken, wie die Eltern es wünschten.

Dem Kurfürsten kam es hauptsächlich darauf an, seinem Sohn und Erben schon frühzeitig das Gepräge der höheren Würde aufzudrücken, welche sein hoher Beruf dereinst von ihm erfordern werde; der Mutter war vor Allem daran gelegen, ihm durch fleißiges Studium von Kunst und Wissenschaften jene feinere Bildung einzuimpfen, welche sie selbst in so hohem Grade auszeichnete. Daß übrigens der Kurprinz in echter Gottesfurcht erzogen werde, war der gemeinsame Wille beider Eltern und von der Aufrichtigkeit dieses Wunsches zeugen die noch heute vorhandenen Instructionen, welche Friedrich selbst für den Oberhofmeister seines Sohnes entworfen.

Nur in diesem letzten, allerdings wichtigsten Punkte erfüllte der junge Prinz die Erwartungen seiner Eltern; schon in früher Jugend, wie auch in seinem ganzen späteren Leben zeichnete sich Friedrich Wilhelm durch echte tiefe Frömmigkeit, durch seltene Reinheit der Sitten und des Lebenswandels aus.

Was aber Künste und Wissenschaften betrifft, so widerstrebte das Studium derselben der Natur des Kurprinzen ganz und gar; seinem Gemüth fehlte der Sinn für alles Ideale völlig und niemals konnte er begreifen, zu was Künste und Wissenschaften dem Menschen im Leben irgend nützlich sein sollten; ja je mehr man sich Mühe gab, den Prinzen von der Nothwendigkeit, sich mit ihnen zu beschäftigen, zu überzeugen, um so tiefer wurden sie ihm verhaßt. Daß unter solchen Umständen die wissenschaftliche Ausbildung des Kurprinzen nur eine klägliche blieb, ist leicht zu ermessen.

In der That lernte Friedrich Wilhelm an dem ganz und gar nach französischem Vorbilde eingerichteten Hofe seines Vaters zwar sehr frühzeitig, sich geläufig in der französischen Sprache ausdrücken; dagegen sprach und schrieb er sein ganzes Leben hindurch seine Muttersprache, welche er fast nur von Personen niederen Standes sprechen hörte, nach Art der ungebildeten Volksklasse.

Dennoch zeigte der Prinz schon in jungen Jahren großen Eifer, Alles das zu erlernen, was ihm seiner Meinung nach im praktischen Leben dereinst zu wissen und zu können nützlich sein konnte; sein Sinn war einmal von der Natur aller unfruchtbaren Stubengelehrsamkeit im höchsten Grade feind und ausschließlich auf die praktischen Beziehungen des Lebens gerichtet.

Sehr früh entwickelte sich in dem Prinzen eine ungemein große Vorliebe für den Soldatenstand; anfangs eine mit jugendlicher Lebhaftigkeit unternommene Spielerei, betrieb Friedrich Wilhelm seine Beschäftigung mit soldatischen Uebungen allmählich mit immer steigendem Ernste. Schon im jugendlichsten Alter übte und exercirte er eine Compagnie Kadetten, welche er mit Erlaubniß des Vaters aus einer Zahl adeliger Knaben zusammengestellt hatte, persönlich mit solchem Fleiß und so großer Genauigkeit, aber auch mit so rücksichtsloser Strenge ein, daß die jugendliche Schaar in allen kriegerischen Uebungen es zu hoher Fertigkeit brachte. In dem Charakter Friedrich Wilhelm's bildete sich durch diese Beschäftigung, welcher er sich mit mehr Eifer hingab, als seinen Eltern lieb war, schon frühzeitig ein auf die strengste Ordnung, Pünktlichkeit und Genauigkeit

gerichteter Sinn aus. Auch aus seinem späteren Leben leuchtet dieser Sinn, wie wir sehen werden, überall deutlich hervor.

Neben seiner Neigung zum Soldatenhandwerk zeichnete sich der Prinz auch als tüchtiger Reiter und unermüdlicher Jäger aus, und in den Forsten des Wusterhausener Jagdschlosses, für welches er sein ganzes Leben hindurch eine besondere Vorliebe bewahrte, wurde so manches Stück Wildpret von Friedrich Wilhelm und seinen jugendlichen Genossen erlegt.

In seinem 12. Jahre wurde der Kurprinz mit nach Königsberg genommen, woselbst er den glänzenden Krönungsfeierlichkeiten beiwohnte und selbst der Erste war, der am 17. Januar 1701 vom Vater mit dem schwarzen Adlerorden geschmückt wurde.

Dem einfachen, derben und natürlichen Sinne des Prinzen waren diese glänzenden Schaustellungen, diese ewig sich wiederholenden Feste, diese prunkenden aber langweiligen Ceremonien in hohem Grade zuwider; schon früher hatte sich bei ihm deutlich gezeigt, daß er dereinst ein Feind aller unnützen Pracht sein werde; nur mit Widerwillen hatte er sich einst als 6jähriger Knabe ein goldgesticktes Kleid anlegen lassen, dagegen einen kostbaren brokatenen Schlafrock, nachdem er ihn zuvor genau betrachtet, lachend in das Kaminfeuer geworfen.

Ebenso bezeichnend ist der Aerger, welchen der junge Prinz über seine außerordentlich zarte und weiße Gesichtsfarbe empfand; er wollte nicht weiß und zart wie ein Mädchen, er wollte derb und braun wie ein abgehärteter Kriegsmann aussehen. So fand man ihn denn an einem heißen Sommertage in Wusterhausen ohne allen Schutz in der glühenden Sonne liegen, das Gesicht mit einer Speckschwarte eingerieben, um braun zu brennen.

Im Jahre 1705, also mit 17 Jahren, wurde der Kronprinz Friedrich Wilhelm in den Staatsrath eingeführt; auch verlieh der Vater ihm zu seiner größten Freude ein Infanterieregiment. Die Soldatenspielerei des Knaben wurde nun zum Ernst; mit dem größten Eifer beschäftigte sich der jugendliche Regiments-Chef mit der ihm anvertrauten Truppe und brachte sie durch unermüdlichen Fleiß und Ausdauer, durch Genauigkeit und große Strenge auf eine hohe Stufe der Ausbildung, mag sie aber freilich auch nicht wenig gequält haben. Von dieser Zeit her datirt sich die große Vorliebe Friedrich Wilhelm's für ausgesucht große Leute, welche ihn späterhin so gewaltig beherrschte, daß sie ihn antrieb, mit Güte oder Gewalt die Riesen aus aller Herren Länder nach Potsdam unter seine Garde zu locken.

In demselben Jahre noch erhielt der Kronprinz die Erlaubniß, den Feldzug in den Niederlanden mitmachen zu dürfen. Hier fand Friedrich Wilhelm die alten, gebräunten Soldatengesichter, nach deren Farbe er sich selbst so sehr gesehnt hatte; hier lernte er die berühmten Feldherren der Zeit, Prinz Eugen und Marlborough kennen, von denen namentlich der Letztere durch seine imposante mächtige Erscheinung tiefen Eindruck auf ihn machte; hier verrichtete der Kronprinz seine erste Waffenthat unter Marlborough's Augen bei der Einnahme von Menin.

Am 14. November 1705 vermählte sich Friedrich Wilhelm in Hannover mit der Prinzessin Sophie Dorothea, Tochter des Kurfürsten von Hannover und gleichzeitig Königs von England (nach dem Tode der Königin Anna), mit welcher er sich auf den Wunsch des Vaters im Juni

desselben Jahres verlobt hatte. Daß der Einzug des kronprinzlichen Paares von König Friedrich zu den glänzendsten Festlichkeiten benutzt wurde, läßt sich leicht denken; der Kronprinz unterwarf sich aus Verehrung für den Vater, den er von ganzem Herzen liebte, stillschweigend dem ihm so lästigen Zwange.

Schon 1709 aber sehen wir den Prinzen, der zu Hause keine Ruhe hatte, so lange preußische Truppen im Felde standen, abermals auf dem Kriegsschauplatz in den Niederlanden und hier an der Seite Marlborough's mit Auszeichnung Theil nehmen an der glänzenden aber blutigen Schlacht bei Malplaquet. Ueber den Antheil des Kronprinzen und der preußischen Truppen an dieser Schlacht heißt es im Theatrum europaeum:

> „Se. Königl. Hoheit der Kronprinz von Preußen haben sich in der Schlacht beständig um die beiden erfahrenen Feldherren, den Prinzen Eugen und Herzog Marlborough, befunden und mit denselben alle Gefahr, aber auch alle Ehre gemein gehabt, dazu Sie Sich um so viel mehr berechtigt fanden, weil einige Tausend Mann preußischer Völker wie gewöhnlich, auch in diesem Feldzuge ihre alte Tapferkeit behaupteten und sonderlich in der entsetzlichen blutigen Schlacht unglaubliche Proben derselben sehen ließen, davon Se. Königl. Hoheit Zeuge war."

Der Kronprinz selbst hatte sich mit den preußischen Truppen im dichtesten Handgemenge befunden und mehrere Ordonnanzen wurden an seiner Seite getödtet. —

Die Beziehungen zwischen dem Könige und dem Kronprinzen waren die besten von der Welt. Zwar sagte dem einfachen praktischen Sinn des Letzteren die eigenthümliche Richtung des Vaters nicht zu, zwar war ihm das Treiben der Günstlinge, die ewigen Intriguen am Hofe des Vaters ein Greuel und mehr als einmal gab Friedrich Wilhelm schon als Kronprinz dem zahllosen Schwarm der Höflinge deutlich zu erkennen, wie sehr er sie verachte und was sie dereinst von ihm zu erwarten haben würden; für den Vater selbst empfand er stets die aufrichtigste Hochachtung und Verehrung. Als es einst seinen Feinden, und begreiflicher Weise gehörte auch Wartenberg im Stillen zu diesen, durch Verdächtigungen gelungen war, den schwachen König auf den Kronprinzen erzürnt zu machen, nahm sich dieser die Ungnade des Vaters so zu Herzen, daß er ernstlich krank zu werden drohte und nichts im Stande war, ihn darüber zu trösten. Dem Grafen Dohna, dem es gelungen war, dem Könige die Unwahrheit der gegen Friedrich Wilhelm vorgebrachten Beschuldigungen zu beweisen und Vater und Sohn wieder zu versöhnen, bewahrte der Kronprinz dafür bis in das späteste Alter ein bleibendes Dankgefühl und äußerte noch als König bei einem Besuche in Pr.-Holland zu einem zahlreichen Gefolge, auf Dohna zeigend:

> „Dies ist derjenige, der mich mit meinem Vater wieder versöhnte und durch seine guten Dienste die bösen Klatschereien, die man gegen mich angebracht hatte, zu nichte machte. Mit einem Worte, er ist es, der mir gewissermaßen das Leben gerettet hat, denn ohne jene Versöhnung wäre ich in eine tödtliche Schwermuth verfallen."

Das herzliche Verhältniß zwischen Vater und Sohn blieb von da an durch nichts gestört und noch im Tode ehrte Friedrich Wilhelm das Andenken des Vaters; ein Beweis, wie brav und tüchtig die Grundlage seines Gemüthes war.

Die Theilnahme des Kronprinzen an dem Sturze Wartenberg's und seiner Creaturen haben wir bereits erwähnt; er war es gewesen, der nach dem Falle Wittgenstein's dem Vater offen und männlich die Nothwendigkeit gezeigt hatte, auch den viel schuldigeren Wartenberg zu entfernen. Das Schicksal desselben wäre freilich wohl ein anderes gewesen, wenn es vom Sohne statt vom Vater abgehangen hätte. —

Durch den am 1. Februar 1705 in Hannover erfolgten Tod seiner, wenn auch nicht zärtlich geliebten, so doch hoch geachteten zweiten Gemahlin wurde König Friedrich tief erschüttert. Die geistreiche und anmuthvolle Sophie Charlotte schied nach kurzem Krankenlager in der Blüthe ihrer Jahre und in würdigster Fassung von diesem Leben; noch in ihrer Todesstunde konnte sie den Geist der Forschung nicht unterdrücken, der sie ihr ganzes Leben hindurch so mächtig beseelt hatte, sie äußerte zu ihrer theuersten Freundin, Frau v. Pöllnitz, welche in Thränen zerfließend an ihrem Lager stand:

> „Beklagen Sie mich nicht, ich gehe jetzt meine Neugierde zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibnitz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts."

Sarkastisch setzte die sterbende Königin hinzu:

> „Dem Könige, meinem Gemahl, bereite ich das Schauspiel eines Leichenbegängnisses, welches ihm Gelegenheit giebt, seine Prachtliebe sehen zu lassen."

In der That fand König Friedrich, der bei der ersten Nachricht vom Tode seiner Gemahlin in Ohnmacht gefallen war, keinen geringen Trost und große Beruhigung in der Anordnung der glänzenden und prachtvollen Leichenfeier, womit er das Andenken der Gestorbenen ehrte. Die Vorbereitungen zu dieser Beisetzung erforderten volle 5 Monate; der Sarg und das Gestell desselben kosteten allein 100,000 Reichsthaler. König Friedrich ließ zum Andenken an Sophie Charlotte nicht weniger als acht verschiedene Denkmünzen schlagen; das schönste Denkmal aber, welches der Verewigten gesetzt wurde, sind die Worte, welche ihr Enkel, der später so hochberühmte König Friedrich der Große, welcher zur Zeit ihres Todes noch nicht auf der Welt war, von ihr sagt:

> „Diese schöne und geistreiche Fürstin war es, die die wahre gesellschaftliche Feinheit und die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften nach Brandenburg und Geist und Würde in die von ihrem Gemahl so sehr geliebte Etikette brachte."

Anmuthig und in hoher Würde zugleich reiht sich das Bild Sophie Charlotte's in die zahlreichen hehren Erscheinungen von Preußens Königinnen und Fürstinnen ein. —

Zwei Söhne aus der Ehe des Kronprinzen mit Sophie Dorothea waren bereits frühzeitig nach der Geburt gestorben; nur eine Tochter,

Prinzessin Wilhelmine, war am Leben verblieben; der Gedanke, daß der königliche Thron nach Friedrich Wilhelm's Tode dereinst ohne directe Erben sein werde, lag daher in der That nahe und wurde von den Gegnern des Kronprinzen, den damals noch in voller Gunst stehenden Wartenberg an der Spitze, auf's Geschickteste benutzt, sich neue Sicherheit für die Fortdauer der Zuneigung des Königs zu verschaffen.

Dem alternden Könige wurde, als im Frühjahr 1708 der zweite, im Herbst zuvor geborene Prinz starb, vorgespiegelt, daß nach der Meinung der Aerzte die schwächliche Körperbeschaffenheit der Kronprinzessin keine Aussicht auf weitere Nachkommenschaft gebe, daß überdem der Kronprinz in keinem guten Verhältniß mit seiner Gemahlin lebe; eindringlich stellte Wartenberg dem Könige vor, wie es unter solchen Umständen seine Pflicht erfordere, den königlichen Thron durch eigene Nachkommen selbst zu sichern und zu einer dritten Ehe zu schreiten.

Friedrich ließ sich, wenn auch mit Widerstreben, bereit finden, den vermeintlichen Wunsch des Landes zu erfüllen und mit solcher Schnelligkeit wurden alle Vorbereitungen zu seiner dritten Vermählung in's Werk gesetzt, daß bereits am 28. November 1708 mit großer Pracht das Beilager des Königs mit der Prinzessin Sophie Luise von Mecklenburg-Schwerin gefeiert werden konnte.

Leider war die getroffene Wahl durchaus keine gute und konnte das Glück des Königs nicht begründen. Die junge Königin konnte sich in keiner Weise in das Wesen Friedrich's, in die förmliche Etikette des Berliner Hofes finden und verfiel dadurch in finstere Schwermuth. Noch schlimmer aber war es, daß die Königin in dem einseitigsten Lutherthum erzogen worden und im höchsten Grade intolerant gegen Andersdenkende, ganz besonders aber gegen die Reformirten war.

Der arme König, der stets so geflissentlich bemüht gewesen war, die Spaltung der Kirche in seinen Staaten auszugleichen, mußte auf diese Weise den Kummer erleben, daß der heftigste Religionskampf in seiner eigenen Familie ausbrach; allmählich artete der Religionseifer der Königin in die bigotteste Frömmelei aus und endete zuletzt in völligem Irrsinn.

Das Mißbehagen des Königs über seine dritte Vermählung stieg noch mehr, als sich noch während der Vermählungsfeierlichkeiten mit Gewißheit herausstellte, daß die Kronprinzessin abermals Hoffnung habe, dem Lande einen Erben zu geben; schon damals äußerte Friedrich die Besorgniß, daß er sich wohl übereilt habe. Wirklich wurde die Kronprinzessin abermals von einem Knaben entbunden; doch ging die Freude über dieses glückliche Ereigniß sehr bald in Betrübniß über, denn auch dieser Prinz, nunmehr die einzige Hoffnung des Königs, sank schon nach wenigen Wochen in's Grab.

Erst nach vier Jahren sollte der König die Freude haben, abermals an der Wiege eines Enkels zu stehen; es war wohl die letzte in seinem Leben. Am 24. Januar 1712, diesem für Preußens Geschichte, wie für die ganze Welt ewig denkwürdigen Tage, wurde die Kronprinzessin abermals von einem Prinzen entbunden, der mit großem Gepränge am 31. Januar getauft wurde und den Namen Friedrich erhielt. Die Geschichte hat demselben später den Namen Friedrich der Große ertheilt.

Mit dem Anfange des Jahres 1713 fing der König an, über ein Brustleiden zu klagen, ohne daß die Aerzte anfänglich diesem Uebel große Bedeutung beilegen wollten, bis ein unglücklicher Zufall den Zustand des Königs in bedenklicher Weise verschlimmerte. Eines Tages war Friedrich ermüdet und erschöpft in seinem Lehnstuhl eingeschlummert, als es der irrsinnigen Königin gelang, sich der Hut ihrer Wächter, welche sie nie aus den Augen verlieren sollten, zu entziehen und durch eine Glasthüre, welche sie dabei zertrümmerte, in das Zimmer des Königs einzudringen. Der Schrecken des Königs, als sich plötzlich eine weiß gekleidete und mit Blut befleckte Gestalt über ihn hinwarf, war um so heftiger, als im ersten Entsetzen über den Vorgang in seiner Seele der Gedanke aufgestiegen, er habe die weiße Frau, die bekannte Spukerscheinung des Hohenzollernschen Hauses, gesehen. Von da an verließ den König der Gedanke an sein nahe bevorstehendes Ende nicht wieder und in der That verschlimmerte sich sein Zustand von Tage zu Tage.

Bereits am 24. Februar nahm er zärtlichen Abschied von seiner Familie; lange und sinnend betrachtete er den damals einjährigen Prinzen Friedrich; immer heller wurde sein Antlitz dabei, als sei, so nahe am Jenseits, ihm noch lebend bereits ein Blick in die große Zukunft seines Enkels gestattet gewesen.

Am Tage darauf, am 25. Februar 1713, verschied König Friedrich I. in einem Alter von 55 Jahren und nach 25jähriger Regierung. —

Und werfen wir einen prüfenden und unparteiischen Blick zurück auf das Leben und die Regierung dieses Königs; vergleichen wir mit der auf diese Weise gewonnenen Ueberzeugung die Beurtheilungen, welche von so vielen Schriftstellern über König Friedrich ausgesprochen worden sind, so muß, bei aller Anerkennung seiner Schwächen, doch der Gedanke immer klarer hervortreten, daß die Nachwelt den König bisher zu hart beurtheilt, daß sie, wie der englische Geschichtschreiber Carlyle sehr richtig bemerkt, bisher viel zu viel bei den Schwächen in Friedrichs Charakter verweilt hat.

Der hauptsächlichste Fehler des Königs war eine ungemein große Eitelkeit. Und doch glauben wir mit der Behauptung nicht zu viel zu wagen, daß alle aus dieser Eitelkeit entsprungenen Handlungen Friedrich's wesentlich zum Ruhme und zum Wohl des Vaterlandes ausgeschlagen sind.

War es Eitelkeit, welche den König trieb, Künste und Wissenschaften zu unterstützen, seine Hauptstadt mit prächtigen Bauwerken zu schmücken, welche noch heute die allgemeine Bewunderung erwecken, so darf doch andererseits nicht vergessen werden, daß gerade durch den König und seine zweite Gemahlin in dem damals noch recht ungebildeten preußischen Volke der Sinn und Geschmack für Alles, was das Leben des Menschen verschönert, geweckt und geläutert wurde. War es wirklich Eitelkeit und Ehrgeiz, welche den König bewog, sich mit großem Kostenaufwande an den Kriegen gegen Frankreich zu betheiligen, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß gerade durch diese Theilnahme die achtunggebietende Stellung des jungen preußischen Staates in der Welt begründet, durch die Tapferkeit und Disciplin der preußischen Truppen der Name Preußen in ganz Europa geachtet gemacht wurde. Und drückte dem Könige nicht ein wirk-

liches echt deutsches patriotisches Gefühl mehr als Eitelkeit und Ehrgeiz das Schwert in die Hand zum Kampfe gegen den Reichsfeind? War es endlich wirklich blos Eitelkeit, welche das Streben nach der Königskrone erweckte? Wir glauben, an einer anderen Stelle bereits zur Genüge bewiesen zu haben, wie der König sehr richtig erkannt habe, daß nur durch die Annahme der königlichen Würde das Haus Brandenburg unabhängig vom Kaiser werden könne, wie das gegründete Königthum den Nachfolgern Friedrich's fort und fort eine Mahnung sein mußte, das Werk zu vollenden, zu dessen künftiger Größe der große Kurfürst den Grund gelegt, König Friedrich aber die Form geschaffen.

Und wie unbegründet erscheinen so manche andere Vorwürfe, welche man dem Könige machte! Ging man nicht so weit zu behaupten, seine Erziehung und Bildung sei eine völlig vernachlässigte gewesen, während dieselbe, wie wir aus Friedrich's Jugendgeschichte wissen, den ausgezeichnetsten Männern der Zeit anvertraut worden war.

Warf man dem Könige nicht vor, er sei hart und unempfindlich gewesen gegen die traurige Lage seines von Abgaben fast erdrückten Volkes, und doch ist selten ein Monarch so von seinem Volke geliebt worden, wie Friedrich. Allerdings steht der König in diesem Punkte nicht vorwurfsfrei da, indem nicht geleugnet werden darf, daß das Volk schwer mit Abgaben belastet werden mußte, um Friedrich's Neigung zu Pracht und Freigebigkeit zu befriedigen; das Volk aber wußte recht gut, daß der König es gut mit ihm meine und nur deshalb fehle, weil ihm die wahre Lage des Landes von seinen Günstlingen sorgfältig verheimlicht wurde; es schob alle Schuld an seinen Leiden auf Wartenberg und seine Creaturen und ließ sich in seiner Liebe zu dem leutseligen wohlmeinenden Könige nicht hindern. Noch in den letzten Tagen Friedrich's, als dieser, bereits schwer erkrankt, sich einen Augenblick am Fenster zeigte, brach die zahllos vor dem Schlosse versammelte Volksmenge in ein Freudengeschrei aus und rührte dadurch den König bis zu Thränen.

Man tadelte ferner den König, daß durch seine ungemessene Freigebigkeit und Verschwendung der Staat mit Schulden überhäuft, der Wohlstand des Volkes vernichtet worden sei. Und doch mußten gerade während Friedrich's Regierung wiederholt Gesetze gegen den zunehmenden Luxus erlassen werden; und der Verkauf der von ihm angesammelten Kleinodien und Kostbarkeiten reichte nicht allein hin, die gemachten Schulden zu bezahlen, sondern gewährte auch noch die Mittel zur Begründung eines Staatsschatzes. Dabei soll jedoch nicht in Abrede gestellt werden, daß eine bessere, auf Ordnung und Sparsamkeit gerichtete Finanzwirthschaft, wie Friedrich's Nachfolger sie mit übertrieben peinlicher Genauigkeit einrichtete, allmählich ein Bedürfniß des Landes geworden war.

Wie würdig und consequent Friedrich's auswärtige Politik, namentlich so lange Dankelmann am Ruder war, stets gewesen, wie treu und fest der König an dem einmal gegebenen Worte hielt, wie streng und sittenrein, wie wahrhaft fromm und gottesfürchtig das Leben des Königs dasteht, haben wir an geeigneter Stelle gezeigt.

Beschließen wir die Schilderung seines Charakterbildes mit den Worten seines eigenen Enkels, in welchen wir zugleich eine Erklärung des Umstandes finden, daß man vielfach die Schwächen des Königs so hart beurtheilt hat. Friedrich der Große sagt selbst von seinem Großvater:

„Friedrich war, wenn auch ohne Festigkeit, eitel und glanzsüchtig, doch nicht ohne Wohlwollen und Gutmüthigkeit, im Ganzen aber groß in kleinen Dingen und klein in großen. Sein Unglück war, daß er in der Geschichte zwischen einen Vater und einen Sohn gestellt war, die beide an geistigen Kräften ihn überragten.“

Capitel II.

Die Regierung König Friedrich Wilhelm's I., von 1713—1740.

§. 5.

Ein Blick auf den Zustand der Sitten des deutschen Volks.

Der Regierungsantritt König Friedrich Wilhelm's des Ersten kennzeichnet sich nicht allein durch eine völlige Umwälzung aller der Grundsätze, nach welchen bisher die Verwaltung des preußischen Staates geführt wurde; sondern die ganz eigenthümliche Individualität des Königs, so unendlich und in allen Dingen verschieden von der seines Vaters, äußerte auch mit überraschender Schnelligkeit und unwiderstehlicher Kraft einen so entscheidenden Einfluß auf die Sitten, den Bildungszustand und die Gewohnheiten seines eigenen, wie zum Theil des ganzen deutschen Volkes, daß derjenige, welcher Staats- und Volksleben zu Ende der Regierung Friedrich's I. gekannt und beobachtet, in den nach so wenigen Jahren völlig veränderten Zuständen kaum eine Erinnerung an jene wieder gefunden haben würde.

Des Verständnisses halber werfen wir einen kurzen Blick zurück auf den Zustand der Sitten und Gewohnheiten des deutschen Volkes zur Zeit König Friedrich I.

Es ist uns bekannt, in wie grauenvoller Weise das dreißigjährige Elend des Religionskrieges nicht allein die Fluren Deutschlands verwüstet, den Wohlstand der Nation vernichtet und Tausende und aber Tausende von Menschen verschlungen hatte; wir haben auch an einer anderen Stelle bereits berührt, wie durch den Krieg und seine traurigen Folgen das sittliche Leben des deutschen Volkes bis auf den tiefsten Grund zerrüttet, wie eine grenzenlose Verwilderung der Sitten eingerissen war, wie es nach dem Schlusse des Krieges vor Allem noth that, Sitte, Zucht und Ordnung wieder einzuführen, die durch den Krieg wach gerufenen bösen Geister wieder zu bannen und friedlichen, besseren Sitten und Gedanken von Neuem Eingang in Herz und Gemüth des deutschen Volkes zu verschaffen.

Einen hervorragenden Antheil an dem Gelingen dieses segensreichen Werkes hatten, wie sich nicht leugnen läßt, unsere Nachbaren jenseits des Rheines und ihr Beherrscher Ludwig XIV. Von jeher und bis auf den heutigen Tag ist es ein eigenthümlicher Charakterzug der Deutschen gewesen, daß sie sich in allen äußerlichen, weltlichen Dingen gerne nach dem

Beispiel anderer Völker richten, während sie mit Recht und unbestritten stets eine der ersten Stellen unter den Nationen der Erde einnehmen, wo es sich um Angelegenheiten des Geistes und Verstandes oder des Gemüthes handelt.

So war es für die deutsche Nation entschieden ein Fortschritt, daß die in Frankreich herrschende feinere Sitte, vor Allem durch König Ludwig XIV. gehegt und gepflegt, allmählich auch in Deutschland Eingang fand. Daß mit den feineren französischen Umgangsformen, auch die zahlreichen Untugenden unserer Nachbarn Nachahmung fanden beim deutschen Volke, daß mit der Feinheit des Benehmens auch französische Unaufrichtigkeit an Stelle der alten so hoch gehaltenen deutschen Redlichkeit und Treue, nichtssagende Phrasenmacherei an Stelle der kurzen kernigen Rede, vor Allem aber die grenzenloseste französische Ueppigkeit, Verschwendung und Liederlichkeit an die Stelle der deutschen Einfachheit und Heilighaltung des Ehebundes trat, läßt sich eben nur durch die traurige Nachahmungssucht des deutschen Volkes erklären und bestätigt nur zu sehr, was ein deutscher Dichter schon zu einer früheren Zeit so treffend sagte:

„Frankreich hat es weit gebracht, Frankreich kann es schaffen,
Daß so manches Land und Volk wird zu seinem Affen!" — —

Werfen wir zunächst einen kurzen prüfenden Blick auf die Kleidertrachten, welche die bald alle Welt beherrschende französische Mode auch in Deutschland eingebürgert hatte, so sehen wir seit dem dreißigjährigen Kriege eine völlige Umwandlung derselben entstehen. Die wichtigste Veränderung, von Ludwig XIV. selbst eingeführt und begreiflicher Weise sofort sclavisch nachgeahmt, war die Einführung der Perrücke statt des dem Menschen von der Natur gegebenen Haupthaares.

Ursprünglich dazu erfunden, den Mangel des auf irgend eine Weise verloren gegangenen eigenen Haares zu verdecken, verdrängte die Perrücke bald bei allen Klassen der Gesellschaft bis auf die niedrigsten Leute herunter den eignen Haarschmuck und verbreitete sich auch mit reißender Schnelligkeit über Deutschland, allmählich so riesenhafte Formen annehmend, daß die thurmähnlichen und in langen Locken weit über die Schultern herabfallenden Staats- oder Allonge-Perrücken keine unbedeutende Last für ihre Träger gewesen sein mögen. So trug der berühmte Philosoph Leibnitz eine Perrücke, deren Locken ihm bis auf die Hüften herunter fielen; auch der große Kurfürst unterwarf sich der tyrannischen Herrschaft und trug seit 1665 Perrücken, Friedrich I. aber begrüßte freudig diese Mode, welche durch den wunderlichen Hauptschmuck dem menschlichen Antlitz gleichsam einen Heiligenschein, einen Nimbus von Hoheit und Würde zu geben schien. Am längsten sträubte sich die Geistlichkeit gegen die neue Tracht und eiferte sogar von den Kanzeln auf's Heftigste gegen den unnatürlichen Kopfputz; doch auch sie bequemte sich zuletzt dazu und schon 50 Jahre später sehen wir, daß keinem Predigt-Amts-Candidaten die Erlaubniß ertheilt wird, die Kanzel zu besteigen, wenn er hoffährtigen Sinnes sich mit seinem eigenen Haare vor der Gemeinde sehen lassen will. Anfänglich wurden die Perrücken meist von hellblonder Farbe getragen; doch schon nach wenigen Jahren kam in Paris der Gebrauch des Puders auf und fortan ging der

größte Theil der Menschheit mit mit Mehl bestreuten Köpfen einher; arme Leute trugen auch wohl Perrücken von Ziegenhaaren.

Durch die allgemeine Einführung der Perrücke wurden in nothwendiger Folge auch manche andere bisher allgemein übliche Kleidungsstücke einer Veränderung unterworfen. Wie konnte auf einen so künstlich geordneten und gepuderten Lockenbau der bisher übliche schwere Hut passen, ohne das ganze Bauwerk zu zerstören! Man fertigte daher allmählich die Hüte aus immer feineren und zarteren Stoffen, klappte sie erst auf einer, dann auf zwei, endlich sogar auf drei Seiten in die Höhe und — — zu guter Letzt setzte man die Hüte gar nicht mehr auf den Kopf, sondern trug sie zusammengeklappt unter dem Arme; in der That bedurfte auch das mit Haaren und Puder bedeckte Haupt keines weiteren Schutzes.

Die feinen gestickten Halskragen, wie sie bis zu jener Zeit von allen Wohlhabenderen getragen wurden, verschwanden völlig vor der Allgewalt der Perrücke; auch wären sie bei den bis auf die Schultern herabhängenden Locken wenigstens im Nacken und auf den beiden Seiten doch nicht zu sehen gewesen. Nur zwei viereckige Stücke vom vorderen Theil des Kragens, Beffchen genannt, wurden beibehalten und werden theilweise, wie z. B. von den Geistlichen, noch heute getragen.

Unter den reich mit glänzenden Knöpfen, Goldborten und Stickereien besetzten Galaröcken von dunklem oder hellem Sammt wurde eine lange Weste, mit breiten, von Borten besetzten Taschen und so langen Klappen, daß sie die Oberschenkel bedeckten, getragen. Das Bein und der Fuß wurde mit der eng anschließenden Kniehose von Sammt oder Seide, seidenen Strümpfen und Schuhen mit hohen Absätzen, so wie mit blitzenden Knie- und Schuhschnallen bedeckt. Der alte Reiterstiefel, zu solcher zierlichen Tracht nicht mehr passend, wurde nur noch von Dragonern, Reitern oder Studenten getragen. Eben so schlecht würde das alte Reiterschwert oder der lange spanische Stoßdegen sich an der Seite eines so geputzten Mannes ausgenommen haben; man trug statt ihrer einen leichten, hinten zu beiden Seiten vorstehenden Galanteriedegen, dagegen aber in der Rechten ein langes spanisches Rohr mit goldenem Knopf. Endlich durften zierliche Manschetten und Jabots, ein großer Solitär am kleinen Finger und eine lang herab hängende Uhrkette nebst Petschaft dem kostbaren Anzuge des Stutzers zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nicht fehlen.

Noch wunderlicher gestaltete sich die Kleidertracht bei den Frauen. Ein furchtbarer Haarthurm von oft mehr als einer Elle Länge, mit Massen von Blumen, Federn und Bändern geschmückt, dehnte die Gestalt einer geputzten Dame jener Zeit zu einer solchen Länge nach oben aus, daß dieselbe im Wagen nicht hätte sitzen können, ohne sich den Kopfputz zu zerstören; sie mußte am Boden der Kutsche knieen, wenn sie so geschmückt zu einem Feste fuhr. Ein aus dicht an einander gefügten Fischbeinstäben gefertigter Panzer trieb Arme und Schultern gewaltsam zurück, preßte die Brust heraus und schnürte die Taille so eng ein, daß oft das Athemholen erschwert wurde. Ein ungeheurer Reifrock, wie ihn allen Regeln der Vernunft und der Schönheit zuwider auch heutigen Tages die thörichte Mode dem weiblichen Geschlechte aufzwingt, besetzt mit Falbeln und allerhand Bändern, erforderte im Verein mit dem Kleide mit langer Schleppe für

eine geputzte Dame einen unverhältnißmäßigen Raum, wie ihn sechs Männer nicht brauchten. Die Toilette selbst war so schwierig und erforderte oft so viele Zeit, daß Damen, welche beispielsweise in den Vormittagsstunden einer Trauung beiwohnen wollten, gar häufig schon am Abende vorher sich anziehen und frisiren ließen und dann die ganze Nacht, steif und still auf einem Stuhl sitzend, zubrachten.

Wie bei den Stutzern der ganz schmal gezogene und an den Enden zierlich in Löckchen gekräuselte Bart auf der Oberlippe, wo möglich von schwarzer Farbe, so dienten bei den Damen schwarze Schönpflästerchen, in der Form von Sonnen, Monden, Sternen, Tauben, Amoretten u. s. w. in's Gesicht geklebt, zur Erhöhung der Gesichtsfarbe. — War in allen diesen Kleidertrachten und Moden, mit denen unsere Nachbarn uns beschenkten, auch vieles Unnatürliche und gegen den gesunden Menschenverstand Streitende, so kann doch andererseits nicht in Abrede gestellt werden, daß die über den Rheinstrom zu uns kommenden Gäste, Ceremoniell, Galanterie, feine Sitte u. s. w. doch auch manchen wohlthätigen und erziehenden Einfluß auf das deutsche Volk ausübten.

Die bisherige Rohheit in der Ausdrucksweise verschwand mehr und mehr und machte einer anfangs nur höflicheren und feineren, allmählich aber mehr und mehr geziert werdenden, mit hohlen Redensarten und nichtssagenden Complimenten gespickten Redeweise Platz, die der deutschen Einfachheit und Gemüthlichkeit eigentlich ganz fremd war. So wie die aufgethürmte Lockenfülle der Perrücke das Haupt des Mannes in unnatürlicher Zierde verunstaltete, so nahm auch allmählich die Rede und Schreibweise der damaligen Zeit das Gezierte und Uebertriebene der Perrückenmode an. In den Anreden, in den geschnörkelten Schriftzeichen, in den überladenen Häuserverzierungen, in den bunt durch einander gewürfelten Anhäufungen von Citaten bei den Schriftwerken der Gelehrten, in der Ausschmückung der amtlichen Erlasse und der mündlichen Rede durch Fremdwörter, überall tritt uns der Perrückenstyl entgegen und nicht mit Unrecht hat man diese Zeit späterhin mit dem Namen der P e r r ü c k e n z e i t belegt. Besonders überschwenglich und übertrieben mit Höflichkeitsphrasen gespickt war der Styl der damaligen amtlichen Schreiben, deren eigentlicher Inhalt für den Laien oft unter der Masse von Fremdwörtern, dem Wulst von gelehrten Redensarten ganz unverständlich bleibt.

Die Sucht, hochgestellte und vornehme Personen mit gedrechselten überschwenglichen Redensarten und Titulaturen zu begrüßen, nahm in so hohem Grade zu, daß das kriechende und unterwürfige Wesen derselben allmählich wirklich in die Gesinnung überging; die höheren Klassen der Gesellschaft rümpften die Nase, wenn Jemand nicht in solcher zierlichen Redeweise sprach, sondern sich einfach und ohne Umschreibungen ausdrückte.

Leider war indessen dies das kleinste Uebel, welches dem deutschen Volke von dem Hofe des großen Ludwig XIV. kommen sollte; leider ließen die französischen Gäste einen viel verderblicheren Gifthauch im deutschen Lande zurück, der in hohem Grade sittenverderbend wirkte, die leidige Nachahmungssucht machte sehr bald die meisten deutschen Höfe zu einer Pflanz-

stätte französischer Liederlichkeit und das böse Beispiel ging von diesen in alle Klassen des Volkes über.

In dem vortrefflichen Werke: „Deutschlands trübste Zeit oder der dreißigjährige Krieg in seinen Folgen", von Carl Biedermann, heißt es unter Anderem:

> „Der Adel drängte sich immer massenhafter in den Dienst der Fürsten, suchte dort Entschädigung, Bereicherung, Auszeichnung und löste sich so in ähnlicher Weise von seinen Unterthanen ab, wie der Fürst von dem Volke. Oder, wenn er zeitweilig auf seinen Gütern erschien, spielte er gern dort den Souverän im Kleinen, umgab sich mit einem steifen Ceremoniell und verschwendete nicht selten die Reste seines Vermögens in Luxusbauten — Nachahmungen der fürstlichen Schlösser im Kleinen —, statt an die Verbesserung der ruinirten Güter oder die Wiederaufhilfe der verarmten Unterthanen zu denken. Einzelne Ausnahmen gab es allerdings sowohl unter dem Adel als unter den Fürsten, allein der allgemeine Zug war, nach Allem was wir aus der damaligen Zeit wissen, so wie wir ihn geschildert."
>
> „Die bürgerlichen Klassen hatten ebenfalls ihren innerlichen Halt, ihre alte Ehrenhaftigkeit und ihren Sinn für Unabhängigkeit zum größten Theil eingebüßt. Wohlhabende Kaufleute haschten nach Adelstiteln und schämten sich ihres bürgerlichen Standes und Gewerbes. Die alte Solidität verschwand nur zu häufig aus Handel und Wandel, wie aus der Lebensweise des Bürgerstandes, indem Einer es dem Anderen zuvor zu thun suchte, unbekümmert, ob er die Mittel dazu habe oder ob er es dafür sich und den Seinigen am Nothwendigsten fehlen lassen, wohl gar zu unredlichen Arten des Erwerbes greifen müsse." — —

Und wie Schreckliches erfahren wir von den meisten damaligen deutschen Höfen, von dem Leben und Treiben vieler Fürsten jener Zeit! Wie war fast an allen so rasch dem bösen Beispiele des französischen Königs gefolgt und überall der Grundsatz herrschend geworden, daß das Volk nur dazu da sei, um durch seine saure und schwere Arbeit, durch seine Mühsale und Entbehrungen den Fürsten und ihren Höflingen die Mittel zu einem verschwenderischen und üppigen Leben zu verschaffen! Die Wunder des französischen Hofes lockte auch die deutschen Prinzen mächtig an; bald ward es allgemeine Sitte, daß ein jeder große und kleine Fürstensohn Paris und die Herrlichkeiten des dortigen Lebens, die Ueppigkeit und verschwenderische Pracht des Versailler Hofes aus eigener Anschauung kennen gelernt haben mußte. Die meisten von ihnen wetteiferten dann mit den Prinzen, geistlichen und weltlichen Herren in Ruchlosigkeiten jeder Art und hatten, in die Heimath zurückgekehrt, keinen anderen Gedanken, keinen glühenderen Wunsch mehr, als sich auch zu Hause die Möglichkeit solcher Genüsse herzustellen. Wahrhaft Unglaubliches wird von dem Leben und Treiben der damaligen Höfe, von dem Tone, der an ihnen herrschte, erzählt; wir führen dem Leser nur einige Beispiele davon hier an, welche dasselbe treffend kennzeichnen.

Vor allen anderen zeichnete sich der sächsische Hof mit seinem verschwenderischen, üppigen und gewissenlosen Kurfürsten August dem Starken, welchen wir bereits als König von Polen kennen gelernt haben, in trauriger Weise aus. Die Schändlichkeiten, welche an diesem Hofe vorfielen, die Beschreibung der schwelgerischen Feste, welche August mit den letzten Schweißtropfen seiner Unterthanen seinen Maitressen gab, oder welche veranstaltet wurden, wenn auswärtige Fürsten nach Dresden kamen, die nichtswürdige Schamlosigkeit der dort herrschenden Maitressenwirthschaft mögen unsere Leser in anderen Werken nachlesen; übertrafen sie an Zuchtlosigkeit und Unmoralität doch noch bei Weitem das Beispiel des Versailler Hofes.

Wir erwähnen hier nur, daß durch die unsinnige Verschwendung des Hofes der so blühende Wohlstand Sachsens auf lange Zeit hinaus vernichtet ward; allein die Gräfin Cosel hatte dem Könige ein Vermögen von über 20 Millionen Thaler abgelockt; der allmächtige Minister Flemming hinterließ bei seinem Tode 16 Millionen, die er dem Lande gestohlen hatte und von denen seine Wittwe die Hälfte wieder herausgeben mußte. Unter August des Starken Nachfolger und Sohn, August II., wurde durch den Günstling des Königs, Grafen Brühl, das System der wahnsinnigsten Verschwendung fortgesetzt, wenngleich August II. für seine Person auch enthaltsamer war, als sein Vater.

In ähnlicher Weise sah es bei den meisten andern deutschen Höfen aus.

In Baiern wurde unter dem Kurfürsten Carl Albrecht ein großer Aufwand mit Jagden, Festlichkeiten, Schauspielen u. s. w. getrieben, enorme Summen wurden durch sie und die Maitressen verschlungen; das Land konnte seine Stimme dagegen nicht erheben, denn seit 1699 war der Landtag nicht mehr versammelt.

In Baden-Durlach unter dem Markgrafen Carl Wilhelm wurde das Unwesen am weitesten getrieben. Hier wurde im Jahre 1715 mitten in den Wäldern Karlsruhe angelegt und ganz nach dem Muster des berüchtigten französischen parc aux cerfs bevölkert. Der allgemeine Unwillen des Volkes zwang den sittenlosen Markgrafen endlich, die Sache wieder aufzugeben.

In Würtemberg war es um nichts besser. Hier beherrschte das verschwenderische, unter dem Namen der Landverderberin berüchtigt gewordene Fräulein v. Grävenitz den schwachen Herzog Eberhard Ludwig völlig und häufte von dem am Lande begangenen Raube ungeheure Schätze auf. Ihr Wille galt im ganzen Lande für allmächtig; sie besetzte die wichtigsten Aemter mit ihren Creaturen, sie präsidirte im Ministerrathe und verschaffte sich sogar, als sie zur Reichsgräfin von Wurben erhoben wurde, einen Sitz auf der würtembergischen Grafentafel; ja sie wagte es sogar, des Herzogs rechtmäßige Gemahlin öffentlich mit Geringschätzung zu behandeln. Als sie aber an den würdigen und furchtlosen Hofprediger Osiander einst das vermessene Ansinnen stellte, er solle die Fürbitte für ihre Person mit in das Kirchengebet aufnehmen, gab derselbe ihr die kühne Antwort:

> „das sei nicht nöthig, denn das ganze Land bete schon alle Tage: Herr, erlöse uns von dem Uebel.“

Als in Stuttgart die Unzufriedenheit des Volks und der Stände immer lauter wurde, verließ der Herzog die Stadt und baute sich mit ungeheuren Kosten die neue Residenzstadt Ludwigsburg.

Unter seinem katholisch gewordenen Nachfolger Carl Alexander wurde die Lage des armen Würtembergs wo möglich noch trauriger. Er überließ die Regierung seinem Minister Süß Oppenheimer, welcher, unter dem Namen der Jude Süß berüchtigt geworden, sich die unglaublichsten Gewaltthaten und Erpressungen erlaubte, von dem empörten Volke aber nach dem plötzlich erfolgten Tode des Herzogs in einem eisernen Käfig an einen hohen Galgen gehängt wurde.

An den Höfen der geistlichen Fürsten ging es in gleich übler Weise zu. Sie hielten meist Hofstaaten wie die weltlichen Fürsten, lebten verschwenderisch und genußsüchtig wie diese und sprachen oft in ruchloser Sittenverderbniß dem Heiligsten Hohn. So wird in fast unglaublich klingender Weise erzählt, daß der Kurfürst von Cöln, einer der höchsten geistlichen Würdenträger Deutschlands, sich einen ganzen Winter in Paris aufgehalten und sich dort in allen Lüsten gewälzt habe. Auf der Rückreise habe er öffentlich verkündigen lassen, daß er am 1. April in Valenciennes eine Messe lesen werde, und als nun das Volk zahlreich in die Kirche geströmt sei, um sich von dem deutschen Kirchenfürsten segnen zu lassen, habe er zwar feierlich die Kanzel betreten und dort ein Kreuz geschlagen, dann aber mit überlauter Stimme geschrieen: „zum April", und sei unter dem Schall einer von ihm bestellten lustigen Jagdmusik wieder von der Kanzel gestiegen.

Doch genug von diesen Unwürdigkeiten, welche der menschlichen Natur nur zur Schande gereichen und das Herz des Lesers mit Abscheu erfüllen.

Und fragen wir uns, wie es so nahe liegt, wie sah es denn bei so trostlosen sittlichen Zuständen am Berliner Hofe aus? so müssen wir uns zwar die aufrichtige Antwort geben, daß der von Frankreich herüber gekommene giftige Hauch der Sittenlosigkeit auch seine Wirkung auf den preußischen Hof nicht ganz verfehlt hatte, daß auch hier, wie wir es ja schon erwähnt, Verschwendung und Ueppigkeit, Günstlingswirthschaft und grenzenlose Unordnung in den Finanzen eingerissen waren, können aber auch andererseits mit Befriedigung hervorheben, daß hier das Uebel noch keine zu tiefen Wurzeln geschlagen hatte, daß es noch leicht heilbar geblieben war.

Und den Arzt, der mit kräftiger Hand und entschlossenem Geiste die nothwendige und heilsame Operation vollzog, den Mann von altem Schrot und Korn, der plötzlich, nach dem Tode des Vaters, in seiner wahren Natur in diese französirte Welt des Hoflebens eintrat, fest entschlossen, gleichzeitig mit alle dem ihm längst zuwider gewordenen prunkenden Flitter und Tand alles Franzosenthum von sich und seinem Volke mit eiserner Hand abzureißen und von Neuem dem echten deutschen Geiste Raum zur Entfaltung seiner reichhaltigen Innerlichkeit zu verschaffen, — ihn hatte die Vorsehung zum Segen des Volkes und des Vaterlandes zur rechten Zeit erweckt in König Friedrich Wilhelm I.

§. 6.

Charakteristik König Friedrich Wilhelm's I.

Allerdings zeigte sich König Friedrich Wilhelm I. erst nach dem Tode des Vaters in seiner wahren, eigentlichen Natur; bisher hatte ihm die aufrichtige Hochachtung und Liebe für diesen den Mund geschlossen, so empört sein Inneres über Alles, was er um sich her vorgehen sah, auch oft gewesen sein mochte.

Das Verdienst dieses Stillschweigens muß dem bisherigen Kronprinzen um so höher angerechnet werden, als seine Individualität in hohem Grade verschieden von der seines Vaters war. Ermangelte der Vater sein ganzes Leben hindurch einer für Fürsten so hoch nothwendigen Charakterfestigkeit und Willenskraft, so daß seine oft bis zur Schwäche ausartende Gutmüthigkeit den Fürsten dem leider zu häufig verderblichen Einflusse seiner Umgebung unterwarf, so war der Sohn ein Mann von entschiedenem Ernst, eiserner Willenskraft, ja vielfach von großer Strenge und Härte, der sich nach eigener Auswahl nur mit solchen Leuten umgab, welche in seine Ansichten eingingen, und der seinem Willen mit Güte oder Gewalt nicht blos seine Familie, seine Umgebung, sondern auch sein ganzes Volk unterthänig zu machen wußte. War König Friedrich I. glanzsüchtig, freigebig und leidenschaftlicher Anhänger einer streng berechneten Hofetikette, so fand sich auch in allen diesen Punkten bei Friedrich Wilhelm I. gerade das Gegentheil. Sein eigenes Leben war in hohem Grade einfach und schlicht und vermied, wo es die königliche Würde nicht absolut erforderte, sorgfältig alles glänzende Gepränge; strenge, oft zu weit getriebene Sparsamkeit, peinliche Ordnungsliebe und Genauigkeit waren hervorragende Charakterzüge Friedrich Wilhelm's. Liebte der Vater Künste und Wissenschaften und verwendete bedeutende Summen für dieselben, so hielt der Sohn um so weniger davon, er konnte nicht begreifen, zu was diese dem Menschen nützlich sein sollten, und sah mit Verachtung auf Alles herab, was nicht unmittelbaren praktischen Nutzen gewährte; war König Friedrich's Sinn bei aller Neigung zu eitlem Tand und Glanz doch auch auf das Ideale gerichtet, so fand sich in Friedrich Wilhelm davon auch nicht die leiseste Spur vor.

Friedrich Wilhelm fand bei seiner Thronbesteigung den erst vor Kurzem geschaffenen preußischen Staat in eigenthümlichen Verhältnissen vor. Zwar zeigte sich schon hier und da in den einzelnen Gliedern desselben ein gewisser und nicht unbedeutender Grad nationalen Selbstgefühls; doch war der Zusammenhang noch immer nicht fest genug, um bei erschütternden Ereignissen ein Auseinanderfallen unmöglich zu machen. Zwar fing man bereits an, von den entferntesten Landestheilen der Monarchie her nach Berlin als dem gemeinsamen Mittelpunkte, dem Sitze der Königlichen Regierung, dem Hofe des Königs, die Blicke zu richten; aber der Gedanke an die Nothwendigkeit, das eigene engere Wohl dem gemeinsamen Wohl des ganzen Vaterlandes aufzuopfern, er sollte erst wach gerufen werden in den Herzen der Märker, der Preußen, der Pommern, der Rheinländer; noch beruhte die Existenz des jungen Königreiches, als eines ge-

schlossenen Ganzen, hauptsächlich in der bewundernden Erinnerung an die heroischen Thaten des großen Kurfürsten, in der Anerkennung, welche die neuerdings von Friedrich I. gezeigte königliche Pracht fand. Zwar hatte der junge preußische Adler schon zu verschiedenen Malen die Schwingen zu selbständigem Fluge geregt, doch noch waren ihm diese gebunden durch das Band der Abhängigkeit vom Kaiser und vom Reiche.

Auch Friedrich Wilhelm I. war nicht die geeignete Persönlichkeit, um dieses Band zu lösen; sein auf das Praktische beschränktes Wesen, ohne politischen Scharfblick, ohne ein Verständniß des höheren Geistes, dessen Walten die Geschichte der Staaten und Völker durchdringt, ließ den Gedanken, daß Preußen mit in die Reihe der mächtigsten Staaten einzutreten berufen sei, in seiner Seele nicht aufkommen.

Um so größer war dagegen des Königs Befähigung, dem ganzen inneren Staatsleben feste Formen zu geben, einen Mechanismus in's Leben zu rufen, der in allen Theilen fest und scharf in einander griff, und der zwar des höheren lebendigen Geistes entbehrte, der sich aber für lange Zeit hin praktisch und sicher bewährte, der in wenigen Jahren Staat, Volk, das ganze Sinnen und Treiben der gesammten Unterthanen völlig umwandelte. Klar hatte der König erkannt, daß es wie bisher nicht weiter gehen könne, wenn der Staat nicht in unheilbares Siechthum verfallen solle, daß an die Stelle der unsinnigen Verschwendung und Unordnung in den Finanzen die größte Sparsamkeit und strenge Ordnung, an Stelle der Pracht in allen Dingen Einfachheit, an Stelle der behaglichen Ruhe strenge Arbeit und unausgesetzte Thätigkeit, an Stelle der bisher so oft bewiesenen Nachsicht und Milde unerbittliche Strenge treten müsse. Sich selbst und seine Person schonte der König dabei am wenigsten; sprach er doch offen den Grundsatz aus, daß er sich nur als den obersten Beamten seines Volkes ansehe, berufen, darüber zu wachen, daß Jedermann im Staate, und darunter verstand Friedrich Wilhelm nicht blos die Beamten des Staates, sondern das gesammte Volk, im vollen Sinne des Worts seine Schuldigkeit thue.

In diesem Geiste trat Friedrich Wilhelm die Regierung seines Landes an. Wie er sein Werk in unerbittlicher Consequenz durchführte, werden wir in den folgenden Paragraphen lesen.

§. 7.

Friedrich Wilhelm's erste Regierungs-Handlungen. Ordnung der Finanzen.

Friedrich Wilhelm's erste Regierungshandlung bestand darin, daß er sich, kaum von dem Sterbebett seines Vaters tief erschüttert in sein Zimmer zurückgekehrt, von dem bisherigen Oberhofmarschall v. Prinzen die Liste der sämmtlichen Hofbeamten geben ließ und dieselbe von Anfang bis zu Ende durchstrich.

Fortan sollte der Hofhalt des neuen Königs nur aus einem Kammerherrn, zwei Pagen, zwei Kammerdienern, zwei Reitknechten, einem Haushofmeister, einem Kammerier, zwei Köchen und noch einigen wenigen anderen Bedienten bestehen; alle übrigen waren ihres Amtes entlassen,

erhielten aber Befehl, bis nach dem Leichenbegängniß des verstorbenen Königs auf ihren Posten zu bleiben; auch wurde den bisherigen Kammerherren, um die Härte der Maßregel in Etwas zu mildern, der Eintritt in die Armee als Offiziere gestattet.

In ähnlicher Weise wurden in den nächsten Tagen vom Könige in eigener Person die zahlreichen Pensionen und Gnadengehalte, die zuletzt fast 280,000 Thaler betragen hatten, gänzlich gestrichen oder doch bis auf 55,000 Thaler verkürzt; ebenso erhielt der Fürst von Anhalt-Dessau ein königliches Handschreiben, worin ihm mitgetheilt wurde, daß Friedrich Wilhelm fortan selbst Finanzminister und Feldmarschall des Königs von Preußen sein werde.

Diesen beiden, in der That bezeichnenden Handlungen des Königs folgte, nachdem die Berliner einige Monate später bei dem Leichenbegängnisse des seligen Königs zum letzten Male den Glanz und die Pracht des alten Hofes bewundert, eine ganze Reihe von Maßregeln, welche darauf berechnet waren, in allen Zweigen der Verwaltung die größte Sparsamkeit einzuführen.

Die Gehälter der Beamten unterwarf der König einer eingehenden Revision, strich Alles, was ihm irgend überflüssig erschien und zwar ohne Schonung und ohne Ansehen der Person, so daß sogar des Königs eigener Onkel, der Markgraf Philipp Wilhelm, ein Sohn des großen Kurfürsten aus zweiter Ehe, wie auch der Fürst von Anhalt-Dessau von diesen Reductionen empfindlich betroffen wurden. Allerdings erregte solche Maßregel im Anfange viele Klage und große Sorge; aber der König duldete keinen Widerspruch, meinte, wenn *er* sich mit so viel weniger behelfe, als sein Vater, so könne er wohl mit Recht dasselbe von seinen Beamten verlangen und man mußte sich in das Unvermeidliche fügen. Wenigstens *den* Vortheil hatten die hart Betroffenen von der neuen Verwaltung, daß ihnen das stark verringerte Einkommen jetzt sicher und regelmäßig ausgezahlt wurde, was früher bei der herrschenden Unordnung nur zu oft nicht der Fall gewesen.

Für seine eigene Person ging der König mit gutem Beispiel voran. Mit dem Tage des prunkvollen Leichenbegängnisses, bei welchem auch schon viel mehr als bei früheren derartigen Gelegenheiten *den Truppen* eine bedeutende Rolle zugetheilt war, wurde der geräuschvolle und prächtige Hof des Königs plötzlich still und einsam. An die Stelle der verschwenderischen Hoffeste traten Wachtparaden und kriegerische Uebungen, die zahlreiche betreßte und galonnirte höhere und niedere Hofdienerschaft, welche bis dahin die Räume des Schlosses angefüllt hatte, verschwand und statt ihrer sah man den König nur von Offizieren umgeben, welche auch den Dienst als Kammerherren mit versehen mußten; die Stelle der Günstlinge, welche bei dem gutmüthigen König Friedrich so großen Einfluß auf die Verwaltung gehabt, wurde bei dem starken, kräftigen Friedrich Wilhelm durch Generaladjutanten ersetzt.

Die Haushaltung des Königs wurde, als Beispiel strenger Sparsamkeit und Wirthlichkeit, fast auf schlicht bürgerlichen Fuß eingerichtet; der König selbst ließ sich täglich den Küchenzettel für seine Tafel vorlegen und prüfte mit der peinlichsten Genauigkeit die Rechnungen für jedes einzelne

Gericht auf Heller und Pfennig. Großer Verehrer einer guten derben Hausmannskost, duldete der König auf seiner Tafel durchaus keine künstlich zubereiteten Gerichte, vor Allem aber keine Machwerke der üppigen französischen Küche; nur wenn fremde Fürsten zum Besuche in Berlin waren, gestattete der König, daß seine Tafel etwas, aber auch nicht viel glänzender hergerichtet werde. Ihn leitete auch hierbei, wie überall der Gedanke, daß er seinem ganzen Volke das Muster eines sorgsamen und wirthlichen Hausvaters sein wolle; die Familie des Königs, von der noch ausführlich die Rede sein wird, mußte sich diesem, wie so manchem anderen Zwange, nothgedrungen unterwerfen.

Die vom Vater so sorgfältig gesammelten und hoch gehaltenen Kostbarkeiten und Juwelen, die vielen im Marstall stehenden Pferde mit kostbaren Geschirren wurden ohne Weiteres zu Gelde gemacht; von dem Erlöse, der trotz des bei solchen Verkäufen nothwendig eintretenden Verlustes höchst bedeutend war, konnten nicht allein die Schulden des früheren Hofhalts bezahlt werden, sondern es blieb auch noch eine beträchtliche Summe zur Gründung eines Staatsschatzes übrig. Eine solche Reserve-Summe aber für unvorhergesehene Fälle stets bereit zu haben, war nach Friedrich Wilhelm's Ansicht für den Staat ebenso nothwendig, wie für alle bürgerlichen Haushaltungen, eine Ansicht, für welche des Königs Nachfolger ihm gewiß von Herzen Dank und Beifall gezollt hat.

So prunklos und einfach wie des Königs ganzes Leben war auch seine äußere Erscheinung. Friedrich Wilhelm war 25 Jahre alt, als er den Thron seines Vaters bestieg, mithin in der vollen Blüthe männlicher Kraft. Nach den noch von ihm vorhandenen Bildern war er von mittelhoher, kräftiger Gestalt, ungezwungen und doch fest und sicher wie ein Thurm dastehend. Daß ein Mann wie er keinen Augenblick zögern werde, all' den französischen Krimskrams von Perrücken und Kleidertand weit von sich zu werfen, ist leicht begreiflich; in der That trug Friedrich Wilhelm am festlichen Leichenbegängniß seines Vaters zum letzten Male die Allongeperrücke und bediente sich von da an einer kleinen, braunen und in höherem Lebensalter einer weißen Stutzperrücke. In den ersten Jahren seiner Regierung sah man den König wohl zuweilen noch in bürgerlicher Kleidung, von 1719 ab aber niemals anders, als in Uniform und zwar meistens in der Uniform seines Leibregiments, der berühmten Potsdamer Garde, blau mit rothen Aufschlägen und silbernen Litzen, gelber Weste, gelben Beinkleidern, Stiefeletten von weißer Leinwand mit kupfernen Knöpfen, bei schlechtem Wetter mit einem Regenrock von grauem Tuche, ebenso wie das Tuch der Uniform von inländischem Fabrikate. Durch Friedrich Wilhelm kam zuerst unter den Fürsten der Gebrauch auf, den Rock des Soldaten zu tragen; daß Preußens Könige nicht blos das Kleid des Soldaten anlegten, sondern auch alle guten und rühmenswerthen Eigenschaften desselben sich zu eigen machten, daß sie der preußischen Armee stets als hell leuchtendes Vorbild dienten, gereichte und gereicht noch heute der Armee zu hoher Ehre und löblicher Nacheiferung, dem Vaterlande zum Heil und Nutzen. Friedrich Wilhelm aber erhielt von seiner Gewohnheit, beständig Uniform zu tragen, so wie von seiner großen Vorliebe für seine Soldaten den Ehrennamen: „der Soldatenkönig".

Werfen wir nunmehr der Reihe nach einen Blick auf die staunenswerthe Thätigkeit, mit welcher der König die einzelnen verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung prüfte und verbesserte, wie er mit besonnenem und klarem Verstande und ausdauernder Energie strenge Ordnung und Regelmäßigkeit in den Haushalt des Staates brachte, die öffentlichen Einkünfte regelte und nach Möglichkeit erhöhte, wie er mit peinlicher Gewissenhaftigkeit Alles selbst sehen, prüfen und anordnen mußte und wie er so in kurzer Zeit ein wahrhaft bewundernswürdiges riesenhaftes Werk zu Stande brachte.

Die nächste und umfassendste Sorge des Königs nahmen die Finanzen des Staates, unter seinem Vater in traurige Unordnung gerathen, in Anspruch.

Die Einkünfte des Staates, wie Friedrich Wilhelm sie vorfand, waren in zwei von einander gänzlich getrennten Hauptabtheilungen verwaltet worden; sie bestanden in den Domänengefällen und in den Kriegsgefällen. Erstere, die Domänengefälle, dienten zur Bestreitung des Königlichen Haushalts und zur Besoldung sämmtlicher Civilbeamten; die Einnahmen, welche die Domänengefälle bildeten, bestanden zuerst und hauptsächlich in dem Ertrage der Königlichen Domänengüter, ferner aus den Erträgen der Stempelsteuer, den Einkünften aus dem Postwesen, aus der Verwaltung der Königlichen Forsten, den Erträgen der See- und Flußzölle und aus dem Verkauf des Salzes, welcher, wie wir uns erinnern werden, Monopol der Regierung war.

Des Königs wunderbare Thätigkeit, sein scharfer praktischer Verstand, seine peinliche Ordnungsliebe und Genauigkeit brachte bald Ordnung und führte in wenigen Jahren wesentliche Verbesserungen in das bis dahin ziemlich ungeordnete und nachlässig beaufsichtigte System ein.

Die von seinem Vater versuchsweise eingeführte und noch hier und da bestehende Vererbpachtung der Domänen wurde gänzlich aufgehoben und dafür durchgehends eine auf 6 Jahre festgesetzte Zeitpacht eingeführt; überall mußten durch die vorgesetzten Behörden sorgfältige Pachtanschläge abgefaßt, eine fortgesetzte und auf's Peinlichste betriebene Beaufsichtigung der Pächter eingeführt werden, welche sich hauptsächlich auf die ganze Art des Wirthschaftsbetriebes, die Instandhaltung der Gebäude, des Viehstandes, der Ackergeräthe u. s. w. erstreckte und mit unerbittlicher Strenge für die regelmäßige Zahlung der Pachtgelder sorgen mußte. Aber auch wirkliche Verbesserungen der Güter selbst wurden zahlreich vorgenommen und hier scheute der sonst so sparsame König selbst die bedeutendsten Summen nicht; er wußte zu gut, daß sie, so angewendet, mit reichlichen Zinsen in die Staatskasse zurückfließen mußten.

Wüste Strecken Landes wurden urbar gemacht, Vorwerke und Musterwirthschaften angelegt, Städte und Dörfer ausgebaut, zahlreiche und gewerbfleißige Colonisten, von denen noch weiter die Rede sein wird, in's Land gezogen und sogar für 5 Millionen Thaler neue Domänen angekauft, so wie 2 Millionen zum Ankauf von Gütern für nachgeborene Prinzen des Königshauses verwendet. Unter anderen ließ der König auf seine und der übrigen dabei betheiligten Grundbesitzer Kosten das große Havelländische Luch entwässern, und gewann so mit einem Kostenaufwande von etwa 70,000 Thalern in einigen Jahren eine Strecke von 15,000 Morgen

des schönsten fruchtbarsten Landes. Die Sache war von den Meisten für völlig unmöglich gehalten worden, und des Königs eiserner Wille allein hatte sie dazu zwingen müssen.

Die von Friedrich Wilhelm hier angelegte holländische Musterwirthschaft Königshorst liefert noch heute der Hauptstadt Berlin die berühmte Horstbutter. In Königshorst wurden auf des Königs Anordnung junge Mädchen aus allen Gegenden des Landes in der Landwirthschaft, besonders in der Butter- und Käsebereitung unterrichtet; diejenigen, welche sich darin auszeichneten, erhielten sogar vom Könige bei ihrer Verheirathung eine Aussteuer von 24 Thalern. Wir werden später noch einmal berühren, wie des Königs Sorge nicht blos die Verbesserung der Königlichen Hausgüter umfaßte, wie sie vielmehr mit gleicher Unermüdlichkeit und wahrhaft väterlicher Bedachtsamkeit sich auf das ganze Land erstreckte. —

Die bereits früher bestandenen Stempel-Edicte wurden vom Könige bedeutend erweitert; fortan war jede Bittschrift oder Eingabe an eine Behörde, jede für eine Königliche Kasse bestimmte Quittung stempelpflichtig; ganz besonders streng war das Spielen mit ungestempelten Karten verboten, wie überhaupt dem Könige das Kartenspielen an und für sich in hohem Grade zuwider war.

Auch das bisher sehr mangelhafte Postwesen wurde in eingehender Weise verbessert und dadurch einträglicher gemacht. Hierhin gehört namentlich die Einführung größerer Regelmäßigkeit in der Beförderung von Personen und Briefen, die Vermehrung der Poststationen und vor Allem das strenge Verbot an Schiffer, Lohnkutscher, Fuhrleute u. s. w., Briefe und Packete unter 20 Pfund Gewicht zu befördern.

Die Verwaltung der Königlichen Forsten wurde zwar von Friedrich Wilhelm ebenfalls neu gestaltet; doch fehlte es in diesem Zweige der Bewirthschaftung noch zu sehr an Kenntnissen und Erfahrungen, als daß ihm eine wesentliche Vermehrung der Einkünfte aus den Forsten hätte gelingen können. Eine Königliche Holztaxe setzte den Preis der einzelnen Hölzer fest und eine strenge Verordnung verbot allen Grundherren, ihr Holz wohlfeiler als nach dieser Taxe zu verkaufen; bei der niedrigen Stufe aber, in welcher sich die Forstwirthschaft, und zwar in Folge des übergroßen Holzreichthums jener Zeit befand, wurde hierin nichts von Bedeutung geleistet.

Mehr Gewinn brachte der Handel mit Salz, welchen Niemand anderes treiben durfte, als die Regierung selbst; auf Einführung fremden Salzes stand sogar die Strafe des Galgens. Uebrigens wurde inländisches Salz schon damals in großer Menge in den Salzwerken zu Colberg, Halle, Unna und Minden gewonnen und durch Königliche Verordnungen jeder Unterthan genöthigt, jährlich eine gewisse Quantität Salz aus den Königlichen Magazinen, für jede Person über 10 Jahre $^1/_4$ Scheffel, zu kaufen.

Zur Beaufsichtigung des ganzen Domänenwesens und der eben angeführten Domänengefälle diente seit dem Jahre 1714 das General-domänen-Directorium; während, ganz unabhängig von und oft im Streit mit demselben, über die Verwaltung der Kriegsgefälle das General-Kriegscommissariat die oberste Aufsicht führte, und eine von Friedrich

Wilhelm schon im Jahre 1714 eingesetzte besondere, unmittelbar unter ihm selbst stehende Behörde, die **Generalrechenkammer**, die Rechnungen beider Zweige der Finanzverwaltung zu prüfen hatte.

Die Kriegsgefälle, auf welche wir nunmehr einen Blick zu werfen haben, befanden sich beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's in noch viel ungeordneterer Verfassung, als die Domänengefälle vor; bei dem allgemeinen Widerwillen, welchen die zu den Kriegsgefällen gehörenden Steuern meist im Volke fanden, gehörte in der That die ganze Energie des Königs dazu, um auch hier ein streng geordnetes System einzuführen.

Die Kriegsgefälle dienten ausschließlich zur Erhaltung des bereits in Preußen, wie in allen anderen europäischen Staaten zur Nothwendigkeit gewordenen stehenden Heeres; die Steuern selbst aber, welche die Kriegsgefälle bildeten, waren nothwendig geworden, seitdem bei der gänzlich veränderten Kriegführung der König selbst die Armee erhielt und nicht mehr wie früher jeder Lehnsträger verpflichtet war, sich persönlich zu Pferde zum Kriegsdienst zu gestellen, wofür er alsdann mit Recht von Abgaben befreit gewesen war. Bei der aufgehobenen Verpflichtung zum Kriegsdienst hatte indessen die Steuerfreiheit der Ritter selbstredend keinen Sinn mehr und schon Friedrich I. hatte dieses Punktes wegen mit der sich hartnäckig weigernden Ritterschaft wiederholten Streit gehabt.

Friedrich Wilhelm, der gewohnt war, das, was er einmal für Recht erkannt hatte, durchzuführen, es mochte biegen oder brechen, griff die Sache energischer an.

Er setzte ohne Weiteres durch eine Königliche Verordnung, welche er übrigens bereits im Jahre 1713 den Landständen der Mark zur Berathung übergeben hatte und welche von diesen gebilligt worden war, nachdem der König ihnen gern die Versicherung gegeben, daß dadurch an den Vorrechten des Adels nichts geändert werden solle, fest, daß fortan für jedes Ritterpferd eine jährliche Abgabe von 50 Thalern, späterhin auf 40 Thaler ermäßigt, gezahlt werden müsse.

Die wirkliche Einführung dieser **Ritterpferdegelder** verzögerte sich bis zum Jahre 1717 und stieß anfänglich im Herzogthum Preußen, besonders aber bei der Magdeburger Ritterschaft auf lebhaften Widerspruch; ja acht Mitglieder der letzteren wendeten sich sogar mit einer Beschwerde wegen Verkürzung ihrer alten Rechte an den Kaiser, und da man in Wien zu dieser Zeit gerade mit dem Berliner Hofe in keinem guten Vernehmen stand, so nahm man sich der Sache der Magdeburger Ritter sehr ernst an; es erging bei dem Reichshofrath in Wien ein der Sache des Königs ungünstiges Urtheil. Er wurde mit der Reichsexecution bedroht, wenn er nicht die bereits zwangsweise erhobenen Gelder zurückerstatte; auch wurde wirklich an Kursachsen und andere Reichsstände der Befehl zur Vollstreckung der Execution erlassen, — wohlweislich aber nicht zur Ausführung gebracht. Friedrich Wilhelm war nicht der Mann, sich selbst durch die Gefahr einer Reichsexecution in seinem guten Rechte beirren zu lassen; überdem wehte in Wien der Wind bald wieder von einer anderen Seite her und die acht Magdeburger Ritter wurden ihrem Schicksale überlassen. Der König hatte übrigens seinen Ministern die Anweisung gegeben, die Sache gegen die Kläger

„mit äußerstem Nachdruck zu verfolgen und sie möglichst zu chikaniren, um ihnen den Kitzel zu vertreiben, weiter an dergleichen gottloses und frevelhaftes Beginnen gegen ihren Landesherrn zu denken."

Uebrigens wurde sehr bald bei Bestimmung der Ritterpferdegelder auf die Bodenbeschaffenheit und sonstigen Verhältnisse in den Provinzen billige Rücksicht genommen. Dieselben betrugen zum Beispiel in einzelnen Gegenden der Neumark nur 20 Thaler, in Hinterpommern sogar nur 17 Thaler pro Pferd.

Auch die Bevölkerung des flachen Landes wurde mit Steuern belegt, welche zur Erhaltung des Heeres bestimmt waren. So wurden Cavalleriegelder gezahlt zur Entschädigung dafür, daß der König die bisher auf dem Lande stehenden Reiterregimenter nach den Städten gezogen und in Kasernen untergebracht hatte.

Die Hauptsteuer, welche das flache Land zahlte, hieß die Contribution und war schon früher gebräuchlich gewesen, auch je nach den Zeitverhältnissen und den verschiedenen Provinzen hoch oder niedrig normirt worden. Friedrich Wilhelm ließ es sich nach Kräften angelegen sein, feste Sätze für dieselbe zu beschaffen; dagegen wurde sie aber so hoch festgestellt, wie es irgend thunlich war, ohne die Bevölkerung zu sehr zu belasten. Diese Contribution, welche auf dem Lande die Stelle der in den Städten eingeführten Accise vertrat, wurde seit 1722 je nach der Aussaat und nach der Güte des Bodens der Scheffel zu 3, 8 und 10 Groschen festgestellt. Diejenigen Landbewohner, welche keine Ackerwirthschaft besaßen, zahlten dafür eine Art von Klassensteuer von 1—7 Thalern jährlich.

Bei der Ordnung dieser verschiedenen Steuern stieß der König namentlich in der Provinz Preußen auf lebhaften Widerspruch, der ihn indessen in der Durchführung seines Willens nicht beirrte. Als aber der preußische Adel bei Gelegenheit der Einführung einer allgemeinen Contribution oder des sogenannten General-Hufenschoßes, an Stelle der verschiedenen bis dahin gebräuchlichen Steuern, durch seinen Landmarschall dem Könige einen Bericht, noch dazu in französischer Sprache machen ließ, in welchem diese Steuerung als höchst verderblich und bedenklich für das ganze Land bezeichnet wurde, schrieb der König in großer Entrüstung an den Rand des Berichtes die berühmt gewordenen Worte:

„Tout le pays sera ruiné? Nihil kredo, aber das kredo, daß die Junkers ihre Autorität Nie pos volam (ich erlaube es nicht, das bekannte veto des Adels auf den polnischen Reichstagen) wird ruinirt werden. Ich stabilire die Souveraineté wie einen Rocher von Bronce."

Wie die Ritterschaft und das flache Land, so wurden auch die Städte nicht weniger zu den Kriegsgefällen herangezogen. Die Hauptsteuer bestand für diese in der bereits in der Mark von Friedrich I. eingeführten, aber bisher sehr mangelhaft eingerichtet gewesenen Accise. Friedrich Wilhelm, der das Einträgliche dieser Steuer sehr wohl erkannte, dehnte dieselbe trotz lebhaften Widerstandes auf alle übrigen Provinzen des Staates, mit Ausnahme von Geldern, aus und erhöhte nicht allein durch eine Reihenfolge von Edikten, welche theils die Erhöhung des Steuersatzes selbst, die Aus-

dehnung derselben über alle Gegenstände des täglichen Bedarfs, theils die bequemere Schätzung der steuerbaren Artikel nach Maß, Zahl oder Gewicht betrafen, den Ertrag der Accise in bedeutendem Maße, sondern er verwendete auch sein Augenmerk auf die möglichste Verhütung von Steuer-Defraudationen. Bald war jede Stadt in einer Art von Belagerungszustand und Jeder, das Thor Passirende, selbst königliche Wagen nicht ausgenommen, wurden der strengsten Revision unterworfen. So wie noch heutigen Tages war auch schon damals die Accise eine sehr lästige und unbequeme, wenn auch gerechtfertigte Steuer.

Alle diese Kriegsgefälle reichten indessen nicht aus, die großen Summen, welche das stehende Heer kostete, aufzubringen. Friedrich Wilhelm schuf daher eine höchst eigenthümliche Einrichtung, die sogenannte Rekruten-Kasse. Bei sämmtlichen Anstellungen, mit Ausnahme der geistlichen und Schulämter, so wie der höheren Posten, zu welchen das Vertrauen des Königs berief, bei der Verleihung von Titeln und Würden mußte je nach der Höhe der mit dem Amte verbundenen Besoldung eine bestimmte Abgabe an die Rekrutenkasse gezahlt werden; ja selbst bei Verleihung von Patenten, Nachsuchung von gerichtlichen Vollmachten, Privilegien, Königlichen Gnadenacten mußte der Betreffende stets zuvor den Nachweis führen, daß er sich mit der Rekrutenkasse abgefunden habe, ehe die zuständige Behörde ihm das Nachgesuchte ertheilen durfte. So wurden z. B. für die Verleihung eines Titels als Hofrath 400 Thaler, als Kriegsrath 500, als Geheimrath 600 Thaler in die Rekrutenkasse gezahlt. Niedrige Aemter kamen auf diese Weise sogar häufig in die Hände des Meistbietenden. —

Wir erwähnten vorher schon beiläufig, daß die beiden zur Verwaltung der Domänen und der Kriegsgefälle bestimmten Behörden sehr oft in Streitigkeiten mit einander geriethen, ja sogar Processe unter ihnen nichts Seltenes waren. Beide Behörden hielten zu diesem Zwecke sogar besondere Advokaten, die natürlich aus den öffentlichen Einkünften besoldet werden mußten.

Im Anfange des Jahres 1723 vereinigte der König daher beide Oberbehörden in eine, unter dem Namen des General-, Ober-, Finanz-, Kriegs- und Domänendirectoriums, gewöhnlich der Kürze halber blos das Generaldirectorium genannt. Friedrich Wilhelm selbst arbeitete in 35 Artikeln und 221 Paragraphen die Instruction für den Geschäftsbetrieb dieser Behörde, deren oberste Leitung er sich selbst vorbehielt, aus. Mit Recht konnte der König stolz auf diese Arbeit sein, die er oft seine eigene Verfassungsurkunde zu nennen pflegte, denn mit seltener Klarheit und Genauigkeit war in derselben für alle Fälle die Art und Weise angegeben, in welcher der König die Geschäfte gehandhabt wissen wollte.

Unermüdete Thätigkeit und Pflichttreue, unausgesetzte Bewachung der Unterbeamten, die größte Sorge für Ersparungen, für Erhöhung der Einkünfte, die peinlichste Ordnung in den Geschäften und in der Regelung der einzelnen Geschäftszweige waren es vor Allem, was der König forderte und deren Nichterfüllung er mit harten Strafen bedrohte. So mußte z. B. jedes Mitglied des Generaldirectoriums, dessen Geschäfte regelmäßig

im Sommer um 7, im Winter um 8 Uhr Morgens begannen, für eine Stunde zu spät kommen das erste Mal 100 Dukaten Strafe zahlen; blieb es ohne Erlaubniß ganz aus, so kostete ihm dies das erste Mal die Hälfte seines jährlichen Gehaltes, beim zweiten Male wurde es ohne Gnade cum infamia cassirt. Waren die Geschäfte dringend, so mußte selbst über Mittag hinaus gearbeitet werden, doch wurde alsdann aus der Königlichen Küche ein frugales Mittagmahl verabreicht, an welchem sich dann in zwei Abtheilungen die Hälfte der Mitglieder stärken durfte, während die andere Hälfte weiter arbeiten mußte. In der gedachten Instruction war sogar das Generaldirectorium ausdrücklich angewiesen, in den Provinzen Spione zu halten, um so besser in Erfahrung zu bringen, wie es dort zugehe, als dies durch die Berichte der Kammern geschehen konnte; so sehr hielt der König die durchgreifendste Controle der Beamten, bis auf die letzten hinab, für nothwendig.

Durch solche Anordnungen, über deren sorgfältiger Ausführung das Auge des arbeitsamen Königs beständig wachte, wurde nicht allein in kurzer Zeit eine musterhafte Ordnung in die Finanzverwaltung gebracht, sondern die Einkünfte des Staates auch in bedeutender Weise erhöht. Unter der Verwaltung Wartenberg's hatten die gesammten Staatseinnahmen nur $1\frac{1}{2}$ Millionen Thaler betragen; unter Friedrich Wilhelm's Musterwirthschaft stiegen sie bis auf etwa $7\frac{1}{2}$ Millionen; dabei waren sämmtliche Schulden bezahlt worden, ungeheure Summen konnten nach allen Seiten hin zur Hebung des Landes und zu Unterstützungen gewährt werden. Allein zur Ansiedelung neuer Colonisten wurden 12 Millionen, zum Ankauf von Domänen 5 Millionen, für prinzliche Güter 2 Millionen Thaler verwendet, und wie viele Tausende und Hunderttausende von Thalern wurden nicht zur Anlegung von Volksschulen ausgegeben, wie viele Millionen wanderten nicht in's Ausland für die Anwerbung von riesenhaften Soldaten, wobei der König selbst die höchsten Summen nicht scheute, wie viel kostete nicht allein die unter Friedrich Wilhelm so zahlreich vermehrte Armee. Und trotz alledem fand Friedrich Wilhelm's Nachfolger einen baaren Staatsschatz von 9 Millionen Thalern und an Kostbarkeiten, welche im Falle der Noth leicht in baares Geld verwandelt werden konnten, in den Königlichen Schlössern noch mehrere Millionen vor.

Wahrlich, in der Art und Weise, wie König Friedrich Wilhelm Ordnung und Regelmäßigkeit in den Staatshaushalt brachte, die Einkünfte erhöhte und nach festen Principien regelte, steht er für alle Zeiten bewundernswürdig da. —

§. 8.

Friedrich Wilhelm's Sorge für den Anbau des Landes, für Bevölkerung, Gewerbe und Handel.

Friedrich Wilhelm macht, je mehr wir von seiner unausgesetzten Sorgfalt für das Wohl seiner Unterthanen hören, immer mehr den Eindruck eines pflichtgetreuen und sorgsamen Familienvaters, der gewissenhaft bestrebt ist, das Seinige zusammen zu halten, die materielle Lage der

Familie zu bessern, der aber von jedem Einzelnen auch verlangt, daß er je nach seinen Kräften für das Wohl derselben mit arbeite, der seinen Willen der Familie als oberstes Gesetz hinstellt und mit Ernst und Strenge, ja oft mit unbeugsamer Härte dafür sorgt, daß dieser Wille erfüllt werde.

Wie in der Ordnung der Finanzverwaltung die wirthschaftliche Seite des Familienvaters, so leuchtet in der Fürsorge, mit welcher Friedrich Wilhelm den Zustand des Landes zu verbessern suchte, eine andere nicht weniger achtungswerthe Eigenschaft desselben hervor.

Noch waren in allen Theilen des preußischen Staates, trotz der Fürsorge, welche schon der große Kurfürst und König Friedrich I. der Abhilfe des Elends gewidmet hatten, überall die Spuren des 30jährigen Krieges sichtbar; noch gab es überall wüst liegende und unbebaute Strecken Landes, wo früher lachende Saaten, Wirthschaftshöfe, wohl angebaute Dörfer gestanden hatten; ja selbst in den Städten lagen oft noch hunderte von Häusern in Trümmern. Im Herzogthum Preußen war zu all diesem durch den Krieg verursachten Elende noch unter der vorigen Regierung das Unglück einer jahrelang andauernden Pestseuche gekommen, welche viele Tausende von Menschen dahin gerafft, Dörfer und Städte verödet hatte. Allein 60,000 Hufen Landes lagen in Preußen unangebaut da, weil es an Menschenhänden fehlte, sie wieder nutzbar zu machen.

Die wüst liegenden Strecken wieder zu bebauen, Dörfer und Städte aus ihren Trümmern wieder aufzurichten und sie mit fleißigen, zufriedenen Menschen wieder zu bevölkern, das war des Königs wahrhaft väterliche Fürsorge; hierbei vergaß er seine sonstige Sparsamkeit und spendete mit vollen Händen.

So wurde denn allen Denen, welche den Wiederanbau solcher wüsten Landesstrecken unternahmen, nicht allein der Grund und Boden unentgeldlich überlassen, zum Aufbau der Häuser und Gebäude freies Holz aus den Königlichen Forsten gegeben, sondern gern bewilligte ihnen der König auch Vorschüsse zur Einrichtung der Wirthschaften und auf mehrere Jahre völlige Abgabenfreiheit. Allein in Preußen wurden während der Regierung Friedrich Wilhelm's 12 Städte und 332 Dörfer meist ganz neu gegründet oder aus Schutt und Asche wieder erhoben, zahlreiche Wassermühlen angelegt und nicht weniger wie 49 neue Domänen in Bewirthschaftung genommen. Auch in den anderen Provinzen wurden viele Millionen Thaler zur Verbesserung der Landeskultur und zum Auf- und Ausbau von Städten und Dörfern verwendet; der Urbarmachung des großen Havelländischen Luchs haben wir bereits erwähnt.

Die Zeitereignisse kamen übrigens dem Könige insofern bei seinen Bestrebungen zu Hilfe, als religiöse Unduldsamkeit auch ihm, wie seinen Vorgängern, eine große Zahl fleißiger und gewerbtüchtiger Unterthanen aus anderen Ländern zuführte. Mit Freuden benutzte der König diese Begebenheiten, welche ihm und seinem Lande nicht allein bedeutende materielle Vortheile brachten, sondern ihm auch Gelegenheit gaben, von Neuem der Welt den Beweis zu liefern, daß Preußens Könige nach wie vor die festen Stützen des evangelischen Glaubens und zugleich religiöser Duldsamkeit seien.

Zunächst waren es seit dem Jahre 1727 Böhmen in großer Zahl, welche, in ihrer Heimath ihres Glaubens halber bedrückt, dieselbe freiwillig verließen und welchen der König die wohlwollendste Aufnahme, zumeist in Berlin, zu Theil werden ließ. Meist arme Leute, aber geübte Handwerker und namentlich Wollenweber, brachten sie dem Staate zwar keinen Zuwachs an Capital, waren aber dennoch dem Könige zur Hebung der inländischen Industrie höchst willkommen.

Wichtiger und bei Weitem zahlreicher war die seit dem Jahre 1732 stattfindende Einwanderung aus Salzburg. Nachdem die dort in großer Zahl lebenden Protestanten lange Jahre hindurch nicht wesentlich in der Ausübung ihres Glaubens behindert worden waren, fing im Jahre 1727 der Erzbischof von Salzburg, Freiherr Leopold Anton v. Firinian, von Neuem an, mit immer steigender Gewaltthätigkeit gegen die protestantischen Glaubensgenossen vorzugehen. Als die hart Verfolgten sich an den Reichstag und die evangelischen Fürsten mit der Bitte um Hilfe wendeten, wurden sie geradezu für Rebellen erklärt und von nun an mit doppelter Strenge behandelt. Alle Vorstellungen der evangelischen Fürsten blieben fruchtlos, der Kaiser selbst schien die Vorgänge in Salzburg gar nicht ungern zu sehen, denn er stellte dem Erzbischofe sogar österreichische Truppen zur Verfügung, welche in Salzburg einrückten und bei den Evangelischen, ähnlich wie vor mehr als 100 Jahren die Lichtenstein'schen Dragoner in Schlesien, einquartiert wurden.

Erst als König Friedrich Wilhelm durch seinen Gesandten drohen ließ, er werde seinen katholischen Unterthanen dieselbe Behandlung angedeihen lassen, entschloß sich der Erzbischof zu anderen Maßregeln, die aber leider nicht weniger hart waren.

Durch ein Patent vom 11. November 1731 wurde den salzburgischen Protestanten die Auswanderung gestattet; aber nicht, wie dies der westphälische Friedensschluß ausdrücklich vorschrieb, mit einer dreijährigen Frist zum Verkauf ihrer Güter, sondern nur 2—3 Monate wurden für diejenigen gestattet, welche eigenen Grundbesitz hatten, dagegen sollten die nicht Angesessenen bereits in acht Tagen, also mitten im härtesten Winter, das Land verlassen. Der barbarische Befehl gelangte wirklich zur Ausführung und durch österreichische Soldaten wurden die unglücklichen Salzburger, 800—900 an der Zahl, bei der strengsten Kälte über die Landesgrenze gebracht.

Die vorläufig Zurückgebliebenen verdoppelten ihre Bitte um Hilfe in dieser schweren Bedrängniß und sie sollten nicht vergebens gebeten haben. Nachdem Friedrich Wilhelm sich durch sorgfältige Prüfung überzeugt hatte, daß die an ihn abgesendeten Salzburger gute Protestanten und treue Unterthanen seien, daß man ihnen mit Unrecht von Seiten des Erzbischofs aufrührerische Gesinnungen vorgeworfen habe, erließ er am 2. Februar 1732 eine öffentliche Bekanntmachung, worin er die bedrückten Salzburger in seine Staaten einlud, ihnen Schutz und Aufnahme im Königreich Preußen, Reisegeld, Unterstützung und die kräftigste Hilfe gegen die widerrechtliche Vorenthaltung ihres Vermögens zusagte. An die Regierung der betreffenden Länder wurde die Bitte um freien Durchzug für die Auswanderer gerichtet und die nöthige Einrichtung getroffen, daß Allen, welche der Ein-

ladung folgten, bereits an der Grenze ein verhältnißmäßiges Reisegeld, für jeden Mann täglich 4, für eine Frau 3, für ein Kind 2 Groschen, gezahlt werden konnte.

Dem Kaiser wurde pflichtschuldigst Mittheilung von dem Geschehenen gemacht, dem Erzbischof aber bedeutet, daß der König fortan die protestantischen Salzburger für seine Unterthanen ansehe, und daß er für jeden Schaden, der ihnen ferner zugefügt werde, die härtesten Repressalien an den preußischen Katholiken nehmen werde. Dies machte den Erzbischof nachgiebiger; der Termin zur Auswanderung wurde auf mehrere Monate verlängert, auch den Kindern unter 12 Jahren, welche man anfänglich grausamer Weise von der Auswanderung hatte ausschließen wollen, dieselbe nunmehr gestattet und dem Verkauf der Ländereien fortan wenigstens keine großen Hindernisse entgegengestellt.

Auch von England und Holland waren Einladungen an die Salzburger ergangen und wirklich wendeten sich einige Tausend derselben dorthin. England verwendete dieselben zur Bevölkerung seiner Colonien in Amerika, besonders in Virginien. Der bei Weitem größte Theil der Salzburger Emigranten aber nahm froh und dankbar die Einladung Friedrich Wilhelm's an und in Abtheilungen von 2—300 sehen wir die Auswanderer ihrer neuen Heimath Preußen zueilen. An allen Orten harrte ihrer ein festlicher Empfang, Prediger und Lehrer zogen ihnen mit der Schuljugend entgegen; überall wurden sie freigebig bewirthet und unterstützt, und Hoch und Niedrig, Lutheraner, Reformirte, Katholiken, ja selbst Juden wetteiferten mit einander, den Ankömmlingen ihre Leiden vergessen zu machen, das Verlorene zu ersetzen.

Die meisten der Auswandererzüge gingen über Berlin in ihre neue Heimath und wurden dort unter den Linden auf's Freigebigste bewirthet und beschenkt; oft mischte sich der König und die Königin selbst unter die Schaaren der Ankommenden und Friedrich Wilhelm versicherte sie von Neuem, daß sie es gut bei ihm haben sollten.

So siedelten sich denn in der Gegend von Memel, Tilsit, Gumbinnen und Insterburg in wenigen Jahren gegen 17,000 Salzburger an und der sonst so sparsame König scheute keine Mühe und Kosten, den Eingewanderten ihre neue Heimath lieb und werth zu machen. Ganze Dörfer mit Kirchen und Schulgebäuden wurden ihnen überwiesen; freigebig ließ ihnen der König alles Nöthige an Hausgeräth, Vieh, Aussaat, Bauholz u. s. w. unentgeldlich darreichen und bewilligte ihnen völlige Abgabenfreiheit auf mehrere Jahre. In Bälde waren die verwüsteten Strecken Litthauens wieder bebaut und mit fleißigen, redlichen und dankbaren Menschen bevölkert, die in kurzer Zeit zu den treuesten preußischen Unterthanen gezählt werden konnten.

Uebrigens gelang es der unausgesetzten Bemühung des Königs, den Ausgewanderten von ihrem früheren Landesherrn doch noch 4 Millionen Gulden Entschädigung für die zurückgelassenen 2000 Bauerhöfe zu verschaffen. —

Durch die Aufhebung der in Preußen noch in vollem Umfange bestehenden Leibeigenschaft der Bauern, welche Friedrich Wilhelm aus Königlicher Machtvollkommenheit in die viel mildere Form des Zwangsdienstes,

wie er bereits in den anderen Provinzen bestand, zurückführte, erwarb sich der König ein hohes Verdienst um die Lage der dortigen ländlichen Bevölkerung. Fortan war auch in Preußen nicht mehr der Gutsherr unbeschränkter Herr über Leib und Leben, Eigenthum und Arbeitskraft seiner Unterthanen, sondern diese ihm nur zu gewissen, durch Gesetze geregelten Arbeitsdiensten verpflichtet.

Eigenthümlich und willkürlich, aber doch in hohem Grade zweckentsprechend und von dem scharfen praktischen Verstande des Königs zeugend waren die Verordnungen, mit welchen er sowohl einem zu großen Sinken der Getreide-Preise, als auch umgekehrt einer drohenden Theuerung entgegentrat. Bei der vielfach verbesserten Ackerwirthschaft wurden meistens sehr viel reichere Ernten erzielt, und die Getreidepreise dadurch äußerst herabgedrückt; drohte dies in zu großem Maße einzutreten, so verbot der König ohne Weiteres die Zufuhr von Getreide von Außen her und ließ selbst zu mittleren Preisen große Vorräthe aufkaufen und in den Königlichen Magazinen aufspeichern. Auf diese Weise sah sich der König im Stande, bei eintretender Theuerung in Folge mißrathener Ernten das aufgespeicherte Getreide wieder zu niedrigen Preisen zu verkaufen und sogar an Landleute zur Aussaat leihweise auszugeben, welche es dann nach der Ernte in natura zurückliefern mußten.

Wir können uns nicht enthalten, dem Leser hier wenigstens einige Beispiele anzuführen, die den Beweis liefern, in welcher eingehenden Weise sich Friedrich Wilhelm um die kleinsten Details der Verwaltung selbst bekümmerte, und welche dabei gleichzeitig die derbe Ausdrucksweise des Königs, ohne Rücksicht auf Styl und Rechtschreibung, aber immer von treffender Kürze und Klarheit, höchst charakteristisch bezeichnen.

Auf die Bittschrift eines Domänenpächters, welcher statt der laufenden Pacht Getreide zu niedrigem Preise an die Magazine liefern wollte, schrieb der König an den Rand die Worte: „Geldt ist die Losung."

Auf die Anfrage, ob zum Anbau einer wüsten Stelle am Markt einer Stadt die von dieser erbetenen Baufreiheitgelder, 459 Thaler, bewilligt werden sollten, folgte der Bescheid: „Wollte gott daß ich so goldt machen könnte als zu Dressen (Dresden), alsdann wollte noch besser einrichten, aber Non haben Pecunia."

Ein Pächter, der durch eine Viehseuche 70 Stück Vieh verloren hatte und um eine Entschädigung von 403 Thalern eingekommen war, erhielt zur Antwort: „200 Thaler, der Kerrel hallet mehr pecus als zum Mist nöthig, hofft bei'm Viehsterben zu profitiren."

Für die Reparatur der Wohnung eines Zollbeamten wurden außer dem freien Bauholz 315 Thaler 12 Groschen gefordert. Der König schrieb auf den Rand des Kostenanschlages die Worte: „Ist es ein Schloß? reparacio 24 Thaler."

Dagegen lautete die Antwort auf eine Bitte der pommerschen Kammer um Bewilligung von 2463 Thalern zum Wiederaufbau der Kirche in einem Königlichen Amtsdorfe höchst lakonisch: „Albert (der betreffende Kassenbeamte) soll zahlen." u. s. w.

Auch der Wohlfahrt und dem Aufblühen der Städte schenkte König Friedrich Wilhelm in nicht geringerem Maße und nach allen Richtungen

hin seine Aufmerksamkeit. Vor Allem war es der Ausbau und die Erweiterung Berlins, welche ihm am Herzen lag; er ging dabei von dem Grundsatze aus, daß, wenn nur erst die Häuser gebaut seien, die Bewohner dazu sich schon finden würden, und so bemächtigte sich des Königs allmählich eine wahre Leidenschaft für das Bauen. Der Oberst v. Derschau und der Geheimrath Gerlach waren vom Könige besonders beauftragt und mit den weitesten Vollmachten ausgerüstet, um den Bau von neuen Häusern auf jede Weise zu betreiben; nicht selten wurden höhere Beamte und für wohlhabend geltende Bürger sogar auf die härteste Weise förmlich gezwungen, auf bestimmten Stellen Häuser zu erbauen. Der Geheimrath Nüßler, welcher auch genöthigt wurde, und noch dazu auf einer sehr sumpfigen Stelle der Friedrichsstadt, ein Haus zu bauen und welcher sich darüber beim Könige beklagte, erhielt den Bescheid: „er habe dem an ihn gestellten Verlangen nachzukommen oder Sr. Majestät Allerhöchste Ungnade zu gewärtigen." Auf diese Weise wurde es denn allerdings dem Könige nicht allzuschwer, und auch nicht theuer, Berlin auszubauen und bedeutend zu erweitern. Die Friedrichsstadt, von Friedrich I. in Angriff genommen, wurde von Friedrich Wilhelm von der Mauer bis zur Wilhelmsstraße erweitert, dieser Ausbau sowohl wie das Köpenicker Feld wurden mit der erst in unseren Tagen im Abreißen begriffenen Stadtmauer, so wie mit vier Thoren versehen; in der Markgrafen- und in der Wilhelmsstraße mußten sich die meisten höheren Staatsbeamten anbauen, wovon die letztere Gegend noch heute den Namen „das Geheimrathsviertel" führt; zwischen der Krausen- und Schützenstraße bauten sich vornehmlich die aus Böhmen kommenden Protestanten an. Die vom großen Kurfürsten aufgeführten Befestigungen auf der Cöllnischen Seite wurden niedergerissen, auf dem dadurch gewonnenen Raume Häuser und Gärten angelegt, die Koch-, Zimmer- und Leipziger Straße wurden verlängert; nur die Absicht, daß sie den Truppen zu Paradeplätzen dienen sollten, retteten der Stadt die noch heute bestehenden, jetzt freilich anders benutzten freien Plätze, den Gensd'armen-Markt, den Dönhofsplatz, den Wilhelms- und den Leipziger Platz.

Der völlige Ausbau des Schlosses wurde im Jahre 1716 vollendet; der bei der Domkirche befindliche Kirchhof wurde zu einem freien Platze, der jetzige Lustgarten zu einem Exercirplatz umgeschaffen, das darin gelegene Lusthaus der Kaufmannschaft zur Börse überlassen. Endlich wollen wir noch erwähnen, daß unter Friedrich Wilhelm's Regierung die böhmische Kirche, die Dreifaltigkeitskirche, eine Hauptwache auf dem neuen Markte, fünf Spritzenhäuser, ferner die Jäger-, die Jerusalems-, die Spital- und die Köpenicker Brücke erbaut wurden.

Uebrigens scheint der König mit seiner oben erwähnten Annahme, daß sich die Bewohner schon finden würden, wenn nur erst die Häuser da wären, doch Recht behalten zu haben, denn Berlin, welches beim Tode des großen Kurfürsten nur 20,000, beim Tode Friedrich's I. fast 60,000 Einwohner hatte, zählte beim Tode Friedrich Wilhelm's bereits über 90,000 Seelen. —

Aber auch in anderer Weise sorgte der König für das Gedeihen der Städte. Es konnte nicht fehlen, daß mit dem Verschwinden des früherhin

so glänzenden und prächtigen Hofhaltes, der viele Tausende von Menschen in Thätigkeit und Nahrung setzte, bald viele Geschäftszweige völlig in's Stocken geriethen. Der König, dessen scharfem Blicke dieser Uebelstand durchaus nicht entgangen war, bemühte sich nach Kräften, neue Quellen zur Hebung der Gewerbsthätigkeit zu eröffnen. Sein besonderes Augenmerk richtete der König dabei auf die Fabrikation alles dessen, was zur Ausrüstung oder Bekleidung der Armee nothwendig war; die großen Summen, welche diese kostete, mußten nach seinem ökonomischen Sinne doch auf irgend eine Weise wieder dem Lande zu gute kommen, anstatt in's Ausland zu wandern.

So wurde zum Beispiel die Einfuhr fremder Tuche und Wollenwaaren auf's Strengste verboten, ebenso aber auch die Ausfuhr der im Inlande fabricirten Wolle. Geschickte Wollenarbeiter wurden von allen Seiten, zum Beispiel, wie schon erwähnt, aus Böhmen in's Land gezogen, ihnen bedeutende Vergünstigungen zugestanden und dadurch die Tuchfabrikation des Landes so bedeutend gehoben, daß der König schon nach wenigen Jahren die Genugthuung hatte, sein ganzes Heer in eigen fabricirtem Tuch gut und billig gekleidet zu sehen. Die inländische Wollenmanufactur machte in kurzer Zeit so bedeutende Fortschritte, daß bereits 1720 der König ein Edict erließ, welches im ganzen Lande das Tragen anderer als inländischer Wollenzeuge verbot und schon im folgenden Jahre wurde eine Verordnung erlassen, welche alle Kattune und halbseidenen Stoffe, deren Anfertigung in Preußen zur Zeit noch unbekannt war, gänzlich untersagte, das Tragen von seidenen Gewändern aber so beschränkte, daß bei der bekannten Abneigung des Königs dagegen so leicht Niemand es wagte, sich vor ihm in seidenen Stoffen sehen zu lassen. Man kann sich leicht denken, auf welche Blüthe dadurch die inländische Tuch- und Wollenmanufactur getrieben wurde, wenn gleich auch so mancher Gutsbesitzer bitterlich über die durch das Ausfuhrverbot gedrückten Wollpreise klagte.

Von ganz besonderer Wichtigkeit war in dieser Beziehung die Errichtung des sogenannten Lagerhauses in Berlin durch den Minister v. Kraut, in welchem zum Besten der Armee große Vorräthe von Wollen aufgespeichert wurden. Von hier mußten sämmtliche Regimenter der Armee ihre Tücher, sowie die Zeuge zu Jacken und Rockfutter beziehen; auch die Generalität und sämmtliche Offiziere wurden bei Androhung der Ungnade des Königs genöthigt, Alles, was sie brauchten, nur aus inländischen Fabriken zu entnehmen. Preußische Tuche und Zeuge kamen durch die vortreffliche Anfertigung bald so in Ansehen, daß sie vielfach vom Auslande verlangt wurden; namentlich die Russen kauften lange Zeit eine unglaubliche Menge davon in Preußen. —

Die anderen Gewerbzweige wurden nebenbei in keiner Weise vernachlässigt; wie überall war auch hier der Grundsatz geltend, daß das Geld im Lande bleiben müsse, was die Armee koste, und so lieferten denn bald die Leder-, Metall-, Gewehr- u. s. w. Fabriken ihre Erzeugnisse in solcher Güte und so zahlreich, daß die Armee sich mit Allem, was sie brauchte, vollständig und zu billigen Preisen im Lande selbst versehen konnte. Maßregeln von größerer Allgemeinheit sollten die einzelnen Gewerbe in sich selbst heben. So wurden viele lästige Gebräuche bei den Zünften auf-

gehoben, den Gewerken wurden neue Gildebriefe ertheilt, die Zahl der Gesellen und Lehrlinge für jeden Meister, die Zahl der Wanderjahre für die Gesellen bestimmt.

Im Jahre 1720 mußten sogar sämmtliche Handwerker, mit Ausnahme von Leinewebern, Schmieden und Stellmachern, vom Lande in die Städte übersiedeln. Als natürlicher Weise durch diese Zwangsmaßregel in einzelnen Orten eine Ueberhäufung einzelner Gewerke und dadurch Brodlosigkeit eintrat, regelte der König dieses Mißverhältniß im Jahre 1734 und 1735 durch Versetzung einzelner Handwerksmeister an solche Orte, wo gerade Mangel daran war.

Was den Handel anbetrifft, diese für das innere Leben der Völker so hochwichtige Pulsader, so hatte König Friedrich Wilhelm, wenngleich von den besten Absichten beseelt, doch kein richtiges Verständniß für denselben. Sein nur auf das Zunächstliegende gerichteter praktischer Sinn begriff es nicht, daß der Handel überall nur bei freier Thätigkeit gedeihen kann, daß Zwangsgebote und Verbote, wie sie in Preußen nach allen Richtungen hin bestanden, dem höheren Aufschwunge desselben nur hinderlich sein können. So war er denn auch durchaus nicht im Stande, in die hohe Idee des großen Kurfürsten einzugehen und dieselbe weiter zu entwickeln; vielmehr war ihm der von diesem begründete und schon von seinem Vater arg vernachlässigte überseeische Handel in hohem Grade zuwider und sein ganzes Bemühen darauf gerichtet, die vom Großvater erworbenen überseeischen Besitzungen mit dem größtmöglichsten Nutzen loszuschlagen. Am 13. August 1720 wurde die preußische Besitzung an der afrikanischen Küste, diese Lieblingsschöpfung des großen Kurfürsten, für 6000 Dukaten, vier Actien der holländischen Handelsgesellschaft im Werthe von zusammen 6000 Gulden und für 12 junge Neger mit goldenen Halsbändern an die gedachte Gesellschaft verkauft. Preußens junge, schon halb im Absterben begriffene Seemacht wurde damit für fast $1\frac{1}{2}$ Jahrhunderte völlig zu Grabe getragen. Das Einzige, wodurch sich König Friedrich Wilhelm in Bezug auf die Hebung des Handels ein Verdienst erwarb, einzelne Einrichtungen und Maßregeln von untergeordneter Bedeutung abgerechnet, ist die Einführung von gleichen Maßen und Gewichten im gesammten Staate.

§. 9.

Des Königs Sorge für Religion und Schule, für Kunst und Wissenschaft, für die Justiz.

Von aufrichtig frommem Sinne und von wahrer Gottesfurcht durchdrungen, war Friedrich Wilhelm sein ganzes Leben bemüht, den kirchlichen Sinn in seiner Familie, wie in seinem ganzen Volke zu verbreiten.

Er selbst besuchte den Gottesdienst regelmäßig und forderte mit Strenge von den Mitgliedern seiner Familie, von den hohen und niederen Beamten, von allen Offizieren dasselbe, um so dem Volke ein gutes Beispiel vor Augen zu führen; dagegen waren ihm lange weitschweifige und namentlich gelehrte Predigten äußerst zuwider. Er meinte, daß dabei den Zuhörern alle Andacht und Aufmerksamkeit vergehen müsse und setzte Geldstrafen darauf, wenn die Predigt, außer dem Gesang und Gebet, über eine Stunde dauerte.

Die Unterschiede zwischen der lutherischen und der reformirten Lehre, welcher letzteren der König selbst angehörte, erkannte er gar nicht an; er nannte sie Pfaffengezänk und äußerte sich einmal darüber mit den Worten:

„Der Unterschied zwischen unseren beiden evangelischen Religionen ist wahrlich ein Pfaffengezänk, nur äußerlich ist ein großer Unterschied, wenn man es aber examinirt, so ist es derselbe Glaube in allen Stücken, sowohl in der Gnadenwahl, als beim heiligen Abendmahl; nur auf der Kanzel, da machen sie eine Sauce, eine saurer als die andere. Gott verzeihe allen Pfaffen, denn die werden Rechenschaft geben dem Gericht Gottes, daß sie Schulratzen aufwiegeln, das wahre Wort Gottes in Uneinigkeit zu bringen. Was aber wahrhaft geistliche Prediger sind, die sagen, daß man sich soll einer den andern dulden und nur Christi Ruhm vermehren." u. s. w.

Alle Ueberschwänglichkeit, auch in Religionssachen, war dem König ein Greuel; so duldete er zum Beispiel nicht das Abhalten besonderer Betstunden, er meinte, das wäre lauter Heuchelei.

Dagegen war er eifrig bemüht, eine Verschmelzung der beiden evangelischen Landeskirchen herbei zu führen; er verbot mit Ernst den Predigern beider Confessionen das Eifern und Schmähen von den Kanzeln und stiftete sogar mehrere sogenannte Concordien- oder Simultankirchen, in welchen abwechselnd lutherischer und reformirter Gottesdienst gehalten wurde und welche mehr als alles Andere dazu beitrugen, den Unterschied beider Lehren auch im Volke zu verwischen.

Intoleranz in Glaubenssachen war dem König so gut fremd, wie seinen Vorgängern auf Preußens Königsthron, niemals gab es Mißverhältnisse dadurch, daß er reformirten, seine Gemahlin lutherischen Glaubens war; ja er erlaubte sogar einer seiner Töchter bei ihrer Vermählung zum lutherischen Bekenntniß überzutreten. Alle sektirerischen Bestrebungen waren ihm dagegen in hohem Grade zuwider und er trat ihnen überall mit der unnachgiebigen Gewalt seines Königlichen Amtes in den Weg.

Ebenso wurde auf die strenge Innehaltung der Kirchen-Ordnung mit der größten Strenge gesehen und auch hier wie überall bekümmerte sich Friedrich Wilhelm um die geringfügigsten Dinge. Die Fiskale, besondere Beamten, von denen noch die Rede sein wird, mußten streng darüber wachen, daß die Geistlichen in jeder Predigt den Zuhörern einschärften, wie sie dem Könige, als der von Gott eingesetzten Obrigkeit, Treue und Gehorsam schuldeten und verpflichtet seien, die festgesetzten Leistungen an ihn willig abzutragen.

Gegen die katholische Kirche und gegen die Katholiken selbst war der König in hohem Grade eingenommen, obgleich er seine katholischen Unterthanen in keiner Weise belästigte und ihnen völlige Freiheit in der Ausübung ihrer Religion gestattete. Eine bloße Erinnerung an die Schrecken des Religionskrieges, welcher Deutschland und besonders Brandenburg so grauenvoll verwüstet hatte, genügte, um den König in die größte Aufregung zu versetzen. Vollends der Orden der Jesuiten war ihm ein Greuel. Und nicht blos die Erinnerung an die traurige Vergangenheit, sondern auch leider Begebenheiten, welche sich während seiner Regierung zutrugen, er-

höhten das Mißtrauen und den Widerwillen des Königs gegen den Katholicismus in hohem Grade.

Wir erinnern hier blos an die Behandlung der Salzburger Protestanten. Aehnliches war auch 1719 in der Pfalz, 1727 in Böhmen vorgefallen, überall hatte der König einschreiten müssen, um die Bedrückung der Protestanten durch die Katholiken zu verhindern; gewiß waren diese beklagenswerthen Vorfälle nicht geeignet, dem Könige eine bessere Meinung von den Katholiken zu verschaffen.

Vor Allem aber war es ein höchst trauriges Ereigniß, welches sich im Jahre 1724 in Thorn zutrug und seitdem in der Geschichte unter dem Namen des Thorner Blutgerichts eine schreckenvolle Berühmtheit erlangt hat, wodurch der Zorn des Königs gegen Alles, was katholisch hieß, in furchtbarer Weise erregt wurde.

In dieser ehemaligen freien Reichsstadt, zur Zeit Friedrich Wilhelm's dem polnischen Reiche angehörig, hatte sich die protestantische Lehre sehr rasch verbreitet und schon unter König Sigismund August war den Protestanten in Thorn völlige Religionsfreiheit zugesichert worden. Späterhin hatten indessen die Katholiken wieder die Oberhand gewonnen und die Jesuiten hatten sogar ein von zahlreichen Schülern besuchtes Collegium in der Stadt gegründet, dessen Angehörige wiederholt Streitigkeiten mit den friedlichen Bewohnern der Stadt angestiftet hatten.

So kam es auch am 16. Juli 1724 bei Gelegenheit einer feierlichen Procession der Jesuitenschüler, welche, nicht zufrieden, daß protestantische Bürger und Knaben beim Vorübertragen des Allerheiligsten die Mütze abnahmen, von diesen vielmehr forderten, daß sie auf die Kniee fallen sollten, zu einer Streitigkeit, welche leider damit endigte, daß das durch die Gewaltthätigkeiten der Jesuitenschüler erbitterte Volk das Collegium derselben stürmte und verschiedene Geräthschaften zertrümmerte. Die herbeieilende Stadtwache verhinderte indessen weiteren Unfug.

Der an und für sich unbedeutende Vorfall wurde von der katholischen Partei in der gehässigsten Weise ausgebeutet; es galt ja, die Protestanten so recht in's innerste Herz hinein zu verwunden und solche Gelegenheit ließ die Gesellschaft Jesu niemals unbenutzt vorübergehen. Ein außerordentlicher und in hohem Grade parteiisch zusammengesetzter Gerichtshof verurtheilte den Präsidenten Rösner und 10 der angesehensten Bürger und Rathmänner zum Tode durch das Beil, mehr als 40 andere zur Amtsentsetzung, zu langer Gefangenschaft und bedeutenden Geldbußen. Die Stadt Thorn mußte 3000 Dukaten Gerichtskosten zahlen, die Hälfte des Raths, der Schöppen und Sechszigmänner fortan aus Katholiken bilden und sogar die Marienkirche und das Gymnasium an die Katholiken abtreten.

Das grauenvolle, auf lügnerische Aussagen sich stützende Bluturtheil gegen so viele ganz unschuldige und würdige Männer wurde zur ewigen Schande König August's II. von Polen von diesem bestätigt und am 7. December 1724 vollzogen.

Vergeblich hatte König Friedrich Wilhelm in gerechter Entrüstung über den unerhörten Urtheilsspruch ein eigenhändiges Schreiben mittelst Eilboten an König August gesendet, in welchem er feierlich gegen die Ungerechtigkeit protestirte, welche in dem Urtheil lag, und den König dringend

beschwor, dasselbe nicht vollziehen zu lassen; seine Einmischung erbitterte die Polen noch mehr, und in der Furcht, ihre Opfer sich entrissen zu sehen, setzten die Jesuiten es durch, daß die Vollstreckung noch vor dem eigentlich dazu festgesetzten Tage erfolgte. König August aber entschuldigte sich mit der elenden Ausflucht, daß er dem so energisch ausgesprochenen Willen der katholischen Geistlichkeit und des polnischen Adels sich nicht habe widersetzen dürfen. Schlecht stimmt damit überein, daß der ebenfalls zum Tode verurtheilte Vicepräsident Zernecke seine Begnadigung mit 60,000 Gulden vom Könige erkaufen durfte.

Nach dieser entsetzlichen Begebenheit stieg der Widerwille König Friedrich Wilhelm's gegen die Katholiken auf's Höchste; die strengsten Verordnungen schafften in der Landeskirche alle Gebräuche und Ceremonieen ab, welche nur im Entferntesten noch an den Katholicismus erinnerten.

Daß übrigens des Königs Sinn von dem Geiste wahrhaften Christenthums durchdrungen war, beweisen nicht allein die zahlreichen Kirchen, welche er während seiner Regierung aufbauen ließ und deren man mehrere Hundert zählt, sondern auch die große Freigebigkeit, mit welcher er wahrhafte Bedürftigkeit stets zu unterstützen bereit war. So vermehrte er die Armenfonds und verbesserte ihre Verwaltung, so vergrößerte er das von Friedrich I. gestiftete Friedrichshospital, so wandelte er das vor dem Spandauer Thore gelegene Spinnhaus in eine Krankenanstalt unter dem Namen Charité um, in welcher schon im ersten Jahre gegen 300 Kranke Aufnahme fanden, und welcher er einige Jahre später 100,000 Thaler schenkte und noch andere bedeutende Einkünfte zuwendete.

Sein frommer Sinn endlich trieb den König, im Jahre 1713 den Uebertritt Johann Sigismund's zur reformirten Lehre (1613), 1717 die Erinnerung an das Reformationsfest (1517), 1730 das Andenken an die Augsburgische Confession (1530) und 1739 den Uebertritt der märkischen Länder zur evangelischen Kirche (1539) zu feiern. Letztere Feier verlegte der König, in der Besorgniß, den Monat November nicht mehr zu erleben, sogar in den Monat Mai; so viel Werth legte er darauf, die Erinnerung an ein so denkwürdiges Ereigniß noch mit zu feiern. —

Betrachten wir nunmehr, was der noch heutigen Tages so häufig wegen seiner mangelhaften Bildung getadelte und als roher, herzloser Soldatenkönig geschilderte Friedrich Wilhelm für die Hebung des Schulwesens und der allgemeinen Volksbildung in seinen Staaten gethan hat, so werden wir mit Ueberraschung gewahr, daß auch in dieser Beziehung des Königs Fürsorge eine wahrhaft väterliche gewesen ist, daß man mit Recht ihn als den Begründer der allgemeinen Bildung des Volkes in Preußen ansehen muß.

Allerdings schätzte Friedrich Wilhelm, dem in seiner Jugend ein fehlerhafter Unterricht die Neigung zu den Wissenschaften verleidet hatte, nur diejenigen, welche wirklich praktischen Nutzen im Leben brachten; von dem Nutzen eines dem ganzen Volke zu Theil werdenden Unterrichts in nützlichen Dingen aber war auch er von ganzer Seele überzeugt; und das große Werk, welches der große Kurfürst bereits gedacht, dessen Ausführung König Friedrich I. bereits angebahnt hatte, es wurde von Friedrich Wilhelm mit klarer Besonnenheit und mit großer Entschiedenheit durchgeführt.

Der Gedanke, daß die Schule der ganzen Volksjugend ohne Unterschied geöffnet werden müsse, bisher gescheitert an dem Mangel an Mitteln, er wurde durch ihn verwirklicht.

Der König gab sehr bedeutende Summen zur Gründung neuer Volksschulen her, denn in vielen Gegenden des Landes fehlte es an denselben noch sehr bedeutend; allein in Preußen wurden während seiner Regierung 1160 Dorfschulen neu eingerichtet. Durch höchst zweckmäßige Verordnungen wurde der Schulbetrieb geregelt. Die Eltern wurden ernstlich ermahnt, ihre Kinder zum regelmäßigen Schulbesuch anzuhalten, kein Kind konnte von jetzt ab konfirmirt werden, welches nicht wenigstens Lesen und Schreiben gelernt hatte; den Schullehrern wurde als Hauptzweck ihres Wirkens die Aufgabe gestellt, daß

> „sie die ihnen anvertrauten Kinder als Kinder der Ewigkeit anzusehen, sie Christo zuzuführen und dahin zu wirken hätten, daß dieselben nach dem Vorbilde des Heilandes an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen zunähmen."

Die Leistungen der Eltern an die Schulmeister wurden je nach dem Stande und Vermögen der Ersteren, sowie nach dem Grade des Erlernten festgesetzt; doch blieb die äußere Lage der Dorfschullehrer noch für lange Zeit traurig genug und ist vielfach noch heutigen Tages nichts weniger als glänzend.

Für die Kinder seiner Soldaten sorgte Friedrich Wilhelm durch Errichtung des großen Potsdamer Militär-Waisenhauses im Jahre 1734, welchem der König bedeutende Capitalien zu seiner Unterhaltung, unter anderen auch den Gewinn aus dem zu jener Zeit in Berlin entstandenen Intelligenzblatt überwies. —

Von Wissenschaften und Künsten hielt der König nicht viel, wie wir bereits gesagt haben. Er nannte die ersteren pedantische Stubengelehrsamkeit, phantastische Träumerei, die Niemandem was nütze, die schönen Künste bezeichnete er als überflüssigen Luxus. So war es denn bei diesen Anschauungen des Königs kein Wunder, daß beide unter seinem Regimente nicht gedeihen wollten, sondern Rückschritte machten. Die Akademie der Wissenschaften in Berlin wurde in ihren Einkünften so beschränkt, daß sie nur mühselig weiter bestand; der König hätte sie wohl auch ganz aufgehoben, wenn man ihm nicht vorgestellt hätte, daß es der Armee dann leicht an geschickten Aerzten fehlen dürfe. Die Fonds der erst gegründeten Königlichen Bibliothek zu Berlin wurden als unnütz gänzlich gestrichen; die Universität Frankfurt wurde in ihren Einkünften wesentlich beschnitten, die erst vor Kurzem errichtete und rasch empor geblühte Universität Halle wurde in dem berühmten Philosophen und Mathematiker Christian Wolf ihres besten Lehrers beraubt.

Dieser geistvolle und gelehrte Mann, welcher zuerst die philosophische Wissenschaft in ein festes System gebracht hat, war mit der Partei der Frommen oder Pietisten, und besonders mit den theologischen Professoren Lange und Francke in Streitigkeiten gerathen, die allmählich immer mehr einen erbitterten Charakter annahmen und endlich durch Francke und Lange selbst vor das Ohr des Königs gebracht wurden. Dieser wollte zwar anfänglich von der gelehrten Streiterei nichts wissen; als ihm aber einige

Generale vorstellten, daß nach der irrigen Lehre Wolf's von der Prädestination ja jeder Rekrut das Recht habe, davon zu laufen, wenn er einmal vorher dazu bestimmt sei, da war des gelehrten Philosophen Schicksal besiegelt, obgleich schwerlich anzunehmen war, daß die preußischen Grenadiere Wolf'sche Philosophie studiren würden. Mitten im Winter 1723 wurde Wolf seines Amtes entsetzt und mußte binnen 48 Stunden die Stadt und das Königreich Preußen verlassen haben. Später überzeugte sich der König wohl von dem Unrecht, welches er Wolf angethan und lud ihn unter sehr günstigen Bedingungen zur Rückkehr in seine Staaten ein; doch zog dieser es vor, an der Universität Marburg zu verbleiben und erst unter der nachfolgenden Regierung kehrte er nach Preußen zurück.

Nur wo die Wissenschaft praktischen Nutzen gewährte, hatte sich dieselbe einiger Aufmunterung Seitens des Königs zu erfreuen. So war derselbe eifrig darauf bedacht, dem bisher arg vernachlässigten Medicinalwesen eine bessere Gestaltung zu geben und errichtete in diesem Sinne im Jahre 1723 das Collegium Medico-Chirurgicum zu Berlin, so wie schon vorher 1717 das anatomische Theater ebendaselbst. Des großen Krankenhauses, der Charité, an welcher viele junge Aerzte praktisch ausgebildet wurden, haben wir schon gedacht.

Den Künsten, welche unter Friedrich I. so herrlich aufzublühen begonnen hatten, ging es unter Friedrich Wilhelm noch trauriger, wie den Wissenschaften. Die früher so reich dotirte Akademie der Künste erhielt nur noch ein Paar Hundert Thaler jährlich und existirte nur noch dem Namen nach. Große Bauunternehmungen waren dem Könige zu theuer, wenn sie nicht den Aufbau von neuen Häusern oder Kirchen betrafen; die einzigen bedeutenden und schönen Bauwerke aus der Zeit Friedrich Wilhelm's sind das Berliner und das Anklamer Thor in der neu erworbenen Festung Stettin.

Die Malerei liebte der König nur als Porträtmalerei und ließ in wunderbarer Liebhaberei durch den berühmten Porträtmaler Pesne die schönsten Exemplare seiner riesigen Gardisten in Lebensgröße malen; manche dieser Bilder sind noch heute im Königlichen Schlosse in Berlin zu sehen. Ein besonders großer Grenadier wurde sogar von einem Berliner Bildhauer in Lebensgröße und in voller Uniform in Stein ausgehauen. Uebrigens malte der König in seinen Mußestunden und namentlich wenn ihn das Podagra quälte, selbst in Oel und schrieb dann stets darunter: „in tormentis pinxit F. W." Viel künstlerischen Werth sollen übrigens seine Porträts nicht gehabt haben, wenn auch der König oftmals selbstgefällig äußerte, daß er von seiner Kunst ganz gut würde leben können, wenn er nicht König wäre.

Die Schauspielkunst, für welche Friedrich I. so viel gethan hatte, verschwand unter Friedrich Wilhelm fast gänzlich. Nur nach seiner höchst eigenthümlichen Weise that der König gelegentlich Einiges zur Förderung derselben; so wurde einem gewissen Eggenburg, der sich durch seine große Kraft und equilibristischen Kunststücke die Gunst des Königs und den Namen „der starke Mann" erworben hatte, die Erlaubniß ertheilt, in einer hierzu auf dem Dönhofs-Platze errichteten Bretterbude Vorstellungen zu geben und auch Komödien aufzuführen. Nicht allein der König und der ganze

Hof wohnten dann diesen Vorstellungen bei, sondern auch die Beamten und Mitglieder der Collegien hatten den strengen Befehl, von Zeit zu Zeit dieselben zu besuchen.

Was die Musik anbetrifft, so waren Jagdfanfaren, der kriegerische Schall der Trommeln und Pfeifen, die Trompeten seiner Reiterregimenter, die höchst exacten Salven und das Pelotonfeuer seiner Grenadiere dem Könige stets die liebste Musik nach den vollen Tönen der Orgel und dem Gesange in der Kirche. Für Pflege und Ausbildung der edlen Kunst, so weit sie sich darüber hinaus erstreckte, geschah nichts. —

Den traurigen Zustand, in welchem sich die Rechtspflege jener Zeit befand, hatte der König mit gewohntem Scharfblicke gar bald erkannt. Gleich nach dem Antritt seiner Regierung schrieb er in dem Wunsche, eine Verbesserung derselben herbei zu führen, an einen seiner Minister;

> „Die schlimme Justiz schreit gen Himmel, und wenn ich's nicht remidire, so lade ich selbst die Verantwortung auf mich."

Wenn trotz dieses löblichen Strebens des Königs verhältnißmäßig nur wenig zur Verbesserung der allerdings wenig geregelten Rechtspflege geschah, so ist dies theils dem Widerwillen zuzuschreiben, welchen der König gegen die damals herrschende Rabulisterei, Wortklauberei und Sophistik im Rechtswesen empfand, theils der großen Strenge und Härte seines Wesens, welche jede Gesetzesübertretung als eine Beleidigung der göttlichen Gebote auf's Tiefste empfand, auf's Bitterste geahndet wissen wollte und nur in der Furcht vor strenger Strafe das Mittel zur Verhinderung derselben erblickte. Selten hat der König ein Urtheil in Criminalsachen gemildert, sehr häufig dagegen verschärft; öffentliche Züchtigungen und Executionen, Staupbesen, Pranger und Brandmarkung, Galgen und Rad waren in seiner Regierung nur zu häufig vorkommende Schauspiele.

Einen besonderen Widerwillen hatte Friedrich Wilhelm gegen die Disputirkunst der Advokaten. Man erzählt von ihm, daß er einst, einer Gerichtssitzung persönlich beiwohnend, bei welcher es sich um einen verwickelten Rechtsfall handelte, während der Rede des einen Advokaten beifällig mit dem Kopfe genickt und am Schlusse gesagt habe: „der Kerl hat Recht." Während des nun folgenden Vortrages des Advokaten von der Gegenpartei, sei der König allmählich immer unruhiger geworden und habe endlich mit den heftig ausgesprochenen Worten: „der verfl— Kerl hat auch Recht," den Sitzungssaal verlassen und sei nie wieder dazu zu bewegen gewesen, derartigen Processen beizuwohnen.

Am liebsten hätte sich der König unzweifelhaft, wie dies vor alten Zeiten auch bei den Germanen Brauch gewesen war und wie es seiner Auffassung des Königlichen Berufes am meisten entsprach, selbst hingesetzt und seinem gesammten Volke Recht gesprochen. Dies erlaubte nun zwar die anderweitig so vielfach in Anspruch genommene Zeit des Königs, und man darf wohl hinzusetzen glücklicher Weise, nicht; dennoch sind zahlreiche Beispiele vorhanden, wo der König aus oberster Königlicher Machtvollkommenheit selbst das Urtheil fällte, ohne einen Gerichtshof dabei zu Rathe zu ziehen.

So hatte sich in den Kassen eines Proviantmeisters ein Deficit von 3000 Thalern vorgefunden, und derselbe, der nur ein geringes Gehalt bezogen hatte, erbot sich, den Defect aus dem Verkauf seines Hauses und

aus der von ihm gestellten Caution zu decken. Der König aber schrieb an den Rand des Berichtes: „ich schenke die Schuld, sollen aber aufhängen lassen." Wirklich wurde dies als vollgültiger Urtheilsspruch angesehen und der Unglückliche büßte sein Vergehen mit dem Leben.

Ein Kriegs= und Domänenrath v. Schlubhut in Königsberg war vom Criminal=Collegium wegen Unterschlagungen zu mehrjähriger Festungshaft verurtheilt worden. Der König befahl, die Sache zu vertagen, bis er selbst nach Königsberg kommen werde, ließ den Schuldigen vor sich kommen und bedrohte ihn mit dem Galgen. Als Schlubhut unvorsichtig genug äußerte: „so gehe man mit keinem preußischen Edelmanne um und er werde das Geld ersetzen", rief der König im heftigsten Zorne: ich will Dein schelmisches Geld nicht haben und ließ ihn noch in derselben Nacht aufhängen.

Leider wurden von dieser raschen und unnachsichtigen Justiz des Königs, welche allerdings abschreckend genug wirkte, zuweilen auch völlig Unschuldige betroffen. So hätte zum Beispiel ein Offizier der Berliner Garnison, Namens Rädel, durch die originelle Schreibweise des Königs auf ein Haar sein Leben verloren. Es war in Berlin ein Aufstand der Maurergesellen gewesen und der König hatte an den Bericht die Worte geschrieben: „Rädel aufhenken, ehe ich komme." Der König hatte damit den Rädelsführer der Aufrührer gemeint, der Commandant aber verstand die Sache wörtlich, ließ, da in Berlin kein anderer Rädel aufzufinden war, den gedachten Offizier festnehmen und nur ein zufällig vorbeikommender Cabinetssecretär des Königs rettete dem Unglücklichen das Leben, indem er die Absicht des Königs erklärte. In der Geschwindigkeit wurde nun der erste beste, am Aufruhr betheiligte Maurergesell aufgeknüpft, denn vollzogen mußte das Urtheil bei schwerer Strafe sein, ehe der König ankam.

Abgerechnet solche Fälle persönlichen Eingreifens in den Gang der Gerechtigkeitspflege ließ Friedrich Wilhelm die alten Verhältnisse eben weiter bestehen, wie sie bestanden hatten. Unter dem ausgezeichnetsten Justizbeamten jener Zeit, Samuel Cocceji, welchen der König späterhin zum Justizminister ernannte, wurden zwar einzelne unwesentliche Verbesserungen eingeführt; aber erst der Nachfolger Friedrich Wilhelm's gestattete dem Minister Cocceji eine nähere Einmischung in die Justiz, durch welche dann später unter ihm eine so durchgreifende Verbesserung derselben für die preußischen Staaten herbeigeführt wurde. —

Nur eines Institutes, das sich durch seinen Beruf allgemein verhaßt gemacht hat, den Absichten des Königs aber, Alles in seinem Staate zu überwachen oder überwachen zu lassen, völlig entsprach, wollen wir hier noch erwähnen, nämlich des Generalfiscalats. Ein Generalfiscal residirte in Berlin; unter ihm standen in allen Provinzen sogenannte Hof= oder Unterfiscale, welche alle den traurigen Beruf hatten, jede Uebertretung von Gesetzen, und noch dazu gegen verhältnißmäßig festgesetzte Prämien, zur Anzeige zu bringen. Früher hatten dieselben nur den Zweck, die Domänen= und Steuerbeamten zu controliren, des Königs mißtrauischer Sinn dehnte diese Ueberwachung aber bald auf alle Zweige der Verwaltung aus und zuletzt hatten die Fiscale förmlich ausgesprochen den gehässigen Zweck, alle Gesetzverletzungen auszuspüren und zu denunciren.

§. 10.

Heeres-Einrichtungen.

Friedrich Wilhelm fand bei seiner Thronbesteigung eine Armee von etwa 38,000 Mann wohlgeübter, disciplinirter, gut bekleideter und ausgerüsteter Truppen vor, deren Tapferkeit in vielen Feldzügen sich bewährt, die dem preußischen Namen in ganz Europa Achtung und Anerkennung verschafft hatten, auf welchen die politische Stellung des jungen Königsstaates hauptsächlich begründet war.

Durch die Tapferkeit und bewundernswürdige Zucht seines Kriegsheeres, welches er erst aus dem Nichts hatte schaffen müssen, hatte der große Kurfürst in unaufhörlichen blutigen Kämpfen den Staat aus allgemeiner Zerrüttung und innerer Schwäche, aus den drohendsten äußeren Gefahren zu seiner Bedeutung emporheben können; sein Sohn Friedrich I., sonst so gern friedlicheren Neigungen Folge gebend, hatte es zum Heil für das Vaterland begriffen, daß die gewonnene Bedeutung und Machtstellung nur behauptet werden konnte, wenn Preußen, das geographisch so ungünstig gelegene, von Feinden und Neidern umgebene Land, sich durch die Trefflichkeit seiner Armee gefürchtet und angesehen mache; und auch der Enkel des großen Kurfürsten, König Friedrich Wilhelm I., den ohnehin die eigene Neigung lebhaft zum Kriegerstande hinzog, war von der Nothwendigkeit, ein zahlreiches, tüchtiges und schlagfertiges Heer zu besitzen, von ganzem Herzen überzeugt.

So sehen wir denn König Friedrich Wilhelm vom Anfange seiner Regierung an mit allen Kräften bemüht, sein Heer zu vermehren, es sorgfältig und in einer Vollkommenheit auszubilden, welche bei den Armeen anderer Nationen gänzlich unbekannt war und der preußischen Armee ein Uebergewicht über diese sicherte, dessen Früchte allerdings erst seinem Nachfolger zu gute kommen sollten, und endlich solche Einrichtungen zu treffen, daß die Mittel zur Unterhaltung, Bekleidung, Ausrüstung, Bewaffnung, Besoldung des Heeres im Lande selbst gewonnen wurden, ohne die Abgaben zu sehr zu erhöhen, ohne bei ausbrechendem Kriege sich auf die von auswärtigen Mächten zu zahlenden Hilfsgelder verlassen zu müssen. Sehen wir, auf welche Weise der König diese Ziele zu erreichen bestrebt war.

Friedrich Wilhelm fand ein zum bei Weitem größten Theil geworbenes Heer vor, welches nur etwa zur Hälfte aus eingebornen Landeskindern, zur anderen Hälfte aus Ausländern und zwar aus fast allen Nationen Europa's bestand; nur die eisernste Strenge und die unerbittlich gehandhabte Disciplin, nur der unaufhörlich geschwungene Drillstock des Corporals konnte aus einer so bunt zusammengesetzten Masse ein geordnetes Ganze schaffen und in Ordnung erhalten; nur der kriegerische Geist und das erhabene Beispiel seiner Kriegsfürsten, von diesen verpflanzt auf die hohen und niederen Führer der Armee, konnten dieser den Geist militärischer Ehre, der Tapferkeit, der Ausdauer bei Beschwerden und Entbehrungen, des willigen Gehorsams einflößen und lebendig erhalten. Nur bei einem geringen Theile des damaligen Heeres entsprangen ja alle diese den Krieger zierenden Tugenden aus der Liebe zum Vaterlande, aus dem Gefühle des eignen Nationalstolzes.

Der König selbst war von dem Gedanken durchdrungen, der erst in so viel späterer Zeit und in so segensreicher Weise zur Verwirklichung gelangen sollte, daß ein jeder Unterthan, weß Standes er auch sei, zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet sei, wenn ihm Gott einen starken Körper und gesunde Gliedmaßen gegeben habe. So wenig, wie er, der König, so wenig dürfe sich auch irgend einer der Unterthanen weigern, Gut, Blut und Leben für den Staat zum Opfer zu bringen.

Wenngleich sich eine allgemeine Aushebung der jungen waffenfähigen Mannschaft, wie sie heutigen Tages in Preußen gebräuchlich ist, zu jener Zeit auch noch nicht einführen ließ und man daher im Allgemeinen bei dem System der Anwerbung verbleiben mußte, so glaubte sich der König als oberster Herr des Landes, dessen Willen sich ein Jeder unbedingt unterwerfen mußte, doch völlig berechtigt, ohne Weiteres taugliche junge Leute im Lande aufgreifen und in die Regimenter stecken zu lassen, wenn die Werbungen nicht die erforderte Zahl von Rekruten zusammengebracht hatten.

Diese gewaltsamen Anwerbungen erregten jedoch im ganzen Lande so großes Mißvergnügen und gaben fortgesetzt zu so häufigen Beschwerden Veranlassung, daß sich der König bewogen fühlte, im Jahre 1733 das sogenannte Canton-System einzuführen. Nach diesem erhielt jedes Regiment einen bestimmten Bezirk, Canton genannt, angewiesen, aus welchem es seinen nöthigen Ersatz an Rekruten auszuheben hatte; indessen wurde bei der Aushebung selbst im hohen Grade willkürlich verfahren, ja selbst jetzt kamen die gewaltsamen Werbungen noch immer so häufig vor, daß auch dieses Cantonsystem sich als höchst drückend für das Volk erwies. Selten führten Klagen über gewaltsames Wegschleppen eines jungen Mannes zum Ziele; fast immer blieben die Werber im Rechte, und wer einmal im preußischen Soldatenrocke steckte, der hatte in den meisten Fällen die Aussicht, für immer darin zu bleiben.

Das Schlimmste war des Königs besondere Vorliebe für große Soldaten, die allmählich bei ihm zu einer so riesenhaften Leidenschaft heranwuchs, daß sie sein sonst so strenges Gefühl für Recht völlig erstickte und ihn zu den härtesten und grausamsten Maßregeln, wenigstens zur stillschweigenden Billigung derselben verleitete.

Wo nur immer ein auffallend großer und kräftiger Mann sich zeigte, der war keinen Augenblick vor gewaltsamer Einstellung sicher; auf Schritt und Tritt schlichen ihm die preußischen Werber nach, und ob mit Güte, List oder Gewalt, in den meisten Fällen erreichten sie ihren Zweck. Und nicht blos in den eigenen Provinzen, sondern auch in allen möglichen fremden Ländern hielten sich preußische Werbeoffiziere auf, welche ein scharfes Auge auf alle ungewöhnlich großen Leute hatten und weder Mühe noch Kosten scheuten, um sie auf irgend eine Weise in ihr Netz zu locken. Der überall so sparsame König gab zu diesem Zwecke gern die größten Summen hin und man hat Beispiele, daß er ohne Widerrede Summen von 8—9000 Thaler für besonders riesenhafte Exemplare bewilligte; man hat nachgewiesen, daß allein in den Jahren von 1713—1735 an 12 Millionen Thaler für Anwerbung von Riesen in's Ausland gingen.

Nicht selten übrigens erregte das gewaltthätige Betragen der preußischen Werbeoffiziere im Auslande, deren viele Hundert in allen europäischen Ländern offen oder heimlich vollauf zu thun hatten, so laute Klagen, daß der König dadurch mehr als einmal in ernsthafte Streitigkeiten verwickelt wurde. Der König schien den Glauben zu haben, daß Gott ihm ein ausschließliches Vorrecht auf alle riesenhaft gewachsenen Leute verliehen habe, da Niemand deren Werth so zu schätzen wisse, als er, und er nahm es gewaltig übel, wenn man im Auslande seinen Werbern Schwierigkeiten machte. Aus der zahllosen Menge von listigen Anschlägen oder gewaltsamer Wegschleppung großer Menschen durch preußische Werbeoffiziere wählen wir nur einige aus.

Ein Tischlermeister von ungewöhnlicher Länge in Jülich hatte für den verstorbenen Flügelmann einer der dort in Garnison stehenden Compagnieen einen Sarg zu fertigen. Als er diesen bei dem Compagnie-Chef, einem Baron v. Hompesch, selbst ablieferte und Letzterer behauptete, der Sarg habe nicht das bestellte Maß, versicherte der Tischler, daß er sogar für ihn, den Tischler, der doch noch 2 Zoll größer wie der Verstorbene sei, ausreiche und war so unvorsichtig, zum Beweise für seine Behauptung sich selbst zur Probe in den Sarg zu legen. Kaum lag er jedoch darin, so wurde von bereit gehaltenen Grenadieren der Sarg geschlossen, vernagelt und auf einem Wagen zur Stadt herausgefahren; als man ihn eine halbe Stunde später auf der Landstraße öffnete, fand es sich, daß der Unglückliche erstickt war. Der Gewaltstreich, der bei glücklichem Gelingen wohl weiter keine bedeutenden Folgen gehabt haben würde, führte bei so unglücklichem Ausgange für den Baron v. Hompesch eine sehr langwierige Festungsstrafe herbei.

Der Fürst Leopold von Dessau ließ sogar einen Studenten in Halle des Abends auf der Straße mit Gewalt festnehmen und in die Montur stecken, ohne jeglichen weiteren Grund, als den Wunsch, dem Könige mit einem riesengroßen Rekruten für sein Garderegiment in Potsdam ein Geschenk zu machen, von dem er sehr wohl wußte, daß der König es so leicht nicht wieder herausgeben werde. Der Aermste wurde in der That bei der Potsdamer Garde eingestellt; der Universität Halle aber, welche sich beim Könige beklagte, antwortete dieser sehr kurz: „Sollen nicht räsonniren, ist mein Unterthan."

Nur zu gut war es bekannt, daß man sich durch nichts die Gunst des Königs mehr erwerben konnte, als wenn man ihm große Leute für seine Garde verschaffte und bald beschäftigten sich mit dem Menschenfang nicht allein die preußischen Werber, sondern auch Personen, die gar nicht der Armee angehörten, suchten sich auf diese Weise dem Könige angenehm zu machen. Der preußische Gesandte in England, Geheimrath v. Borck, ließ es sich unter Anderem einmal die große Summe von 9000 Pfund Sterling kosten, um einen riesenhaften Irländer, der 6 Fuß und 11 Zoll maß, für die Potsdamer Garde anzuwerben. Czar Peter der Große, der eifrig des Königs Bündniß gegen Schweden suchte, machte ihm ein Geschenk mit 150 langen Kerls, denen jährlich ein verhältnißmäßiger Nachschub folgte. Auch der österreichische Gesandte, General v. Seckendorf, von dem noch weiter unten die Rede sein wird, fand ein treffliches Mittel darin,

sich des Königs Geneigtheit zu erhalten, indem er ihm wiederholt große Leute für das Garderegiment in Potsdam verschaffte.

Dieses aus 2400 Mann gebildete Regiment, dessen kleinster Mann noch immer 6 Fuß maß, wurde bald eine europäische Berühmtheit; der Flügelmann desselben, Jonas, hatte 8 Fuß und 2 Zoll; und der wegen seiner Größe und Stärke berühmte König August der Starke reichte mit ausgestreckter Hand nur bis an die Nasenspitze desselben. Kein Fremder, der Berlin zu jener Zeit besuchte, versäumte es, die riesenhafte Garde in Potsdam anzustaunen. Uebrigens sorgte der König für diese seine Garde, die er oft seine lieben blauen Kinder nannte, wahrhaft väterlich. Nicht allein hatten die Leute derselben einen viel höheren Sold als die übrige Armee, — 4 Thaler monatlich der Gemeine, — sondern die Meisten derselben bezogen auch aus der Kasse des Königs sehr bedeutende Zulagen, wie dieselben bei der Anwerbung festgestellt worden waren; bei Manchen belief sich diese Zulage auf 20, 30 Thaler monatlich, bei einzelnen besonderen Lieblingen zuweilen sogar auf mehrere Thaler täglich. Um das Königliche Schloß in Potsdam herum war eine Art Lager von kleinen, auf holländische Art gebauten Ziegelhäusern errichtet, in welchen die berühmte Garde hauste. Wer verheirathet war, und der König begünstigte dies nicht allein, sondern suchte den besonders langen Leuten auch oft selbst passende, d. h. verhältnißmäßig lange Frauen aus, der bekam mit seiner Familie ein eignes Haus angewiesen, sonst wohnten immer vier von den Riesen in einer Hütte und hatten einen Wirth, der ihnen Aufwartung und Kost besorgen mußte.

Urlaub bekamen die armen Leute niemals, wer hätte wohl für das freiwillige Wiederkommen eines Beurlaubten einstehen können; eiserner Zwang brachte die Schaar zusammen, nur eiserner Zwang konnte ihr Auseinanderlaufen verhindern. Die gesetzlichen Bestimmungen für die Verhinderung von Desertionen waren äußerst streng und lästig für das ganze Land. Sobald die Lärmkanone der Umgegend das Entweichen eines Soldaten verkündet hatte, mußte überall die Sturmglocke gezogen werden und die Bauernschaft zu Fuß und zu Pferde den Flüchtigen verfolgen. Zeigte sich ein Dorf nachlässig bei der Verfolgung, so zahlte es 100 Thaler Strafe, desgleichen eine Stadt 200 Thaler, ein Gutsbesitzer oder Landrath 100 Dukaten; auch mußten in solchen Fällen aus dem schuldigen Dorfe die beiden vermögendsten Bauern, aus der Stadt aber die acht angesehensten Bürger zwei Monate lang am Festungsbau karren; wer einem Deserteur aber zur Flucht verhalf oder dieselbe auch nur begünstigte, ihm Aufnahme gewährte u. s. w., den traf unfehlbar die Strafe des Galgens. Dagegen zahlte die Kriegskasse für einen ergriffenen Deserteur 12 Thaler Belohnung.

Bei der eigenthümlichen Zusammenstellung der Armee ist es selbstverständlich, daß die Disciplin in derselben nur durch äußerst strenge und schwere Strafen aufrecht erhalten werden konnte. Schon bei den täglichen Uebungen regierte der Stock der Offiziere und Corporale, nur durch Prügel und endloses Drillen gelang es, in der Armee die Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit zu erzielen, die in ganz Europa Bewunderung erregte und die aus der Armee eine ungeheure, aber todte Maschine machte. Auf alle Vergehen aber waren die schwersten Strafen gesetzt und besonders das

berüchtigt gewordene Gassen- oder Spießruthen-Laufen war ein sich fast täglich wiederholendes Schauspiel. Desertion wurde mit dem Tode bestraft; nur wenn der Ausreißer von ansehnlicher Körpergröße war, kam es wohl vor, daß der König ihm das Leben schenkte, um sich nicht selbst eines der geliebten langen Kerle zu berauben. Besonders streng wurden alle Vergehungen gegen die Subordination geahndet; wer sich mit Worten gegen einen Vorgesetzten verging, mußte dreißig Mal durch die Gasse laufen, eine Marter, welche nur wenige äußerst kräftige Naturen überstanden; wer Thätlichkeiten gegen den Vorgesetzten verübte, wurde ohne Gnade erschossen. Und trotz dieser eisernen Strenge waren die gröbsten Vergehungen eine täglich wiederkehrende Erscheinung in der Armee, waren die tollsten Ueberschreitungen nichts Seltenes; wurde doch im Jahre 1730 ein in der Riesengarde entstandenes und weit verzweigtes Complott, welches nichts weniger zum Zwecke hatte, als die Stadt an allen Ecken anzuzünden und dann während der allgemeinen Verwirrung mit Gewalt loszubrechen, nur mit großer Mühe unterdrückt. —

Abgesehen von seiner zu weit getriebenen Vorliebe für große Soldaten waren übrigens alle von Friedrich Wilhelm getroffenen Maßregeln für das Heer vortrefflich; durch seine und des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau unausgesetzte Bemühungen war besonders das preußische Fußvolk mit so bewunderungswürdiger Präcision ausgebildet, bewegte sich so geschlossen und ordnungsmäßig im Gleichschritt, lud und feuerte mit solcher Schnelligkeit und Gleichmäßigkeit, daß das Ganze einer Hexerei ähnlich sah. Eine solche Truppe mußte, gut geführt, ein nicht zu berechnendes Uebergewicht über jedes andere Heer der damaligen Zeit haben.

War die preußische Armee im Anfange des 18. Jahrhunderts auch eine Maschine, so war diese doch so wohl berechnet und von so zermalmender Kraft, daß sie bei guter Leitung nothwendiger Weise den Sieg herbeiführen mußte.

Dabei war die Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung der Armee eine für die damalige Zeit vortreffliche. Jedem Manne wurde vor der Revue ein vollständiger neuer Anzug bis auf Hemde und Strümpfe geliefert; bei der Infanterie waren die Montirungen von blauem Tuch mit rothen Aufschlägen, die einzelnen Regimenter durch die Farben der Weste, Aufschläge, Litzen und Schnüre von einander unterschieden. Dazu wurden helle Kniehosen mit Gamaschen von ungebleichter Leinwand, der Kopf sauber gepudert mit einem im Nacken herabhängenden, vielfach mit Band umwickelten Zopfe getragen, in Bezug auf Schnitt und Zierrathen wurde überall mit der peinlichsten Genauigkeit verfahren und ein Offizier, der zum Beispiel ohne Puder im Haar zur Parade gekommen wäre, würde unfehlbar kassirt worden sein; ja der König selbst, der auch hierin wie in allen Dingen mit gutem Beispiel voran ging, hätte sich ohne Zweifel selbst auf die Wache geschickt, wenn er sich bei einer Abweichung von der Vorschrift betroffen hätte.

Noch stattlicher wie die Leute nahmen sich die Offiziere aus, deren Westen reich gestickt, deren Montirungen am Halse mit vergoldeten Ringkragen, in der Mitte auf weißem Felde der preußische Adler zu sehen, geschmückt waren. Dazu wurden reiche silberne Schärpen um den Leib,

am Degen das Portépee, in der Hand von Hauptleuten und Lieutenants die zum Sponton verkürzte Partisane getragen.

Die Reiterei trug weiße Röcke, die Husaren, eine jetzt zum ersten Male in der preußischen Armee auftauchende und den Ungarn nachgeahmte Truppe, rothe.

Durch Leopold von Anhalt=Dessau wurden seit 1719 in der gesammten Infanterie die eisernen Ladestöcke eingeführt und dadurch ein wesentlich schnelleres Laden ermöglicht; eine andere wichtige Verbesserung bestand in der Einführung der Bajonette an den Gewehren zur Abwehr der Reiterei an Stelle der bisher gebräuchlichen Piken, spanischen Reiter u. s. w.; die Stellung der Infanterie in 3 Gliedern, wie sie noch heute in der Armee gebräuchlich ist, wurde ebenfalls von Leopold von Anhalt=Dessau statt der bisherigen tieferen Aufstellung gewählt und machte die Masse beweglicher und leichter.

Vor allen Dingen aber kam es dem Könige darauf an, seiner Armee ein tüchtiges Offiziercorps zu geben; er hob das Recht der Regimentsinhaber, die Offizierstellen bis zum Hauptmann zu besetzen, auf und behielt sich selbst das Recht der Ernennung aller Offiziere vor; die Kadettenschulen aus Magdeburg und Colberg wurden nach Berlin verlegt, um beständig unter dem wachsamen Auge des Königs zu sein; neben der persönlichen Tapferkeit und Brauchbarkeit im Dienste wurde bei Beförderungen auch auf Sittlichkeit und Religiosität Werth gelegt. Um das Offiziercorps zu einem in sich völlig abgeschlossenen Stande zu bilden und es den Soldaten gegenüber mit höherer Autorität zu bekleiden, wurden die Offizierstellen ausschließlich dem Adel vorbehalten, nur zu Gunsten französischer Refugiés wurden hiervon öfters Ausnahmen gemacht.

Die von Friedrich I. eingeführte Landmiliz, welche für viele junge Leute der Vorwand wurde, sich dem Eintritt in das Heer zu entziehen, indem sie sich bei dieser einschreiben ließen, wurde von Friedrich Wilhelm völlig aufgehoben; im Jahre 1718 verbot eine königliche Ordre sogar, den Namen Miliz bei 100 Dukaten Strafe auf das stehende Heer anzuwenden. Später wurde jedoch eine der alten Landmiliz ähnliche, aber vielfach verbesserte Einrichtung wieder eingeführt; indem nämlich die ausgedienten Soldaten jährlich zu 14tägigen Uebungen zusammengezogen wurden. Solche Landregimenter sehen wir im Jahre 1729 in Brandenburg, Preußen, Pommern und im Magdeburg'schen üben; ihre Offiziere und Unteroffiziere bezogen auch außer der Uebungszeit den halben Sold.

Mit Sorgfalt war der König darauf bedacht, das Land durch Anlage neuer fester Plätze, durch Instandhaltung und Verstärkung der bereits vorhandenen Festungen wehrhafter zu machen. So wurden in Preußen Memel und Pillau, in Pommern Colberg und das endlich in preußischen Besitz gekommene Stettin, in der Mark Spandau und Cüstrin, außerdem Magdeburg, Minden, Wesel, Geldern und andere feste Plätze sorgfältig in Stand gesetzt und theilweise mit ganz neuen Werken versehen.

Schließen wir diesen Paragraphen, welchen weiter auszudehnen die Rücksicht auf Raum und Zweck dieser Blätter uns verbieten, mit der Bemerkung, daß Friedrich Wilhelm das vorgefundene Heer von 38,000 Mann während seiner Regierungszeit bis auf fast 80,000 Mann vermehrt hat, daß die Sorgfalt

und Mühe, welche der König auf sein Heer zu allen Zeiten verwendete, nicht blos seinem Sohne und Nachfolger die Mittel gaben zum glorreich durchgeführten Kampfe gegen eine halbe Welt, sondern daß auch Friedrich Wilhelm selbst, so sorglich er alle Kriege zu vermeiden bestrebt war, noch während seiner Regierung die Früchte seines Fleißes ernten sollte. Davon in Folgendem. —

§. 11.

Der Krieg gegen Carl XII. von Schweden.

So sehr König Friedrich Wilhelm bemüht war, seinem Staate in einer zahlreichen und schlagfertigen Armee eine sichere und feste Stütze zu verschaffen, so wenig war er andrerseits geneigt, selbst Kriege zu führen oder sich an Kriegen fremder Mächte zu betheiligen. Seine Gegner haben diese Abneigung des Königs durch seine große Vorliebe für seine blauen Kinder zu erklären gesucht, die er, insbesondere seine großen Grenadiere, viel zu lieb gehabt habe, um sie dem ungewissen Schicksal des Krieges auszusetzen; in Wirklichkeit aber wurzelte diese Abneigung wohl in edleren Gefühlen, in der richtigen Erkenntniß, daß dem Lande zunächst eine strenge Ordnung seiner inneren Verhältnisse nothwendig sei, ehe dasselbe berufen werden dürfe, nach Außen hin Großes zu leisten. Als Friedrich Wilhelm, allerdings sehr gegen seinen Willen, durch die Ereignisse endlich dennoch genöthigt wurde, Theil zu nehmen an den kriegerischen Begebenheiten, welche zu jener Zeit den Norden Europa's erschütterten, lieferte er der Welt sehr deutlich den Beweis, daß er sein Heer nicht blos zur Befriedigung seiner Lust an soldatischen Uebungen erzogen und geübt habe, daß er eintretenden Falls weder seine eigene noch die Personen seiner langen Grenadiere zu schonen gesonnen sei. Wir knüpfen mit der Erzählung der nachfolgenden Begebenheiten hier wiederum an die ersten Paragraphen dieses Buches an.

In denselben haben wir bereits erwähnt, daß sich König Friedrich I., nachdem er im spanischen Erbfolgekriege dem Kaiser getreulich zur Seite gestanden, genöthigt gesehen hatte, an den Verhandlungen des Utrechter Friedens Theil zu nehmen; wir haben die Bedingungen dieses Friedens, dessen Abschluß Friedrich I. nicht mehr erleben sollte, des Zusammenhanges wegen bereits an jener Stelle erzählt und knüpfen hieran nur noch wenige Worte. Aus diesem Kriege her fand Friedrich Wilhelm noch bedeutende Schuldforderungen seines Vaters an die Republik Holland für versprochene, aber nicht gezahlte Subsidien vor und verfehlte nicht, dieselben mit allem Ernste geltend zu machen. War der König indessen hartnäckig und ungestüm im Fordern, so waren die Generalstaaten nicht weniger zähe im Bewilligen und erst nach jahrelangen Unterhandlungen verstanden sich die Holländer dazu, eine Summe von 1,223,000 Gulden in Terminen zu bezahlen. Ein anderer Grund zu Streitigkeiten mit Holland lag in der noch immer nicht geordneten oranischen Erbschaft. Nach den letzten Verträgen Friedrich's I. mit der Mutter des noch unmündigen Prinzen von Nassau-Dietz sollte die Ordnung dieser Angelegenheit bis zur erlangten Volljährigkeit desselben aufgeschoben bleiben; als aber von dem Lehnshofe zu Lüttich

die Baronie Heerstall, welche mit zur Erbschaft gehörte, Preußen zugesprochen wurde, kümmerte sich Friedrich Wilhelm nicht um den von seinem Vater geschlossenen Vertrag und nahm die Herrschaft gewaltsam in Besitz. Gleichzeitig mit dem Abschluß der eben erwähnten Verhandlung mit Holland bequemte er sich indessen, die Verwaltung des Ländchens mit Holland zu theilen und erst in einer spätern Zeit seiner Regierung kam die Baronie Heerstall durch einen neuen Vertrag mit den Holländern in den alleinigen Besitz der Krone Preußen. —

Von größerem Interesse wurde für Preußen der sogenannte nordische Krieg, welchen Rußland, Polen und Dänemark gegen den feurigen König Carl XII. von Schweden führten. Wir hatten diesen heldenmüthigen König verlassen, als er nach der furchtbaren Niederlage bei Pultawa sich mit wenigen Begleitern auf türkisches Gebiet flüchtete, und knüpfen an dieses Ereigniß die Erzählung der ferneren Schicksale desselben wieder an.

Carl XII., wegen seiner außerordentlichen Tapferkeit von den Türken in hohem Grade bewundert und verehrt, hatte dort in der ersten Zeit die ehrenvollste Aufnahme gefunden; der Sultan ließ ihm sogar täglich 500 Thlr. auszahlen und ihm wie seiner Begleitung Lebensmittel im Ueberfluß verabreichen. Als aber der Aufenthalt König Carl's auf türkischem Gebiete mehrere Jahre lang währte, als durch seine Bemühungen die Türkei fortgesetzt in Kriege mit den Russen verwickelt wurde, die trotz augenblicklich errungener Vortheile in Folge der Bestechlichkeit der türkischen Großen stets zum Nachtheil der Pforte abliefen, da wurde der Sultan endlich und mit Recht seines unruhigen Gastes müde und suchte sich seiner auf jede Weise zu entledigen.

Der Versuch, ihn und seine Begleiter durch Einstellung der bisher geleisteten Unterstützung zur Rückkehr zu nöthigen, scheiterte an der Hartnäckigkeit des Königs, welcher den ihm jederzeit freistehenden Rückweg durch Ungarn und Deutschland verschmähte und nur auf demselben Wege zurückkehren wollte, den er gekommen war, der lieber zu den höchsten Zinsen Geld von den Juden entlehnte, als daß er sich gefügt hätte. So blieb denn den Türken, welche die eisenköpfige Halsstarrigkeit des Königs von Schweden übrigens mit der höchsten Bewunderung erfüllte, nichts übrig, als dem Befehle ihres Sultans gemäß das kleine schwedische Lager bei Bender zu stürmen. Carl vertheidigte sich mit etwa 50 Begleitern auf's Tapferste, mußte aber der ungeheuren Uebermacht endlich erliegen, wurde gefangen nach Demotika bei Adrianopel gebracht und dort zwar streng bewacht, aber auf die ehrenvollste Weise behandelt; von seinen Begleitern hatten die meisten bei Bender den Tod gefunden.

Die Nachrichten, welche König Carl hier aus seinem Lande erhielt, bewogen ihn denn doch endlich zur Rückkehr in dasselbe. Vom Sultan mit einem prächtigen Zelte, werthvollen Waffen, 8 schönen arabischen Rossen mit silbernem Geschirr und 60 Wagen mit Mundvorrath beschenkt, und mit hohen Ehren, aber mit für des Königs Feuergeist und Ungeduld unerträglicher Langsamkeit bis an die türkische Grenze geleitet, machte sich Carl dort von seiner Begleitung los und gelangte nach unerhörtem 16tägigen Ritte, während welcher selbst die festesten seiner wenigen Begleiter vor Erschöpfung liegen geblieben waren, in einer kalten Novembernacht 1714

in Stralsund an. Als man ihn nach diesem furchtbaren Ritte, während dessen er einen Weg von 280 Meilen zurückgelegt hatte, zum ersten Male wieder zu Bett brachte, mußten dem Könige die Stiefel von den Füßen geschnitten werden.

Sehen wir nunmehr, wie die Ereignisse, die durch König Carl's Rückkehr eine so unerwartete Wendung nehmen sollten, sich während seiner Abwesenheit gestaltet hatten. Wir haben schon erwähnt, daß nach Carl's XII. Entfernung aus Deutschland, nach seiner furchtbaren Niederlage bei Pultawa seine Feinde sich mit erneuetem Muthe gegen ihn erhoben hatten, daß König August von Neuem sich des polnischen Königsthrons bemächtigt und den schwachen, von Carl XII. eingesetzten König Stanislaus Leszinski zur Flucht genöthigt hatte.

Abermals wurden die Bemühungen beider Parteien, Preußen auf ihre Seite zu ziehen, welche schon unter König Friedrich I. wiederholt gescheitert waren, auf's Eifrigste erneuert. Besonders der Czar Peter der Große von Rußland ließ es sich angelegen sein, den König Friedrich Wilhelm zu einem Bündnisse gegen Schweden zu bewegen und kam selbst nach Berlin, um ihn durch persönliche Ueberredung zu gewinnen.

Indessen blieb der König, der noch dazu eine aufrichtige Hochachtung und Bewunderung für den heldenmüthigen schwedischeu König empfand, fest bei der Politik seines Vaters stehen; nicht einmal der ihm versprochene Besitz von Stettin vermochte ihn in dem Vorsatz, bei dem Kampfe strenge Neutralität zu beobachten, wankend zu machen. Dagegen schloß Friedrich Wilhelm mit dem Herzoge von Holstein-Gottorp, dem muthmaßlichen Erben der schwedischen Krone, am 3. Juli 1713 einen Vertrag, wonach preußische und holsteinische Truppen gemeinschaftlich während des Krieges Stettin und Wismar, Stralsund und Rugen besetzen und schützen sollten, die Rückgabe dieser Plätze und Länder an Schweden aber nach Beendigung des Krieges und gegen Rückerstattung der Kosten zu erfolgen habe. Der Herzog versprach dagegen, das schwedische Pommern an Preußen abtreten zu wollen, so wie er in den Besitz der schwedischen Krone gelangt sei.

Der Vertrag kam jedoch nicht recht zur Ausführung; der schwedische Commandant von Stettin, General Meyerfeldt, weigerte sich, im Vertrauen auf die Tüchtigkeit seiner nur 4000 Mann zählenden Truppe, auf die schon mehrmals erprobte Anhänglichkeit der Stettiner Bürgerschaft an die Krone Schweden, die fremde Besatzung aufzunehmen und seine Weigerung wurde von dem noch immer in der Türkei weilenden Könige Carl gebilligt; selbstredend trug sie indessen dazu bei, König Friedrich Wilhelm den Feinden Schwedens geneigter als bisher zu machen.

Als nun im August 1713 eine 24,000 Mann starke russische und sächsische Armee unter dem Fürsten Menzikoff Stettin belagerte und nach achtwöchentlicher Belagerung am 28. September ein furchtbares Bombardement gegen die unglückliche Stadt eröffnete, welche von der Zerstörung des Jahres 1677 noch nicht einmal völlig wiederhergestellt war, da erklärte General Graf Meyerfeldt sich bereit, die Stadt an holsteinische und preußische Truppen übergeben zu wollen, wenn die Neutralität derselben sicher gestellt würde. Dies wurde von allen Seiten angenommen.

So kam es denn am 6. October 1713 zu einem Vertrage in Schwedt a./O. zwischen Rußland und Preußen. In demselben wurde bestimmt, daß Stettin, Stralsund und Wismar dem Könige von Preußen zur einstweiligen Verwaltung (Sequester) übergeben werden sollten, daß die Feinde Schwedens fortan weder Pommern angreifen dürften, noch es Schweden erlaubt sei, von hier aus Angriffe gegen die Verbündeten zu richten. Friedrich Wilhelm durfte den ganzen Theil Pommerns von der Oder bis zur Peene besetzen und mußte dagegen 400,000 Thlr. Kriegskosten, zur Hälfte an Czar Peter I., zur Hälfte an König August von Polen zahlen. Nach Beendigung des Krieges sollte das Sequester aufgehoben und Friedrich Wilhelm verpflichtet sein, die besetzten Landstriche an Schweden gegen vollständigen Ersatz der gehabten Kosten, unter welchen auch die eben erwähnten 400,000 Thlr. mit einbegriffen waren, zurückzugeben.

Schon am 7. October rückten preußische Bataillone in Stettin ein, zwei schwedische Bataillone traten in Dienste des Herzogs von Holstein und blieben ebenfalls als Besatzung in Stettin zurück.

So standen die Sachen bei König Carl's unerwarteter Rückkehr; noch immer war Friedrich Wilhelm nicht in die Reihen seiner Feinde getreten, noch immer war er von dem besten Willen beseelt, mit dem Könige, den er vor allen Anderen am meisten schätzte, in Freundschaft und Frieden zu leben. Indessen die Hartnäckigkeit König Carl's, dessen unbeugsamen Charakter jahrelanges Unglück noch keineswegs hatte brechen können, vereitelte diesen Wunsch und drängte endlich auch den König von Preußen zum Kriege wider Schweden.

Schon bei seiner Ankunft in Stralsund hatte der König zu dem Commandanten dieser Festung geäußert, er sei gekommen, den Schriftwechsel abzukürzen und habe zu diesem Behufe eine eiserne Schreibfeder mitgebracht, mit welcher er die während seiner Abwesenheit geschlossenen Verträge unterzeichnen wolle. Vom König Friedrich Wilhelm, der ihn nach erhaltener Anzeige von Carl's XII. Rückkehr durch den Grafen von Schlippenbach begrüßen ließ, forderte er mit Ungestüm die Uebergabe von Stettin und die sofortige Räumung des sequestrirten Gebiets; dagegen wies er die Ansprüche desselben auf die Entschädigung für die vielen zum Besten der schwedisch-deutschen Besitzungen verwendeten Kosten erst gänzlich ab; fernere Verhandlungen führten ebenfalls nicht zum Ziele, da Friedrich Wilhelm begreiflicher Weise die einmal in Besitz genommene Odermündung, die schon von seinem Großvater so heiß begehrte Festung Stettin nicht wieder herausgeben wollte, wenn er nicht einmal vollauf entschädigt wurde, und so rüsteten denn beide Theile zum Kriege.

Die Besatzung von Stettin wurde mit mehreren tausend Mann preußischer Truppen verstärkt, Magazine für 15,000 Mann daselbst angelegt, bei Schwedt wurden 32,000 Mann in einem Lager zusammengezogen, von denen fremde Offiziere vielfach äußerten, daß man niemals schönere Truppen gesehen habe.

Andrerseits blieb auch Carl XII. nicht müßig; am 22. April 1715 landete er auf der Insel Usedom, bemächtigte sich nach kurzem Kampfe der dort angelegten preußischen Schanzen, schickte aber dem Könige die kleine, gefangen genommene Besatzung wieder zurück und ließ demselben

erklären, daß er die Insel Usedom, welche nach seiner Ansicht nicht zu den von Preußen sequestrirten Landstrecken gehöre, zur Aufnahme seiner eigenen Truppen gebrauche und daher wieder in Besitz genommen habe.

Friedrich Wilhelm aber sah diesen Act der Gewalt mit Recht für einen förmlichen Friedensbruch an und beantwortete denselben am 28. April 1715 mit der feierlichen Kriegserklärung gegen Schweden. Der schwedische Gesandte wurde angewiesen, Berlin in 24 Stunden zu verlassen, alle preußischen Unterthanen, welche sich etwa in schwedischen Diensten befanden, wurden bei Todesstrafe aus denselben zurückgerufen, die in Stettin befindlichen zwei schwedischen Bataillone in holsteinischen Diensten vorsichtig entwaffnet, die noch in Stettin bestehende schwedische Regierung aufgelöst. Der König selbst, entschlossen, den Krieg persönlich zu leiten, begab sich noch am Tage der Kriegserklärung in das Lager zur Armee, welche mit dänischen und sächsischen Hülfstruppen verstärkt worden war.

Der sorgsame König verfehlte nicht, dem Geheimen Rathe eine sehr genau ausgearbeitete Instruction für die Zeit seiner Abwesenheit, so wie für den möglichen Fall eines ihn treffenden Unglücks zu hinterlassen. Es heißt darin:

> „Es soll an Meine Frau von allem gesagt und ihr mit um Rath gefragt werden. Dieweil ich aber ein Mensch bin und kann todt geschossen werden, so befehle ich sie alle miteinander, vor Fritz (den Kronprinzen) zu sorgen, da ihnen Gott vor belohnen wird, und ich gebe ihnen allen von meiner Frau an meinen Fluch, daß Gott sie möge sowohl zeitlich wie ewig strafen, sofern sie mir nach meinem Tode nicht nach Potsdam in der alldasigen Schloßkirche in ein Gewölbe begraben. Sie sollen kein Festin machen, bei Leib und Leben, kein Ceremonie und Festin, als daß sie sollen die Regimenter in der Nähe das Gewehr nehmen und schießen lassen. Ich bin versichert, daß sie alles das mit der größten Exactitüde von der Welt bestellen, als daß ich allezeit eifrig, so lang ich lebe, Euer Freund sein werde."

Noch machte Frankreich, die einzige Macht, mit welcher sich Schweden zur Zeit in freundschaftlichen Verhältnissen befand, einen Versuch, den Frieden zu erhalten. Aber vergeblich suchte der sehr gewandte Unterhändler Graf Croissy, den Zorn König Friedrich Wilhelm's zu beschwichtigen, und als er sich vom preußischen Lager aus nach Stralsund begeben und von dort aus an Friedrich Wilhelm schrieb, ihm mit lebhaften Farben die Stärke der Festung, die Kampflust und Begeisterung der schwedischen Truppen schildernd, antwortete derselbe dem Grafen, es stimme das schlecht überein mit der friedfertigen und versöhnlichen Gesinnung, von welcher nach des Grafen Versicherung der schwedische König beseelt sei.

Das preußische Heer, mit seinen bereits erwähnten Verstärkungen über 50,000 Mann stark und unter dem Oberbefehl des Königs selbst, welchem der kriegserfahrene Fürst Leopold von Dessau zur Seite stand, begann den Feldzug mit der Wegnahme von Wolgast und Usedom, so wie der Peenemünder Schanze, in welcher sich eine schwache schwedische Abtheilung 17 Tage lang mit großer Tapferkeit vertheidigte; sodann wurde im Juli 1715 die mit vortrefflichen Werken versehene und von König Carl XII

in eigener Person mit 9000 Mann schwedischer Kerntruppen vertheidigte Festung Stralsund eingeschlossen. Durch allerlei unvorhergesehene Hindernisse konnte indessen erst am 19. October die erste Parallele gegen die Festung eröffnet werden, worauf am 2. November eine heftige Beschießung stattfand.

Trotz aller tapferen Vertheidigung wurde den Schweden eins der Außenwerke nach dem andern entrissen: es gelang den Preußen sogar, durch eine seichte Stelle im Meere, welche dem Generaladjutanten von Köppen noch aus seiner Jugendzeit her vom Baden bekannt war, in der Nacht vorzudringen, und sich in den Besitz eines der stärksten und wichtigsten Außenwerke zu setzen; an die wirkliche Einnahme von Stralsund aber war wohl nicht zu denken, bis es gelungen war, die Stadt auch von der Seeseite abzuschließen, d. h. die Insel Rügen zu erobern. Fürst Leopold von Anhalt-Dessau erhielt diesen ehrenvollen Auftrag und führte ihn mit ebenso großer Tapferkeit, wie mit Ruhe und Besonnenheit aus. In seinem Tagesbefehl an das zur Landung bestimmte Corps sagt der Fürst:

> „Die Bravour wird nicht zu kommandiren sein, weil es lauter ehrliche, brave Leute, von denen man nichts Anderes, nächst göttlicher Hilfe und Beistand, zu vermuthen hat, insbesondere, wenn diese ihnen vorgeschriebene Disposition in allen Stücken observirt wird. An eine Retraite wird nicht zu denken sein und dieses muß man insonderheit den Gemeinen wohl einprägen."

So setzten denn am 15. November 1715 etwa 20,000 Mann der verbündeten Armee, zum bei weitem größten Theil aus preußischen Truppen bestehend, unter Leopold von Dessau's Führung auf Transportschiffen von der dänischen Wieck bei Greifswald nach der Insel Rügen über, landeten noch an demselben Abend bei Stresow, unfern von Putbus, ohne daß die Landung und Ausschiffung feindlicherseits gehindert wurde, und bezogen in der Nähe ein Lager, welches, ohnehin günstig gelegen, noch in der Nacht durch eiligst aufgeworfene Verschanzungen verstärkt wurde. Sowohl der König von Preußen wie der König von Dänemark hatten das Landungscorps begleitet.

Leopold von Dessau kannte den Ungestüm und die tollkühne Tapferkeit seines Gegners zu gut, um nicht mit äußerster Vorsicht gegen ihn aufzutreten; die Armee mußte daher die Nacht unter den Waffen bleiben — und diese Vorsicht belohnte sich. Bereits um 4 Uhr Morgens griff König Carl, welcher mit 4000 Schweden von Stralsund herbeigeeilt war, mit großer Tapferkeit und taub gegen alle Vorstellungen seiner Begleiter, die preußischen Verschanzungen an; er selbst, den Degen in der Faust, stürmte allen Anderen voran. Doch konnte bei so großer Uebermacht der Feinde und bei der nicht geringeren Tapferkeit der Preußen der Erfolg nicht zweifelhaft sein. Der König selbst wurde zweimal verwundet, zwei schwedische Bataillone gänzlich niedergehauen oder zersprengt, der Rest wendete sich, von den Preußen lebhaft verfolgt, zur Flucht, auf welcher noch viele in Gefangenschaft geriethen. Carl XII. selbst entkam auf einem Boote nach Stralsund; dagegen mußten sich am andern Tage noch etwa 700 Mann Schweden, welche sich nach der alten Fährschanze gerettet hatten, gefangen

geben. Die Insel Rügen war somit im Besitz der Preußen, die Einschließung Stralsund's auch von der Seeseite vollendet.

Der Fall der Festung war von nun an nicht mehr zweifelhaft und nur noch eine Frage der Zeit. Die Verbündeten trafen denn auch alle Anstalten, um wo möglich noch vor dem Eintritt des härtesten Winters die Stadt in ihre Gewalt zu bekommen, Schritt vor Schritt drangen sie gegen die tapfer vertheidigten Werke vor und nachdem Mitte December eine heftige Beschießung mit glühenden Kugeln stattgefunden, wurde Alles zum Sturm vorbereitet. Dazu kam es indessen nicht. König Carl hatte endlich den flehentlichen Bitten der Seinigen, welche mit des Königs täglich wahrscheinlicher werdenden Gefangennahme Alles verloren sahen, nachgegeben und sich am 22. December auf einem kleinen Fischerboote, welchem noch dazu erst der Weg durch das Eis theilweise aufgehauen werden mußte, auf eine schwedische Fregatte geflüchtet. Der edle und ehrenvolle Sinn des Königs Friedrich Wilhelm zeigte sich bei dieser Gelegenheit wieder im schönsten Lichte.

Als man das Boot des flüchtenden Königs von Schweden bemerkte, ließ der Dänenkönig eine Batterie auf dasselbe richten, um es in den Grund zu bohren; Friedrich Wilhelm aber suchte dies zuerst mit Güte zu verhindern und ließ, als der König seinen Vorstellungen kein Gehör gab, preußische Regimenter vor den Kanonen aufmarschiren, sie so am Feuern hindernd.

Mit der Flucht König Carl's hörte der Widerstand Stralsunds auf; schon Tags darauf ergab sich die Festung und wurde, nebst der Insel Rügen und Pommern bis zum Peenefluß, den Dänen eingeräumt. Mit der kurz darauf erfolgenden Einnahme von Wismar waren nunmehr die Schweden völlig aus Deutschland, in welchem sie lange Zeit hindurch eine so hervorragende Rolle gespielt hatten, verdrängt. Der große nordische Krieg war indessen damit noch nicht abgeschlossen. —

Zwar war das große Bündniß gegen Schweden durch die verschiedenartigen Interessen, welche die Mitglieder desselben verfolgten, von nun an lockerer geworden, zwar kamen kriegerische Ereignisse nicht mehr vor, da Carl XII. zu neuen Einfällen in Deutschland nicht mehr stark genug und überdem in Schweden anderweitig beschäftigt war; aber noch Jahre lang zogen sich die Verhandlungen zwischen den einzelnen Mächten und Schweden hin, und erst ein unerwarteter Vorfall begünstigte nach drei Jahren den endlichen Abschluß derselben.

König Carl XII. wurde am 11. December 1718 in den Laufgräben vor der von ihm belagerten norwegischen Festung Friedrichshall und, wie die neuesten Forschungen es fast mit Gewißheit herausgestellt haben, meuchlerisch erschossen; man fand ihn, stehend an die Brustwehr gelehnt, die Hand am Degengriff, durch die Schläfen geschossen.

Von diesem Augenblick an zeigte sich Schweden zum Frieden geneigter wie zuvor, doch dauerten die Unterhandlungen noch über ein Jahr; erst am 1. Februar 1720 kam in Stockholm der Frieden zwischen Preußen und Schweden zum Abschluß. Preußen erhielt in demselben Stettin nebst Vorpommern bis zum Peenefluß, die Inseln Usedom und Wollin, auf dem rechten Oderufer Damm und Gollnow von der Krone

Schweden abgetreten, im Ganzen 94 Quadratmeilen; dagegen zahlte Friedrich Wilhelm an Schweden die Summe von 2 Millionen Thaler, welche, nebenbei bemerkt, Dank des Königs weiser Wirthlichkeit, sofort ausgezahlt werden konnte, und versprach, die Rechte und Privilegien der Einwohner des abgetretenen Landstrichs, so wie ihre Religionsfreiheit zu achten und zu schützen.

So war denn der sehnliche Wunsch des großen Kurfürsten endlich erfüllt; die reiche Handelsstadt und starke Festung Stettin, die Odermündungen, von ihr beherrscht, sie waren endlich im Besitze Preußens, endlich hatte dieses einen Fuß am Meere und konnte Theil nehmen an dem Commercio der ganzen weiten Welt, wie es so heiß der große Fürst erstrebt hatte.

Friedrich Wilhelm war übrigens gleich nach der Uebergabe Stralsund's nach Berlin zurückgekehrt und dort im Januar 1716 wieder eingetroffen; einfachen Sinnes, wie der König war, hatte er sich einen ihm bereiteten feierlichen Einzug verbeten, dafür aber zum nächsten Sonntag in allen Kirchen des Landes ein Lob- und Dankfest befohlen.

Wir erwähnen hier nur noch der Friedensbedingungen für die übrigen Mächte, welche sich am Kriege gegen Schweden betheiligt hatten. Zunächst war es König Georg I. von England, welcher, nachdem er im Jahre 1715 Bremen und Verden von den Dänen gekauft und sich seitdem den Feinden Schwedens zugesellt hatte, die eingetretenen Friedensaussichten benutzte, um seine neue Erwerbung sicher zu stellen. Wir müssen uns dabei erinnern, daß König Georg gleichzeitig Kurfürst von Hannover war, um den hohen Werth zu begreifen, welchen er auf die gedachte Erwerbung legte. In der That erklärte sich Schweden bereit, gegen eine Entschädigung von 1 Million Thaler die Abtretung Bremen's und Verden's an Hannover zu billigen, wogegen ihm England versprach, gegen die übermäßigen Ansprüche, welche Rußland machte, kräftig aufzutreten.

Rußland trug als Preis des Kampfes außer einem Theile von Finnland die gesammten schwedischen Ostseeprovinzen davon und sah sich, wie Preußen, durch diese Erwerbung ebenfalls am Ziele seiner Wünsche, nämlich an der Ostsee. Von dieser Zeit an datirt sich der immer steigende Einfluß Rußland's auf alle europäischen Angelegenheiten, sowie andrerseits germanische Cultur und Gesittung seitdem immer mehr festen Fuß in diesem Lande faßten.

Dänemark mußte den westlich vom Peenefluß gelegenen Theil von Pommern mit der Insel Rügen an Schweden zurückgeben, erhielt aber als Ersatz dafür die schleswigschen Besitzungen des Herzogs von Holstein-Gottorp.

Schweden, somit in dem großen Kampfe völlig besiegt, hatte mit seiner Niederlage die Rolle als europäische Großmacht, zu welcher es bei seiner Armuth und geringen Bevölkerung nur durch die Geistesgaben seiner Fürsten gelangt war, für immer ausgespielt und war in die ihm angemessenere Stellung einer Macht zweiten Ranges zurückgetreten. Nicht volle hundert Jahre sollten vergehen, so verlor Schweden auch den letzten Rest seiner deutschen Besitzungen an das immer mehr zu einer europäischen Großmacht heranreifende Preußen.

§. 12.

Die fernere Politik Preußens unter Friedrich Wilhelm I.

Nach dem Schlusse des großen nordischen Krieges wurde die Regierung Friedrich Wilhelm's I. nicht ferner von kriegerischen Begebenheiten erschüttert.

Um so mehr zeichnet sich die Geschichte jener Zeit durch die verschiedenartigsten und fortwährend sich wechselnd gestaltenden Bündnisse aus, mit welchen die Hauptmächte Europa's sich gegenseitig zu stärken oder zu bedrohen suchten, denen vorwiegend und fast ausschließlich das Interesse der Fürsten und ihrer Familien statt des wirklichen Wohles und Heiles der Völker zu Grunde lag und welchen ganz ferne zu bleiben dem neuen Königreiche Preußen seine bereits erworbene bedeutende Machtstellung verbot.

Man hat König Friedrich Wilhelm oftmals darum getadelt, daß er in seiner auswärtigen Politik keine selbständige, der Bedeutung Preußens angemessene Stellung eingenommen habe; wer aber bedenkt, wie dem geraden offenen Sinn des Königs die Schlangenwindungen und diplomatischen Kunstgriffe der damaligen Politik im höchsten Grade zuwider sein mußten, wie leicht es gewiegten Staatsmännern werden mußte, das rückhaltlose Vertrauen desselben zu täuschen und für ihre selbstsüchtigen Pläne nutzbar zu machen, wer ferner die echte deutsche, ihm von seinen Vorfahren überkommene Gesinnung des Königs erwägt, der wird darin leicht den Schlüssel für das politische Benehmen desselben zu einer Zeit finden, in welcher der augenblickliche Vortheil heute Bündnisse schloß und morgen, wenn sich größere und bessere Aussichten zeigten, ebenso leichtsinnig und selbstsüchtig wieder auflöste.

Es muß hierbei übrigens gerne zugegeben werden, daß Friedrich Wilhelm's äußere politische Thätigkeit von viel geringerer Bedeutung war, als seine Befähigung, die inneren Angelegenheiten seines Staates zu regeln, daß ihm der klare, scharfe Blick zur Beurtheilung der politischen Lage der verschiedenen Nationen fehlte, daß sein biederer, aber einfacher Sinn ihn unfähig machte, bei so künstlich verschrobenen Verhältnissen stets das Rechte zu treffen, daß er vielmehr grade durch diese seine höchst achtungswerthen Charaktereigenschaften nothwendiger Weise mehr oder weniger ein Spielball in den Händen gewiegter, aber gewissenloser Diplomaten werden mußte.

Zum richtigen Verständniß der Rolle, welche zu jener Zeit das junge Königreich Preußen zu spielen berufen war, ist es indessen nothwendig, einen kurzen Blick auf die damaligen politischen Verhältnisse der europäischen Nationen zu werfen. In Frankreich war Ludwig XIV. am 1. September 1715 gestorben und hatte seinem Urenkel, dem damals 5jährigen Ludwig XV., für welchen dessen Onkel, der Herzog Philipp von Orleans, die Regentschaft führte, den schönen Thron Frankreichs hinterlassen. Diese Regentschaft in Frankreich, auf welche der König Philipp von Spanien als näherer Verwandter des jungen französischen Königs gegründetere Ansprüche zu haben glaubte, gab um so mehr zu jahrelangen Versuchen und Verschwörungen, Frankreich mit Spanien zu vereinigen, Veranlassung, als überhaupt in der spanischen Regierung, insbesondere in dem thätigen und unternehmenden

Cardinal Alberoni und in König Philipps zweiter Gemahlin, Elisabeth von Parma, sich ein lebhaft empor strebender Geist zu zeigen begann.

Selbst als der Regent Frankreichs, der Herzog von Orleans, zum Schutze gegen die ehrgeizigen Pläne Spaniens mit König Georg von England ein Bündniß schloß, zu welchem dieser sich um so bereitwilliger finden ließ, als er noch immer eine Verbindung auswärtiger Mächte zu Gunsten des englischen Kronprätendenten Jacob Stuart befürchten mußte, konnte die kühne und ehrgeizige Königin von Spanien in ihrem Streben nicht aufgehalten werden; sie verfolgte sogar den Zweck, die an Oesterreich im spanischen Erbfolgekriege verlorenen italienischen Besitzungen zu Gunsten ihrer Söhne wieder zu gewinnen, welches ehrgeizige Streben zunächst den Erfolg hatte, daß Oesterreich, Frankreich, England und Holland zu einem Bündniß zusammentraten, welches in der Geschichte den Namen der Quadrupelallianz erhalten hat. Anfangs vom Glück begünstigt, wurden die Fortschritte der spanischen Waffen in Italien jedoch sehr bald gehemmt und Spanien sah sich genöthigt, im Frieden zu Cambray, am 17. Februar 1720, allen seinen Ansprüchen auf seine früheren italienischen Besitzungen zu entsagen.

Nach so traurigen Resultaten machte die bisherige Politik Spaniens eine vollständige Schwenkung, man fand plötzlich mehr Vortheil in einer engeren Verbindung mit Frankreich und es wurde sogar zwischen beiden Königshäusern eine Doppelheirath beschlossen; die älteste Tochter Philipps V. von Spanien, die Prinzessin Marie Anna Victoria, wurde als Braut des jungen Ludwig XV. nach Frankreich, ebenso eine französische Prinzessin zur Vermählung mit dem spanischen Infanten Don Carlos an den Hof zu Madrid geschickt. Indessen dies freundschaftliche Verhältniß zwischen Spanien und Frankreich hatte keinen langen Bestand, und wurde durch eine unvermuthete Beleidigung, welche dem spanischen Hofe durch die französische Regierung widerfuhr, sehr rasch und entschieden abgebrochen. An Stelle des in hohem Grade lasterhaften Regenten, Herzog Philipp von Orleans, welcher im Jahre 1723 starb, hatte in Frankreich der Herzog von Bourbon die Regierung übernommen und dieser in dem Wunsche, den damals 13jährigen König möglichst bald mit einer Tochter des vertriebenen Königs von Polen, Stanislaus Leszinsky, zu vermählen, die oben erwähnte spanische Prinzessin ohne Weiteres nach Madrid zurückgeschickt. Diese unerhörte Beleidigung des spanischen Königshauses löste das ohnehin schon locker gewordene Bündniß zwischen Frankreich und Spanien begreiflicher Weise sofort völlig und führte damit Spanien wieder zu größerer Annäherung an Oesterreich.

Einem äußerst gewandten Unterhändler, dem Baron von Ripperda, gelang es in der That, am 30. April 1725 zu Wien ein enges Bündniß zwischen Spanien und Kaiser Carl VI. zu Stande zu bringen. In demselben verpflichtete man sich zu gegenseitiger Hilfe für den Fall eines Angriffes, Oesterreich bestätigte die Ansprüche des spanischen Infanten Don Carlos auf die ehemals spanischen Besitzungen in Italien, Toscana, Parma und Piacenza nach dem Aussterben des Hauses Medici; Spanien dagegen gewährte der vom Kaiser gegründeten ostindischen Handelscompagnie in Ostende bedeutende Vortheile und erkannte ausdrücklich die Thronfolge der

ältesten Tochter des Kaisers, Maria Theresia, wie dieser sie in der sogenannten pragmatischen Sanction festgesetzt hatte, als zu Recht bestehend an. Von dieser Letzteren müssen wir nun zunächst reden.

Kaiser Carl VI., welcher seinem im Jahre 1711 verstorbenen Bruder Joseph I. als deutscher Kaiser gefolgt war, hatte nach der durch den spanischen Erbfolgekrieg vereitelten Hoffnung auf die Vereinigung Spaniens und Oesterreichs, keinen wichtigeren Lebenszweck, als die Erbfolge in seinem Hause geregelt und von allen bedeutenderen Mächten als zu Recht bestehend anerkannt zu sehen. Allerdings hatte der Kaiser einige Ursache, das Aussterben des Habsburgischen Fürstenhauses auch in seinem deutschen Zweige zu befürchten, so wie es mit Carls II. von Spanien Tode 1700 mit der spanischen Linie desselben geschehen war. Kaiser Joseph schon hatte keine männlichen Nachkommen hinterlassen und Kaiser Carl's einziges Söhnlein war im ersten Lebensjahre verstorben, eine weitere Aussicht auf Nachkommenschaft aber nicht vorhanden; nach Kaiser Carl's Tode war somit der Habsburgische Fürstenstamm nur noch durch zwei Töchter des Kaisers vertreten.

In dem natürlichen Wunsche, diesen, und zwar zunächst der ältesten, der später so berühmt gewordenen Maria Theresia, geboren 1717, die Erbfolge in seinen Ländern zu sichern, hatte der Kaiser schon am 13. Mai 1713 ein Erbfolgegesetz, die pragmatische Sanction genannt, erlassen, welchem zufolge die österreichischen Besitzungen stets ungetheilt nach dem Rechte der Erstgeburt und in Ermangelung von Söhnen, auch auf die zunächst berechtigten Töchter, sodann aber in derselben Art auf die nächsten Seitenverwandten des Kaiserhauses vererben sollten. Diese pragmatische Sanction überall anerkannt zu sehen, war der Kaiser unabläßig bestrebt; wir werden später sehen, wie unnütz sich alle zu diesem Zwecke gebrachten Opfer erweisen sollten, wie sehr Recht der greise Prinz Eugen hatte, als er meinte, der Kaiser hätte seiner Tochter lieber eine tüchtige Armee von 200,000 M., als eine Menge werthloser Urkunden hinterlassen sollen.

Das am 30. April 1725 zu Wien abgeschlossene Bündniß zwischen Spanien und Oesterreich kam, obgleich es äußerst geheim gehalten wurde, dennoch sehr bald zur Kenntniß der übrigen Mächte und verfehlte insbesondere in England wegen der dort beständig herrschenden Furcht vor der Wiederkehr der Stuarts nicht, große Besorgniß zu erregen. England und Frankreich schlossen daher, Oesterreich und Spanien gegenüber, auch ihrerseits ein enges Schutz- und Trutzbündniß und beide einander feindliche Parteien suchten sich nach Kräften durch möglichst vortheilhafte Verbindungen mit anderen Mächten zu verstärken.

Insbesondere war es König Friedrich Wilhelm von Preußen, der unbeschränkte Herr eines Landes mit ziemlich bedeutenden Einkünften, der Gebieter eines trefflich geübten und tapferen, kriegserfahrenen Heeres von 80,000 Mann, welcher die Aufmerksamkeit und das Bestreben beider Theile, ihn für sich zu gewinnen, auf sich zog. Der einfache, offene und ehrliche König sah sich und sein Land daher bald in ein Labyrinth von diplomatischen Künsten und Wendungen verstrickt, welches zu durchschauen sein politischer Blick nicht klar genug war, welches zu zerreißen der König bei aller seiner Derbheit und Charakterenergie nicht selbständig genug in

Fragen der großen Politik war. Das Traurigste für den armen König aber war, daß das Unkraut der politischen Wirren in seiner eigenen Familie Wurzel faßte und den Frieden derselben auf die heilloseste Weise untergrub.

Die Königin Sophie Dorothea, von ihrem Gemahl wegen ihres sittenreinen Lebenswandels und ihrer häuslichen Tugenden mit Recht hoch verehrt, war, wie wir uns erinnern, eine Tochter des jetzigen Königs Georg I. von England. Als solche wendete sie nicht allein allen ihren Einfluß an, den König, ihren Gemahl, für das Bündniß mit England und Frankreich zu gewinnen, sondern sie hatte auch den Plan einer Doppelheirath zwischen dem englischen und dem preußischen Königshause entworfen, nämlich zwischen dem Kronprinzen Friedrich und der Prinzeß Amalie, einer Tochter ihres Bruders, des Prinzen von Wales, und andrerseits zwischen dem Sohne des Prinzen von Wales, dem damaligen Herzog von Gloucester und ihrer ältesten Tochter, der bereits genannten Prinzessin Wilhelmine von Preußen.

Daß die Königin diesen ihren Lieblingsplan mit unermüdlicher Ausdauer und oft mit hartnäckigem Eigensinn, selbst dem bestimmt ausgesprochenen Willen ihres Gemahls entgegen, verfolgte, kann man begreifen und entschuldigen; daß sie aber ihren Plan nicht aufgab, als der unzweideutige Befehl des Königs, als wichtige politische Interessen dies gebieterisch erforderten, daß sie sogar den Beifall, welchen der von ihr gehegte Plan bei ihren Kindern fand, benutzte, um sie zum Ungehorsam gegen die Befehle des Königs aufzustacheln, so daß hauptsächlich dadurch die traurigsten Zerwürfnisse in der Königlichen Familie entstanden, gereicht der Königin zum bleibenden Vorwurf. — Friedrich Wilhelm selbst, der sonst so felsenfeste Mann von raschem Entschluß und unbeugsamer Willenskraft, sah sich durch diese traurigen Verhältnisse in ein unaufhörliches Schwanken und zuletzt in so offenen Widerspruch mit seiner ganzen Familie versetzt, daß er dadurch nicht allein oft zu Ausbrüchen des heftigsten Zornes gereizt wurde, sondern auch, wiederholt in seinem Vertrauen getäuscht, mißtrauisch gegen seine Umgebung und zu Zeiten sogar von der finstersten Schwermuth ergriffen wurde.

Von Hause aus zog den König sein lebhaftes Interesse für das Heil des deutschen Reiches auf die Seite des Kaisers. Seine große Abneigung gegen alle Ausländer, insbesondere gegen die ihm tief verhaßten Franzosen, seine Besorgniß, dem Auslande einen zu großen Einfluß auf deutsche Angelegenheiten einzuräumen, sein reger Wunsch, den Namen des deutschen Reiches überall geachtet und angesehen zu wissen und endlich seine vom Vater ererbte althergebrachte Ehrfurcht vor dem Namen des deutschen Kaisers machten Friedrich Wilhelm einem Bündnisse mit diesem geneigt.

Es ist völlig unzweifelhaft, daß bei einem richtigen Benehmen des Wiener Hofes gegen den König, und wenn man in Wien nur einigermaßen Bereitwilligkeit gezeigt hätte, die rechtlich begründeten Ansprüche des Königs zu unterstützen, dieser dem Kaiserhause ein warmer Freund und bereitwilliger Vertheidiger gewesen wäre. So trug freilich Manches dazu bei, Friedrich Wilhelm's Anhänglichkeit erkalten zu lassen; denn in Wahrheit trat man dem Könige von Wien aus in allen Punkten feindlich entgegen, wo er für seine Dienste Gegenleistungen in Anspruch nahm und suchte auf krummen

Wegen und durch Hinterthüren das zu erreichen, was Friedrich Wilhelm gegen geringen Preis gerne offen bewilligt hätte.

So weigerte sich der Kaiser entschieden, als im Jahre 1716 Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg gestorben war und ihm sein Bruder Carl Philipp, welcher keine männlichen Erben hatte, in der Regierung von Jülich und Berg folgte, die rechtlich begründeten Ansprüche Preußens auf jene Länder (in Folge der 1666 mit Pfalz-Neuburg geschlossenen Erbverbrüderung) nach Carl Philipps Tode anzuerkennen.

Im Gegentheil unterstützte der Kaiser die Absicht Carl Philipp's, seinem Schwiegersohn Carl Emanuel aus der verwandten Seitenlinie Pfalz-Sulzbach nicht nur die Kurpfalz, sondern auch Jülich und Berg als Erbe zu hinterlassen, mit allen Kräften, wogegen indessen Friedrich Wilhelm als eine schreiende Verletzung seines Rechts lebhaft protestirte. Natürlicher Weise erfüllte den König dies Benehmen des Kaisers mit tiefer Mißstimmung gegen denselben.

Ferner widersetzte sich der Kaiser einem von Friedrich Wilhelm und Peter I. gemeinsam entworfenen Plane, nach welchem die verwittwete Herzogin von Kurland, eine Nichte des Czaren, mit einem der Vettern des Königs vermählt, und so das Herzogthum, welches unter polnischer Oberhoheit stand, mehr unter preußischen Einfluß gebracht werden sollte.

Daß der Kaiser bei allen Streitigkeiten Preußens, selbst wenn dieses im klarsten Rechte war, stets entschieden Partei gegen Preußen nahm, so z. B. in dem Streite mit der Aebtissin von Quedlinburg, wegen Limburg, wegen Emden, wegen der Grafschaft Teklenburg, in dem Streite des Königs mit der widerspänstigen Magdeburger Ritterschaft, vermehrte des Königs gereizte Stimmung gegen Oesterreich in hohem Grade; und auch die fortdauernde Bedrückung der Protestanten, für welche der König vergeblich und wiederholt Fürsprache einlegte, vermehrte die Spannung beider Höfe, zumal als Friedrich Wilhelm zum Schutze der Protestanten zu Repressalien schritt und einige Güter der katholischen Geistlichkeit mit Beschlag belegen ließ.

Und trotz dieses bei jeder Gelegenheit feindseligen Benehmens war dem Wiener Hofe doch allen Ernstes daran gelegen, den König von Preußen, dessen Bedeutung keineswegs unterschätzt wurde, zum Verbündeten zu gewinnen und vor allen Dingen den Plan der Königin, eine Doppelheirath mit dem englischen Königshause zu stiften, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu hintertreiben. Ehe wir indessen beschreiben, auf welchen krummen und wenig ehrenvollen Wegen Oesterreich diese seine Absicht zu erreichen wußte, wenden wir unsere Aufmerksamkeit auf kurze Zeit den Bestrebungen der Gegenpartei, Frankreich und England, zu. —

Auf Seiten der Engländer und Franzosen winkten dem Könige Friedrich Wilhelm scheinbar bedeutend bessere Aussichten. Georg I. von England, sein Schwiegervater, hatte schon im Vertrage zu Charlottenburg 1723 die Rechte Preußens auf Jülich und Berg ausdrücklich anerkannt und feierlich erklärt, daß er sich dem Unrecht, welches man in dieser Angelegenheit gegen Preußen üben wolle, mit allen Kräften widersetzen werde. Zu einer ähnlichen Erklärung zeigte sich auch Frankreich geneigt und so schien es, als ob Friedrich Wilhelm bereitwillige Unterstützung seines guten

Rechtes bei den Feinden dessen finden solle, welcher dieses Recht zu wahren berufen war. Die Vortheile, welche die projektirte Doppelheirath mit sich bringen mußte, konnten dem Könige auch nicht entgehen und schon im Jahre 1723 kam es wirklich zwischen beiden Höfen zu einem vorläufigen Beschluß über diese Heirath. Auch der König war zu dieser Zeit dem Projekte der Königin entschieden günstig gestimmt und erlaubte gerne, daß die noch minderjährigen Betheiligten, die ja ohnedem in verwandtschaftlichen Beziehungen zu einander standen, einander Briefe und Geschenke zusendeten; dagegen hatte es den Stolz Friedrich Wilhelm's nicht wenig verletzt, daß der Vorschlag der Königin bei ihrem Vater und Bruder nicht sofort mit freudiger Bereitwilligkeit aufgenommen worden war. Ueberhaupt war das Verhältniß des Königs zu seinem Schwiegervater und Schwager persönlich nicht das beste. König Georg begegnete ihm oft in stolzer hofmeisternder Weise, so daß er wenigstens kein Gefühl der Zuneigung für ihn hegte, sein Schwager aber war ihm schon seit seiner Kindheit gradezu verhaßt.

Dieser Abneigung ungeachtet gelang es dem eifrigen Zureden Englands denn doch, den ohnehin gegen den Kaiser tief erbitterten König Friedrich Wilhelm immer mehr einem Bündnisse mit England und Frankreich geneigt zu machen; besonders wirkte auf ihn die rege gemachte Besorgniß vor österreichischen und russischen Angriffen, die Aussicht auf vortheilhafte Erwerbungen in Folge dieses Bündnisses und endlich der Umstand ein, daß mehrere der hervorragendsten preußischen Minister, unter ihnen der vielfach als umsichtig und treu bewährte Minister von Ilgen, unbedingt für ein Bündniß mit England und Frankreich, als das für Preußen vortheilhafteste, eingenommen waren. Immerhin mag auch das Versprechen König Georg's, sein Garderegiment mit langen Rekruten aus Hannover versorgen zu wollen, mit dabei geholfen haben.

Genug, als Friedrich Wilhelm im Sommer 1725 seinem Schwiegervater in Herrenhausen bei Hannover einen Besuch machte, kam die Angelegenheit zum Abschluß und am 3. September 1725 wurde zwischen England, Frankreich und Preußen ein Bündniß vorläufig auf 15 Jahre unterzeichnet, in welchem sich alle drei Mächte ihre Besitzungen und Rechte gegenseitig garantirten und sich im Falle eines Angriffs auf dieselben mit einer bestimmten Truppenzahl zu Hilfe zu kommen versprachen; auch verpflichteten sich die drei Mächte, kein anderweitiges Bündniß einzugehen, durch welches die Interessen der anderen gefährdet werden könnten. In geheimen Zusatzartikeln wurden Preußens Rechte auf Jülich und Berg anerkannt und dem Könige in ausgedehnter Weise Hilfe zugesagt, wenn ihm diese Länder nach dem Tode Carl Philipp's von irgend einer Seite her streitig gemacht werden sollten.

So war denn zum ersten Male ein Fürst aus dem Hause Hohenzollern, ein König von Preußen im offenen Bunde mit den erklärten Feinden des Kaiserhauses und man irrt wohl nicht in der Behauptung, daß des Königs loyaler Sinn von Anfang an im höchsten Grade peinlich durch dieses ihm widernatürlich dünkende Verhältniß berührt wurde, daß er sehr bald Reue über den gethanen Schritt empfand. Die Erwägung, daß durch den geschlossenen Bund möglicher Weise die Macht des Kaisers vollständig gebrochen werden könne, daß es den übermüthigen Ausländern wohl gar

einfallen möge, nach dem Ableben Carl's VI. dem deutschen Reiche einen englischen oder gar einen französischen Prinzen als Kaiser zu geben und daß er dann mit beigetragen habe zu dieser Entwürdigung des tausendjährigen ehrwürdigen deutschen Reiches, griff immer mehr Platz in dem Herzen des Königs und stimmte ihn trübe und schwermüthig. In solchen Augenblicken der finstersten Gemüthsverfassung kam der König allen Ernstes auf den Gedanken, die Regierung niederzulegen und sich für den Rest seines Lebens nach Wusterhausen zurückzuziehen.

Wäre dieser traurige Entschluß zur Ausführung gekommen, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die von der Königin projectirte Vermählung des Kronprinzen mit einer englischen Prinzeß ohne Hinderniß zur Ausführung gekommen sein, daß Preußen dann für lange Zeit in das Schlepptau der stets selbstsüchtigen Politik Englands gekommen wäre und wer kann sagen, wie sich dann die Geschicke unseres Vaterlandes, ja der europäischen Welt vielleicht in ganz anderer Weise gestaltet haben würden.

Indessen, in Wien hatte man von dem Bündnisse des Königs mit England und Frankreich, so geheim dasselbe auch gehalten werden sollte, durch die Umgebung Friedrich Wilhelm's selbst, von der gleich näher die Rede sein wird, bald genug genaue Kenntniß erhalten und zögerte nicht, alle Minen gegen das abgeschlossene Bündniß springen zu lassen.

Die traurige Gemüthsverfassung des Königs suchte man durch eine dringende, nicht wohl zu umgehende Einladung König August's nach Dresden zu beseitigen, und obgleich der glänzende aber lasterhafte Hof des üppigen Königs den reinen Sinn Friedrich Wilhelms mit tiefem Ekel erfüllte, so wurde doch der eigentliche Zweck in Wirklichkeit erreicht. Mit neuem Lebensmuthe ging der König an die Regierungsgeschäfte und hatte seinen Entschluß, abzudanken, zum Segen des Volkes weit von sich geworfen, als er von dem üppigen Dresden zu seiner gewohnten einfachen Lebensweise zurückkehrte. Beiläufig mag hiebei gleich bemerkt werden, daß auch der damals 17jährige Kronprinz den König nach Dresden, auf wiederholte Einladung König August's hatte begleiten müssen; wie der lebensfrohe kräftige Jüngling hier den Versuchungen des durch und durch verdorbenen Hoflebens erlag und dadurch den bereits zwischen ihm und dem Vater bestehenden Riß in fast unheilbarer Weise vergrößerte, werden wir an einer anderen Stelle erzählen.

In äußerst geschickter Weise wußte sich nunmehr das österreichische Cabinet in das am Berliner Hofe gespielte Intriguenstück einzumischen. Es konnte ja bei den geschilderten Verhältnissen nicht anders sein, als daß sich daselbst zwei einander in bitterer Feindschaft gegenüber stehende Parteien bildeten; auf der einen Seite die Königin und ihr wenig zahlreicher Anhang, zu welchem natürlich auch der englische und französische Gesandte zählten, auf der anderen der alte Fürst Leopold von Anhalt Dessau, der Minister von Grumbkow und der österreichische Gesandte Graf Seckendorf, welche mit Eifer und Geschick bestrebt waren, das Schiff der preußischen Politik in ein den österreichischen Interessen günstiges Fahrwasser zu leiten.

Diese beiden letzteren Personen waren es vor allen Anderen, welche den entschiedensten Einfluß auf den König ausübten; Grumbkow, welcher

den König durch ein anscheinend biederes und derbes Wesen zu gewinnen verstanden hatte und mit großer Geschicklichkeit auf die Launen und Eigenheiten desselben einzugehen wußte, stand schon seit Jahren geradezu im Solde des österreichischen Hofes und verrieth auf's Gewissenloseste Alles, was am preußischen Hofe vorfiel, nach Wien. Er fand sich von dem schlauen und höchst gewandten Grafen Seckendorf, der sich überraschend schnell in des Königs Gunst zu befestigen gewußt hatte, auf's Beste unterstützt.

Beide arbeiteten zunächst auf's Eifrigste daran, Friedrich Wilhelm von der persönlichen freundschaftlichen Gesinnung des Kaisers zu überzeugen und suchten ihm vorzuspiegeln, daß nur die kaiserlichen Minister und Rathgeber an allen herrschenden Zerwürfnissen und Mißverständnissen Schuld seien; es konnte ihnen nicht schwer werden, den arglosen König zu diesem Glauben zu bringen, und als wirklich ein im hohen Grade wohlwollendes Schreiben des Kaisers an Friedrich Wilhelm einlief, war dieser im Grunde seines Herzens hoch erfreut und nur zu bereit, von seinem Bündnisse mit den Feinden des Kaisers zurück zu treten. Die größte Schwierigkeit bestand in der Regelung der preußischen Ansprüche auf Jülich und Berg, welche der Kaiser nicht anerkennen, von denen Friedrich Wilhelm aber nichts nachlassen wollte. Indessen häufige Geschenke von großen Rekruten, Bestechungen der preußischen Minister und hohe Versprechungen halfen endlich auch über dieses Hinderniß hinweg.

Der König zeigte sich bereit, seinen Ansprüchen auf Jülich ganz zu entsagen, wenn ihm dafür der Besitz von Berg garantirt würde und so kam es denn, ohnerachtet der eifrigen Bestrebungen der Gegenpartei, am 12. October 1726 zu einem Vertrage zwischen Oesterreich und Preußen in Wusterhausen.

Friedrich Wilhelm erkannte darin die pragmatische Sanction an; beide Mächte sicherten sich gegenseitig den Stand ihrer Besitzungen und versprachen sich, im Falle eines Angriffs, einander mit 10- resp. 12,000 Mann zu Hilfe zu kommen; der Kaiser verpflichtete sich, allen seinen Einfluß dahin anzuwenden, daß Carl Philipp von Pfalz-Neuburg sowohl, wie das Haus Pfalz-Sulzbach das Anrecht des Königs auf das Herzogthum Berg nach Carl Philipp's Tode anerkenne. Sollte dem Kaiser dies binnen sechs Monaten nicht gelungen sein, so war ausdrücklich festgesetzt, daß das ganze Bündniß von Königs-Wusterhausen als nicht geschlossen und der Vertrag als völlig verfallen betrachtet werden solle.

Und nicht zwei Monate vorher, am 17. August 1726, hatte der Kaiser dem Kurfürsten von der Pfalz als Preis seines Beitritts zum österreichisch-spanischen Bündniß und seiner Anerkennung der pragmatischen Sanction die feierliche schriftliche Versicherung gegeben, daß er dem Hause Pfalz-Sulzbach die gesammte Jülich'sche und Berg'sche Erbschaft gewährleisten und sich mit aller Macht demjenigen widersetzen wolle, welcher dieselbe ganz oder theilweise an sich zu reißen suchen werde!

Frägt man sich aber nach den Motiven des Kaisers zu einem so treulosen Benehmen, welches bei seiner unvermeidlichen Entdeckung die Freundschaft des Königs von Preußen für immer in den bittersten Haß verwandeln und Oesterreich einen neuen und gefährlichen Feind erwecken mußte,

so findet man die Antwort in dem lebhaften Wunsche Oesterreichs, vor allen Dingen Preußen von dem Bunde mit England und Frankreich los zu machen, es für immer mit diesen Mächten zu entzweien. Auch tröstete man sich kaiserlicherseits mit dem Gedanken, daß man den leicht vertrauenden König schon durch allerlei Ausflüchte noch länger als sechs Monate werde hinhalten können. Beides gelang in der That und vollständig.

An ein Wiederanknüpfen der Verhältnisse mit England konnte trotz der eifrigen Bemühungen der Königin und trotz der Zerwürfnisse, welche dadurch in der preußischen Königsfamile ausbrachen, und welche die Königin und ihre Kinder oft der rauhesten und unfreundlichsten Behandlung Seitens des Königs aussetzten, nicht wieder gedacht werden; und was die Berg'sche Erbschaftsangelegenheit betrifft, so verstand man es österreichischerseits vortrefflich, den König von Jahr zu Jahr damit hin zu halten. — Unter solchen unwürdigen Intriguen, in welchen der König eine wenig erfreuliche Rolle spielte, verging das Jahr 1726; der Ausbruch eines großen Krieges erschien für das nächste Jahr unvermeidlich.

In der That begannen schon im Februar 1727 die Spanier die Feindseligkeiten mit der Belagerung Gibraltar's, während die Engländer und Holländer die österreichischen und spanischen Schiffe aufgriffen, wo nur immer diese sich auf offenem Meere sehen ließen.

Bis dahin wurde der preußische Staat von diesem Kriege fremder Mächte nicht berührt; als aber die Engländer Anstalten trafen, mit einem aus Hannoveranern, Hessen, Dänen und Schweden zusammengesetzten Heere Oesterreich in seinen eigenen Besitzungen und zwar zunächst in Schlesien anzugreifen; als andrerseits der Kaiser sich anschickte, Hannover weg zu nehmen, da war es für König Friedrich Wilhelm die höchste Zeit, sein ganzes Gewicht in die Wagschale zu legen, wollte er nicht sein Land zu einem Schauplatz des Krieges werden sehen, dessen Interessen ihm fern standen.

Des Königs energischem Auftreten gelang es in der That, beide Theile von weiteren Feindseligkeiten zurückzuhalten; er bewog König Georg zu dem Versprechen, keinen Angriff auf die deutschen Länder des Kaisers zu unternehmen und hielt diesen ebenso vom Angriff auf Hannover ab. Auch wurden wirklich schon im Mai 1727 Friedensverhandlungen eröffnet, welche indessen vorläufig noch zu keinem Resultate führten.

Der Kaiser hatte indessen doch wohl die Ueberzeugung gewonnen, daß seine Lage im Falle der Wiederholung einer solchen Gefahr eine recht mißliche werden könne, wenn er sich nicht Preußens wirksamen Beistand sicherte, es wurden daher österreichischerseits keine Mittel gescheut, das Bündniß von Wusterhausen zu befestigen. Mit vieler Schlauheit wußte man den König glauben zu machen, daß nur Englands und Frankreichs Einflüsterungen Schuld daran seien, wenn des Kaisers Bemühungen, die Jülich-Berg'sche Frage nach Friedrich Wilhelm's Wunsche zu regeln, bisher gescheitert seien; der Kaiser erklärte sogar, seinen eigenen, übrigens von Preußen nie anerkannten Ansprüchen auf Jülich und Berg zu Gunsten des Hauses Pfalz-Sulzbach und Preußens für immer entsagen zu wollen und hierdurch ließ sich Friedrich Wilhelm, trotz mancher bitteren Erfahrung, von Neuem von der Aufrichtigkeit des Kaisers überzeugt, bewegen, am

23. Dezember 1728 in Berlin einen neuen Vertrag mit Oesterreich abzuschließen, welcher namentlich für Pfalz-Neuburg ein tiefes Geheimniß bleiben sollte.

Im Wesentlichen wurde durch denselben der Vertrag von Wusterhausen bestätigt; wegen der Erbschaft von Berg verpflichtete sich Friedrich Wilhelm die ganze Angelegenheit bei Lebzeiten des Kurfürsten Carl Philipp auf sich beruhen zu lassen, wogegen der Kaiser versprach, beim Tode desselben als oberster Richter des Reichs die Sache zwischen Pfalz-Sulzbach und Preußen so zu entscheiden, wie es der Vertrag von Wusterhausen festgesetzt. Friedrich Wilhelm machte sich außerdem noch zur Befriedigung seines ihm inne wohnenden lebhaften deutschen Nationalgefühls besonders aus, daß er aller eingegangenen Verbindlichkeiten gegen den Kaiser los und ledig sein solle, wenn die Prinzessin Maria Theresia sich mit einem anderen als einem deutschen Prinzen vermählen solle. Zur abermaligen Charakterisirung der Handlungsweise Oesterreichs erinnern wir hier daran, daß bei dem Bunde Oesterreichs mit Spanien die Hand dieser Prinzessin ausdrücklich dem spanischen Infanten Don Carlos versprochen worden war.

Wie ehrenhaft erscheint hiergegen die Handlungsweise Friedrich Wilhelm's, der, als ihn Oesterreich zu bewegen suchte, dem Herzogthum Berg zu entsagen und ihm dafür Ersatz aus allerdings noch zu machenden Eroberungen versprach, die edle Antwort gab, er wolle sich nicht auf Anderer Kosten bereichern und sich nicht in fremde Händel einmischen.

Das Verhältniß des Königs mit England war zu dieser Zeit schlechter wie je und eben dieser Umstand hatte wohl nicht wenig dazu beigetragen, den König zu näherem Anschlusse an Oesterreich zu bewegen. In England war König Georg I. 1727 gestorben und der Schwager Friedrich Wilhelm's, welcher ihm schon von seiner Jugend her verhaßt war, hatte unter dem Namen Georg II. den englischen Thron bestiegen. Seitdem waren die Hoffnungen der Königin auf das endliche Gelingen ihres Lieblingsplanes auf Null gesunken und als König Georg sogar im Jahre 1729 preußische Werber, welche sich in Hannover Gewaltthätigkeiten erlaubt hatten, gefangen setzen ließ, da loderte der Zorn des Königs in hellen Flammen auf; nur mit Mühe wurde er bewogen, den bereits gegebenen Befehl zum Einmarsch in Hannover zurückzunehmen. Nur die Vorstellung der Gefahr, in welche durch einen Krieg der beiden evangelischen Hauptmächte die Kirche gerathen könne, konnte seinen Zorn bezwingen.

Indessen, die politischen Verhältnisse zwischen den einzelnen Staaten änderten sich zu jener Zeit überraschend schnell. Auch die spanische Regierung gelangte endlich zu der Ueberzeugung, daß man es in Wien nicht ehrlich mit ihr meine, daß das Versprechen des Kaisers, seine Tochter Maria Theresia mit dem spanischen Thronerben zu vermählen, eben so wenig ernstlich gemeint sei und gelegener Zeit ebenso rücksichtslos gebrochen werden würde, als die Aussichten, welche das Wiener Kabinet Spanien auf seine ehemaligen Besitzungen in Italien gemacht hatte. Spanien näherte sich daher, die widerfahrene Beleidigung vergessend, von Neuem Frankreich und England und schon im November 1729 kam zwischen diesen drei Mächten zu Sevilla ein Vertrag zum Abschluß, in welchem den spanischen Kolonieen in Amerika der freie Handel nach England, dagegen der Krone Spanien

das Recht zugestanden wurde, schon jetzt Besatzungen nach Toskana, Parma, Piacenza zu legen, um sich so den Besitz dieser Länder zu sichern.

So sah sich Oesterreich durch die eigene Treulosigkeit und Unaufrichtigkeit eines mächtigen und durch seine Seemacht für Oesterreich doppelt wichtigen Bundesgenossen beraubt; gelang es seinen Feinden auch noch, den König von Preußen zum Anschluß an sie zu bewegen, so stand Oesterreich fast völlig isolirt da. Und wirklich wurde dieser Plan bei den drei Verbündeten allen Ernstes verfolgt; in England wurde derselbe durch die unablässigen Bemühungen der Königin von Preußen ohnehin auf's Lebhafteste unterstützt und schien in Wahrheit dem Gelingen nahe. König Georg II. von England sendete im April 1730 den Ritter Hotham als außerordentlichen Gesandten nach Berlin und ließ um die Hand der Prinzessin Wilhelmine für den Prinzen von Wales anhalten, so wie gleichzeitig den Antrag stellen, daß am Tage der Vermählung der preußische Kronprinz Friedrich mit der englischen Prinzessin Amalie verlobt werden solle.

Der König schien nicht abgeneigt, auf diese vortheilhafte Verbindung, noch dazu da dieselbe ihm von englischer Seite und in höchst ehrenvoller Weise angetragen wurde, einzugehen, die Freude der Königin, der königlichen Kinder selbst war grenzenlos, — aber leider von kurzer Dauer.

England forderte als einzige Gegenleistung für seine äußerst vortheilhaften Anträge (Verzichtleistung auf jede Mitgift für die Prinzeß Wilhelmine; 100,000 Pfd. Sterling Mitgift für die Prinzeß Amalie; das Versprechen, den Kronprinzen Friedrich zum Statthalter von Hannover zu machen) vom Könige die Entfernung des Ministers v. Grumbkow; man wußte sehr wohl, daß diese nothwendig sei, wenn der König nicht fort und fort wieder dem österreichischen Einflusse unterworfen werden sollte.

Der ohnehin leicht argwöhnische König, welcher darin nur das Bestreben Englands erblickte, ihn in seinem eigenen Hause zu bevormunden, brauste über diese Forderung im heftigsten Zorne auf und als Ritter Hotham dieselbe noch dazu in ungeziemender Form vorbrachte, kam es zu einer sehr unangenehmen Scene. Friedrich Wilhelm riß dem Gesandten Englands die Briefe aus der Hand, warf sie ihm in's Gesicht und bedrohte ihn sogar mit thätlicher Mißhandlung. Damit waren natürlicher Weise die angeknüpften Unterhandlungen vollständig und für immer zerschlagen, der Riß zwischen Preußen und England tiefer und unheilbarer wie je.

Schon aus den vorhergehenden Blättern wird der Leser die Ueberzeugung gewonnen haben, daß der Gang der preußischen Politik in engem Zusammenhange mit den verschiedenen inneren Interessen der preußischen Königsfamilie stand; in den nachfolgenden Begebenheiten tritt dieses Verhältniß noch ungleich bedeutender hervor und wir würden fürchten müssen, in der Erzählung derselben unverständlich zu werden, wenn wir nicht vorher einen Blick auf die Verhältnisse der Königlichen Familie, auf Friedrich Wilhelm als Oberhaupt derselben, werfen wollten. —

§. 13.

Friedrich Wilhelm als Haupt seiner Familie.

Es kann kein Befremden erregen, daß ein Mann wie König Friedrich Wilhelm, der sein Land und Volk einzig und allein nach seinem Willen und nach dem Grundsatze regierte, dieser sei das oberste Staatsgesetz und ihm, dem Willen des von Gott eingesetzten Staatsoberhauptes, müsse sich Jedermann im Staate ohne Widerrede fügen, daß dieser nach denselben Ansichten auch in seiner Familie waltete, daß er sogar von den Gliedern derselben, die in ihm neben dem Könige auch den Gemahl und den Vater achten und ehren mußten, noch in viel despotischerer Weise, als von seinen Unterthanen, unbedingte Unterwerfung forderte.

Das rauhe, derbe, oft im heftigsten Zorn aufbrausende Wesen des Königs, sein gewaltthätiges Verfahren gegen seine Familie, als er auf Widerstand in derselben stieß, insbesondere gegen den Kronprinzen, haben Friedrich Wilhelm von vielen Seiten eine durchaus ungerechte Beurtheilung zugezogen. Daß der König kein hartes Herz hatte, wie ihm vielfach zum Vorwurf gemacht wird, daß unter der rauhen Außenseite desselben ein durchaus edler Kern verborgen lag, welcher den König antrieb, wenn auch in oft abschreckenden und zu strengen Formen, doch mit der größten Gewissenhaftigkeit und seltener Pflichttreue für das Wohl der Seinigen zu sorgen, daß er mit einem Worte seine Familie auf seine Weise zärtlich liebte, das beweist die gewaltige Erschütterung, in welche ihn der Tod seiner beiden ersten Söhne versetzt hatte, das beweist sein echt väterliches Benehmen gegen seine Kinder, als diese noch im zarten Alter und ohne eignen Willen sich gern dem Vater gehorsam zeigten, das leuchtet endlich recht deutlich und in rührender Weise hervor aus dem wahrhaft zärtlichen Verhältniß, in welchem der König in den letzten Lebensjahren mit dem Kronprinzen stand, und welches wenigstens seitens des Königs durchaus aufrichtig gemeint war.

Aber Unterwerfung unter seine Befehle, Eingehen in seine Denkweise und Sinnesart, das forderte Friedrich Wilhelm allerdings mit Ernst und rücksichtsloser Strenge und immer gewaltiger loderte sein Zorn auf, je mehr er gewahr werden mußte, wie, seine eigene Gemahlin an der Spitze, seine ganze Familie sich ihm heimlich oder offen widersetzte.

Vervollständigen wir an dieser geeigneten Stelle das Charakterbild des Königs durch eine kurze Schilderung seiner Lebensweise, deren Einfachheit, Regelmäßigkeit und unermüdliche Thätigkeit allen seinen Unterthanen in der That zum rühmlichen Beispiele diente. Jemanden müßig umher gehen zu sehen, war dem Könige in Wahrheit ein Greuel und bald war diese heftige Abneigung desselben eine so allgemein bekannte Sache in Berlin geworden, daß sich Müßiggänger gewiß niemals in der Nähe des Königlichen Schlosses sehen ließen, daß selbst einfache Spaziergänger, wenn nur immer möglich, jede Begegnung mit dem Könige zu vermeiden wußten und Jeder, wenn er in seine Nähe kam, sich wenigstens den Anschein der geschäftigsten Eile zu geben suchte. Hatte doch der Königliche Rohrstock auf mehr als einem Berliner Rücken in sehr nach-

drücklicher Weise den Beweis von des Königs Abneigung gegen alles Nichtsthun geliefert. Einst hatte der König selbst es bemerkt, daß sich Jemand seiner Begegnung durch rasches Einwenden in eine Seitenstraße entziehen wolle; sofort jagte er dem Flüchtenden, den seiner Meinung nach nur ein böses Gewissen zur Flucht bewogen haben konnte, nach, holte ihn ein und als dieser im höchsten Grade erschrocken dem Könige auf die Frage, warum er gelaufen sei, antwortete: „Majestät, ich habe mich gefürchtet", da lautete die Königliche Antwort: „Ihr sollt mich nicht fürchten, lieben sollt Ihr mich", und eine tüchtige Tracht Prügel erhöhte nicht wenig das Eindringliche derselben.

Wer aber dem König furchtlos entgegentrat, der konnte versichert sein, daß derselbe sogar eine derbe freimüthige Antwort nicht übel nahm. So hielt er einst auch in Berlin einen jungen Theologen auf der Straße an und fragte ihn, wer er wäre.

„Ein Candidatus Theologiae, Ew. Majestät", lautete die Antwort.

„Und woher ist Er?"

„Aus Berlin, Ew. Majestät."

„So", sagte der König, „die Berliner taugen Alle nicht viel."

Der junge Mann hatte die Dreistigkeit, dem Könige offen zu erwidern:

„Ja, da haben Ew. Majestät wohl Recht, aber zwei Ausnahmen davon sind mir doch bekannt."

„Und die wären?" fragte der König.

„Ew. Majestät sind die eine und ich selbst bin die andere."

Dem Könige aber gefiel diese dreiste, unerschrockene und witzige Antwort so sehr, daß er den jungen Mann nicht aus den Augen verlor und dieser sich bald im Besitz einer einträglichen Pfarre befand.

Bei den täglichen Spazierritten oder Gängen des Königs gestattete der König Jedem, an ihn heran zu treten und sein Anliegen mündlich vorzutragen oder eine Bittschrift zu übergeben; die Entscheidung erfolgte dann gewöhnlich sofort und stets in der kurzen, charakteristischen Weise, welche wir bereits kennen gelernt haben. Häufig trat der König bei solchen Gelegenheiten in die Wohnung von Beamten oder Bürgern ein, um zu sehen, wie es bei denselben zuging; wehe dem, bei welchem der König einen Luxus in Hausgeräth oder Essen und Trinken vorfand, der mit den Einkünften des Betreffenden nicht im Verhältniß stand. Man erzählt, daß er so einst unvermuthet bei einem im höchsten Unfrieden lebenden Ehepaare, welches gerade im heftigsten Streit begriffen war, eingetreten sei und durch seine ernsten, ermahnenden Worte wirklich eine dauernde Versöhnung desselben herbeigeführt habe. Dem scharfen Blick des Königs entging bei seinen Wanderungen so leicht keine Unregelmäßigkeit und er wußte dann in rascher und eindringlicher Weise Abhilfe zu schaffen; so prügelte er einst einen faulen Thorschreiber, der die zu Markte kommenden Bauern ungebührlich lange vor dem Thore warten ließ, mit den Worten: „Guten Morgen, Herr Thorschreiber", eigenhändig aus dem Bett und in die Kleider. Sehr gern sprach der König mit Leuten, die ihn nicht kannten und von denen er dann oft ein unbefangenes Urtheil über Dinge zu hören bekam, die ihm vielleicht ganz anders vorgestellt worden waren; er verzieh bei solchen

Gelegenheiten willig ein freimüthiges Wort und selbst den herbsten Tadel, wenn er sich durch die Untersuchung als begründet erwies.

Des Königs Lebensweise war einfach und mäßig. Stets stand er im Sommer um 4 Uhr, im Winter um 6 Uhr Morgens auf, las sein Morgengebet und ging nach rasch eingenommenem Frühstück mit seinen Cabinetsräthen an die Arbeit. Alle eingelaufenen Schreiben wurden von ihm selbst eröffnet und der Bescheid gewöhnlich sofort in der kurzen treffenden Art, die wir bereits geschildert, an den Rand geschrieben; Sache seiner Räthe war es dann, des Königs Entscheidung in verständliches Deutsch zu übertragen. Sodann folgten Vorträge der Minister und einzelner Räthe, Vorstellungen von fremden Gesandten, Audienzen an Generale u. s. w. Um 10 Uhr begab sich der König nach dem Paradeplatz, von da nach dem Marstall; auch auf diesem Wege ließ er sich zuweilen Fremde von Bedeutung, die nach Berlin und Potsdam kamen, um die dortigen Wunder, vor Allem die Riesengarde Friedrich Wilhelm's anzustaunen, vorstellen und unterhielt sich gern mit ihnen.

Punkt 12 Uhr fand die einfache Mittagstafel statt, von welcher alles Künstliche, namentlich aber die französische Küche, gänzlich verbannt war. Gewöhnlich bestellte der König selbst Tags zuvor die Gerichte, welche er auf seiner Tafel zu sehen wünschte und die einfache derbe Hausmannskost, welche er vorzugsweise liebte, brachte nicht selten die verwöhnteren Gaumen seiner Gäste, auch seiner Familie, in gelinde Verzweiflung.

Nur bei großen Feierlichkeiten wurde etwas von der einfachen Lebensweise abgewichen. Des Königs liebstes Getränk war Bier, wie er es selbst in Wusterhausen brauen ließ; es durfte nie auf seiner Tafel fehlen; Wein erschien nur an Sonntagen und bei festlichen Gelegenheiten und auch dann durfte es nie französischer, sondern nur Rheinwein sein. Haßte doch der König alles Französische so, daß er nicht selten ausspuckte, wenn er nur einem Franzosen begegnete.

Nach dem Essen ritt oder fuhr der König aus, um Bauten oder Arbeiten auf dem Lande und dergleichen anzusehen. Zwischen 5 und 6 Uhr Abends begab er sich in seine gewöhnliche, unter dem Namen „das Tabaks-Collegium“ so berühmt gewordene Abendgesellschaft. In dieser Gesellschaft, zu welcher die vertrautesten Generale und die tägliche Umgebung des Königs jedesmal besonders eingeladen wurden, legte Friedrich Wilhelm die Königliche Würde völlig ab und wollte dort nur als der Oberst des Leibregiments angesehen und in derselben Weise, d. h. ebenso völlig zwanglos behandelt sein, wie andere Generale und Obersten. Es durfte Niemand aufstehen, wenn er erschien oder wenn er die Versammlung verließ; jede Förmlichkeit war bei Seite gesetzt und in der ungezwungensten Weise durfte und mußte sich ein Jeder der Anwesenden über Alles aussprechen, was zum Gegenstand der Unterhaltung gewählt wurde. Zu den täglichen Gästen des Tabaks-Collegiums gehörten unter Anderen der Fürst Leopold von Dessau, der General und vertraute Minister v. Grumbkow, der Oberst v. Derschau, der Graf Dönhof, welcher die Bauten in Berlin zu leiten hatte, die Obersten v. Gersdorf, v. Sydow, die Majors v. Einsiedel, v. Jürgas, der zwar wirklich gelehrte, von der Tabaksgesellschaft aber als Hofnarr vielfach verspottete, fast immer be-

trunkene und vor Eitelkeit halb verrückt gewordene Geheimrath und Ceremonienmeister Jacob Paul Gundling; öfters erhielten auch auswärtige Gesandte, unter ihnen besonders der beim Könige in hoher Gunst stehende Gesandte Oesterreichs, Graf Seckendorf, Zutritt, und man kann sich leicht vorstellen, auf welchem Wege so manches im Tabaks-Collegium harmlos und unbedacht gesprochene Wort rasch genug in Wien bekannt und benutzt wurde. Der König, der ohnehin schon im gewöhnlichen Leben die Worte nicht zu wägen pflegte, legte sich in diesem Kreise, wie er glaubte, vor lauter zuverlässigen Freunden, vollends keinen Zwang auf und besprach die wichtigsten Angelegenheiten mit rückhaltloser Offenheit.

Gewöhnlich mußte Gundling, wenn der König erschienen war, die Zeitungen vorlesen und, wenn er nüchtern genug dazu war, die wichtigsten Begebenheiten erklären; denn so sehr die ganze Gesellschaft, der König an der Spitze, ihn verspottete und verachtete, so wurde er doch in politischer Beziehung von Allen als ein Orakel betrachtet. Niemals nahm der König es übel, wenn er selbst, was oft genug vorkam, sich in den Zeitungen angegriffen oder verspottet fand; und oft genug wußte er solche Angriffe in beißender Weise zu erwidern und die Lacher auf seine Seite zu bringen. So fand sich einst in einer holländischen Zeitung eine Nachricht, daß einer der Riesengrenadiere des Königs von Preußen gestorben sei und daß man bei seiner Secirung zwar zwei Magen, aber — kein Herz in der Leiche gefunden habe. Der König lachte herzlich darüber und ließ am anderen Tage in die Zeitung setzen: „jene Nachricht sei zwar richtig, man habe aber vergessen, zu erwähnen, daß der Verstorbene ein Holländer gewesen sei."

Die völlige Zwanglosigkeit, welcher sich der König bei diesen Abendgesellschaften hingab und welche er auch von seiner Umgebung forderte, führte übrigens doch auch zuweilen zu recht unangenehmen Scenen. Vor Allem waren die Späße, mit welchen die nicht gerade fein gebildete Gesellschaft sich die Zeit vertrieb und namentlich ihren Muthwillen an dem bereits genannten Gundling ausließ, oft mehr als derber Natur. Der wirklich gelehrte, aber moralisch verkommene Mann wurde vom König mit allen möglichen Ehren überhäuft, ohne zu bemerken, daß dieser mit ihm nur Spott trieb; so ernannte Friedrich Wilhelm ihn zum Geheimrath, zum Oberceremonienmeister, verlangte aber, daß er im Tabaks-Collegium stets in der längst verschwundenen Tracht eines solchen zu Zeiten Friedrich I. erschien; er erhob ihn in den Freiherrenstand, ernannte ihn zum Präsidenten seiner herzlich gering geachteten Akademie der Wissenschaften u. s. w. Eine häufig genug vorkommende Unterhaltung war es, Gundling durch unablässiges Zutrinken ganz um seine Sinne zu bringen und ihn dann auf die plumpeste Weise zu verhöhnen. Als er starb, ließ ihn der König unter großen Feierlichkeiten in einem Weinfasse begraben; sein Tod wurde allen auswärtigen Höfen angezeigt und König August von Polen ließ sogar seine Hofnarren tiefe Trauer mit schwarzen, 20 Ellen langen Trauerflören über den unersetzlichen Verlust anlegen.

Der König selbst neckte gern, und nicht immer in der zartesten Weise, seine Umgebung; er nahm aber, wie man zu seiner Ehre hinzusetzen muß, gern und mit gutem Humor scharfe Erwiderungen hin und trug seinen

Gegnern niemals Groll nach. Einmal aber hätte ein sehr derber Scherz des Königs fast traurige Folgen nach sich gezogen. Er hatte eines Abends den Major v. Jürgas, welcher sich mehr wissenschaftlichen Beschäftigungen hingab, als es zu jener Zeit in seinem Stande gebräuchlich war, wie gewöhnlich damit geneckt und ihn dabei einen Dintenkleckser genannt; Jürgas aber, welcher an dem Abende ungewöhnlich erregt war, hatte dies gewaltig übel genommen und laut erwidert: „das sagt ein Hundsfott!" Man kann sich die Aufregung der ganzen Gesellschaft denken. Der König erklärte mit Bestimmtheit, er sei hier nicht als König, sondern als Oberster seines Leibregiments beleidigt worden und werde sich als solcher Genugthuung fordern; und nur mit der größten Mühe gelang es den Anwesenden, ihn von einem so tollen Entschlusse abzubringen. Major v. Einsiedel, welcher das Gardebataillon commandirte, dessen Chef der König war, schlug sich am anderen Tage für den König mit dem v. Jürgas und wurde vom Ersteren für eine leichte Wunde, welche er bei diesem Duell davon trug, reichlich beschenkt. Daß aber Friedrich Wilhelm den ganzen ärgerlichen Vorfall niemals dem Major v. Jürgas nachtrug und demselben nach wie vor gnädig gesinnt blieb, ist wieder ein schöner Beweis von dem Geiste hoher, wahrer Ehre und Herzensgüte, welcher seinen Sinn erfüllte.

Ungenirt und zwanglos wie das Benehmen der Gäste unter einander, war auch die Aufnahme und Bewirthung, welche sie im Tabaks-Collegium fanden.

Ein Zimmer im Schlosse, in der Nähe des weißen Saales, war hierzu nach dem Vorbilde einer holländischen Prachtküche eingerichtet; ein langer Tisch in der Mitte, auf beiden Seiten mit einfachen Bänken versehen, für den König ein hölzerner Sessel, dienten zur Aufnahme der Gäste. Der König, selbst leidenschaftlicher Raucher, sah es gern, wenn Jeder eine zu jener Zeit gebräuchliche Thonpfeife mitbrachte und dieselbe, wie z. B. der Fürst von Dessau, wenigstens zum Schein benutzte; holländischer Tabak und Kohlen standen auf dem Haupttisch zu Jedermanns Gebrauch bereit und der König bemerkte es mißfällig, wenn Jemand seinen eigenen Tabak rauchte.

Das Lieblingsgetränk des Königs, Potsdamer, Köpnicker, Wusterhausener oder anderes Bier wurde in großen weißen Krügen, welche noch heutigen Tages im Königlichen Schlosse gezeigt werden, vor jedem Gast aufgesetzt; wer essen wollte, fand an einem Nebentische Brod, Butter in einem irdenen Topfe und Schinken oder kalten Braten, und konnte sich nach Belieben bedienen. Nachdem Alles aufgestellt war, mußte die Bedienung das Zimmer verlassen, damit die Unterhaltung völlig ungestört vor sich gehen könne.

Es leuchtet ein, daß dieses Tabaks-Collegium, obgleich es nur den Zwecken geselliger Unterhaltung dienen sollte, in Wirklichkeit eine hohe Bedeutung gewann. Die völlige Zwanglosigkeit, mit welcher der König sich hier, seinen alten Offizieren und Vertrauten gegenüber, über die wichtigsten auswärtigen Angelegenheiten ausließ, während er sonst gegen fremde Diplomaten stets mißtrauisch und vorsichtig blieb, gab dem Tabaks-Collegium mehr und mehr im Wesentlichen die Bedeutung eines vertrauten Staatsrathes und wer nicht selbst zum Eintritt in dasselbe gelangte, der suchte

sich wenigstens mit den einflußreichsten Mitgliedern zu befreunden, um so in Erfahrung zu bringen, was dort verhandelt wurde. Wir haben schon erwähnt, daß hierdurch mehr als einmal die wichtigsten Staatsgeheimnisse verrathen wurden. —

Eine der Hauptvergnügungen des Königs war die Jagd, welche er schon von Jugend auf mit Leidenschaft und nicht ohne Aufwand betrieben hatte. Jährlich fanden große Reiherbeizen, Parforcejagden, namentlich auf wilde Schweine, Hirsche, Rehe u. s. w. statt, auf welchen Friedrich Wilhelm vor allen seinen Begleitern sich als ein gewaltiger Nimrod erwies. Der Wildreichthum war zu jener Zeit noch ein gar großer, so daß man sich in den heutigen Zeiten nur schwer eine Vorstellung davon machen kann; so war es durchaus nichts Ungewöhnliches, daß auf den großen Parforcejagden oft 1000 und mehr wilde Schweine erlegt wurden. Den Ueberfluß an Beute mußten dann Kaufleute, Beamte, Gastwirthe u. s. w. dem Könige zu einer bestimmten Taxe abkaufen; ja die Juden waren sogar genöthigt, sich von dieser ihnen natürlicher Weise doppelt lästigen Verpflichtung durch ein bestimmtes Jahrgeld für die Hospitäler und Armenhäuser loszukaufen; wer aber mit seinen Beiträgen hierzu im Rückstande blieb, der konnte sicher sein, daß ihm bei der nächsten Königlichen Jagd ohne Gnade eine Sau in's Haus geworfen wurde.

Für Vergnügungen feinerer Art, wie sie der Hof des verstorbenen Königs so zahlreich und mit so hohem Glanze und verschwenderischer Pracht geboten hatte, hatte Friedrich Wilhelm keinen Sinn; er liebte, wie er sich überhaupt nur mit Männern umgab, die ihm in offener und derber Weise entgegen traten, auch nur Unterhaltungen von derber, handfester Art.

Beim Könige war diese Neigung zum Derben, Offenen, Ungekünstelten tief in seinem innersten Wesen begründet, es war der Grundzug seines echt deutschen, kräftigen, von tiefer Abneigung gegen alle die Ziererei und Unnatur, all' das unnatürliche Franzosenthum erfüllten Charakters, welches er in seiner Jugend anzusehen und zu ertragen genöthigt worden war. Leider aber kann dasselbe nicht von allen Denen gesagt werden, welchen der König sein Vertrauen schenkte; der gewissenlose Grumbkow, der schlaue und gewandte Seckendorf und Andere berechneten sehr wohl ihr persönliches Auftreten und Benehmen nach dieser Eigenthümlichkeit Friedrich Wilhelm's. —

Jährlich bereiste der König eine oder mehrere Provinzen des Staates und hielt dort eine strenge, bis in die kleinsten Details sich erstreckende Musterung über Alles; dieses gefürchtete Gericht war für Alle, die kein ganz reines Gewissen hatten, um so erschreckender, als man niemals vorher erfuhr, wohin die Reise des Königs gehen werde. Auch reiste Friedrich Wilhelm mit einer für die damalige Zeit so unerhörten Schnelligkeit, daß ihn nirgends das Gerücht seiner Abreise von Berlin oder Potsdam überholen konnte; natürlicher Weise waren dann auch nirgends Vorbereitungen für die Aufnahme des Königs getroffen worden. Indessen war dies gerade nach seinem Sinn; unvermuthet kehrte er bei dem ersten Beamten, selbst bei Beamten niederen Grades, ein, lud sich zu Gaste und sah es gern, wenn seinetwegen keine Umstände gemacht wurden; gern verzehrte er mit ihnen die frugalsten Mahlzeiten. —

Von den Provinzen waren die neu erworbenen Besitzungen am Rhein am wenigsten gut bei ihm angeschrieben, vermuthlich weil sie ihm durch starres Festhalten an ihren Rechten viel Aerger verursachten. Auf ein Anstellungsgesuch schrieb er einst die Bemerkung:

„Sollen examiniren, ob er Verstandt und guten Kop, hat er das soll er in Kur Marck Kris (Kriegs) Dom Kamer zu führen sindt und soll da vleisich habilitiren, ist es ein Dummer Deuffel sollen Ihm zum Klev. Regi (Regierungs) Rath machen dazu ist er gutt genuch." —

Doch, wenden wir nunmehr unsere Blicke auf die Familie des Königs.

§. 14.

Der Kronprinz Friedrich. Seine Flucht.

Von allen Mitgliedern der Königlichen Familie fesselt keines in so hervorragender Weise unsere Aufmerksamkeit, als der Kronprinz Friedrich. Nachdem zwei früher geborene Söhne des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm bereits im zartesten Lebensalter verstorben waren, dauerte es, wie wir bereits erwähnt haben, mehrere Jahre, ehe dem tief betrübten Vater durch die abermalige Geburt eines Prinzen Ersatz für diese Verluste werden sollte. Um so größer war die Freude Friedrich Wilhelm's, als ihn seine Gemahlin am 24. Januar 1712 abermals mit einem Prinzen, dem später so berühmt gewordenen Könige Friedrich II., beschenkte; ja so stürmisch waren die Liebkosungen, mit welchen der beglückte Vater den Neugebornen an sein Herz drückte, daß man denselben besorgt seinen Armen entziehen mußte.

Die erste Erziehung des jungen Prinzen überließ Friedrich Wilhelm völlig seiner Gemahlin; sie wurde geleitet von derselben jetzt hochbetagten Frau v. Rocoulles, welche den König selbst erzogen hatte und sich, obgleich Französin von Geburt, bis an ihr Lebensende der höchsten Achtung des Königs erfreute. Zur Oberhofmeisterin für den Kronprinzen wurde eine Frau v. Kameke erwählt, für welche Friedrich Wilhelm ebenfalls ihres offenen geraden Wesens halber lebhafte Zuneigung empfand; wir werden diese ehrenwerthe und muthige Dame später in sehr bedenklichen Augenblicken sich furchtlos dem Zorne des Königs entgegenstellen sehen.

Friedrich Wilhelm liebte den Knaben, dessen anfänglich schwache Gesundheit überdem oft ernste Besorgnisse erregte, mit großer Zärtlichkeit; mehr als einmal überraschten Generale oder andere Vertraute des sonst so ernsten strengen Königs, diesen beim Eintritt in das Königliche Zimmer, mit dem kleinen Prinzen Ball spielend, während die um einige Jahre ältere Prinzeß Wilhelmine, mit der Puppe beschäftigt, dabei saß. „Er ist selbst Vater", sagte der König dann wohl, „und weiß, daß Väter auch zuweilen mit ihren Kindern Kinder sein, mit ihnen spielen und ihnen die Zeit vertreiben müssen." In hohem Grade glücklich fühlte sich Friedrich Wilhelm über eine Aeußerung seines Sohnes, als dieser, damals vier Jahre alt, von seiner Schwester aufgefordert wurde, an ihrem Spiele mit Puppen und Blumen Theil zu nehmen, statt dessen aber auf seine Trommel

losschlug und zur Antwort gab: „gut Trommeln ist mir lieber als Spielen und als Blumen.“ Der hocherfreute Vater erblickte in der kindlichen Aeußerung die durchschimmernde Neigung seines Sohnes zu dem von ihm selbst so sehr geliebten Soldatenstande und ließ durch den berühmten Hofmaler A. Pesne ein Oelgemälde anfertigen, welches diese Scene darstellt und welches noch heute im Schlosse zu Charlottenburg zu sehen ist.

Das Verhältniß der Königlichen Familie war zu dieser Zeit ein wahrhaft glückliches zu nennen; war der König auch oft ernst und streng, so liebte er doch seine Familie aufrichtig und beide Gatten fanden ihr Glück in ihren Kindern. Die Ehe und das häusliche Leben des Königs konnten im ganzen Lande mit vollem Rechte als Muster aufgestellt werden. Leider sollte dies so reine häusliche Glück bald durch schwere Stürme getrübt werden.

Als der Prinz Friedrich sein siebentes Lebensjahr erreicht hatte, wurde seine Erziehung den Händen von Männern anvertraut, welche der König selbst mit großer Umsicht auszuwählen verstanden hatte. Das Amt eines Oberhofmeisters wurde dem bewährten General Grafen Finckenstein, einem Manne von seltenen Tugenden und vortrefflichem Charakter, anvertraut; als Unterhofmeister des Prinzen fungirte der Oberst von Kalkstein, der dem Könige als ein sehr tüchtiger Offizier, als sparsamer Wirth und heiterer Gesellschafter bekannt geworden war.

Unter diesen militärischen Erziehern leitete ein junger Franzose von vornehmer aus Frankreich emigrirter Familie, Namens Duhan de Jandun, den der König bei der Belagerung von Stralsund kennen gelernt und überraschend schnell lieb gewonnen hatte, zumeist wohl, weil er neben seiner Vorliebe für die Wissenschaften auch viel kriegerischen Sinn zeigte, den Unterricht des Prinzen.

Der König wollte die Erziehung seines Sohnes dahin geleitet wissen, daß dieser Alles das und wo möglich noch in erhöhetem Maße werde, was der König selbst geworden war, nämlich vor allen Dingen ein guter Soldat, denn nur ein solcher durfte an der Spitze des preußischen Staates stehen, ein sparsamer Wirth, denn auch diese Eigenschaft hielt Friedrich Wilhelm und mit Recht für den Beherrscher eines Landes für hoch nothwendig, und endlich sollte der Kronprinz ein aufrichtiger evangelischer Christ werden.

In diesem Sinne waren die Instructionen verfaßt, welche Friedrich Wilhelm selbst für die Erzieher und Lehrer seines Sohnes aufgesetzt hatte. Von Jugend auf sollte dem Kronprinzen die entschiedenste Lust und Liebe zum Soldatenstande eingeflößt werden; es sollte ihm eingeprägt werden, daß nichts in der Welt einem Prinzen mehr Ruhm und Ehre zu geben vermöge, als der Degen, daß er in diesem allein seine einzige und wahre Glorie zu finden habe.

In allen Dingen des praktischen Wissens sollte dem Prinzen genügender Unterricht ertheilt, dagegen Alles das von ihm fern gehalten werden, was nach des Königs Meinung zur pedantischen, unnützen Gelehrsamkeit gehörte. In der Königlichen Instruction über den Unterricht des Prinzen ist daher die lateinische Sprache als unnütz ganz gestrichen; die alte Geschichte soll nur oberflächlich, die neuere dagegen seit den letzten 150 Jahren und vor allen Dingen die Geschichte des preußischen Vaterlandes auf's Gründlichste ge-

lehrt werden, ebenso soll dem Prinzen auf's Genaueste Mathematik, Artilleriewissenschaft, Staatsökonomie, Landwirthschaft, Natur- und Völkerrecht, Geographie beigebracht werden. Französisch hatte Friedrich schon in der frühesten Kindheit von seiner Erzieherin fertig sprechen gelernt. Auf's Strengste verbot der König, daß seinem Sohne jemals geschmeichelt werde; denn „Fritz soll bei Leibe nicht hoffährtig werden" hatte Friedrich Wilhelm in die Instruction gesetzt. Vor Allem aber sollte der Prinz vor Verweichlichung und Faulheit, vor Verschwendung, vor allem unnützen Luxus bewahrt werden und mit ihren Köpfen sollten die Erzieher dem Könige dafür verantwortlich sein, daß sinnliche Ausschweifungen dem Prinzen fern blieben.

In welcher sorgfältigen und gewissenhaften, aber auch kleinlichen und einseitigen Weise sich der König um die Erziehung seines Sohnes kümmerte, geht unter anderen aus einer Instruction hervor, welche der König für den Aufenthalt des Kronprinzen in Wusterhausen aufgesetzt hatte. Es heißt darin:

> „Am Sonntag soll er Morgens um 7 Uhr aufstehen. Sobald er die Pantoffeln an hat, soll er vor dem Bett auf die Kniee niederfallen und zu Gott beten, und zwar laut, daß Alle, die im Zimmer sind, es hören können. Danach hat sich Fritz anzukleiden, zu waschen und zu pudern und muß das Anziehen und das kurze Gebet in einer Viertelstunde fix und fertig sein. Das Frühstücken darf nicht länger als 7 Minuten währen. Wenn das geschehen ist, sollen alle Domestiken und Duhan hereinkommen, das große Gebet zu halten auf den Knieen, worauf Duhan ein Capitel aus der Bibel lesen soll und ein gutes Lied singen. Alsdann alle Domestiken wieder hinausgehen sollen; Duhan soll alsdann mit meinem Sohn das Evangelium vom Sonntag lesen, kurz expliciren und dabei allegiren, was zum wahren Christenthum gehört, auch etwas vom Katechismus Noltenii vegetiren. Dies Alles soll die Zeit bis 9 Uhr ausfüllen.
>
> Um diese Zeit soll der Kronprinz zum Könige kommen, um mit ihm zur Kirche zu gehen."

Des Abends mußte wieder in Gegenwart sämmtlicher Diener knieend gebetet und ein Lied gesungen werden und in ähnlicher Weise waren für alle Tage der Woche alle Handlungen und Beschäftigungen, selbst die Zerstreuungen des Prinzen, mit der peinlichsten Genauigkeit vorgeschrieben worden.

Ganz besonders war der König darauf bedacht, daß der Prinz sich nicht verweichliche; täglich bei Wind und Wetter mußte derselbe im knappen blauen Rock reiten und fahren, um dereinst ein Mann von Stahl und Eisen zu werden, wie der Vater es war, denn auf Preußens Thron durfte nach dessen Meinung nur ein abgehärteter kräftiger Mann, bei Leibe kein Schwächling sitzen.

Schon in frühen Jahren mußte der Kronprinz den König bei seinen Inspicirungsreisen durch alle Theile der Monarchie begleiten, ohne daß die mindeste Rücksicht auf seine Jugend und zarte Gesundheit genommen

worden wäre; Vorstellungen, welche man Friedrich Wilhelm darüber zu machen wagte, führten nur dahin, daß die körperlichen Anstrengungen für den Prinzen verdoppelt wurden, denn nur so konnte nach des Königs Meinung der Körper desselben gekräftigt werden.

Um den Prinzen an Wirthlichkeit und Sparsamkeit zu gewöhnen, erhielt derselbe schon früh ein allerdings sehr knapp zugemessenes Taschengeld, mußte aber über die geringfügigsten Ausgaben Buch führen und mit der größten Genauigkeit prüfte der König das ihm monatlich vorzulegende Ausgabebuch, sich dabei um die kleinlichsten Details kümmernd. Verbot der König doch einmal dem Prinzen, fernerhin den Reitknechten Trinkgeld zu geben, weil er sie bereits bezahle und Er und Fritz einerlei sei.

Und wohin konnte oder mußte eine solche pedantische, für einen künftigen Automaten berechnete Erziehung nothwendiger Weise führen; denn an eine Aenderung derselben war bei des Königs Denkart und unbeugsamer Willenskraft nicht wohl zu denken.

Waren des Kronprinzen geistige Anlagen der Art, daß sie sich ohne eigenen Willen widerstandslos nach den Ansichten des Vaters formen ließen, so mußte folgerecht der Sohn genau dasselbe werden, was der Vater war, d. h. ein Mann von Kraft und Charakter, praktischem Verstande, von vielen edlen vortrefflichen Eigenschaften, aber ohne jeden Sinn für alles Höhere, was das menschliche Leben verschönt und vergeistigt; der von Friedrich Wilhelm erschaffene bewundernswerthe Mechanismus des Staats blieb dann eben auch unter seinem Sohne und Nachfolger nichts als eine zwar in hohem Grade künstlich zusammengesetzte, aber todte Maschine.

Entwickelte sich indessen, wie es zum Heil für die Welt und das preußische Vaterland wirklich der Fall war, der Charakter des Prinzen in selbständiger Weise, hatte der Prinz den Muth, als er mehr zum Bewußtsein gekommen war, der despotischen Erziehungsmethode des Vaters Widerstand zu leisten, so waren bei des Königs bekannter Unbeugsamkeit die schwersten Kämpfe zwischen Vater und Sohn vorauszusehen, deren Ausgang Niemand vorher bestimmen konnte.

Betrachten wir nunmehr, in welcher Weise die Erziehung und allmähliche Entwickelung der natürlichen Anlagen des Prinzen vor sich ging; wir treten damit in eine der betrübendsten Phasen der Geschichte des preußischen Königshauses, deren endlicher segensreicher Ausgang aber das menschliche Herz doch mit hohem Danke gegen die göttliche Vorsehung erfüllt, welche Menschen und Völker oft auf wunderbaren Wegen führt und die Charaktere durch das Feuer des Unglücks und der herbsten Prüfungen von ihren Schlacken reinigt.

In der ersten Zeit ging Alles nach des Königs Wunsch. Der 11jährige Kronprinz zeigte zu des Vaters Freude große Lust zum Soldatenstande, exercirte seine Compagnie Cadetten in so vortrefflicher Weise, daß dem Könige das Herz im Leibe lachte, lernte willig Alles, was seine Lehrer von ihm verlangten und unterwarf sich, wenn auch oft mit Widerstreben, den endlosen und im hohen Grade pedantisch betriebenen Religionsübungen, die zu jener Zeit in nichts, als unaufhörlichem Auswendiglernen von Psalmen und Liedern, in mechanischen geistlichen Exercitien bestanden.

Auch im Uebrigen war der König mit seinem Sohne zufrieden; er wirthschaftete ordentlich und sparsam mit seinem Taschengelde, schien Vergnügen an des Vaters Lieblingserholung, der Jagd, zu finden, schoß schon in seinem 10. Jahre in Wusterhausen ein Rebhuhn im Fluge und erfreute des Königs Herz zum Oefteren mit militärischen Berichten über den Zustand seiner Compagnie, die, zwar wohl nicht ohne Hilfe der Erzieher des Prinzen, ganz im militärischen Styl jener Zeit abgefaßt waren.

Das gute Verhältniß zwischen Vater und Sohn trübte sich jedoch bald.

Je älter der Prinz wurde, je mehr entwickelte sich allmählich sein Charakter zu eigner Selbständigkeit und zwar zu immer schroffer hervortretendem Gegensatze mit den Ansichten des Vaters. Der beständige vertraute Verkehr mit dem geistreichen und fein gebildeten Lehrer Duhan, die oft in des Prinzen Gegenwart gemachten mißbilligenden Aeußerungen der Mutter über das rohe Hauswesen, die wilden Jagden, die endlosen Soldatenübungen, die nichts weniger als zart gehaltenen Tabaksgesellschaften, endlich die gleiche Seelenstimmung, welche der Prinz bei der von ihm überaus zärtlich geliebten Schwester Wilhelmine fand, trugen dazu bei, in seinen Neigungen und Ansichten eine große Umwälzung herbeizuführen.

Der Kronprinz verlor den Geschmack am Soldatenwesen, der völlig maschinenmäßige Dienst, das ewige Drillen, das gesammte, künstlich und mit vieler Mühe zusammengesetzte Exercitium konnten ihm bei reiferem Verstande nur wenig Interesse einflößen, wenn er auch als Kind seine Lust am Soldat spielen mit anderen Kindern seines Alters gehabt hatte.

Der trockene pedantische Religionsunterricht stieß den Prinzen mehr und mehr ab, sein jugendliches Herz blieb kalt und theilnahmlos dabei oder wurde in der unangenehmsten Weise davon berührt; bald klagte der ihn unterrichtende Geistliche, daß er in religiösen Dingen keine sonderlichen Fortschritte machte und solche Klage führte nach des Königs Willen immer wieder zu erneuerten und verdoppelten geistlichen Exercitien und Uebungen. Dies wurde noch schlimmer, als der König im Jahre 1727 nach einer glücklich überstandenen schweren Krankheit durch den fanatischen Eifer des damals 64jährigen Pastor Francke in die finsterste Schwermuth getrieben wurde. Die unschuldigsten Erholungen, selbst die Jagd und Musik wurden dem Könige als die ärgsten Sünden vorgestellt; bald sprach der König selbst bei Tische von nichts mehr, als von religiösen Dingen und quälte sich und seine Familie mit endlosen Bibelstunden und Andachtsübungen. Nicht immer konnten der Prinz und seine Schwester es verbergen, wie sehr sie dadurch gelangweilt wurden, was denn natürlich des Königs Zorn im höchsten Grade erregte.

Immer deutlicher trat die völlige Verschiedenheit des Sohnes mit dem Vater hervor. Derbe Scherze, über welche der König von Herzen lachte, konnten dem Prinzen kein Gefallen erregen, und daß dies nicht der Fall war, erregte wiederum den Aerger des Ersteren; ebenso wenig konnte der Sohn immer ein spottendes Wort über Dinge zurückhalten, welche dem Vater ernst und heilig galten und setzte dann wohl auch den derben väterlichen Zurechtweisungen Trotz und Eigensinn entgegen.

An den vom Vater so geliebten Tabaksgesellschaften, an den Jagdvergnügungen und sonstigen Erholungen fand der Prinz immer größeres Mißfallen, immer weiter wurde die Kluft, welche Vater und Sohn trennte.

Mit um so größerem Eifer gab sich der Kronprinz dafür Beschäftigungen und Vergnügungen hin, für welche der König nicht allein keinen Sinn hatte, sondern welche er geradezu auf's Entschiedenste mißbilligte und verachtete.

Durch seinen Lehrer Duhan wurde Friedrich in die zu jener Zeit in hoher Blüthe stehende französische Literatur eingeweiht, deren feines, blitzend schimmerndes Gewand ihn um so unwiderstehlicher anzog, als die von Geist und Witz sprühenden französischen Schriften im grellsten Gegensatze mit den über alle Maßen langweiligen, pedantischen und im unverständlichen Gelehrtenstyl jener Zeit geschriebenen Erzeugnissen deutscher Schriftsteller standen. Von dieser Zeit her datirt sich die große Vorliebe, welche der Kronprinz und spätere König Friedrich bis zu seinem Lebensende den allerdings vortrefflichen Geistesproducten der Franzosen bewahrte und welche ihn oft zu Ungerechtigkeiten in seinem Urtheile über die deutsche Literatur, welche erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen überraschenden Aufschwung zu nehmen anfing, verleitete. Die Beschäftigung mit französischen Büchern, welche dem Könige auf's Tiefste verhaßt waren, mußte vor demselben äußerst geheim gehalten werden; sein Zorn, als er in Erfahrung brachte, daß der Kronprinz mit großem Eifer Schriften der Blitzfranzosen lese, steigerte sich bis zu thätlichen Mißhandlungen.

Mit großem Eifer gab sich der Kronprinz der Beschäftigung mit der Musik hin; mit leidenschaftlicher Liebe blies er die Flöte, in welcher später in Rheinsberg der berühmte Quanz ihn heimlicher Weise unterrichtete; dieses sein Lieblingsinstrument blieb ihm eine treue Gefährtin sein ganzes vielbewegtes Leben hindurch und oft trösteten in den trübsten und verzweifeltsten Augenblicken die weichen und zarten Töne derselben sein niedergebeugtes Gemüth. Auch dies behagte dem Könige, welchem von dem Treiben seines Sohnes trotz aller Heimlichthuerei getreulich Rapport abgestattet wurde, schlecht genug; er selbst liebte außer der Kirchenmusik keine andere als Trommeln und Querpfeifen oder Jagdfanfaren und nannte den Kronprinzen verächtlich „einen Querpfeifer und Poeten, der sich nichts aus den Soldaten mache und ihm dereinst seine ganze Arbeit verderben werde."

Unnütze Befürchtung!

Immer höher steigerte sich die Erbitterung des Königs gegen den seiner Meinung nach völlig entarteten Sohn, immer unfreundlicher wurde die Behandlung, welche er seiner Gemahlin und seinen älteren Kindern angedeihen ließ, als er bemerkte, daß diese gemeinschaftlich mit dem Kronprinzen sich ihm entgegenstellten, daß die Königin die Neigungen ihrer beiden ältesten Kinder, Wilhelmine und Friedrich, heimlich unterstützte, sie wohl sogar offen in ihrem Widerstande gegen seinen Willen zu bestärken wagte.

Ein um so innigeres Verhältniß bildete sich zwischen der Königin und ihren beiden Kindern aus; bereitwillig gingen diese auf den Lieblingsgedanken der Mutter, die bereits mehrfach erwähnte Doppelheirath mit der englischen Königsfamilie, ein; der Kronprinz selbst schrieb in dieser

Angelegenheit an seine Tante, die Königin von England, und immer schroffer standen sich die beiden Parteien am Berliner Hofe, die englische und die österreichische, einander gegenüber; Zwischenträger und Horcher förderten auf beiden Seiten das Mißverhältniß in der Königlichen Familie nach Kräften.

Der König selbst war in die finsterste Schwermuth versunken; er sprach allen Ernstes von Abdanken, er wollte nach Wusterhausen ziehen und dort als einfacher Landwirth leben, so tief hatte ihn die Uneinigkeit in der eigenen Familie, verbunden mit den zelotischen Einflüsterungen des alten Franke gebeugt.

Die Geschicklichkeit der österreichischen Diplomaten wußte indessen diesen Entschluß, dessen Ausführung Oesterreich's Einfluß auf den Gang der preußischen Politik für immer vernichtet haben würde, rechtzeitig durch die bereits erwähnte Einladung nach Dresden zu vereiteln. Der König, welcher sich der übrigens ihm widerwärtigen Einladung nicht gut entziehen konnte, fand an dem üppigen und liederlichen Hofe in Dresden seine volle Manneskraft bald wieder; kraftlos glitten alle Pfeile der Verführung, welche König August gegen die Brust seines Königlichen Gastes schnellen ließ, an dem reinen, gottesfürchtigen Sinne Friedrich Wilhelm's ab und erfüllten seine Seele nur mit Abscheu und tiefem Unmuth; mit Stolz konnte der König nach seiner Rückkehr von Dresden schreiben:

> „Gott ist mein Zeuge, daß ich daran kein plaisir gefunden und noch so rein bin, als ich von Hause hergekommen und mit Gottes Hilfe beharren werde bis an mein Ende.“

So heilsam der Besuch in Dresden auf den König eingewirkt hatte, in so unheilvoller Weise wirkte er auf den damals 17jährigen Kronprinzen. Bei ihm hatten die üppigen Versuchungen des sittenlosen Hoftreibens ein leichteres Spiel gehabt und der Kronprinz kehrte nicht allein nicht so rein nach Berlin zurück, wie er es verlassen hatte, sondern hatte auch Geschmack an dem in Dresden herrschenden Leben, welches nebenbei doch auch so manchen glänzenden erlaubten Genuß an Theater, Musik, Kunst und heiterer Geselligkeit bot, gefunden; selbst die strengste Aufsicht des Vaters konnte nicht verhindern, daß der Kronprinz sich fortan Ausschweifungen überließ, welche zwar durch seine jugendliche Lebenskraft zu erklären sind, die ihm aber von Neuem den lebhaftesten Zorn des Vaters zuzogen.

Die Gemüthsstimmung Friedrich Wilhelms gegen seinen Sohn war um diese Zeit aufgeregter wie je vorher, die Stellung des Prinzen wurde von Tag zu Tag eine um so üblere, als der König bei seinem heftigen Wesen sich gar nicht scheute, seinen Widerwillen gegen den Sohn ganz öffentlich auszusprechen. Annäherungsversuche des Prinzen, dessen weiche Gemüthsart denn doch durch die lieblose Behandlung des Königs tief berührt wurde, wurden von diesem auf's Schroffste zurückgewiesen und vermochten das Verhältniß nicht zu bessern. Und seltsamer Weise, lebte doch in der Brust des Vaters trotz seines heftigen Zornes ebenso gut noch zärtliche Liebe für den Sohn, als umgekehrt dieser den Vater trotz seines rauhen Wesens verehrte und liebte. Als der Kronprinz im Winter 1728 bedenklich erkrankte, schrieb Friedrich Wilhelm an den Fürsten von Dessau:

„So lange die Kinder gesund sind, weiß man gar nicht, wie lieb man sie hat.“

Doch mit der Krankheit ging auch diese Stimmung bald vorüber und bald wurde das Uebel ärger wie je.

Der Prinz hatte in einem der Leibpagen des Königs, einem Herrn von Keith, einen willigen Vertrauten und Helfershelfer bei seinen unerlaubten Zerstreuungen gefunden. Als dieses Verhältniß entdeckt wurde, versetzte der König den Pagen zwar als Lieutenant in ein in Wesel stehendes Regiment; die Hoffnung aber, daß der Prinz nunmehr ein ordentliches Leben führen werde, bestätigte sich nicht, vielmehr fiel Friedrich leider jetzt in noch viel üblere Hände. Der Lieutenant von Katte von den Leibgensd'armen des Königs, ein Mann von Geist und Weltkenntniß, großer Gewandtheit, aber durch und durch Wüstling, der sich zur Entschuldigung seines Lebenswandels ein besonderes philosophisches System errichtet hatte, war es, welcher das Vertrauen des Prinzen gewann und unter dessen gewandter und gewissenloser Leitung Friedrich sich bald von einer Verirrung in die andere stürzte.

Daß ein solches Leben nicht ohne bedeutenden Aufwand geführt werden konnte, daß bei den geringen Einkünften des Prinzen daher bald und nicht unbedeutende Schulden gemacht werden mußten, ist begreiflich; ebenso aber auch, daß dem Könige die Sache nicht lange verborgen bleiben konnte. Des Königs Zorn über diese neuen Verirrungen des Prinzen brach in furchtbarer Weise über denselben herein; er mißhandelte den Sohn auf die empörendste Weise mit dem Stock und begegnete ihm, ohne Rücksicht, ob Fremde dabei zugegen waren, mit unverhohlener Verachtung. Friedrich selbst schreibt über diese schreckliche Zeit an seine Mutter:

> „Ich bin in der äußersten Verzweiflung. Was ich immer gefürchtet, hat mich endlich getroffen. Der König hat gänzlich vergessen, daß ich sein Sohn bin. Heute früh kam ich wie gewöhnlich in sein Zimmer; so wie er mich sah, erwischte er mich beim Kragen und schlug mich auf's Grausamste mit dem Stock. Vergebens suchte ich mich zu decken; seine Wuth war so fürchterlich, daß er seiner nicht mächtig war, und nur seine Ermüdung bewirkte, daß er nachließ.“

Ja, der König war so tief in seinem Innersten von der völligen moralischen Versunkenheit seines Sohnes überzeugt, daß man ihn eines Tages im bittersten Grimme in die Worte ausbrechen hörte: „Gebe Gott, daß Fritz nicht noch einmal am Galgen endet.“

Bei dieser fortgesetzten unwürdigen Behandlung seitens des Vaters, — denn leider erneuerten sich diese schrecklichen Auftritte nunmehr fast täglich, mußte endlich dem Kronprinzen der Aufenthalt im väterlichen Hause völlig unerträglich werden. Er selbst schildert seiner vertrauten Schwester Wilhelmine seine Lage als verzweiflungsvoll. Täglich bekäme er Schläge und zwar in der grausamsten Weise und oft in Gegenwart von fremden Personen; noch kürzlich habe ihn der König beim Eintritt in dessen Zimmer bei den Haaren zu Boden gerissen und mit den Fäusten und Fußtritten auf's Furchtbarste gemißhandelt; sodann habe er ihn nach dem Fenster geschleppt und dort mit dem Gardinenstricke erdrosseln wollen, nur durch

einen herbeieilenden Kammerdiener sei er mit Gewalt aus den Fäusten des Vaters befreit worden. Man verbiete ihm das Lesen, die Musik, die Wissenschaften, er leide Mangel an allem Nöthigen und könne dieses Leben nicht länger ertragen. Er vertraute der Schwester an, daß er fest entschlossen sei, sich durch die Flucht nach England zu retten; Katte und Keith seien mit allem Nöthigen versehen und wollten ihm bis an's Ende der Welt folgen, die Königin dürfe indessen nichts davon erfahren, damit sie im Falle eines Unglücks nicht als seine Mitschuldige erscheine. Man denke sich die Lage der armen Prinzessin, die selbst so schwer unter dem Zorne des Vaters litt, bei diesem Geständniß des ihr über Alles theuren Bruders.

Und doch konnte sie ihm nicht Unrecht geben; mit dem Abbruch der Verhandlungen mit England, mit der beleidigenden Behandlung des englischen Gesandten, Ritter Hotham, war die letzte Hoffnung der Königlichen Familie auf das Zustandekommen jener Doppelheirath erloschen, die Behandlung des Prinzen wurde täglich unerträglicher und der König selbst unterstützte gewissermaßen, wenn auch absichtslos, den in seinem Sohne keimenden Gedanken einer Flucht; mehr als einmal hörte man den König äußern: „er würde sich, wenn ihn sein Vater so behandelt hätte, schon lange todtgeschossen haben oder davon gelaufen sein, dazu gehöre aber Muth und Ehrgefühl und beides besitze der Prinz nicht.“

So ward denn Alles zur Flucht des Prinzen nach England vorbereitet; Päſſe und Gelder lagen bereit, Katte in Berlin und Keith in Wesel harrten auf den ersten Wink Friedrich's, die Flucht zu unterstützen. Die erste sich darbietende günstige Gelegenheit sollte zu derselben benutzt werden.

Dieselbe schien sich zuerst zu finden, als der König im Sommer 1730 auf die dringende Einladung des Kurfürsten August von Sachsen diesem wiederum einen Besuch, diesmal aber nicht in dem üppigen Dresden, sondern in einem bei Radewitz zusammengezogenen Lager sächsischer Truppen machte und der Kronprinz ihn begleiten mußte. Schon war in Friedrich Wilhelm der Argwohn rege geworden, daß sein Sohn an eine Flucht denke; er ließ ihn daher so wenig als möglich aus den Augen. Der Kronprinz selbst war jedenfalls nicht vorsichtig mit seinen Aeußerungen gewesen; denn auch August von Sachsen hatte von seiner Absicht Kenntniß erhalten und dem Prinzen das Versprechen abgenommen, wenigstens nicht von Sachsen aus flüchten zu wollen, damit er nicht als Mitschuldiger des Prinzen erscheinen könne. Aber auch Friedrich Wilhelm war gewarnt worden und abermals mußte der unglückliche Kronprinz und noch dazu vor den Augen Fremder die empörendsten Gewaltthätigkeiten des jähzornigen Vaters ertragen. Sie konnten ihn in dem schon längst gefaßten Beschlusse nur bestärken.

Einige Wochen darauf unternahm der König abermals eine Reise, um verschiedene süddeutsche Höfe zu besuchen und abermals mußte der Kronprinz ihn begleiten. Jetzt oder nie sollte nun der längst gehegte Plan zur Ausführung kommen; vergeblich bemühte die schwer besorgte Schwester sich, den Prinzen, für den sie das Aeußerste befürchtete, von seinem Vorhaben abzubringen. In aller Stille wurden die Vorbereitungen getroffen; Katte sollte in Berlin bleiben, sich aber bereit halten, auf das erste Zeichen des Kronprinzen von dort abzureisen und denselben auf dem Schlosse des

Grafen Rothenburg in Frankreich zu erwarten; auch Keith in Wesel war in das Geheimniß eingeweiht.

Der ursprüngliche Plan der Flucht nach England hatte aufgegeben werden müssen, weil Georg von England nicht als Helfershelfer in der Sache erscheinen wollte; der Prinz hatte daher den Entschluß gefaßt, nach Frankreich zu gehen; von dort wollte er irgendwo in fremde Kriegsdienste treten und hoffte durch hohen Ruhm und Auszeichnung, die zu erwerben er gewiß war, allmählich des strengen Vaters Verzeihung zu erhalten. Aber Katte, im höchsten Grade eitel und stolz auf das Vertrauen des Kronprinzen, hatte nicht strenges Stillschweigen über die Absicht Friedrich's zu bewahren vermocht und noch bevor die Reise angetreten wurde, waren allerhand Gerüchte über die beabsichtigte Flucht Friedrich's in Kreise gedrungen, von denen ohne Zweifel der König selbst aufmerksam gemacht worden war. Daß der Argwohn des Königs rege geworden, geht deutlich daraus hervor, daß drei Offiziere von der Begleitung, die Herren von Buddenbrock, von Rochow und von Waldow, mit dem Prinzen in einem Wagen fahren mußten und den strengsten Befehl hatten, ihn während der ganzen Reise nie aus den Augen zu verlieren.

Der erste Hof, welchen Friedrich Wilhelm besuchte, war der markgräfliche Hof in Anspach, von dort sollte die weitere Reise über Augsburg, Ludwigsburg, Heilbronn, Mannheim und von dort den Rhein abwärts nach Wesel fortgesetzt werden.

In Anspach erhielt der Kronprinz einen Brief von Katte, worin dieser den Prinzen beschwor, erst von Wesel aus die Flucht zu versuchen, wie es zuerst verabredet worden sei; Friedrich aber antwortete, er sei entschlossen, zwischen Heilbronn und Heidelberg das Gefolge des Königs zu verlassen, Katte solle, so wie er von seiner Flucht höre, Berlin verlassen und sich in Frankreich mit ihm vereinigen. Durch ein Versehen in der Adresse gelangte indessen dieser Brief des Kronprinzen nicht in Katte's Hände, sondern wurde an einen Vetter desselben, einen Rittmeister von Katte, der als Werbeoffizier in Erlangen stand, abgegeben, welcher nach langem Kampfe mit sich selbst den schmerzlichen aber von der strengen Soldatenpflicht dictirten Entschluß faßte, den Brief und somit den Beweis von der Absicht des Kronprinzen an den König abzugeben.

Inzwischen war der Fluchtversuch des Prinzen bereits in der Ausführung gescheitert, ehe noch der verhängnißvolle Beweis seiner Schuld in die Hände des Königs gelangte. Der König wollte in Sinzheim übernachten, konnte dieses Städtchen aber nicht mehr erreichen und schlug daher nach seiner einfachen Gewohnheit sein Nachtquartier in einigen leeren Scheunen des Dörfchens Steinfurth auf; auch befahl er, daß die Reise am anderen Morgen nicht wie gewöhnlich um 3, sondern erst um 5 Uhr fortgesetzt werden solle. Dies machte sich der Kronprinz zu Nutze; in der frühesten Morgendämmerung schlich er sich von seinem Lager und gelangte glücklich bis an die nächste Ecke der Dorfstraße, wo sein treuer Page von Keith, ein Bruder des bereits erwähnten Offiziers, mit zwei rüstigen Rossen seiner harrte. Schon will der Prinz in hoher Freude über die endlich erlangte Freiheit sich zu Pferde schwingen — da nahen seine Begleiter, von einem Kammerdiener, welcher des Prinzen leises Wegschleichen

bemerkt hatte, geweckt, und nöthigen ihn, den Verzweifelnden, mit Gewalt, von seinem Vorhaben abzustehen und mit ihnen zurückzukehren.

Im furchtbarsten Zorne brauste der König auf, als ihm die Meldung von dem Vorfall gemacht wurde; indessen hatte der Prinz den herbeigeeilten Offizieren gesagt, daß er nur die Absicht gehabt habe, mit Keith einen Spazierritt nach einem nahe gelegenen Dorfe zu machen; ein Beweis von seiner wirklichen Absicht lag nicht vor, wenn der König dieselbe auch argwöhnte, überdem wollte Friedrich Wilhelm erst preußischen Grund und Boden unter seinen Füßen haben, um unbeschränkter Herr seines Willens zu sein; er bemeisterte daher vorläufig seinen Zorn und die Reise, der Prinz nunmehr auf's Strengste bewacht, wurde bis Frankfurt am Main fortgesetzt. Man kann sich leicht die Seelenstimmung von Vater und Sohn denken.

In Frankfurt, von wo aus man die Reise nach Wesel zu Wasser machen wollte, erhielt der König den unglückseligen Brief an Katte und somit den vollständigen Beweis von der wirklichen Schuld desselben; und nun erst brach der lang und mühsam verhaltene Zorn in hellen Flammen aus. Als er am anderen Morgen beim Eintritt in das Schiff den Prinzen erblickte, schlug er ihm mit dem Stocke das Gesicht blutig und hätte ihn ermordet, wenn sich die begleitenden Offiziere nicht in's Mittel gelegt hätten.

„Noch niemals," rief der Kronprinz, „hat das Gesicht eines brandenburgischen Prinzen solche Schmach erlitten."

Mit Mühe wurde der König überredet, den Prinzen auf einem anderen Fahrzeuge die Reise fortsetzen zu lassen und erst in Wesel ein Verhör über ihn anzustellen.

Als man am 12. August Abends dort ankam, ließ der König es sich nicht nehmen, selbst den Prinzen zu verhören; die männlichen, stolzen Antworten des nunmehr auf's Aeußerste gebrachten und doch Alles verloren sehenden Friedrich setzten ihn von Neuem in solche rasende Wuth, daß er den Degen zog und den Prinzen durchbohrt haben würde, wenn sich nicht der General von Mosel dazwischen geworfen hätte.

Endlich wurde der König so weit seines Zornes Herr, daß ihn die dringenden Vorstellungen seiner Generale von der Nothwendigkeit überzeugten, sich ferner nicht mehr selbst bei den Verhören über den Sohn zu betheiligen; der Oberst von Derschau wurde damit beauftragt, der Prinz selbst aber unter strenger Bewachung zuerst nach Mittenwalde, von da aber bald darauf nach der Festung Küstrin gebracht.

Der König selbst aber begab sich nach Berlin zurück. Man kann sich die Gefühle der Königin, der in der höchsten Angst und Sorge schwebenden Schwester vorstellen, als die erstere einen Brief ihres Gemahls aus Wesel erhielt:

> „Ich habe den Schurken, den Fritz, verhaften lassen und werde ihn behandeln, wie es sein Verbrechen und seine Niederträchtigkeit verdienen. Ich erkenne ihn nicht mehr als meinen Sohn, er hat mich und mein ganzes Haus entehrt. Ein solcher Elender verdient nicht mehr zu leben."

So war denn Alles verloren, der König schien zum Aeußersten entschlossen und völlig vergessen zu haben, daß der allerdings schuldige und verirrte Prinz nicht allein sein Sohn und Offizier der preußischen Armee, sondern auch der Erbe des preußischen Königsthrones sei. Wohl niemals haben schwerere Tage auf der preußischen Königsfamilie gelastet. —

§. 15.

Des Kronprinzen Buße und Versöhnung.

Friedrich Wilhelm hatte, nachdem er in Frankfurt den verhängnißvollen Brief seines Sohnes an den Lieutenant von Katte in Berlin erhalten, sofort den Befehl zur schleunigen Verhaftung dieses Offiziers, so wie auch des Lieutenant von Keith in Wesel erlassen; durch ihre Aussagen, durch die bei ihnen vorzufindenden Papiere mußte es sich ja herausstellen, daß des Kronprinzen Fluchtversuch nicht blos ein unbesonnener Jugendstreich sei, daß vielmehr derselbe, wie der König fest überzeugt war, das Resultat eines tief angelegten Complotts war, unternommen von der englischen Partei am Hofe, unterstützt von England selbst; ja daß demselben der Zweck zu Grunde liege, den König selbst zu stürzen und den preußischen Staat fortan den Zwecken der englischen Politik dienstbar zu machen.

Der Kronprinz hatte Gelegenheit gefunden, von Frankfurt aus Keith durch einige Zeilen zu warnen und zur schleunigen Flucht aufzufordern; zu seinem Glücke hatte dieser auch keinen Augenblick gesäumt, den Rath des Prinzen zu befolgen, es gelang ihm zu Pferde die holländische Grenze zu erreichen und von dort aus glücklich nach England zu entkommen. Katte dagegen zögerte, als bereits längst Gerüchte von des Kronprinzen Fluchtversuch und Gefangennahme in Berlin umherliefen, in unbegreiflicher Sorglosigkeit von Tage zu Tage, sich in Sicherheit zu bringen; selbst deutlich ausgesprochene Warnungen ließ er leichtsinnig unbeachtet und wurde endlich verhaftet, als er gerade im Begriff stand, Berlin zu verlassen. Der Kronprinz, welcher den Freund in Folge des von Anspach aus an ihn gerichteten Schreibens längst weit von Berlin entfernt glaubte, wurde durch die Nachricht seiner Verhaftung auf's Tiefste erschüttert; er mochte das traurige Schicksal des Freundes wohl vorhersehen.

Auf Katte entlud sich der furchtbare Zorn des Königs bei seiner Rückkehr nach Berlin zuerst. Er ließ sich den Gefangenen vorführen, mißhandelte ihn auf die grausamste Weise, überhäufte ihn mit den heftigsten Vorwürfen und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er nicht ein offenes Geständniß über das ganze Complott ablege. Mit Mühe gelang es, den Unglücklichen seinen Händen zu entreißen und ein ordentliches Verhör mit ihm anzustellen. Natürlicher Weise konnte Katte nicht mehr von der Sache bekennen, als ihm durch den Kronprinzen mitgetheilt war und berief sich zum Beweise für die Wahrheit seiner Aussagen auf die Papiere des Kronprinzen, welche in den Händen der Prinzessin Wilhelmine seien.

Jetzt entstand eine entsetzliche Scene in der Königlichen Familie selbst. Die arme Königin, die nicht einmal wußte, ob ihr Sohn noch lebe, — denn bei der Ankunft in Berlin hatte ihr der König die entsetzlichen Worte zu-

gerufen: „Euer unwürdiger Sohn ist nicht mehr, er ist todt!" — sie liegt verzweifelnd zu des Königs Füßen, ihn um Erbarmen anflehend und dazwischen jammernd des Mordes ihres Erstgeborenen anklagend; die Prinzessin Wilhelmine, von dem wüthenden Vater auf's Empörendste gemißhandelt und endlich ohnmächtig seiner Wuth entrissen, — wahrlich, es war ein schweres Schicksal, welches über die Königsfamilie hereingebrochen.

In dieser furchtbaren Stunde, als der König in der höchsten Wuth mit den Worten: „der Verräther lebe zwar noch, aber er müsse sterben", das Zimmer verlassen, hatte die Oberhofmeisterin von Kameke allein den Muth, sich furchtlos dem Grimm des Königs entgegenzustellen und ihn mit Ernst und Würde auf Gottes Gebote, auf seine heilige Christenpflicht aufmerksam zu machen.

> „Sire", sagte die edle Frau zu ihm, „Sie haben Sich bis jetzt etwas darauf zu gute gethan, ein gerechter und gottesfürchtiger Fürst zu sein und Gott hat Sie mit Wohlthaten überhäuft, aber hüten Sie Sich, von Gottes heiligen Geboten abzugehen! Fürchten Sie Seine Gerechtigkeit, die Philipp II. und Peter I. bestrafte, weil sie das Blut ihrer Söhne*) vergossen haben, wie Sie es thun wollen; ihr Mannesstamm ist mit ihnen erloschen, ihre Staaten sind unglücklich, sie selbst sind zum Abscheu der Menschen geworden. Gehen Sie in Sich, Majestät; Ihr erster Zorn ist verzeihlich, aber er wird zum Verbrechen, wenn Sie ihn nicht bezwingen."

Und diese edlen, hochherzigen Worte der heldenmüthigen Frau, sie waren nicht vergebens gesprochen worden, sie waren durch die harte Zornesrinde bis an das Herz des Königs gedrungen; und er hatte ihr den Auftrag gegeben, die Königin, seine Gemahlin, zu beruhigen.

In der That war der König lange Zeit fest entschlossen, die Schuld des Sohnes durch dessen Tod zu büßen. Wenngleich in allen vorgefundenen Papieren sich auch nicht der geringste Beweis für eine hochverrätherische Verbindung des Prinzen mit auswärtigen Mächten gefunden hatte, wenngleich vielmehr Alles darauf hindeutete, daß das Ganze nur ein unbesonnener Jugendstreich sei, den Friedrich unternommen, um sich der unwürdigen Behandlung des Vaters zu entziehen; der König sah dennoch in dem Sohne den pflichtvergessenen, fahnenflüchtigen Offizier und beharrte hartnäckig darauf, ihn am Leben zu strafen.

Selbst als das über den Oberstlieutenant Fritz niedergesetzte Kriegsgericht einmüthig sich weigerte, ein Urtheil über den Kronprinzen von

---

*) Don Carlos, der älteste Sohn Philipp II. von Spanien, wurde vom Vater, welcher von seinem herrschsüchtigen Charakter das Schlimmste fürchtete, lebenslänglich eingekerkert und starb im Kerker 1568, ob eines natürlichen Todes oder gewaltsam, ist wohl nie völlig aufgeklärt worden. Philipp selbst starb 1598 an einer furchtbaren Krankheit auf gräßliche Weise.

Auch Peter I. von Rußland ließ seinen ältesten Sohn Alexei, von dem er mit Recht befürchtete, daß unter ihm alle Fortschritte, die Rußland gemacht, wieder verloren gehen würden, wegen Hochverraths zum Tode verurtheilen. Nach Einigen wurde Alexei im Kerker erdrosselt, nach Anderen starb er vor Schrecken bei der Verkündigung des Urtheils.

Preußen zu fällen, als die Mitglieder desselben einstimmig erklärten: „unvermögend zu sein, in einer Sache einen Spruch zu fällen, so hauptsächlich eines großen Königs Zucht und Potestat über seinen Sohn betreffe“, selbst da konnte der König sich nicht von dem Gedanken los machen, wie es seine heiligste und erste Pflicht sei, Gerechtigkeit im Lande zu üben ohne Ansehen der Person und das Verbrechen zu bestrafen, wenn auch sein eigener Sohn der Schuldige sei.

Glücklicher Weise trat man von allen Seiten dieser entsetzlichen, aber immerhin doch auf einer achtungswerthen Auffassung seiner Königlichen Pflicht beruhenden Ansicht Friedrich Wilhelm's mit Ernst und Energie entgegen. Männer, wie der Fürst von Anhalt-Dessau, die Generale von Natzmer, von Buddenbrock und selbst der gewissenlose Grumbkow, der mit Schrecken sehen mochte, in welchen Abgrund das verrätherische Spiel der österreichischen Partei den Berliner Hof gedrängt hatte, sagten dem Könige offen und furchtlos, daß er nach den Reichsgesetzen den Thronfolger nicht am Leben strafen dürfe und der edle General von Buddenbrock riß sich bei einer derartigen Berathung in seinem Feuereifer für den Kronprinzen die Uniform auf und rief dem Könige die Worte zu:

> „Wenn Ew. Majestät denn durchaus Blut haben wollen, so nehmen Sie meines; jenes da bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf.“

Aber auch von Seiten vieler fremder Höfe, an welchen man mit athemlosem Entsetzen den Vorgängen am Berliner Hofe folgte, wurden dem Könige eifrige und warme Vorstellungen gemacht. Schweden, Polen, Rußland, vor Allen der Kaiser und des Königs Schwager, Georg von England, verwendeten sich dringend für den Prinzen.

Des Letzteren Verwendung diente allerdings nur dazu, den ohnehin schon lodernden Zorn des Königs gegen England zu erhöhen; sah er doch in seinem Schwager und dessen Familie, in der Hinneigung seiner Gemahlin und Kinder zu England die hauptsächlichste Veranlassung zu all' dem Unglück, welches sein Haus betroffen hatte und erklärte er in dieser Abneigung dem englischen Gesandten förmlich und öffentlich, daß er nichts mehr von einer Verbindung seines Hauses mit der englischen Königsfamilie wissen wolle.

Desto mehr Eindruck machte auf des Königs Gemüth ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers, in welchem dieser dringend des Prinzen Sache vertheidigte und den König zur Versöhnlichkeit und zum Verzeihen des Vorgefallenen mahnte. An eine Verzeihung war zwar nun wohl bei dem tief gekränkten Könige für's Erste nicht zu denken; aber sein harter Sinn wurde bei so gewichtigen Verwendungen denn doch endlich erweicht und wenigstens die drohende Gefahr der Todesstrafe ging an dem Prinzen vorüber.

Unerbittlich dagegen zeigte sich der König gegen den unglücklichen Katte; fast schien es, als ob der tief empörte Sinn Friedrich Wilhelm's nicht ohne wenigstens ein blutiges Opfer wieder beruhigt werden könnte. Aus eigener Königlicher Machtvollkommenheit änderte der König das gegen Katte ergangene kriegsgerichtliche Urtheil, welches auf Cassation und mehrjährige Festungsstrafe lautete, in Todesstrafe um und blieb hartnäckig gegen

alle Fürbitten der reichen und angesehenen Verwandten Katte's, selbst seiner vertrautesten Rathgeber und Freunde taub. Die Bestrafung Katte's, besonders aber die Art und Weise, wie das Todesurtheil an dem Unglücklichen vollzogen wurde, bildet eine traurige aber lehrreiche und in ihren Wirkungen auf das gebeugte Gemüth des Kronprinzen zwar furchtbar aber doch wohlthätig wirkende Episode in dem Bußleben des Letzteren, welches wir nunmehr in wenigen Worten schildern wollen. —

Hatte der König zwar den entsetzlichen Gedanken aufgegeben, das Leben seines Sohnes als Sühnopfer für sein Vergehen zu fordern, so war er doch fest entschlossen, durch eine lange Zeit der schwersten Buße den harten Sinn des Kronprinzen zu brechen, und den bisher nur frivolen Beschäftigungen und Ausschweifungen, den eitlen Aeußerlichkeiten des Lebens zugethanen Geist des Sohnes in ernstere und würdigere Bahnen zu lenken, ehe er ihm seine volle Verzeihung zu Theil werden ließ.

In diesem Sinne wurde der Kronprinz in Küstrin in äußerst strenger, einsamer Haft gehalten. In brauner, einfacher Gefängnißkleidung, in einem ohne jegliche Bequemlichkeit des Lebens eingerichteten Zimmer des Küstriner Schlosses, ohne ein anderes Buch als die Bibel, ohne Schreibmaterialien, selbst ohne seine ihm so theure Begleiterin, die Flöte, vertrauerte der unglückliche Prinz in dumpfem Hinbrüten viele Wochen lang.

Der König selbst hatte die genauesten Vorschriften erlassen, wie mit ihm verfahren werden solle und unmöglich kann man beim Durchlesen dieser Instructionen dem bisher so verwöhnten und jetzt so tief gestürzten Prinzen das innigste Mitleid versagen.

> „Es muß," so lautet es in dieser Vorschrift, „die Thüre den ganzen Tag und Nacht wohl verschlossen und noch zwei große Vorlegeschlösser daran gehangen werden; die Schlüssel soll der General von Lepell in Verwahrung haben; alle Morgen um 8 Uhr soll es aufgeschlossen werden, da dann zwei Offiziere hineingehen sollen, um zu visitiren, ob Alles richtig ist; ein Calfaktor von der Wache soll dem Arrestanten ein Becken, auch ein Glas Wasser bringen, sich zu reinigen — alsdann die Offiziere wieder herausgehen und Alles fest zugeschlossen wird. Des Mittags 12 Uhr wird ihm Essen hineingeschickt (aber ohne Messer und Gabel), und die Thüre gleich zugeschlossen, des Abends um 6 Uhr ebenso, also des Tags 3mal die Thür aufgeschlossen wird und jedesmal nicht länger aufbleiben muß, als 4 Minuten. — Die beiden Capitaine, die auf- und zuschließen lassen, sollen bei größester Ungnade mit dem Gefangenen nicht sprechen. Wenn er ihnen was fraget, sollen sie ihm nicht antworten und dieses ist meine stricte Ordre, da sie sich sollen nach informiren und mit ihren Köpfen responsabel sein" u. s. w.

Zunächst machte diese traurige Einsamkeit, um so schrecklicher, als schon jeden Abend sehr frühzeitig das Licht des Prinzen ausgelöscht werden mußte, den harten Sinn Friedrichs nur verschlossener wie je. In den vielfach mit ihm angestellten Verhören von Seiten einer Untersuchungs-Commission, an deren Spitze Grumbkow stand, setzte er allen Fragen, die sich auf andere als die eigene Schuld bezogen und deren Beantwortung

Anderen gefährlich werden konnte, hartnäckigen Trotz entgegen und ließ sich, in stumpfer Gleichgültigkeit gegen das eigene und nur besorgt um das Schicksal der Freunde, auf keine Einzelheiten ein. Ein entsetzliches Ereigniß sollte endlich diesen Sinn des Prinzen in seinen Grundvesten erschüttern.

Am frühen Morgen des 6. November wurde das Todesurtheil an Katte und zwar auf den ausdrücklichen Befehl des Königs auf dem freien Platze vor Friedrichs Gefängniß, also fast vor seinen Augen, vollstreckt. Der unglückliche junge Mann sühnte sein vielfach tadelnswerthes und verfehltes Leben durch die wahrhaft heldenmüthige Resignation und christliche Ergebung, mit welcher er für den Freund in den Tod ging. Dieser aber, in tiefster Verzweiflung über das von ihm verschuldete Unglück, beschwor vergeblich die Beamten unter herzzerreißendem Flehen, die Hinrichtung aufzuschieben, bis er an den König geschrieben; er wollte sich Allem, ja ewiger Gefangenschaft, der Thronentsagung, ja selbst dem Tode unterwerfen, wenn er das Leben des Freundes damit retten konnte. Weinend bat er endlich den selbst tief gerührten Katte, ihm seinen Tod zu verzeihen, worauf dieser mit Begeisterung antwortete: „er sterbe gern für einen so liebenswürdigen Prinzen."

Eine tiefe, lange anhaltende Ohnmacht ersparte dem Kronprinzen den grauenvollen Anblick; als er aus derselben erwacht war, sah man ihn bis zum Abend unverwandt am Fenster stehen und nach der Richtstätte blicken; selbst als die Leiche des Freundes lange hinweggeschafft war, konnte sein starres Auge sich nicht von dem Platze losreißen, wo so Schreckliches geschehen war.

Der tiefe Eindruck, welchen die Hinrichtung Katte's auf das Gemüth des Prinzen machte, wurde noch lebendiger durch die letzte Botschaft des sterbenden Freundes, welche ihm am andern Morgen der Feldprediger Müller überbrachte. Katte beschwört darin mit den rührendsten Ausdrücken den Prinzen, wegen seines Todes keinen Groll gegen den Vater zu hegen; er selbst bereut seinen leichtfertigen Lebenswandel aufrichtig und verheißt dem Prinzen, an Gottes Throne für ihn zu beten, aber er ermahnt ihn auch, sich fortan in Demuth und Ergebung dem Willen des Vaters, als seines Königs und Herrn, dem er Gehorsam schulde, zu unterwerfen.

Der Feldprediger Müller, welcher den besonderen Befehl vom Könige hatte, nach Katte's Hinrichtung den Kronprinzen zu besuchen und über den Zustand, in welchem er denselben gefunden, zu berichten, fand denselben in der tiefsten Zerknirschung und es bedurfte kaum der warmen und ernsten Zusprache des würdigen Geistlichen, um in dem Herzen des Prinzen die tiefste Reue über das Geschehene und den festen Entschluß wach zu rufen, fortan sich in Demuth dem Vater zu unterwerfen und allen Trotz von sich zu thun. Bald konnte Müller dem Könige melden, daß der Prinz aufrichtig bereue und sehnlichst nach der Verzeihung des Vaters verlange.

Der König, tief gerührt davon, antwortete dem Geistlichen auf seine Bitte: „nach dem Exempel Gottes nun auch barmherzig sein zu wollen", in einem eigenhändigen Schreiben an denselben:

„Wofern Ihr den Kronprinzen also gefunden, daß ihm seine Sünden von Herzen leid sind, es auch seine wahre Intention ist, sich zu bessern, so sollt Ihr in Meinem Namen ihm andeuten, daß ich ihn zwar noch nicht pardonniren könnte, aber ich würde ihn dennoch aus unverdienter Gnade aus dem scharfen Arrest lassen."

Und so wurde denn der Prinz seiner Haft entlassen, sein Degen wurde ihm zurückgegeben, aber noch nicht die Uniform, eine bescheidene Wohnung in der Stadt wurde für ihn eingerichtet; dagegen durfte er diese und den Umkreis der Festungswälle noch nicht verlassen. Und der König hatte, wie man bei näherer Prüfung eingestehen muß, völlig Recht, wenn er die völlige Verzeihung nicht so plötzlich eintreten ließ, wie des Sohnes ungestümer Geist es freilich lebhaft gehofft und gewünscht.

Mochte auch Friedrich's religiöse Zerknirschung ernstlich gemeint sein, so war doch noch mehr als blos diese nothwendig, um dem Vater Garantien für die gründliche und dauernde Besserung des Sohnes zu bieten; diese Seelenstimmung allein würde bei des Prinzen lebhaftem Geiste und selbstbewußter Kraft ohnehin schwerlich lange angedauert haben. Mit dieser tiefen inneren Zerknirschung, welche den Prinzen lehrte, den eigenen Willen zu bändigen und sich in das Unvermeidliche zu fügen, welche den Charakter des Prinzen allmählich zu der Höhe ausbildete, daß er jedem eintretenden, auch dem ungünstigsten Ereigniß mit Besonnenheit und Ruhe entgegenzutreten vermochte, mit dieser mußte nach Ueberwindung der ersten gänzlichen Trostlosigkeit und Verzweiflung eine Schule verknüpft werden, welche den Prinzen nicht blos Geduld lehrte, sondern seinen Sinn auch auf ernste, würdige und für seinen künftigen Beruf höchst wichtige Beschäftigungen lenkte.

In diesem Sinne wurde Friedrich als jüngster Rath bei der neumärkischen Kriegs- und Domainenkammer in Küstrin angestellt und mußte täglich von 7 bis $^1/_2$12 Uhr und von 3 bis 5 Uhr fleißig an deren Geschäften Theil nehmen; noch heute findet man in Protokollen aus jener Zeit die Unterschrift des Kronprinzen hinter der der übrigen Räthe; in den Abendstunden aber erhielt er durch den Kammerpräsidenten v. Münchow, den Director Hille und den Rath Wolden Unterricht in allen Gegenständen der Staatsverwaltung.

Dabei war das Leben des Prinzen auf den ausdrücklichen Willen des Königs noch immer vielfachen Beschränkungen unterworfen; er durfte die Stadt und die nächste Umgebung nicht verlassen, jede Zerstreuung war auf's Strengste untersagt; noch immer entbehrte er in schmerzlicher Weise seine geliebte Flöte; an Lectüre waren ihm nur die Bibel und einige Andachtsbücher, so wie die alten Papiere des Markgrafen Johann v. Küstrin und letztere sicherlich nicht ohne weisliche Absicht,*) gestattet; Besuche durfte der Prinz gar nicht annehmen, ebenso wenig Briefe und auch er

*) Das Wirken des Markgrafen Johann v. Küstrin, Bruders des Kurfürsten Joachim II. Hector, von 1535—1571, in Bezug auf Hebung der Landwirthschaft haben wir seiner Zeit erwähnt.

selbst durfte nur in bestimmten Zwischenräumen und nur an den König und an die Königin Briefe richten.

So verging dem Prinzen in arbeitsamer, stiller Lebensweise über ein Jahr; und wenn man auch anzunehmen berechtigt ist, daß die Befehle des Königs nicht immer ganz strenge durchgeführt worden sind, daß die Küstriner Räthe und insbesondere der Präsident von Münchow, welchem Friedrich sein ganzes Leben hindurch lebhafte Zuneigung und Dankbarkeit bewahrte, gewiß oft genug ihrem künftigen Herrn so manche kleine Erleichterung und Annehmlichkeit gestattet und bereitet haben mögen, so war es doch immerhin ein Jahr voll Prüfung für den Prinzen. Aber es war auch ein Jahr, in welchem der Prinz vielfache Kenntnisse und Erfahrungen sammelte, die in seiner späteren Regentenzeit dem Lande zum Nutzen und Segen gereichen sollten.

Erst im August 1731 besuchte der König auf einer Reise nach Königsberg auch die Stadt Küstrin und zum ersten Male sahen sich Vater und Sohn nach all' den schmerzlichen Vorgängen wieder. Der König ließ den Kronprinzen zuerst hart an; er stellte ihm in strengen Worten sein Unrecht und die schweren Folgen vor, welche das Gelingen seines Fluchtversuchs für das ganze Land gehabt haben würden; als er aber den Kronprinzen fragte, wie er es denn habe über's Herz bringen können, einen Vater so zu betrüben, der doch nur für ihn lebe und arbeite, als der Prinz bei dieser Frage, unfähig, sich länger zu beherrschen, in Thränen ausbrach und dem Vater reuig zu Füßen sank, da konnte auch dieser nicht länger dem Sohn zürnen, er reichte ihm die Hand und versprach, weiter für ihn zu sorgen.

Mehr noch als durch die aufrichtige Reue Friedrich's fühlte der König sich hoch befriedigt durch des Sohnes ernstes, männliches Benehmen, durch seine offenen und bei aller Demuth unbefangenen Aeußerungen; zum ersten Male nach vielen Jahren drückte der Vater beim Einsteigen in den Wagen den Sohn an sein Herz, zur unbeschreiblichen und sich in stürmischen Jubelrufen äußernden Freude des zahlreich versammelten Volkes.

Mittlerweile war auch das Schicksal der Prinzessin Wilhelmine in einer Weise entschieden worden, welche mit den bisher gehegten Wünschen wenig in Einklang stand. Die arme Prinzessin, vom Vater hart und unfreundlich behandelt, hatte zur Strafe ihrer Mitwissenschaft an des Bruders Fluchtversuch lange Zeit hindurch auf ihrem Zimmer Arrest gehabt; erst als sie sich gefügig gegen den Willen ihres Vaters zeigte und sich bereit erklärte, nach dessen Wunsche dem Erbprinzen Friedrich von Baireuth ihre Hand zu reichen, wurde ihre Lage erträglich.

Dem hartnäckigen Drängen des Vaters hatte Wilhelmine nicht länger widerstehen können, obgleich sie damit die liebsten Wünsche ihres Herzens aufgab; nun mußte sie vollends den Schmerz erleben, daß ihre Nachgiebigkeit gegen den Vater ihr den heftigsten Zorn ihrer Mutter zuzog.

Im November 1731 wurde die Vermählung des jungen Paares in Berlin gefeiert; in Wahrheit kein frohes Fest für die junge Braut, welche den ihr bestimmten Gatten nicht einmal vorher gesehen hatte und mit dem tiefsten Schmerze die Abwesenheit des so geliebten Bruders bei den Trauungsfeierlichkeiten empfand; denn noch immer weilte dieser in Küstrin, noch immer

schien die Zeit der Prüfung für ihn nicht vorüber und weder die Gattin noch die Tochter wagten es, den strengen und ernsten König um eine Abkürzung derselben zu bitten.

Endlich, am vierten Tage nach Wilhelminen's Hochzeit, erschien der Kronprinz, welchen der Vater heimlicher Weise von Küstrin hatte holen lassen, ganz unerwartet und noch immer in unscheinbarer grauer Kleidung, auf einem Ballfeste, und sprachlos vor Freude und Rührung sahen sich Mutter und Sohn, Schwester und Bruder nach so langer und an den schmerzlichsten Ereignissen reicher Zeit wieder.

Die Prinzessin war so überwältigt von der Freude des Wiedersehens, daß sie, unbekümmert um die zahlreiche und glänzende Gesellschaft, dem Könige zu Füßen sank und ihn anflehte, dem Bruder nunmehr seine volle Freundschaft wieder zu Theil werden zu lassen, eine Scene, welche in so manches Auge der Anwesenden Thränen brachte.

Der Kronprinz hatte sich in so auffallender Weise verändert, daß ihn fast Niemand wieder kannte; aus dem raschen, feurigen, noch halb unentwickelten Jünglinge war in der langen Zeit des Leidens und der Prüfung ein ernster, gereifter Mann geworden. Daß Friedrich, wie die Prinzessin sofort bemerkte, an diesem Tage des Wiedersehens eine stolze Miene trug und auf Jedermann herab zu blicken schien, wird man begreiflich finden, wenn man sich in seine Lage versetzt. Nach allem Vorgefallenen auf diese Weise wieder an den Hof des Vaters zurückgerufen zu werden, mußte nothwendig in dem Kronprinzen ein peinliches Gefühl erregen, und dieses konnte sich nicht wohl anders als in verdoppeltem Stolze äußern.

Am Tage nach dem Balle erschien beim Könige eine Deputation aller in Berlin anwesenden Offiziere unter Vortritt des Fürsten Leopold von Dessau und richtete an ihn die Bitte, den Kronprinzen wieder in die Reihen der Armee aufzunehmen und ihm seinen Rang als Obristlieutenant wieder zu geben. Allgemein war die Freude, als der König gern diese Bitte gewährte und schon Tags darauf der Kronprinz bei einer Revue in der Uniform des Goltz'schen Infanterie-Regiments erschien. Aber nur vier Tage gestattete der König dem Prinzen, in Berlin zu sein; noch einmal mußte er nach Küstrin zurück, um seine Studien zu vollenden.

In dieser Zeit fand zwischen dem Kronprinzen und der ihm bisher so tief verhaßten österreichischen Partei am Berliner Hofe, Grumbkow und Seckendorf an der Spitze, eine Annäherung statt, die zwar im ersten Augenblicke, besonders was den Kronprinzen betrifft, überraschend erscheinen mag, bei näherer Prüfung aber sich als ganz folgerichtig und durch die Verhältnisse geboten erweist. Der Prinz hatte eingesehen, daß der Vater ein für allemal, weil durch seine innerste Ueberzeugung geleitet, von den Interessen des Kaisers abhängig und unzertrennlich sei und die Politik des preußischen Staates so innig mit Oesterreich verknüpft habe, daß an ein Lösen dieses Bundes nimmermehr gedacht werden konnte. Im Gegentheil mußte jede fernere Bemühung in dieser Richtung nur verderblich für denjenigen werden, der abermals den Versuch dazu unternahm; hatte ja doch des Prinzen Widerstreben gegen die österreichische Partei einen so höchst traurigen Einfluß auf sein eigenes Schicksal gehabt; nur in der Annähe-

rung an dieselbe konnte er Bürgschaften für ein dauernd gutes Verhältniß mit dem Könige erblicken.

Andrerseits waren Grumbkow und Seckendorf ebenfalls klug genug, um sich zu sagen, daß König Friedrich Wilhelm nicht immer und wahrscheinlicher Weise nicht mehr allzu lange leben könne; sie konnten nur dann hoffen, sich die Gunst des Nachfolgers, ihren Einfluß auch für die Zukunft zu sichern, wenn sie sich schon jetzt ihm gefällig bezeigten und das Ihrige zur Erfüllung des augenblicklich wichtigsten Wunsches des Prinzen, völlige Versöhnung mit dem Vater, beitrugen.

So kamen beide Theile sich auf halbem Wege entgegen und es bildete sich zwischen ihnen ein wenigstens äußerlich ganz gutes Vernehmen aus, welches für den Kronprinzen die angenehme Folge hatte, daß Grumbkow und Seckendorf nicht allein seine Aussöhnung mit dem Könige eifrig betrieben, sondern ihn auch bereitwillig auf Alles aufmerksam machten, wodurch er sich die Gunst des Vaters dauernd sichern konnte.

Aber es war ein hoher Preis, welchen der Prinz für die Erfüllung seines Wunsches zahlen mußte und noch einmal mußte er den schon so oft gekämpften Kampf der Selbstüberwindung durchfechten, noch einmal blutete sein Herz aus tausend Wunden, ehe es ihm gelang, auch in diesem Falle den eigenen Willen, die innerste Neigung der Nothwendigkeit, dem allgemeinen Wohle unterzuordnen.

Es handelte sich um nichts weniger, als um die Vermählung des Kronprinzen mit einer Prinzessin aus einem den österreichischen Interessen günstig gesinnten Fürstenhause; denn erst, wenn dies gelungen, glaubte man in Wien Preußen's völlig sicher zu sein. Die Wahl war auf die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, eine Nichte des Kaisers, gefallen und hatte den Beifall König Friedrich Wilhelm's um so mehr gefunden, als er mit dem Vater der Prinzessin persönlich in vertrauten und freundschaftlichen Beziehungen stand. Um so unglücklicher machte dieses Heirathsproject den Kronprinzen selbst; kaum 20 Jahre alt, hatte Friedrich überhaupt noch keine Neigung, sich zu verheirathen, am wenigsten aber mit einer Prinzessin, die man ihm als häßlich und einfältig geschildert hatte. In tiefster Verzweiflung beschwört der Prinz Grumbkow, den König von diesem Gedanken abzubringen.

> „Der König," heißt es in diesem Brief des Kronprinzen, „bedenke doch nur, daß er mich nicht um seinetwillen verheirathet, sondern um meinetwillen, und daß es ihm selber tausendfachen Verdruß machen würde, zwei Personen vor sich zu sehen, die sich einander hassen" u. s. w.

Selbst der schreckliche Gedanke, durch einen Pistolenschuß allen seinen Leiden ein rasches Ende zu machen, scheint vorübergehend in der Seele des Prinzen aufgestiegen zu sein, ehe es ihm gelang, auch diesmal wieder das rebellische Herz zu besiegen und die eigene Neigung den Wünschen des Vaters, dem Wohl des Staates zu opfern.

Nachdem der Kronprinz seine Bereitwilligkeit erklärt hatte, wurde er bereits im Februar 1732 nach Berlin zurückberufen und am 10. März fand seine feierliche Verlobung mit der 17jährigen Prinzessin Elisabeth statt. In einem Briefe Friedrich's an seine Schwester beschreibt er die

ihm aufgezwungene Braut als eine Person, die weder schön noch häßlich sei, der es auch nicht an Verstand fehle, die aber schlecht erzogen, blöde sei und sich nicht zu benehmen wisse.

„Urtheile nun selbst, theure Schwester,“ schreibt der Prinz, „ob sie nach meinem Geschmack ist oder nicht. Ihr größtes Verdienst ist, daß ich ihr die Freiheit verdanke, Dir zu schreiben, mein einziger Trost in Deiner Abwesenheit.“

Indessen, der Kronprinz hatte wohl niemals, und vollends nicht zu jener Zeit des bitteren Schmerzes über getäuschte Hoffnungen, ein unbefangenes Urtheil über seine Braut, so wenig wie seine Schwester Wilhelmine, die in ihrer Vorliebe für den Bruder und bei gleichem unglücklichen Schicksal nur zu bereitwillig dessen Ansichten theilte.

Von anderer Seite wird die Prinzessin Elisabeth als eine anmuthige zarte Erscheinung geschildert, deren allerdings übergroße, jedoch echt jungfräuliche Schüchternheit sie nur beschränkt *erscheinen* ließ. Etwas unbeholfen und blöde muß die Prinzessin jedenfalls aber gewesen sein, da man es für nöthig hielt, derselben noch vor der Vermählung Hof- und Tanzmeister zu halten, welche ihr, der künftigen Königin von Preußen, ein eleganteres und einer so hohen Dame würdiges Benehmen einstudiren mußten.

Mit seiner Verlobung war die Prüfungszeit für den Kronprinzen vorbei, seine Versöhnung mit dem Vater vollständig. Indessen waren Grumbkow und Seckendorf, welche in dieser Zeit beim Könige mehr wie je galten, doch der Meinung, daß bei fortgesetztem Zusammenleben, bei täglicher Berührung, zwei so völlig verschiedene Naturen, wie der König und sein Sohn, trotz allem guten Willen leicht wieder in Streit gerathen könnten, und es daher besser sei, sie in gewisser Entfernung von einander zu halten.

Der Kronprinz wurde daher vom Könige zum Obersten und zum Befehlshaber des Goltz'schen Infanterie-Regiments ernannt und erhielt seinen Wohnsitz in Neu-Ruppin angewiesen; ein nicht unansehnliches Jahrgeld, welches Friedrich, allerdings im tiefsten Geheimniß, aus kaiserlicher Kasse bezog, erhöhte in sehr erwünschter Weise die etwas knapp zugemessene Einnahme des Prinzen.

§. 16.

Die Vermählung des Kronprinzen. Sein Aufenthalt in Rheinsberg.

Während das in den vorhergehenden Blättern geschilderte Trauerspiel in der preußischen Königsfamilie sich abwickelte, hatten sich die politischen Verhältnisse mehrerer der bedeutendsten europäischen Staaten in überraschender Weise verändert und einen Augenblick schien es, als ob diese veränderte Gestaltung auch dem Familiendrama am Berliner Hofe einen völlig unerwarteten Ausgang geben, den preußischen Staat von Neuem in ganz andere Bahnen lenken sollte.

Wir haben im §. 12 das so lange mit Oesterreich verbündete Spanien plötzlich sich von dieser Macht abwenden und mit Frankreich und England im Jahre 1729 zu Sevilla ein enges Bündniß schließen sehen; indessen

die Politik der Staaten war zu jener Zeit in hohem Grade veränderlich und so hatte auch dieser Vertrag keinen langen Bestand.

Der Kaiser seinerseits hatte, wie wir bereits zum Oefteren hervorgehoben haben, kein wichtigeres Interesse, als das von ihm erlassene Erbfolgegesetz von möglichst vielen Mächten anerkannt und garantirt zu sehen und ließ sich, von England und Holland dazu bewogen, gegen diese lockende Aussicht gern bereit finden, seine Handelscompagnie in Ostende aufzugeben und die Ansprüche Spaniens auf seine ehemaligen Besitzungen in Italien anzuerkennen; wogegen ihm die drei Mächte England, Holland und Spanien die Durchführung der pragmatischen Sanction feierlich gewährleisteten.

Unter diesen Umständen, und um dem gedachten Vertrage noch größere Bürgschaften zu geben, erschien es dem Kaiser wünschenswerth, auch Preußen mit in das Bündniß der vier Mächte zu ziehen; dazu aber mußte zunächst eine Aussöhnung Preußens mit England herbeigeführt werden. In der That keine leichte Aufgabe, wenn man erwägt, wie tief und unheilbar der Bruch zwischen beiden Staaten war, wie schwer es sein mußte, den charakterfesten und in seinen Ab- und Zuneigungen überaus nachhaltigen und festen König Friedrich Wilhelm, der so viel Leid von der Hinneigung der Seinigen zu England erfahren hatte, jetzt plötzlich umzustimmen.

Indessen die österreichische Politik bebte vor keinem Mittel zurück, wenn es galt, den Zweck zu erreichen und man hatte von Wien aus den König so lange nach Gefallen geleitet, daß man auch jetzt am Gelingen nicht zweifelte. Seckendorf erhielt plötzlich von Wien aus den Befehl, die Heirath des Kronprinzen mit der braunschweigischen Prinzessin mit allen Mitteln zu hintertreiben und dafür dem Könige eine Heirath des Kronprinzen mit der englischen Prinzessin Amalie, so wie des Prinzen von Wales mit einer jüngeren Tochter des Königs vorzuschlagen. Selbst der gewandte Seckendorf scheute sich, dem Könige einen solchen, offenen Wortbruch enthaltenden Vorschlag zu machen und auch Grumbkow mahnte davon ab und meinte, man laufe Gefahr, nach Spandau geschickt zu werden, wenn man so etwas dem Könige nur zu sagen wage.

Indessen bestimmte Befehle von Wien aus zwangen Seckendorf endlich, das saubere Project dem Könige vorzulegen, welcher durch den Gedanken, man könne ihn, den König von Preußen, eines Wortbruchs auch nur für fähig halten, in eine so heftige Aufregung versetzt wurde, daß Seckendorf selbst die größte Mühe hatte, seine Person vor dem Zorne des Königs zu schützen. Zum ersten Male jetzt that der arglose, offene Friedrich Wilhelm wohl einen tiefen Blick in die Gewissenlosigkeit der österreichischen Staatspolitik und noch am Abend im Tabakscollegium rief er in tiefster Entrüstung seinen Vertrauten zu: „Nein, ich kann es nicht mehr aushalten, es frißt mir das Herz ab! Mich zum Begehen einer Niederträchtigkeit bringen zu wollen! Mich! Mich zum Schelmen machen! Nun und nimmermehr!“

Der Wiener Hof hatte sich arg in dem ehrenwerthen Charakter des Königs getäuscht. Mit Abscheu wies Friedrich Wilhelm die österreichischen Vorschläge zurück und blieb seinem gegebenen Worte nicht allein treu, sondern beschleunigte sogar die Vorbereitungen zu der Vermählung seines

Sohnes. Bereits am 12. Juni 1733 wurde dieselbe zu Salzdahlum, einem Lustschlosse des Herzogs von Braunschweig, vollzogen. Daß Seckendorf, der allerdings nothgedrungen die Befehle seines Hofes befolgen mußte, es wagen konnte, noch am Tage vorher dem Könige die lockendsten Anerbietungen zu machen, wenn er auf die österreichischen Vorschläge eingehen wolle, bestärkten Friedrich Wilhelm noch mehr in der Abneigung, welche er jetzt allen Ernstes gegen die habsburgische Politik zu hegen anfing. —

Die Ehe des Kronprinzen war, wie wir noch öfter zu sehen Gelegenheit haben werden, keine glückliche; nicht gegenseitige Zuneigung und eigener Wille, sondern Staatsinteressen und zwingende Verhältnisse hatten das Band geknüpft, welches für beide Theile eine drückende Fessel blieb; denn auch die anfängliche schüchterne Zuneigung der jungen Frau starb bald gegenüber der kalten Gleichgültigkeit ihres Gatten dahin oder zog sich wenigstens gänzlich in ihr Innerstes zurück.

Dagegen muß es dem Kronprinzen rühmend nachgesagt werden, daß er seiner Gemahlin stets mit der größten Achtung begegnete, daß er auch als König ihr alle die Ehren in vollem Maße erwies, welche ihre hohe Stellung, ihre achtungswerthe Persönlichkeit zu fordern berechtigt war; er selbst äußert in einem seiner Briefe einmal:

> „Ich müßte der verächtlichste Mensch von der Welt sein, wenn ich sie nicht wahrhaft achten sollte, denn sie ist sehr sanft, höchst gelehrig uud übermäßig gefällig, indem sie jedem meiner Wünsche zuvor zu kommen sucht."

Den Kronprinzen zwang sein dienstliches Verhältniß als Oberst des Goltz'schen Infanterie-Regiments, den größten Theil seiner Zeit in dessen Garnison Neu-Ruppin zuzubringen; durch die strengste Erfüllung seiner dienstlichen Pflichten wollte er sich, das war sein fester Vorsatz, immer mehr die Zufriedenheit des Vaters erwerben und Beiden mochte es wohl zu hoher Freude gereichen, daß schon bei der nächsten Revue der gewiß streng urtheilende König das Regiment des Sohnes ganz besonders belobigen konnte.

Dabei war der Kronprinz eifrig bemüht, durch ernstes Studium der Philosophie, der Geschichte und der fremden Sprachen sich einen reichen Vorrath von Kenntnissen zu sammeln und in würdiger Weise das nachzuholen, was er in seiner Jugend unbedachtsam versäumt hatte.

Der König hatte dem Kronprinzlichen Paare das zwei Meilen von Ruppin gelegene alte Schloß Rheinsberg, am Rande eines schönen, klaren See's höchst malerisch gelegen, gekauft und dasselbe neu ausbauen lassen; der Kronprinz selbst überwachte den Bau und die innere Ausschmückung; nach seinen Angaben wurde das Innere des Schlosses mit künstlichem Marmor, Malereien, Schnitzwerk und Vergoldung ausgestattet, nach seinen Anordnungen wurden Garten und Park des Schlosses eingerichtet und verschönt.

Erst im Jahre 1736 war der Bau vollendet und das Schloß Rheinsberg wurde nunmehr vom Kronprinzlichen Paare bezogen, um vier Jahre in demselben zuzubringen, von welchen Beide später erklärten, daß es die schönsten ihres Lebens gewesen sein.

Auch wir wollen für einen kurzen Augenblick das Leben in Rheinsberg, diese anmuthige Idylle in Friedrich's Leben, dieses Asyl der Stille

und Ruhe, wohin er sich flüchtet nach den Stürmen der Jugend, wo er Kräfte und Kenntnisse sammelt an Wissenschaft und Erfahrung zu den großen Thaten, mit welchen er die Welt zu überraschen gedenkt, betrachten.

Friedrich gestaltete das Leben, welches er in Rheinsberg inmitten eines nicht zahlreichen, aber auserwählten Kreises von geistreichen Männern und ebenso anmuthigen als liebenswürdigen Frauen führte, wenigstens was ihn selbst betrifft, nach zwei verschiedenen Richtungen hin. Vorzugsweise sollte dasselbe, so weit es seine militärischen Pflichten zuließen, dem ernstesten Studium der Wissenschaften, dem Briefwechsel mit berühmten Schriftstellern und Dichtern, der Beschäftigung mit der Literatur der Alten, gewidmet sein, die Erholungsstunden dagegen der heitersten Unterhaltung, geselligen Vergnügungen, der Pflege der schönen Künste dienen.

Hören wir, was Friedrich selbst über sein Leben in Rheinsberg an den von ihm so hoch verehrten Suhm schreibt:

> „Wir haben," heißt es in einem Briefe vom Jahre 1737, „unsere Beschäftigungen in zwei Klassen, in nützliche und angenehme, getheilt. Zu den nützlichen rechne ich das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Sprachen; die angenehmen sind die Musik, die Lust- und Trauerspiele, welche wir aufführen, die Maskeraden und die Schmausereien, die wir geben. Ernsthafte Beschäftigungen behalten indessen den Vorzug, und ich darf wohl sagen, daß wir nur einen vernünftigen Gebrauch von den Vergnügungen machen, indem sie uns blos zur Erholung und zur Milderung des Ernstes der Philosophie dienen, welche die Grazien nicht leicht zu einem freundlichen Gesicht bewegen können."

Jedenfalls war dieser vierjährige Aufenthalt des Kronprinzen von den einflußreichsten Folgen für sein ganzes ferneres Leben. Hier erlangte er die vielseitige Bildung, welche ihn in der Folge vor allen anderen europäischen Fürsten auszeichnete, hier eignete er sich die Vorliebe für Philosophie, Geschichte und Dichtkunst an, welche ihn sein Leben hindurch begleitete und aus welchen er die Kraft und Seelenstärke schöpfte, die ihn später befähigte, auch den schwersten Schlägen des Schicksals den Ernst und die Ruhe des Philosophen entgegen zu setzen; hier schrieb Friedrich seinen so berühmt gewordenen Antimachiavell, in welchem er mit feurigen Worten und mit unwiderstehlicher Beweiskraft öffentlich der Welt darlegte, in wie unseliger Weise die Lehren des Italieners Machiavell zum Verderben der Fürsten und Völker gereichen müßten; hier endlich knüpfte der Kronprinz, allerdings zunächst nur schriftlich, den Verkehr mit dem berühmten Voltaire an, dessen feinen, reichen Geist er sein ganzes Leben hindurch schätzte, wenn er auch den Menschen selbst, nachdem er ihn persönlich kennen gelernt hatte, seiner niedrigen und gemeinen Eigenschaften wegen gering achten mußte.

Auf die Gefahr hin, die für diese Blätter gestellten Grenzen zu überschreiten, können wir uns doch nicht enthalten, aus Friedrich's Vorrede zu seinem Antimachiavell hier einige Stellen anzuführen, welche die edle und hoch sittliche Gesinnung des Kronprinzen in helles Licht stellen und zugleich in überzeugender Weise den Beweis liefern, wie wenig die verderblichen Lehren Voltaire's, welcher in seinen glänzenden und geistreichen Schriften

das Wesen des wahren Christenthums zu vernichten trachtete, in Friedrich's Geist Eingang gefunden hatten. In dieser Vorrede heißt es:

„Ich wage die Vertheidigung der Menschlichkeit gegen ein Ungeheuer zu unternehmen, das dieselbe ausrotten will; ich wage es, Vernunft und Gerechtigkeit den Sophismen und der Bosheit entgegen zu stellen u. s. w. Dieses Werk *) muß natürlicher Weise in die Hände der Fürsten und Staatskundigen fallen und nichts ist leichter, als daß ein ehrgeiziger junger Mann, dessen Herz und Urtheilskraft noch nicht Fähigkeit und Bildung genug haben, um das Gute vom Bösen richtig zu unterscheiden, durch Maximen verderbt wird, die seinen Grundsätzen und Leidenschaften schmeicheln. — Wenn es Unrecht ist, die Unschuld einer Privatperson zu Grunde zu richten, die nur geringen Einfluß auf das Ganze hat, so ist es um so schädlicher, Fürsten zu verderben, deren Beruf es ist, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, Beispiele davon für ihre Unterthanen aufzustellen und durch ihre Güte, Seelengröße und Mildthätigkeit sichtbare Ebenbilder der Gottheit zu sein. Die Plagen des Himmels dauern nur eine Zeit lang, verwüsten nur einzelne Gegenden und lassen sich wieder gut machen, aber die Verbrechen der Fürsten bringen dauerndes Unglück und zwar ganzen Völkerschaften."

Den Rath Machiavell's: „ein Fürst solle sich vor seinem Volke stets den Schein des religiösen Glaubens geben, wenn er ihn nicht wirklich habe", weist Friedrich mit Abscheu zurück. Er sagt darüber:

„Freilich ist es ein Unglück für einen Fürsten, nicht gläubig zu sein, wie sein Volk, doch steigert sich offenbar das Unglück, wenn dann noch das Verbrechen der Heuchelei hinzukommt. Ohne Zweifel wird das Volk einen Fürsten, der nicht gläubig, aber ein ehrlicher Mann ist, immer noch mehr lieben, als einen rechtgläubigen Bösewicht. Wenn es eine Forderung der Politik ist, nicht an dem Glauben der Völker zu rütteln, so ist es auch die Pflicht des Fürsten, Geistliche und Volk zur Toleranz zu bewegen, welche ebenso dem Geiste des Evangeliums, als dem Interesse des Fürsten entspricht."

Aus diesen so schön ausgesprochenen Anschauungen, welche man wohl mit Recht als aus Friedrich's innerster Ueberzeugung hervorgegangen ansehen muß, entwickelte sich folgerecht die religiöse Toleranz, welche später seine Regierung so gut wie die seiner erhabenen Vorfahren auszeichnete, und welche in den von Friedrich später ausgesprochenen Worten: „In

*) Anton Machiavelli hatte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts dem Herzog Lorenzo Medici eine Staatsschrift überreicht, in welcher er den Fürsten die verderblichsten Rathschläge für ihre Regierungsweise ertheilt. Nach diesen war das Volk nur für die Fürsten da, die erste Pflicht der Fürsten sollte die Selbsterhaltung sein, ihre erste Tugend die Kraft, das Volk unterwürfig zu halten, als sicherstes Mittel dazu die Furcht dienen. Dabei war Schlauheit vorzüglich anempfohlen. Der Fürst sollte Fuchs sein, um Schlingen zu legen, gelegte Schlingen zu entdecken, aber auch Löwe, um Furcht zu erregen u. s. w.

Leider wurden diese abscheulichen Lehren lange Zeit hindurch als Muster politischer Weisheit angestaunt und zum Schaden der Völker nur zu oft benutzt. —

meinen Staaten soll ein Jeder nach seiner Façon selig werden", einen so treffenden Ausdruck gefunden. Es widerlegt sich durch diese Aussprüche Friedrich's aber auch in schlagender Weise der ihm so oft gemachte Vorwurf der Irreligiösität; wer nicht an Gott glaubte, konnte unmöglich mit so edler Entrüstung Grundsätze bekämpfen, welche dem Unglauben entnommen und im höchsten Grade dem Unglauben angepaßt und bequem gemacht worden waren. Es stützt sich dieser, dem später so großen Könige hauptsächlich von Pietisten und Heuchlern gemachte Vorwurf wohl im Wesentlichen auf die Abneigung Friedrich's, in seinen späteren Lebensjahren die äußeren Formen und Gebräuche der Kirche in Person mit zu machen; wer aber bedenkt, in welcher pedantischen und abschreckenden Weise der Prinz seinen ersten Religionsunterricht empfing, wird diese spätere Abneigung begreiflich finden. Es finden sich im Leben des großen Königs viele Beweise davon, daß er Gott erkannte und verehrte, wenn er dies letztere auch in anderer Form als die große Menge that.

In Rheinsberg verfaßte der Kronprinz auch seine: „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatensystems", in welchen er mit ernsten würdigen Worten den Fürsten ihre Pflichten gegen ihre Unterthanen vorhält und welche ebenfalls den Beweis liefern, wie Ernst es ihm damit sei, sich für seinen künftigen Beruf vorzubereiten.

Daß Friedrich's Geist sich von den feinen und geistreichen Schriften französischer Dichter, die er durch seinen Lehrer Duhan schon in früher Jugend kennen gelernt hatte, lebhaft angezogen fand, haben wir bereits erwähnt. So konnte es nicht fehlen, daß auch Voltaire in dem Kronprinzen von Preußen einen glühenden Bewunderer fand, als er in dem Kampfe für die Freiheit des menschlichen Geistes gegen die Fesseln kirchlicher Verfinsterung durch die Schärfe seiner Beweisführung, durch die Leichtigkeit, Anmuth und Feinheit der Schreibweise, durch reiche Funken sprühenden Witzes und Laune sich den ersten Platz unter den französischen Schriftstellern jener Zeit eroberte. Der Kronprinz knüpfte einen lebhaften und vertrauten Briefwechsel mit Voltaire an und nicht wenig fühlte sich der eitle Franzose von der warmen Bewunderung Friedrich's geschmeichelt. Daß aber bei aller Anerkennung Friedrich doch sehr wohl den gefährlichen Gifthauch, der aus Voltaire's Schriften hervorströmte, erkannte, beweist der Umstand, daß er sich vor der Ansteckung von demselben recht gut zu bewahren verstand, daß er von seinem französischen Vorbilde zwar gerne die Form und das schimmernde Gewand entlehnte, in seinen Grundsätzen und in seiner Gesinnung aber echt deutsch blieb.

So erklärt sich der Zwiespalt in Friedrich's Wesen. Während er in seinen Schriften von den Franzosen Styl und Ausdrucksweise, ja sogar die Sprache selbst borgte, trugen doch seine Schriften selbst stets in ihrer Gründlichkeit, in der Freimüthigkeit und Rechtschaffenheit der darin aufgestellten Grundsätze und Ansichten ein rein deutsches Gepräge. —

Ueber die andere Seite des Rheinsberger Stilllebens sagen wir nur wenige Worte; durch Friedrich's Schreiben an Suhm ist dasselbe hinlänglich gekennzeichnet.

Einer der glücklichen Theilnehmer an demselben schließt eine lange Schilderung davon mit den Worten: „Ich verlebe hier wahrhaft entzückende

Tage; eine königliche Tafel, ein Götterwein, eine himmlische Musik, köstliche Spaziergänge, sowohl im Garten, als im Walde, Wasserfahrten, Zauber der Künste und Wissenschaften, angenehme Unterhaltung — Alles vereinigt sich in diesem feenhaften Palaste, um das Leben zu verschönern."

Uebrigens war dieses entzückende Leben in Rheinsberg doch auch nicht so ganz ohne seine Noth und Sorgen. Noch immer war der Kronprinz in seinen Einkünften außerordentlich knapp bemessen; diese reichten selbst im Verein mit dem österreichischen Jahrgelde lange nicht hin, um den immerhin beträchtlichen Aufwand des kronprinzlichen Hofes zu bestreiten; der Prinz sah sich daher fortwährend genöthigt, Geld oft gegen hohe Zinsen aufzunehmen und schwebte dabei beständig in der Besorgniß, seine Verlegenheiten dem Vater verrathen zu sehen. Mit diesem aber fortan im besten Einvernehmen zu bleiben, war mit Recht des Kronprinzen eifrigstes Bestreben; auch wußte er durch fortgesetzte strenge Erfüllung seiner Pflichten, durch kleine Aufmerksamkeiten aller Art, wie z. B. Uebersendung besonders schöner, selbstgezogener Früchte u. s. w., durch Eingehen in des Vaters Neigungen und Ansichten seinen Zweck trefflich zu erreichen; nichts störte fortan das gute Einverständniß zwischen Vater und Sohn.

Auch der Vater gab Friedrich jetzt wiederholt Beweise seiner Zuneigung, und keiner der unangenehmsten war es, als er ihm im Jahre 1739 bei Gelegenheit einer gemeinschaftlichen Reise nach Preußen das Gestüt Trakehnen schenkte, welches dem geldbedürftigen Prinzen jährlich 12,000 Thaler eintrug.

Wenden wir indessen nunmehr unseren Blick wieder auf die Begebenheiten zurück, welche die fernere und letzte Regierungszeit Friedrich Wilhelm's ausfüllen. —

§. 17.

Friedrich Wilhelm's letzte Regierungszeit.

Die nächste politische Begebenheit von Bedeutung, welche die Interessen des preußischen Staates unmittelbar berührte, waren die Vorgänge in dem benachbarten Polen.

Dieses Wahlkönigreich, beherrscht durch den König August I. den Starken (Kurfürst von Sachsen), im Innersten zerrissen durch die traurigsten Parteistreitigkeiten, dabei umlagert von habsüchtigen Nachbaren, bot noch immer ein Bild der grenzenlosesten Verwirrung dar. Auch König August hatte ja nicht die auf ihn gefallene Königswahl angenommen und seine Krone gegen Stanislaus Lesczinski mit glücklichem Erfolge vertheidigt, um das Glück des polnischen Volkes zu begründen; nur die Erwerbung von Schätzen für sein verschwenderisches Leben, die er aus Polen zu ziehen hoffte, nur die Vergrößerung seiner Hausmacht, die Befriedigung seines Ehrgeizes waren das Ziel seines Strebens gewesen.

Demzufolge war König August schon lange bemüht, die Krone Polens erblich an sein Haus zu bringen und die Verleihung derselben durch Wahl der polnischen Reichsstände ein für allemal zu beseitigen; die Einstimmung der eifersüchtigen benachbarten Mächte, Rußland, Oesterreich und Preußen,

zu diesem Schritte zu erlangen, war der gewissenlose König sogar bereit, nicht unbedeutende Theile von Polen an diese abzutreten, wenn ihm dafür der erbliche Besitz des Restes gewährleistet wurde. Schon an König Friedrich I. hatte August dieserhalb Anträge gestellt, welche aber von dem rechtlich denkenden Könige zurückgewiesen worden waren.

Im Jahre 1732 erneuerte König August seinen Versuch und ließ dem Könige Friedrich Wilhelm das polnische Preußen, einen Theil von Großpolen und Kurland anbieten, wenn er seine Bestrebungen unterstützen wolle; in der That ein verlockendes Anerbieten, wenn man erwägt, wie durch solchen Zuwachs der preußische Staat an Macht und Ansehen, an Ausdehnung und zugleich an Abrundung gewinnen mußte. Indessen auch Friedrich Wilhelm konnte sich ungeachtet des eifrigen Zuredens des Kronprinzen nicht entschließen, den Staat in einen unvermeidlichen Krieg zu stürzen, dessen Ausgang doch immerhin ungewiß war; auch er wies die Anträge August's ab.

Als am 1. Februar 1733 König August von Polen starb, fing begreiflicher Weise das alte Intriguenspiel um die polnische Königskrone, die heilloseste Verwirrung und die erbittertsten Parteikämpfe erzeugend, wieder an. Vor Allem waren es zwei Bewerber, welche sich die Krone streitig machten. Der Eine war der bereits schon einmal zum polnischen Könige gewählte Stanislaus Lesczinski, der Schwiegervater König Ludwig XV. von Frankreich, von diesem auf's Eifrigste unterstützt und außerdem in Polen in hohem Grade beliebt und angesehen; der Andere war der Sohn August's I., der Kurfürst August II. von Sachsen, ein junger Mann ohne Fähigkeiten und Charakter, gerade deshalb aber von Rußland und Oesterreich, welche in ihm ein gefügiges Werkzeug für ihre Pläne erblickten, in seiner Bewerbung um die Krone seinem Nebenbuhler vorgezogen.

Beide Theile bemühten sich vergebens, den König Friedrich Wilhelm auf ihre Seite zu ziehen; der König, älter geworden, konnte sich nicht entschließen, sein Land, seine geliebten blauen Kinder abermals den Gefahren eines Krieges auszusetzen und eine bestimmte Stellung in der Angelegenheit einzunehmen, wie es doch das Interesse des Staates so dringend gefordert hätte und der feurige Kronprinz so eifrig anrieth.

So entwickelten sich die Ereignisse ohne Friedrich Wilhelm's Mitwirkung und die Folge davon war wie immer bei solcher Unentschlossenheit, daß beide Theile dem Könige wegen seines Benehmens grollten. König Stanislaus begab sich verkleidet nach Polen, wurde in diesem Lande, in welchem das sächsische Fürstenhaus durch sein Streben nach der Souveränetät sich ohnehin verhaßt gemacht hatte, mit Begeisterung aufgenommen und im September 1733 abermals zum Könige von Polen erwählt. Die Freude dauerte indessen nicht lange; denn als zum Schutze der polnischen Freiheit, wie es seltsamer Weise hieß, russische Heere in Polen einrückten, bezeugten die Polen durchaus keine Lust, die Rechte ihres Königs zu vertheidigen, Stanislaus zog sich nach Danzig zurück, woselbst er von den Russen belagert wurde und an seiner Stelle wurde unter dem Schutze der russischen Waffen Kurfürst August II. von Sachsen zum Könige von Polen ausgerufen.

Die Bürgerschaft Danzigs blieb jedoch ihrem rechtmäßigen Könige treu und vertheidigte im Verein mit einer kleinen französischen Flotte, welche König Ludwig XV. seinem Schwiegervater zu Hilfe gesendet hatte, die Festung auf's Tapferste gegen alle Angriffe der Russen; der unglückliche Stanislaus aber sah den endlichen Fall der Stadt und das ihn dann erwartende traurige Schicksal doch mit Sicherheit voraus und entfloh deshalb verkleidet und unter tausend Gefahren aus der belagerten Stadt. Glücklich gelang es ihm, die preußische Grenze und später Königsberg zu erreichen, wo er bei Friedrich Wilhelm Schutz und gastliche Aufnahme fand. Zwar forderten Rußland und Oesterreich von Preußen mit Ungestüm die Auslieferung des entflohenen Polenkönigs, aber Friedrich Wilhelm ließ sich durch den Groll beider Mächte nicht schrecken und verweigerte dieselbe standhaft.

Die so eben geschilderten Ereignisse führten indessen zu einem Kriege Frankreichs gegen Oesterreich, an welchem sich auch preußische Truppen, wenn auch nur als Reichscontingent, betheiligen sollten. Ludwig XV. erklärte wegen der Behandlung seines Schwiegervaters an den Kaiser den Krieg; in arglistiger Weise erklärte er ausdrücklich, die Neutralität des deutschen Reiches respectiren zu wollen; indessen wurde diese Absicht des Königs doch durchschaut und, wenn auch mit großem Widerstreben, so entschlossen sich doch die Fürsten des Reichs, die Sache des Kaisers auch diesmal wieder zu unterstützen. Und der Kaiser brauchte diesmal nöthiger Unterstützung wie je; auch das wankelmüthige Spanien schloß sich der Kriegserklärung Frankreichs an und seine Waffen machten in Italien reißende Fortschritte, auch Lothringen und die Reichsfestung Kehl gingen an die Franzosen verloren.

Friedrich Wilhelm hatte sich wiederum nicht entschließen können, an dem ausgebrochenen Kriege in anderer Eigenschaft, wie als deutscher Reichsfürst Theil zu nehmen, theils weil um diese Zeit sein Vertrauen in die Aufrichtigkeit des Kaisers bereits wankend geworden war, theils weil er mit Recht für seine Besitzungen am Rhein fürchtete; dagegen stellte er mit Bereitwilligkeit ein Corps von 10,000 Mann preußischer Truppen zu der Armee des Prinzen Eugen von Savoyen, welche am Oberrhein den Franzosen gegenüber stand und hatte die Genugthuung, daß seine Truppen, wenn sie auch in diesem Feldzuge keine Gelegenheit zu besonderer Auszeichnung fanden, doch allgemein als die schönsten der ganzen Armee anerkannt und gepriesen wurden.

Auch der Kronprinz hatte die Erlaubniß erhalten, den Feldzug als Freiwilliger mitzumachen, um so unter der Leitung des ersten Feldherrn jener Zeit den Krieg kennen zu lernen; er ging daher schon im Sommer 1734 zur Armee ab und später erschien auch der König bei derselben, hauptsächlich wohl, um sich von dem Wohlbefinden seiner blauen Kinder zu überzeugen. Denn eigentlichen ernsten Gefahren waren dieselben in diesem Kriege kaum ausgesetzt; der 73jährige Prinz Eugen hatte die dem Feldherrn so nöthige Thatkraft verloren oder wollte die errungenen Lorbeeren nicht der Gefahr aussetzen, verloren zu gehen; genug, beide Heere standen sich unthätig gegenüber und es kam zu keinen entscheidenden Ereignissen, ja die

Reichsarmee verhinderte nicht einmal, daß die Franzosen sich unter ihren Augen der Festung Philippsburg bemächtigten.

So sah der Kronprinz denn auch vom eigentlichen Kriege nicht viel; doch kam er mehrmals in die Lage, sein Gefolge durch Beweise von großer Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit im feindlichen Feuer in Erstaunen zu setzen. Vor Allem aber hatte er Gelegenheit, die schlechte Beschaffenheit der österreichischen Truppen, die Verwirrung und Unordnung, welche bei denselben herrschte, zu beobachten — —, er säumte später nicht, aus dieser Beobachtung seinen Nutzen zu ziehen.

Inzwischen war Italien dem Kaiser fast ganz verloren gegangen, und da auch Ludwig XV., dessen Enthusiasmus für den Krieg rasch verraucht war, sich dem Frieden unter annehmbaren (!) Bedingungen geneigt zeigte, so kam schon im October 1735 der Frieden zwischen den kriegführenden Mächten unter folgenden Bedingungen zu Stande.

Die sämmtlichen betheiligten Mächte garantirten dem Kaiser Carl VI. seine pragmatische Sanction, diese fixe Idee des Kaisers, für deren Verwirklichung er Alles, den Vortheil des deutschen Reichs, die Interessen der Bundesgenossen und Freunde, ja die eigene Ehre zu opfern nicht scheute und welche sich, wie alle erfahrenen Diplomaten voraussahen, bei seinem Tode denn doch nur als politische Träumerei erweisen und sofort an der Wirklichkeit scheitern mußte.

Die älteste Tochter des Kaisers, Maria Theresia, wurde mit dem Herzog Franz von Lothringen verlobt, welcher sein Herzogthum an Stanislaus Lesczinski abtrat und dafür zum Großherzog von Toscana, zu welchem auch Parma und Piacenza von Spanien zurückgegeben, erhoben wurde. Die Krone Spanien wurde für die abgetretenen Fürstenthümer mit Neapel und Sicilien entschädigt. Und Frankreich? Für das uneigennützige Frankreich fiel für diesmal nichts weiter ab, als die Bestimmung, daß nach dem Tode des bereits hochbejahrten Stanislaus die Herzogthümer Bar und Lothringen, also abermals uralte Bestandtheile des deutschen Reiches, an Frankreich fallen sollten. Abermals hatte die Politik des österreichischen Kaiserhauses deutsche Länder an das Ausland verhandelt, um seine eigenen selbstsüchtigen Zwecke zu fördern. Wer wollte es nicht für eine gerechte Strafe halten, daß der Kaufpreis, für den Oesterreich so unwürdig gehandelt, schließlich denn doch für dasselbe verloren ging?

Den König von Preußen hatte man beim Abschlusse des Friedens nicht einmal zu Rathe gezogen, hatte er ja doch den Krieg nicht als selbständige Macht, sondern nur als deutscher Reichsfürst mitgeführt; als aber nach beendetem Kriege der Kaiser den berechtigten Forderungen Friedrich Wilhelm's für die Verpflegung seiner Hilfstruppen die kleinlichsten Gegenforderungen entgegensetzte, so daß schließlich der König für die geleistete Hilfe noch zahlen sollte, als im Anfange des Jahres 1736 die Prinzessin Maria Theresia mit dem Großherzog von Toscana vermählt und von dieser Vermählung dem Könige nicht einmal, wie es die einfache Schicklichkeit erfordert hätte, Anzeige gemacht wurde, da bemächtigte sich Friedrich Wilhelm's eine immer steigende Erbitterung gegen Oesterreich; zu spät sah der König mit bitterem Grimm, wozu ihn das österreichische Kabinet benutzt hatte.

Aber es sollte noch besser kommen; der König sollte völlig klar begreifen, daß die österreichische Politik mit ihm nur ein unwürdiges Spiel getrieben. Im Jahre 1738 schloß der Kaiser, der im Vertrage zu Berlin am 23. September 1728 sich feierlich verpflichtet hatte, nach dem Ableben des Kurfürsten Carl Philipp die Erbfolge in den Jülich-Berg'schen Ländern nach dem Wunsche und den anerkannten Rechten des Königs von Preußen zu regeln, mit der schamlosesten Treulosigkeit ein Bündniß mit Frankreich, wonach diese Länder nach dem Tode des Kurfürsten nicht an Preußen, sondern an den Pfalzgrafen Carl Theodor von Pfalz-Sulzbach übergehen sollten und gegen Preußen dieses Abkommen gewährleistet werden solle.

Von da an sprach der König nur noch mit herbem Spott oder unverhohlener, aber verdienter Geringschätzung über Oesterreich und die Freundschaft mit dem Kaiser; an den Kronprinzen schrieb er bald nach dem Eintreffen der Nachricht:

> „Das ist der Dank für die gestellten 10,000 Mann und alle Deference, so ich für den Kaiser gehabt, und könnt Ihr daraus sehen, daß es nichts helfe, wenn man sich für denselben sakrificirte. So lange man uns nöthig hat, flattirt man uns; sobald man aber glaubet, der Hilfe nicht mehr zu gebrauchen, so ziehet man die Maske ab und weiß von keiner Erkenntlichkeit. Die Betrachtungen, so Euch dabei einfallen müssen, können Euch Gelegenheit geben, Euch künftig in dergleichen Fällen zu hüten."

In diesem Sinne sagte der erzürnte König einst im tiefsten Unmuth über Oesterreich's Undank und Treulosigkeit zu Grumbkow, auf den Kronprinzen zeigend, die berühmt gewordenen Worte:

> „Da steht Einer, der mich rächen wird."

Und selten wohl ist ein Königliches Wort vollständiger in Erfüllung gegangen, als dieses. —

Anmerkung. Ein erst in unseren Tagen aufgefundener Testamentsentwurf König Friedrich Wilhelm's I., von einem Nachkommen des ehemaligen Ministers von Podewils der militärischen Gesellschaft zu Berlin übergeben und daselbst am 24. Januar 1869 durch den Generallieutenant von Etzel vorgetragen, giebt eben so bestimmte wie interessante Aufschlüsse darüber, daß der König die Gefahren, welche seinem Hause auch ferner von Wien her drohten, klar erkannt und seinen Nachfolger selbst auf den Weg gewiesen hat, den dieser mit so großem Genie und heldenmüthiger Ausdauer betreten und durchführen sollte.

§. 18.

Des Königs letzte Lebenszeit und Tod.

Schon seit dem Jahre 1734, wo eine schwere Erkrankung den König über vier Monate hindurch an das Lager gefesselt gehalten, war sein Gesundheitszustand nicht mehr so kräftig als sonst; mit rührender Zärtlichkeit hatte der Kronprinz, welcher des bedenklichen Zustandes des Vaters halber die Armee am Rhein verlassen hatte und nach Potsdam geeilt war, den König gepflegt und in der hingebendsten Weise die Pflichten des Sohnes erfüllt.

Ueberhaupt gestaltete sich das Verhältniß zwischen Vater und Sohn in den letzten Lebensjahren des Königs in überaus rührender und zärtlicher Weise. Der Vater mochte wohl fühlen, daß er den Kronprinzen zu hart behandelt, daß er Unrecht daran gethan hatte, die eigenthümliche Sinnesrichtung desselben mit Gewalt brechen zu wollen; die stolzen Hoffnungen, welche der König am Abende seines Leben an den Sohn knüpfte und wiederholt offen aussprach, lassen deutlich erkennen, daß auch ihm ein Verständniß aufgegangen sein mußte über den wahren Werth desselben, daß er Bedauern empfand, erst so spät zu dieser Erkenntniß gekommen zu sein. Der Sohn andrerseits überzeugte sich immer mehr von den vielen vortrefflichen Eigenschaften des Vaters; auch er sah ein, wie Großes derselbe für den Staat geschaffen, wie er ihm, dem Sohne und Nachfolger, durch sein bewundernswürdiges Wirken und Walten die Möglichkeit einer großen Zukunft angebahnt, die Mittel dazu in seine Hände gelegt habe. Nur dankbare Liebe und Verehrung für den Vater erfüllten fortan des Kronprinzen Herz.

Mit dem Eintritt des Jahres 1740 verschlimmerte sich der Zustand des Königs in bedenklicher Weise und wurde bald von den Aerzten für die Brustwassersucht erkannt und als unheilbar erklärt. Der König litt mit vieler Standhaftigkeit die größten Schmerzen und ließ sich keinen Augenblick durch dieselben von der Erfüllung seiner Pflichten abhalten. Mit dem Sohne, welcher zu dieser Zeit sehr oft von Rheinsberg zum Könige berufen wurde, besprach derselbe alle wichtigen Angelegenheiten der Staatsverwaltung in der ausführlichsten Weise und zeigte sich hoch erfreut über die Art und Weise, in welcher der von seinem Schmerze fast überwältigte Kronprinz in seine Gedanken einzugehen verstand. Bei einer dieser Gelegenheiten war es, wo Friedrich Wilhelm zu den um ihn Versammelten mit tiefer Rührung die Worte sprach:

> „Aber thut mir Gott nicht viele Gnade, daß er mir einen so braven und würdigen Sohn gegeben hat."

Wie groß das Vertrauen des Königs zu diesem geworden war, beweist auch die Antwort auf den Vorschlag des Fürsten von Dessau, die preußische Armee um einige tausend Mann entlassener kaiserlicher Soldaten zu verstärken. Er weist den bewährten alten Freund und Diener mit den Worten an den Sohn: „Ich denke zu sterben und habe meinem ältesten Sohne Alles gesagt, was ich weiß."

In der ersten Hälfte des Monat Mai ging der König nach Potsdam, um daselbst zu sterben. Trotz der zunehmenden Heftigkeit der Schmerzen, trotz des immer näher rückenden Endes sehen wir den sterbenden König hier noch täglich in seinem Rollstuhle sich zur Wachtparade fahren lassen; ja als am 27. Mai der Kronprinz eiligst nach Potsdam gerufen wird, weil man die Auflösung des Königs befürchtete, findet er denselben der Grundsteinlegung eines Hauses beiwohnen und zwar von der Nähe seines Todes überzeugt, aber völlig gefaßt und bei frischer klarer Besonnenheit. Noch an demselben Tage dictirte der König dem Minister von Boden von seinem Lager aus eine Instruction über seine Beisetzung. In dieser an seinen Nachfolger gerichteten:

„Instruction, wie ich will, daß Ihr es mit meinem Leibe halten sollt, wenn der Allerhöchste mich aus dieser Zeitlichkeit wird zu sich genommen haben"

heißt es unter Anderem:

„Vierzehn Tage darauf aber soll in allen Kirchen meines Landes eine Leichenpredigt gehalten werden und zwar über den Text: Ich habe einen guten Kampf gekämpft. Von meinem Leben und Wandel, auch Aktionen und Personalien soll nicht ein Wort gedacht, dem Volke aber gesagt werden, daß ich solches expresse verboten habe, mit dem Beifügen, daß ich als ein großer armer Sünder stürbe, der aber bei Gott und seinem Heilande Gnade gesucht. Ueberhaupt soll man mich in solchen Leichenpredigten zwar nicht verachten, aber auch nicht loben."

Zu der Erkenntniß, daß auch er ein sündiger Mensch sei, der nur durch die Gnade Gottes selig werden könne, hatten die Geistlichen den König nur schwer bringen können; in seinem guten Gewissen behauptete Friedrich Wilhelm hartnäckig, er brauche seine Thaten nicht zu bereuen, er könne zufrieden sterben, da er doch Gottes Gebote stets verehrt, nach seiner Ueberzeugung immer recht gehandelt und niemals ein Verbrechen begangen habe.

Erst als ihm der eifrige und furchtlose Prediger Roloff mit eindringlichen Worten nachwies, daß keineswegs Alles, was er gethan, zur Ehre Gottes geschehen sei, als er dem König die vielfache Bedrückung seiner Unterthanen, die willkürlichen Todesurtheile und Verschärfung der von den Gerichten ausgesprochenen Strafen, den Handel mit Menschen u. s. w. vorhielt, erst da überzeugte sich der König von der Sündhaftigkeit, welche auch ihm wie jedem Menschen inne wohnte und unterwarf sich in reuiger Stimmung der göttlichen Gnade.

„Er schont meiner nicht," sagte er zu Roloff, „er spricht als ein ehrlicher Mann mit mir, ich danke ihm dafür und erkenne nun, daß ich ein großer Sünder bin."

Am 31. Mai, Morgens 4 Uhr, fühlte der König sein Ende herannahen, ließ sich in das Zimmer der Königin fahren und diese aufwecken, um in ihren Armen zu sterben. Von ihr und seinen Kindern nahm er den zärtlichsten Abschied und begab sich dann mit dem Kronprinzen in das Vorzimmer, woselbst sämmtliche in Potsdam anwesende Minister, höhere Beamte und Offiziere versammelt waren.

Nachdem er auch von ihnen Abschied genommen, und sie feierlich ermahnt hatte, seinem theuren Sohn eben so treu zu dienen, wie ihm selbst, nachdem er mit schwacher Stimme erklärt hatte, daß er diesem von jetzt ab die Regierung übergebe, welche Erklärung der Major von Bredow laut wiederholen mußte, befahl der König, sämmtliche Pferde seines Marstalles an dem offenen Fenster seines Zimmers vorbeizuführen und forderte mehrere Generale auf, als letztes Zeichen seiner Freundschaft für sie, sich ein Pferd auszuwählen. Und so klar war noch der Geist des Königs, daß er, als der eiserne Leopold von Dessau sprachlos vor Schmerz auf das erste beste Pferd zeigte, dies sofort bemerkte und sagte:

„Sie nehmen gerade das schlechteste, nehmen Sie den Braunen, für den stehe ich ein.“

Des Fürsten tiefe Bewegung, seine unaufhaltsam fließenden Thränen sehend, setzte er sterbend hinzu:

„Es ist des Menschen Geschick, wir müssen Alle der Natur unsere Schuld bezahlen.“

Mit bewunderswerther Kaltblütigkeit beobachtete Friedrich Wilhelm selbst die Fortschritte seiner Krankheit; noch als der Puls bereits zu stocken anfing, bewahrte er sich völlige Herrschaft über seinen Geist und verschied endlich mit den Worten:

„Herr Jesu, Du bist mein Gewinn im Leben und im Sterben.“

Sein Sohn und Nachfolger sagte später über dieses Ende des Vaters:

„Er starb mit der Festigkeit eines Philosophen und der Ergebung eines Christen. Er bewahrte eine bewundernswürdige Gegenwart des Geistes bis zum letzten Augenblicke seines Lebens, indem er seine Geschäfte leitete wie ein Staatsmann, die Fortschritte seiner Krankheit prüfte wie ein Naturforscher und über den Tod triumphirte wie ein Held.“

Was König Friedrich Wilhelm, der noch lange Zeit ungerecht beurtheilte, von Wenigen richtig verstandene König, dem Vaterlande gewesen, das haben wir, so weit unsere schwache Feder es vermag, in den vorliegenden Blättern genugsam gezeigt; wir beschließen dieselben daher nach unserer Meinung am würdigsten mit einer Beurtheilung des Königs, welche wir den Werken seines großen Sohnes entnehmen.

„Dieser Fürst ist es“, sagt Friedrich II. viele Jahre nach des Vaters Tode, „dem Preußen die Gründung seines Heeres und damit sein ganzes Glück zu danken hat; und wenn dies Heer seitdem so furchtbar geworden ist, so gebührt ihm auch daran das Verdienst. Wie der Schatten der Eiche, die uns deckt, in der Kraft der Eichel liegt, aus der sie hervorgewachsen ist, so muß die ganze Welt eingestehen, daß in dem arbeitsamen Leben dieses Fürsten und in seinen klugen Maßregeln der glückliche Zustand zu suchen sei, in welchem nach seinem Tode das Königliche Haus sich befunden hat.“ —

An die Spitze des preußischen Staates, unter Friedrich Wilhelm auf 2275 Quadratmeilen mit 2,240,000 Einwohner und einer Heeresmacht von fast 80,000 Mann, jährlichen Einkünften von 7½ Millionen Thaler, einem Staatsschatz von 9 Millionen Thaler herangewachsen, tritt nunmehr sein Sohn und Nachfolger Friedrich II.

Wie dieser sich und seinem Volke die Bewunderung der ganzen Welt für alle Zeiten, sich selbst schon bei der Mitwelt und für die Ewigkeit, so lange das Menschengeschlecht besteht, den Beinamen der Große erwarb, wie unser Vaterland durch diesen großen König in die Reihen der europäischen Großmächte eingeführt wurde, — das erzählen die folgenden Blätter. —

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

Vollständigste Weltgeschichte bis 1867.

Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Achte neu bearbeitete bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe.

Von

Adolph Schmidt,
Ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Jena.

Dritte vermehrte Auflage.

In 80 Heften à 5 Sgr. (20 Bände) ca. 550 Bogen für 13 Thlr. 10 Sgr.

Der große von Jahr zu Jahr im Zunehmen begriffene Erfolg, welcher die Becker'sche Weltgeschichte seit ihrem ersten Erscheinen begleitete, macht es der Verlagsbuchhandlung möglich, heute abermals mit einer neuen, bis zum Jahre 1867 fortgeführten Auflage vor die Oeffentlichkeit zu treten.

Die Becker'sche Weltgeschichte hat es, wie kein anderes gleichartiges Werk, verstanden, die Ergebnisse geschichtlicher Forschung in eine anregende Form zu kleiden, und nicht wenig ist sie es gewesen, die dazu beitrug, jenen engherzigen, die allgemeine Bildung hemmenden Gelehrtenpedantismus zu brechen, der den großen Inhalt der Geschichte der Völker und Staaten bis zu Anfang dieses Jahrhunderts gefesselt hielt. Es ist das ein Verdienst, für welches die außergewöhnlichen Erfolge gewiß den gerechtesten Ausdruck der Anerkennung bilden.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Cosel, Emil <<von>>,

Geschichte des Preußischen Staates und Volkes unter den Hohenzollern'schen Fürsten

Bd.: 1

Leipzig 1869